Geschichte Karls V.

Von

Hermann Baumgarten.

Zweiter Band.

Erste Hälfte.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1886.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Drittes Buch.

Gattinara und Wolsey.

Der junge Kaiser durfte in der That mit hoher Befriedigung auf die in den letzten Monaten gewonnenen Erfolge blicken, als er im Juni 1521 vom Wormser Reichstage in seine niederländische Heimat zurückkehrte. In allen Beziehungen hatte seine Lage eine Verbesserung erfahren, welche auch ein sanguinischer Sinn noch vor kurzem nicht hoffen konnte. In Castilien war der Aufstand der Städte wie durch ein Wunder plötzlich zusammengebrochen. Die Abwehr des französischen Angriffs auf Navarra ließ sich jetzt zuversichtlich erwarten. Der vom spanischen Stolz längst gewünschte Krieg gegen Frankreich verhieß die letzten Keime der Unzufriedenheit in dem leidenschaftlichen Volke rasch zu ersticken. Wenn auch der Aufruhr in Valencia noch forttobte, das isolierte Feuer mußte bald erlöschen. Für Italien versprach das Bündnis mit dem Papste, mit Florenz und Mantua das Beste. Der päpstliche Einfluß mußte auch auf die Schweiz vorteilhaft wirken. Ferdinand war rasch zur vollen Autorität über die österreichischen Gebiete gelangt. Im deutschen Reiche lagen die Gegner Habsburgs fast ohne Ausnahme am Boden. Die Herzoge von Württemberg und Lüneburg hatten am französischen Hof eine Zuflucht suchen, der gefährliche Mönch, vom Reich geächtet, auf der Wartburg verschwinden müssen: niemand durfte wagen, sich offen für ihn zu erklären. Sein mächtigster oder doch ge-

fürchtetster Freund Sickingen warb ein deutsches Heer für den Kaiser. Der Krieg an der französischen Grenze war im besten Gange. Wenn England schon vor einem Jahre die Freundschaft des Kaisers begehrenswert gefunden hatte, wie sollte es sie jetzt nicht viel höher schätzen? Die Mißstimmung endlich in den Niederlanden war vor dem Sonnenschein des kaiserlichen Glücks rasch gewichen; man durfte von ihrem Reichtum die Füllung der leeren Kassen erwarten.

Diesem verheißungsvollen Aufschwung seiner äußeren Verhältnisse schien die innere Umwandlung des jungen Herrschers zu entsprechen. Haben wir ihn in Worms die große Glaubensfrage nach seiner persönlichen Ueberzeugung entscheiden sehen und aus Aleanders Munde vernommen, seit er von seinem Pädagogen Chièvres befreit sei, zeige der Kaiser seine volle Ueberlegenheit, so beobachten wir in den nächsten Monaten, wie Karl in der That die Zügel der Regierung mehr und mehr in die Hand nimmt. Niemand ist in Chièvres' Stelle eingerückt; verschiedene Personen haben sich in seinen allmächtigen Einfluß teilen müssen, und der Kaiser entscheidet heute für diesen, morgen für jenen. „Der Kaiser," schreiben die englischen Gesandten am 19. Juni aus Brüssel, „ist sehr thätig, erscheint täglich um sechs oder sieben Uhr morgens in seinem Rat, wo er bleibt, bis er zur Messe geht; eine Stunde nach dem Mittagessen kehrt er dahin zurück und bleibt bis zum Abendessen. Er hat dieses Leben seit dem Tode Chièvres' immer geführt." Als im August Wolsey mit Karl verhandelt, findet er, daß der Kaiser „kühl und umsichtig" seine Sache führt, als ein „wahrer kluger Fürst", der seine Interessen reiflich erwägt. Dieser selbst hatte auch bereits das volle Bewußtsein von seinem persönlichen Vermögen: da er Wolsey auffordert, zu ihm zu eilen, bemerkt er: „Ihr und ich, wir werden in einem Tage mehr ausrichten als meine Gesandten in einem Monat"*). Hörten wir früher nur zu oft

*) Karl an Wolsey, 7. August.

von Unwohlsein oder Krankheit des Kaisers, so hat auch das jetzt aufgehört; er scheint sich der besten Gesundheit zu erfreuen. Der Leser erinnert sich, wie im Mai 1520 bei den Festlichkeiten in Canterbury der Kaiser dem Tanz ferngeblieben war. Als er jetzt seinem Schwager, König Christian von Dänemark, zu Ehren in Brüssel ein großes Bankett gab, eröffneten beide Majestäten den Tanz mit den jungen Damen. „Und noch," schreibt Contarini, „in dieser zweiten Stunde der Nacht, geht es fort; denn junge Herrscher wie diese werden nicht leicht müde"*).

So verhieß alles das beste Gedeihen, und doch brachte der Sommer und noch mehr der Herbst manche bittere Enttäuschung. Allerdings gelang es Nassau und Sickingen, eine Reihe fester Plätze Roberts von der Mark und seiner Söhne teils zu stürmen, teils zur Kapitulation zu bewegen, einen der Söhne in ihre Hand zu bringen, schließlich den Vater, der seit Monaten umsonst auf nachdrückliche französische Hilfe gewartet, zum Abschluß eines sechswöchentlichen Waffenstillstandes zu drängen. Aber mit diesen kleinen Erfolgen war gegen den Hauptfeind doch nur wenig gewonnen. Als endlich König Franz selbst mit seinem Heere heranzog, geriet das kaiserliche Kriegsglück ins Stocken, um bald ziemlich empfindlichen Verlusten Platz zu machen. Aehnlich verlief der Kampf in Italien: anfangs ein zuversichtliches Vordringen der päpstlich-kaiserlichen Offensive, dann ein langer peinlicher Stillstand. Dasselbe Schicksal endlich in den Pyrenäen. Die Franzosen, welche über den Ebro in Castilien eingedrungen, werden im Juli mit schwerem Verlust aus Navarra herausgeworfen; der kaiserliche Hof feiert den Sieg mit großen Festlichkeiten. Aber nun eilt Admiral Bonnivet, der mächtigste von Franz' Räten, persönlich nach Guyenne, sammelt rasch ein stattliches Heer und erscheint, nachdem er eine Weile gegen die Spanier manövriert, überraschend schnell

*) Contarini, Brüssel den 4. Juli. Calendar p. 140.

vor Fuenterrabia. Nach wenigen Tagen wird die wichtige Grenzfestung, vielleicht durch Verrat, eine Beute der Franzosen, denen damit der bequemste Eingang in die baskischen Provinzen geöffnet ist.

Da sich so die feindlichen Kräfte das Gleichgewicht hielten, selbst im günstigsten Moment dem Kaiser anderweitiger Beistand erwünscht sein mußte, so gewann das diplomatische Spiel Englands von neuem die besten Aussichten. Allerdings mußte ja, wie vorhin bemerkt, die längst vorhandene Neigung König Heinrichs, mit Karl gemeinsame Sache gegen Frankreich zu machen, durch die dem Kaiser im April und Mai gewordenen Erfolge beträchtlich verstärkt werden. Aber doch nicht so, daß Wolsey auf den Gedanken hätte verzichten mögen, durch ein fortgesetztes Lavieren zwischen beiden Herrschern seinen König über beide zu erheben. Wohl war er so gut wie entschieden, die englische Macht schließlich auf des Kaisers Seite zu werfen, aber nur, wenn sich der Kaiser in seine Hand gab, seinem Rate folgte und so operierte, daß England mit dem geringsten Risiko der größte Gewinn gesichert wurde.

Die sehr unerwarteten Niederlagen, welche König Franz während des Mai in Worms und Rom erlitten, machten ihm das Bedürfnis der englischen Freundschaft ebenso fühlbar, als umgekehrt Karl, welcher um den 20. Mai die von England angebotene Vermittelung ziemlich unumwunden, wenn auch nur in der Erwartung angenommen hatte, daß diese Vermittelung zur engeren Verbindung mit England führen werde, sobald er nach glücklich geschlossenem Reichstage vom Ende der Comuneros und vom Einbruch der Franzosen in Navarra erfuhr, seinen Ton höher stimmte. Franz hatte schon vorher die wenig kluge Liebenswürdigkeit besessen, England die höchst erwünschte Verlängerung des Waffenstillstandes mit Schottland zu verschaffen und ihm dadurch die Hände frei zu machen. Da jetzt, Anfang Juni, England ihn aufforderte, seine Vermittelung anzunehmen oder, wie es Wolsey lieber ausdrückte, sich seinem Schiedsspruch zu

unterwerfen, widrigenfalls er dem Kaiser seinen Beistand leihen müsse, da sträubte sich sein Stolz zwar gewaltig gegen eine so unerhörte Zumutung; sobald er aber vom Abfall des Papstes hörte, erklärte er sich damit einverstanden, daß Wolsey nach Calais komme und dort mit französischen und kaiserlichen Bevollmächtigten über die Beilegung des Streites handle; ja, während er vor kurzem es für ganz unmöglich erklärt hatte, wie England wünschte, während dieser Verhandlungen die Waffen ruhen zu lassen, wollte er jetzt auf den Wunsch seiner Mutter, wie er sagte, sich auch dazu bequemen*). Als diese erfreuliche Nachricht bei der englischen Botschaft in Brüssel eintraf, willigte Karl zwar ein, die Waffen niederzulegen, aber nur, wenn ihm zuvor Navarra zurückgegeben sei; ja die Vermittelung selbst schien er jetzt ohne diese Bedingung nicht zulassen zu wollen. Und es gab noch mehr Schwierigkeiten. Wolsey ließ ihm sagen, er werde in England einen festen Freund finden; das Vermittelungswerk solle ihm als Gelegenheit dienen, sich eng mit Karl zu verbinden, ohne Frankreichs Verdacht zu erregen; aber ehe er nach Calais gehen könne, müßten zwei Bedingungen erfüllt werden: einmal müsse er vom Kaiser wie von König Franz eine förmliche Vollmacht für die Vermittelung erhalten, sodann müsse Karl eigenhändig das Versprechen geben, daß er sich während jener Verhandlungen nicht mit Frankreich verständigen werde**).

Zwischen den beiden Mächten, welche sich nach dem eben Gesagten gewissermaßen schon als Verbündete gegen Frankreich betrachteten, bestand doch ein eigentümliches Verhältnis. Dem englischen Volke galt der Franzose noch immer als Erbfeind; der englische Adel grollte über Wolsey's Neigungen zu Frankreich; die englischen Interessen schienen zum Kaiser zu weisen; wenn des jungen Königs Phantasien hoch stiegen, träumte er sich

---

*) Brewer III, 1, 536.

**) ib. p. 537.

als Gebieter über einen großen Teil Frankreichs, wie er sich ja noch immer König von Frankreich titulierte. Dazu kam, daß er sich soeben dem Kaiser in der großen Angelegenheit der Zeit, der religiösen Frage, eng zugesellt hatte. Am 15. Mai waren in der Paulskirche unter Wolsey's Vorsitz, in Gegenwart zahlreicher Prälaten und des kaiserlichen Gesandten Luthers Bücher verbrannt worden. Wolsey forderte die englische Geistlichkeit auf, ihm alle Schriften des bösen Ketzers zur gleichen Vernichtung einzusenden. Der König hatte die bekannte Schrift gegen Luther verfaßt. Er mahnte die Kurfürsten, gegen den pestilenzialischen Menschen schonungslos einzuschreiten. Er schien von ebenso heißem katholischen Eifer erfüllt zu sein wie der Kaiser, der ihm für das, was er in dieser alle Fürsten gleichmäßig angehenden Sache gethan, herzlich dankte, während er Franz beschuldigte, mit den Lutheranern in Verbindung getreten zu sein, um sie auf seine Seite zu ziehen.

So banden die größten geistigen und politischen Interessen die beiden jungen Fürsten zusammen, und dennoch kostete es Monate mühsamer und oft verdrießlicher Unterhandlungen, bis sie einander die Hand reichten, um sofort in neue Schwierigkeiten zu geraten. Wolsey konnte auf den Gedanken nicht verzichten, den, wie er meinte, übel beratenen Kaiser unter seine Leitung zu nehmen. Wenn England sich mit dem Kaiser verbinde, sollte sich dieser ganz so bewegen, wie es England passe. Er hatte überdies noch immer nicht unbegründete Zweifel an der Solidität von Karls Macht. Er fand es schon deshalb wünschenswert, daß der Kaiser das eben gezogene Schwert einstweilen wieder einstecke; noch mehr, damit König Heinrichs und besonders seine eigene Herrlichkeit über die Welt leuchte, wenn die beiden mächtigsten Fürsten der Christenheit auf sein Geheiß die Waffen niederlegten.

Diese Forderung stieß nun aber bei Karl auf hartnäckigen Widerspruch. Seine Kriegslust erwachte im Verlaufe des Sommers immer stärker. Gleich auf die erste Nachricht vom Ein=

fall der Franzosen in Navarra hatte er Wingfield erklärt, er habe Gott gelobt, für dieses Unrecht an Frankreich Rache zu nehmen. Mitte Juni (eben hatte er den Abschluß des Bündnisses mit dem Papste erfahren) sagte Gattinara demselben Wingfield, was auch England thue, der Kaiser sei entschlossen, sich an Frankreich zu rächen. Mit dem größten Nachdruck forderte der Kaiser jetzt nicht Englands Vermittelung, sondern Beistand, zu dem es verpflichtet sei, da Frankreich ganz evident Vertrag und Frieden gebrochen, nicht nur durch den Einfall in Navarra, von wo es jetzt sogar in Castilien eingebrochen sei, nicht nur durch die Aufstiftung Roberts und Gelderns, durch die Konspiration mit den Lutheranern, sondern durch die schlimmsten Praktiken in Italien. Es habe seinem Feldhauptmann Pescara Erfüllung aller Wünsche verheißen, wenn er zur Eroberung Neapels die Hand bieten wolle, es habe in den Kastellen von Neapel und Gaeta verräterische Verbindungen angesponnen u. s. w.*). Man vernahm, der Kaiser wolle sich demnächst persönlich an die Spitze seines Heeres stellen.

Aber noch sehr viel schroffer als in Brüssel wurden die englischen Vermittelungswünsche in Rom abgewiesen. Ende Juni ahnte man in England noch nichts von dem Bündnisse des Papstes mit dem Kaiser. Am 27. Juni insinuierte Pace, nach Wolsey Heinrichs intimster Rat, dem Nuntius, der Sieg in dem ausgebrochenen Kriege werde sich wohl für Karl erklären, dem Spanien, Deutschland und die Niederlande so ergeben seien, daß sie ihm kein Leid würden widerfahren lassen; es sei deshalb wohl gut, wenn auch der Papst bei Zeiten für sein Interesse sorge, d. h. sich für den Kaiser erkläre. Damals glaubte man noch dem Worte des Königs Franz, er sei durch Vertrag mit dem Papste gebunden, ohne dessen Zustimmung in keine Verhandlung mit dem Kaiser einzutreten. Als nun aber der neue Gesandte Clerk dem Papste im allgemeinen Interesse der

*) Brewer p. 545.

Christenheit Wolsey's Friedensvermittelung anpries und ihn aufforderte, sie durch Entsendung des Kardinals Medici nach Calais zu unterstützen, da machte Leo seinem frischen Hasse gegen den alten Freund Luft. König Heinrich, erwiderte er, wisse nicht, mit welcher Anmaßung und Unverschämtheit die Franzosen ihn behandelt hätten; König Franz habe ihm nie sein Wort oder einen Vertrag gehalten, habe die Herzoge von Urbino und Ferrara gegen ihn unterstützt, obwohl er verpflichtet gewesen, ihm Ferrara zu übergeben, habe dieses statt dessen in das Bündnis mit der Schweiz aufgenommen. Solange König Franz unter dem Einflusse seiner Mutter und des Admirals Bonnivet stehe, die beide ebenso wie Lautrec vom Herzog Alfons bestochen seien, könne man auf sein Wort gar nichts geben. Er, Leo, werde nie zu einer Verhandlung zwischen Frankreich und dem Kaiser seine Zustimmung geben, vielmehr sein Blut verspritzen, um die Franzosen aus Italien zu vertreiben. König Heinrich sollte helfen, die Insolenz der Franzosen zu züchtigen, statt seine Mühe an eine unmögliche Vermittelung zwischen ihnen und dem Kaiser zu verschwenden*).

Diese leidenschaftliche Stimmung des Papstes mußte natürlich Karls Abneigung gegen einen Waffenstillstand erheblich verstärken. Er wußte durch Manuel, wie argwöhnisch der Papst noch immer spähte, ob er nicht irgend welche Versuche mache, sich mit Frankreich zu verständigen; der Nuntius trieb unablässig zu energischer Fortsetzung des Kriegs, daß Karl selbst in Frankreich eindringe. Wolsey, schrieben die englischen Gesandten aus Brüssel, werde nun wohl des heiligen Vaters Friedensliebe kennen lernen: seinem Ehrgeiz werde all

*) Clerk an Wolsey, Rom den 9. Juli. Jetzt noch suchte der Papst dem Engländer einzureden, er habe noch kein Bündnis mit dem Kaiser abgeschlossen. Als ihm Clerk vorwarf, daß er Karl mit Neapel belehnt habe, ohne, wie er doch versprochen, England zu fragen, erwiderte er, die Franzosen hätten ihn auf die spanische Seite gezwungen.

diese Zwietracht verdankt*). Der Kaiser kündigte ihnen an, den 1. August werde er mit seinem Heere von Namur nach Frankreich aufbrechen. Der Kaiser, hieß es einige Tage später, ist trotz allen Vorstellungen entschlossen, sein gutes Glück persönlich zu verfolgen, da sie meinen, die Gelegenheit sei günstig und von England doch kein Beistand zu hoffen. Eben hatte man jubelnd die Siegesnachrichten aus Navarra empfangen; über Italien ließ der Papst das Beste melden: überall seien die Franzosen über die Maßen verhaßt, die Bevölkerung werde gegen sie in Mailand wie in der ganzen Lombardei aufstehen, Lautrec verfüge nur über eine winzige Macht, während Colonna mit einem stattlichen Heere vorrücke.

Trotz all dieser Kriegslust der Verbündeten war es Karl doch höchst erwünscht, daß sich Wolsey Ende Juli nach Calais auf den Weg machte. Er hatte nicht nur die geforderte Zusicherung ausgestellt, daß er in keiner Weise, weder direkt noch indirekt, ohne das Wissen und die ausdrückliche Einwilligung Englands mit Frankreich verhandeln werde; er hatte auch auf den natürlichen Wunsch verzichtet, daß England ihm die gleiche Versicherung erteile, was, wie Wolsey mit Recht bemerkte, für England große Ehre und Vorteil war; den Waffenstillstand hatte er dagegen beharrlich zurückgewiesen, vielmehr von England die Sendung von 4000 Bogenschützen erbeten. König Heinrich fand das natürlich ganz unzulässig, ging aber auf Wolsey's Rat ein, 5—6000 Bogenschützen für die Zeit, wo er mit Karl abgeschlossen haben werde, bereit zu stellen. Sobald man sich mit dem Kaiser über die gemeinsame Invasion in Frankreich geeinigt habe, werde es, meinte der König, vor allem wichtig sein, die französische Flotte mit vereinten Kräften zu vernichten**). Aber obwohl er so schon ganz in dem Gedanken engster Verbindung mit dem Kaiser lebte, fand er es doch

*) Wingfield und Spinelli an Wolsey, 16. Juli.

**) State Papers 1, 16. 21. 23.

zweckmäßig, Wolsey nicht nur eine Vollmacht für den Abschluß eines Bündnisses mit dem Kaiser zur Verteidigung ihrer Reiche und zur Wiedereroberung der englischen Besitzungen in Frankreich mitzugeben, sondern eine ebensolche für engere Verbindung mit Frankreich, oder auch mit dem Papst, dem Kaiser und Frankreich*). Wolsey sollte keine einzige Möglichkeit verschlossen sein.

Die Räte Karls, welche nach Calais eilten, um den mächtigen Kardinal gleich bei seiner Landung zu begrüßen, mußten sich auf einen schweren Stand gefaßt machen, da Wolsey immer wieder auf die Forderung zurückkam, die Kriegführenden müßten, um der Vermittelung volle Wirksamkeit zu sichern, in eine Waffenruhe willigen. Auf dem Wege nach Calais, in Dünkirchen, glaubte Gattinara, obwohl er sich doch eben erst von Karl getrennt hatte, für denselben eine Denkschrift aufsetzen zu müssen, welche die gesamte Situation eingehend erörterte. Ein höchst interessantes Schriftstück, das uns sowohl die Lage des Kaisers als Gattinara's Anschauungsweise und sein Verhältnis zu Karl lebendig vorführt**).

Tag und Nacht, beginnt Gattinara, sinne er darüber, was dem Dienst des Kaisers in den gegenwärtigen großen Geschäften fromme; die Dinge liegen so, daß es sehr schwierig sei, einen guten Rat zu geben, ob er den Krieg fortführen oder die Waffenruhe bewilligen lassen solle, um die man ihn so sehr bestürme. Um zu einem sicheren Resultate zu gelangen, müsse man die Gründe sorgfältig gegeneinander abwägen, welche das eine wie das andere empfehlen. Für die Annahme des Waffenstillstandes, meint Gattinara, sprechen folgende Gründe: 1) Daß der Ausgang des Kriegs zweifelhaft sei und man nichts wagen solle, wo man Ruhe haben könne. 2) Man

---

*) Brewer III, 2, 587 f.

**) Die Denkschrift Gattinara's vom 30. Juli ist bei Le Glay, Négociations 2, 473 ff. und bei Lanz, Staatspapiere S. 1 ff. gedruckt.

dürfe keinen Krieg wagen, wenn man nicht die Mittel habe, ihn zu Ende zu führen; nun aber sei das von Neapel gehoffte Geld ausgeblieben, von Spanien könne man nichts erwarten und für die Niederlande allein sei die Last zu schwer. 3) Die Anschläge auf Genua und Mailand seien nicht so, wie man gehofft, gelungen. 4) Es drohe die Gefahr, daß sich die Schweizer für Frankreich erklärten, nicht nur in Italien, sondern auch hier an der niederländischen Grenze und in Deutschland, woraus dann ein gewaltiger und gefährlicher Krieg entstehen werde. 5) Sei die spanische Armee aus Geldmangel und um Toledo zu bezwingen aus Navarra nach Castilien zurückgegangen und scheine in Frankreich nichts unternehmen zu wollen. 6) Navarra sei zur großen Ehre des Kaisers wiedergewonnen, Robert hinlänglich gezüchtigt, Frankreich habe keinerlei Vorteil errungen: so könne die Waffenruhe in keiner Weise für den Kaiser unrühmlich sein, zumal sie nicht von ihm, sondern von England und Frankreich begehrt werde. 7) Die Jahreszeit sei schon so weit vorgerückt, daß die kaiserliche Armee kaum vor dem Eintritt des Winters bereit sein werde; die Septemberregen würden das offene Feld unhaltbar machen, die Franzosen sich in die Städte zurückziehen, das Geld zwecklos ausgegeben werden und so der Kaiser seine Person und seinen Staat in Gefahr bringen ohne die Hoffnung eines entsprechenden Gewinns.

Diesen Gründen, welche die Annahme der Waffenruhe empfehlen, stellt Gattinara die anderen gegenüber, welche von ihr abmahnen. Vor allem, schreibt er, mache dem Kaiser 1) sein Bündnis mit dem Papste ein solches Verfahren unmöglich, zumal da 2) der Papst dieses Bündnis in einem Augenblicke abgeschlossen habe, wo es mit dem Kaiser schlecht gestanden, Navarra verloren gewesen, noch weitere Verluste in Spanien gedroht hätten, die Armee in Neapel nicht fertig, seine eigene Hilfe fern gewesen sei, der Papst also seinen ganzen Staat gewagt habe, um sich mit dem Kaiser zu ver-

binden; wenn dieser trotzdem jetzt ohne den Papst Waffenstillstand schließen und ihn in der Gefahr lassen wolle, so sei das ein so böses Beispiel, daß ihm nie wieder jemand trauen werde. 3) Wenn der Papst sich so im Stich gelassen sehe, könne er die Investitur mit Neapel wie den Dispens für das Reich zurücknehmen und dadurch den Verlust Neapels herbeiführen und das Reich in Gefahr bringen. 4) Werde der Kaiser riskieren, den (von der Kurie herrührenden) Anspruch auf Navarra, wie die bedeutenden kirchlichen Bewilligungen in Spanien zu verlieren. 5) Werde der Papst, sowie er sich vom Kaiser verlassen sehe, sich mit Frankreich und Venedig verbinden, sie dann zusammen die Schweiz heranziehen und so den Kaiser ganz aus Italien herauswerfen, ihm auch jede Hoffnung in Italien benehmen: „infolge davon werdet Ihr das Herz all Eurer Freunde und Diener nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland und den anderen Ländern verlieren.“ 6) Die Armee des Kaisers sei doch fast aufgestellt, die Ausgaben dafür gemacht; die ganze Welt wisse davon und erwarte nun Wunder; wenn man jetzt, ohne daß das Heer etwas gethan, die Waffen niederlege, so werde der Kaiser damit alle Reputation verlieren. 7) Der Kaiser habe eine gerechte Sache und Gott zum Helfer; er werde Gott gegen sich stellen, wenn er seine Feinde erleichtere, seine Freunde und Unterthanen aber preisgebe. 8) Diejenigen, welche jetzt die Waffen für ihn ergriffen, würden das nächste Mal keine Lust haben, für ihn auszuziehen, wenn er sie jetzt heimsende, ohne ihren Arm gebraucht zu haben. 9) Die Unterthanen, welche jetzt bereit, dem Kaiser mit Leib und Gut zu dienen für den Krieg, werden die Lust verlieren, zu zahlen und noch einmal auszuziehen, wenn sie den Kaiser so schwach nachgeben sehen. „Der zehnte Grund ist, daß Ew. Majestät vor allen Dingen suchen muß, Ruhm zu gewinnen; denn bis jetzt ist Eure Person in keinem Staatsgeschäft thätig geworden, woraus man gut oder übel schließen könnte; die Erwartung der ganzen Welt ist bis

jetzt darauf gerichtet gewesen, daß Ihr bei so schöner Gelegenheit etwas thun müßtet, das eines solchen und so großen Kaisers würdig wäre, da Spanien durch die göttliche Barmherzigkeit ganz wieder zum Gehorsam zurückgebracht ist, da Italien auf allen Seiten nach dem Kaiser ruft und Eure Größe wünscht, da Deutschland Euch fürchtet, liebt und achtet, da die Schweizer sich nicht offen gegen Euch zu erklären wagen, da Eure Feinde ganz erstaunt und voller Besorgnis sind. Da nun dies, Sire, das erste Heer ist, das Ihr ins Feld gestellt und Ihr darauf so bedeutende Summen verwendet habt und eine so gewaltige Schilderhebung erfolgt ist, daß der Ruf davon die ganze Welt erfüllt, so muß wohl daran gedacht werden, diesem Beginnen einen solchen Ausgang zu sichern, daß die Reputation Ew. Majestät nicht verloren oder verändert, sondern erhalten und gemehrt werde."

Die sieben Gründe für die Waffenruhe glaubt Gattinara den sieben Todsünden vergleichen zu können, durch welche man den Kaiser in Versuchung führen wolle, die zehn dagegen angeführten Gründe aber den zehn Geboten Gottes, denen er gehorchen müsse. Er sucht dann in charakteristischer Weise seine Ansicht durch spezielles Eingehen auf die einzelnen Punkte noch weiter zu begründen. Von dem entschlossenen Vorgehen des Kaisers stellt er sogar eine günstige Wirkung auf England in Aussicht, das doch gerade die Waffenruhe forderte. Die finanziellen Bedenken schlägt er nicht hoch an. Ursprünglich habe der Kaiser sein Heer vier Monate im Felde halten wollen, aber zwei würden genügen, und für die liege das Geld bereit. Im August und September ließen sich sehr wohl rühmliche Thaten verrichten, dann könne man die etwa wünschenswerte Waffenruhe unter günstigeren Bedingungen erlangen. Die Erfolge in Navarra bedeuteten für die Ehre des Kaisers nichts, denn sie würden lediglich seinen spanischen Unterthanen, nicht ihm verdankt, da er weder Befehl noch Geld dazu gegeben, auch nicht dabei gewesen sei. Wenn nun seine spanischen

Unterthanen ohne ihn einen Sieg errungen, er aber an der Spitze eines großen Heeres nichts gethan habe, so könne er ermessen, welche Ehre er davon haben, wie seine Unterthanen und Nachbarn von ihm denken würden, welche wohl die Not Frankreichs kennten. Das Heer Nassau's sei stärker als das französische, das noch keine Schweizer habe, sie auch so bald nicht bekommen werde. Deshalb müsse der Kaiser sein Heer ohne Zeitverlust gegen den Feind anrücken lassen, wäre es auch nur um einen Taubenschlag zu erobern, obwohl man Guise, Tournay und Terouanne leicht nehmen könne. „Und wie klein es auch sei, was Ew. Majestät beginnt, sei es auch nur das Werk von vierzehn Tagen oder einem Monat, Ew. Majestät wird Ruhm dabei gewinnen, die Feinde in Erstaunen setzen, der Papst wird befriedigt sein und festhalten, der König von England wird kühner werden, sich für Ew. Majestät zu erklären, der Kardinal von York eifriger, damit es nicht ohne ihn geschehe, die Schweizer bedenklicher, sich für Frankreich zu erklären, da sie sehen, sie würden zu spät kommen." Das entscheidende Moment bleibt aber immer die Reputation des Kaisers. „Mein Schluß ist," schreibt Gattinara, „Ew. Majestät muß sich an die zehn Gebote halten und sich nicht von den sieben Todsünden verführen lassen, das begonnene Unternehmen ohne Zögern fortführen, damit Ihr von Euch mit Ehre und Reputation reden macht, zumal Ihr eine so gerechte Sache und Gott für Euch habt."

So dachte und räsonnierte der Mann, welcher jetzt auf die Politik des Kaisers den vorwiegenden, wenn auch keineswegs den maßgebenden Einfluß übte. Chièvres würde es schwerlich nötig gefunden haben, seine Ansicht so umständlich zu begründen. Gattinara aber weiß, daß der Kaiser nicht nur ihn hört. Er bittet ihn wegen der Länge seines Schreibens um Entschuldigung: der Eifer für seine Machterhöhung reiße ihn fort. Er meine, die Herren von seinem Rat hätten keine Zeit, reiflich darüber nachzudenken, er habe hier seine Zeit nicht

verlieren wollen und deshalb seine Gedanken aufgesetzt; der Kaiser möge sie den Räten mitteilen, damit sie bessere Gelegenheit hätten, alles wohl zu erwägen. Ohne Zweifel meint er, daß manche unter ihnen entgegengesetzter Ansicht sind. Daß seine Argumentation an mehr als einer Stelle stark ins Sophistische fällt, liegt auf der Hand. In Wahrheit wägt er die Gründe für und gegen nicht objektiv ab, sondern schneidet sie zurecht, damit seine feststehende Ansicht den Sieg davontrage. Wenn er die Reputation des Kaisers so stark betont, so liegt darin unzweifelhaft sehr viel Wahres: es war in der That von größter Wichtigkeit, daß der von aller Welt bisher gering taxierte Kaiser persönliches Ansehen gewinne. Wenn aber Gattinara immer wieder auf diesen Punkt zurückkommt, so thut er das sicher doch auch in der Gewißheit, daß dieses Argument auf den Kaiser besonderen Eindruck mache, daß derselbe ebenso stark wie er die Notwendigkeit empfinde, sich persönlich hervorzuthun. Ganz gewiß endlich hat der junge Herr an einer so umständlichen und so eigentümlich theologisch gefärbten Erörterung einer wichtigen Frage Freude, sonst würde ihm Gattinara nicht diese im Druck zehn Quartseiten füllende Denkschrift aufgesetzt haben.

Am 2. August landete Wolsey in Calais, von höchst stattlichem Gefolge begleitet. Die kaiserlichen Gesandten, außer Gattinara die Herren von Berghes und Fiennes und Karls Sekretär Philipp Haneton, waren bereits zur Stelle. Sofort begannen die Verhandlungen, nicht über Frieden oder Waffenruhe, sondern über das Bündnis und die Heirat Karls mit Marie. Wolsey erhob dabei unter anderem den Anspruch, der Kaiser müsse seinen Herrn voll für das entschädigen, was er an französischen Pensionen und sonstigen Geldzahlungen verlieren werde. Zum Bündnis waren die Kaiserlichen in hohem Grade geneigt, aber von solcher Entschädigung wollten sie nichts hören. Denn England erfülle lediglich seine Pflicht, wenn es dem

Kaiser Beistand leiste, da es keinem Zweifel unterliege, daß Frankreich die Verträge gebrochen und den Krieg begonnen habe. Zum Beweise dessen legten sie einen abgefangenen Brief des Königs Franz an Graf Carpi vor*), welcher allerdings die Behauptung des Königs, er habe mit den Unternehmungen Roberts von der Mark nichts zu thun, schlagend Lügen strafte. Wolsey suchte trotzdem die Verpflichtung Englands in Abrede zu stellen, da in jeder vollkommenen Freundschaft der Nutzen mit der Treue verbunden sein müsse. Vor allem drängten die Kaiserlichen Wolsey, daß er ihren Herrn aufsuche. Das aber, schrieb er seinem Könige, werde er nicht thun, ehe er sich mit den Vertretern des Kaisers über alles geeinigt habe, was Bündnis und Heirat betreffe**).

An demselben Tage, wo der Kardinal über diese Verhandlung ausführlich berichtete, am 4. August, erschienen die französischen Gesandten, an ihrer Spitze der Kanzler Anton Duprat. Am 5. hatten sie die erste Unterredung mit dem Kardinal. Er floß über von Beteuerungen der Liebe zu König Franz und des Eifers für das Wohl der Christenheit. Um den Frieden herzustellen, wolle er zu Franz und Karl reisen, ja, wenn nötig, zu Fuße bis Rom gehen. Vor allem sei Waffenruhe nötig, um dann über den Frieden verhandeln zu können. Zu seinem Bedauern seien aber seit den Erfolgen in Navarra, seit seiner Verbindung mit dem Papste und den Geldbewilligungen der Niederlande die Gesinnungen des Kaisers völlig verändert: seine Gesandten wollten weder von Frieden noch von Waffenruhe hören. Da Wolsey nichtsdestoweniger in die Franzosen drang, daß sie ihrerseits sich bereit erklären sollten, die Waffen niederzulegen, fanden sie das natürlich ungehörig, mit wie speziösen Gründen er sein Ansinnen auch unterstützte. Sie behaupteten, eine Waffenruhe werde lediglich dem katho-

---

*) Es ist der in Granvelle's Papieren 1, 116 ff. abgedruckte.

**) State Papers 1, 27 ff.

lischen Könige von Vorteil sein, da ihr Herr mit großem Aufwande drei beträchtliche Heere ins Feld gestellt habe, Karl aber noch Zuzug aus Deutschland erwarte. Gleich jetzt durchschauten sie das Spiel Wolsey's: unter dem Vorwande, schrieben sie, bei Karl selbst die Waffenruhe durchzusetzen, welche seine Vertreter hartnäckig weigerten, werde er nach Brügge gehen. König Franz wußte das aber bereits, ehe er das Schreiben seiner Gesandten erhielt*).

Am 7. August wurde unter dem Vorsitz Wolsey's und in Gegenwart eines päpstlichen Nuntius die erste Konferenz abgehalten. Nachdem der Kardinal in gewohnter Weise vom Wohl der Christenheit, der Freundschaft seines Herrn für die beiden kriegführenden Souveräne, seinem Wunsch, den Frieden zu vermitteln, und der Notwendigkeit sofortiger Waffenruhe gesprochen, erklärte der Nuntius, es sei ein sehr löbliches Werk, an der Herstellung des Friedens zu arbeiten, er habe dafür aber keine Vollmacht. Darauf nahm Gattinara das Wort, zählte die lange Reihe der Beschwerden seines Herrn gegen Frankreich auf und schloß damit, zu erklären, da es keinem Zweifel unterliege, daß Frankreich Frieden und Vertrag gebrochen, habe die kaiserliche Gesandtschaft nicht den Auftrag, über Frieden oder Waffenstillstand zu verhandeln, sondern von England die schuldige Hilfe zu fordern. Duprat suchte die Argumente Gattinara's zu widerlegen, sagte, England zuliebe sei König Franz zu friedlicher Verhandlung bereit gewesen, da aber das Gegenteil dieselbe ablehne, werde er sein gutes Recht mit den Waffen verteidigen. Auch er nahm dafür den englischen Beistand in Anspruch. Wolsey redete einen Augenblick mit den kaiserlichen Gesandten, dann sagte er laut, er wolle selbst den katholischen König in Brügge aufsuchen, um ihn zu Frieden oder Waffenruhe zu bestimmen. Die französischen Gesandten bat er, seine Rückkehr in Calais zu erwarten; gelinge es ihm nicht, Karl für seine

---

Le Glay, Négociations 2, 535 ff. Brewer III, 2, 602.

friedlichen Absichten zu gewinnen, so werde er ihm sagen, daß sich König Heinrich für Frankreich erklären müsse*).

Danach hätte man die sofortige Abreise Wolsey's erwarten müssen; dieser wollte ja aber Calais nicht verlassen, ehe er sich mit Karls Vertretern über Heirat und Entschädigung geeinigt. Da machte ihm Gattinara verdrießliche Schwierigkeiten, der, wie er klagte, „steif auf seiner Meinung bleibt". Schon waren die Wagen gepackt. Er ließ sie wieder abladen. Den Franzosen redete er vor, Gattinara allein sei an allem Unheil schuld, von Karl erwarte er bessere Nachrichten. Er meinte sie vollkommen beruhigt zu haben. Ob es ihm wirklich gelang, Gattinara zu beugen, wissen wir nicht. Am 12. August brach er von Calais auf.

Wie ein König zog er dahin, die kaiserlichen Gesandten und der Nuntius in seinem Gefolge, das über tausend Pferde zählte. Der Mann, welcher seinem Könige gern in tiefer Unterthänigkeit schrieb „aus meinem armen Hause neben Westminster", während er sich doch mit derselben Formel wie der König anreden ließ, päpstlicher Legat, Kardinal, Primas der englischen Kirche, Kanzler von England, von Karl und Franz gleichmäßig umworben, vom Papst gefürchtet, er ging jetzt, den jungen Kaiser unter seine gütige Obhut zu nehmen. Da jetzt, hatte er ihm vor acht Tagen geschrieben, gute Hoffnung auf enge und unlösliche Verbindung seines Königs mit ihm bestehe, so wolle er sich um seine Angelegenheiten wie einer seiner Diener und Räte annehmen, für des Kaisers Ehre und Sicherheit ebenso sorgen wie für die seines Königs. Karl blieb hinter solchen Beteuerungen nicht zurück. Er wolle ihn, erwiderte er, auf den Grund seines Herzens sehen, sich ganz von ihm leiten lassen. Wenn ihn freilich Wolsey dringend gebeten hatte, doch ja nicht selbst ins Feld zu ziehen, so beteuerte er seinen Entschluß, aus-

---

*) Duprat an König Franz, Calais den 8. August. Zu vergleichen Gattinara's ausführlicher Bericht in den Papiers d'état de Granvelle 1, 128 ff.

zuführen, was er begonnen, und in eigener Person „dahin zu gehen"*). Je weniger er aber gemeint war, sich von dem fremden Herrn meistern zu lassen, um so zweckmäßiger erschien es, die Eitelkeit desselben mit ganz überschwenglichen Ehrenbezeigungen zu kitzeln.

Als der Kardinal am 14. erwartet wurde, ritt ihm der Kaiser mit seinem ganzen Hofe vor die Thore von Brügge entgegen. Er mußte da anderthalb Stunden warten, bis der gewaltige Herr kam. Als er endlich erschien, stieg er nicht etwa, wie üblich, von seinem Maultier, sondern umarmte den Kaiser aus seinem Sattel. Neben dem Kaiser ritt er in die Stadt ein; seine ganze Begleitung war in roten Atlas gekleidet. Im kaiserlichen Palaste selbst waren die Zimmer für ihn bereitet; der Kaiser begleitete ihn bis an die Thür seines Gemachs. Den nächsten Morgen ritten sie miteinander zur Messe. Es waren zwei Thronhimmel für sie in der Kirche aufgeschlagen, aber Karl bestand darauf, daß der Kardinal unter dem seinigen Platz nahm, auf demselben Schemel mit ihm kniete. Nach der Messe speiste Wolsey beim Kaiser, worauf sie eine zweistündige Unterredung hatten. Als sich der Kardinal in seine Gemächer zurückgezogen hatte, empfing er den Besuch Margaretens.

Wolsey rühmte seinem Könige, er werde in Brügge bewirtet, wie er nie ähnliches gesehen oder gehört. Er fand es nötig, da man ihn wie einen König ehrte, sich wie ein solcher hoch zu halten. Da der seit einiger Zeit am kaiserlichen Hofe weilende König von Dänemark ihm durch einen Erzbischof und zwei andere Große den Wunsch ausdrücken ließ, ihn zu sprechen, forderte Wolsey (natürlich „mit Rücksicht auf Eure Ehre", wie er König Heinrich schrieb), daß der Herrscher Skandinaviens ihn in seiner Wohnung aufsuche, machte dann aber die gnädige Konzession, daß sie sich in einem Garten zwischen ihren Wohnungen träfen. Den nächsten Morgen jedoch erschien König

*) Monum. Habsb. p. 233 f. Brewer III, 2, 606.

Christian in Wolsey's Gemächern. Einer so untergeordneten Persönlichkeit, wie dem venezianischen Botschafter Contarini, Audienz zu gewähren, fand er lange keine Zeit; erst nachdem Contarini eine Woche lang gewartet, war er so glücklich, dem hohen Herrn seine Huldigungen darbringen zu dürfen. Auch die päpstlichen Nuntien baten öfter vergeblich um Gehör*).

Ueber den Gang der Verhandlungen fehlen genaue Angaben. Karl versammelte eines Morgens seine Räte, um das Programm für den diplomatischen Feldzug festzustellen. Die Herren von La Roche, Berghes, La Chaulx, Hoochstraten, Haneton, die Bischöfe von Elna und Lüttich, zuletzt Gattinara, gaben ihre Ansichten kund. Man war noch immer weit davon entfernt, England zu trauen; wenn der Krieg nicht glücklich gehe, werde es dissimulieren oder gar brechen. Bei der Heirat lag den Herren hauptsächlich daran, daß sie durchaus geheim bleibe, damit Portugal und Spanien nichts Schlimmes brauten. Das Bündnis mit England schien besonders deshalb unentbehrlich, weil man den Schutz der englischen Flotte für Karls Ueberfahrt nach Spanien nötig fand. Man war darüber einig, daß Karl wieder über England gehen müsse, um die gefährliche Fahrt durch den Kanal zu umgehen. Ueber diesen Punkt, über die Zeit, wo sich England gegen Frankreich erklären müsse und über die Modalitäten der von England geforderten Entschädigung wünschte man vor allem günstige Bestimmungen durchzusetzen. Merkwürdigerweise wurde die eigentliche Verhandlung mit dem Kardinal der klugen Margarete übertragen, der man Jean de Berghes beigab. Gattinara hatte wohl wenig Neigung, schien auch wohl wenig geeignet, mit dem hochfahrenden Herrn zu traktieren. Margarete empfahl sich, zumals als alte Freundin Englands, in jedem Betracht am besten.

*) Contarini's ausführliche Berichte vom 14. August ab in Rawdon Browns Calendar p. 160 ff. Wolsey's Schreiben an König Heinrich, State Papers 1, 36 ff.

Nach zehntägiger Arbeit wurde am 25. August ein Instrument unterzeichnet, das auch der Kenner der Zeit nicht ohne mannigfache Verwunderung lesen kann. Dieses kleine Buch*) beginnt damit, das Phantom der Heirat Karls mit Marie in einem Tone zu behandeln, als wäre es beiden Teilen damit bitterster und heiligster Ernst. Karl wird sich in keiner Weise und unter keinen Umständen mit einer anderen Frau verbinden, ebensowenig Marie mit einem anderen Manne. Sobald sie das zwölfte Jahr vollendet hat, soll die Vermählung stattfinden. Alle Details über Höhe der Aussteuer und des Wittums, Ort und Zeit der Vermählung werden mit einer Genauigkeit festgestellt, als wenn die Hochzeit noch in diesem Jahre gefeiert werden sollte. Nur um diesen Heiratsvertrag, an dessen Ausführung ja doch niemand denken konnte, besser zu sichern, gingen der Kaiser und England die engste Verbindung ein, nicht nur zur Wahrung ihrer gegenwärtigen Besitzungen, sondern auch zur Wiedergewinnung der Länder, Rechte und Einkünfte, welche ihnen andere vorenthalten. Sobald einer von ihnen angegriffen wird, muß ihn der andere mit seiner ganzen Macht unterstützen. Da sie mit vereinigten Kräften zurückerobern wollen, was ihnen der französische König ungebührlicherweise vorenthält, und es dafür im höchsten Grade förderlich sein wird, daß sich der Kaiser nach Spanien begibt, die volle Ordnung dort herstellt, die Kriegs- und Geldkräfte des Landes gegen Frankreich in Bewegung setzt, so wird bestimmt, daß er die Reise dahin vor Ende des nächsten Februar und zwar über England antrete. König Heinrich wird den Kanal mit seiner Flotte so absperren, daß der Kaiser sicher nach Dover oder Sandwich übersetzen kann. Der König wird ihn von da nach Falmouth geleiten und dort eine Flotte bereit halten, um seine Ueberfahrt nach Spanien zu decken. „Um das Königreich Frankreich und andere

*) Es füllt in den engen Druck der Monum. Habsb. die Seiten 244 bis 267.

Gebiete, welche der französische König okkupiert hält, zurückzuerorbern", werden die beiden Herrscher im März des Jahres 1523 öffentlich genanntem Könige von Frankreich ihre Feindschaft und den Krieg zu Lande und zu Wasser erklären. Ein jeder von ihnen wird vor dem 15. Mai des genannten Jahres an der Spitze eines Heeres von 10000 Reitern und 30000 Fußsoldaten Frankreich angreifen, Karl von Spanien und den Niederlanden her, Heinrich da, wo es am zweckmäßigsten erscheinen wird; die niederländischen Haufen des Kaisers sollen dem Könige dabei behilflich sein. Die Verbündeten werden ebenso den Kampf zur See mit gleich starken Flotten führen.

Daß sich im August 1521 zwei Herrscher verpflichten, im Frühling 1523 einer dritten Macht den Krieg zu erklären, zumal wenn einer jener Herrscher mit dieser Macht längst im Kriege liegt, scheint seltsam. Aber bei jener Beratung hatte La Chaulx gefunden, vor Ende April werde der Kaiser schwerlich in Spanien sein, er werde dort gewaltig viel zu thun finden; die Reichshilfe sei erst für den August zugesagt; dann sei es zu spät und also vor dem Frühling 1523 der Angriff mit aller Kraft nicht möglich. Uebrigens wurde auch jene immerhin sehr eigentümliche Bestimmung durch eine spätere so gut wie aufgehoben. Wenn nämlich, wurde in Artikel 20 ausgemacht, vor dem Beginn des nächsten November kein Waffenstillstand zwischen Karl und Franz zustande käme, oder Franz nachher den Krieg erneuerte, dann sollte König Heinrich während der Reise des Kaisers durch England sich als Feind Frankreichs bekennen und diese Erklärung innerhalb des folgenden Monats veröffentlichen. Welche Gebiete ein jeder von Frankreich in Anspruch zu nehmen hat, soll später ausgemacht werden. Das Bündnis ist übrigens nicht nur gegen Frankreich gerichtet. Wenn einer der kontrahierenden Fürsten sonst etwas zurückzuerobern, oder rebellische Vasallen zu züchtigen, England z. B. sich Schottland zu unterwerfen und Irland, Karl Geldern und Friesland

zu gebührendem Gehorsam zu bringen wünscht, ist der andere auch dafür Beistand zu leisten verpflichtet. Wie sehr sich auch die Kaiserlichen gesperrt hatten, auf die Entschädigungsansprüche Englands einzugehen, sie mußten doch die Verpflichtung auf sich nehmen, wenn Frankreich die in früheren Verträgen übernommenen Zahlungen einstelle, so werde der Kaiser jährlich England 133000 Goldkronen zahlen.

Bei allen Vertragsschließungen in jener Zeit machen wir die Beobachtung, daß die Pacisżenten den Bruch des Vertrags als etwas sehr Wahrscheinliches betrachten und sich deshalb gegenseitig durch die stärksten Bande zu fesseln suchen. Sehr häufig müssen die Souveräne der betreffenden Länder in eigener Person sich durch einen höchst feierlichen Eid verpflichten, die Bestimmungen des Vertrags gewissenhaft zu erfüllen. Geht es an, so wird eine Heirat als zuverlässiges Fundament des Pakts herangezogen. In unserem Falle wurde zu allem dem eine ganz besondere Bürgschaft notwendig befunden. Vier Monate nach Verkündigung des Vertrags, bestimmte Artikel 28, soll der Kaiser wie König Heinrich vor Richter, Notaren, Zeugen und Vertretern der anderen Macht öffentlich bekennen, daß er gegenwärtigen Heiratsvertrag abgeschlossen habe, und den Richter auffordern, ihn mit der Exkommunikation, seine Reiche mit dem Interdikt zu belegen, wenn er nicht alle Bestimmungen des Vertrags pünktlich befolge. Sollte aber die Heirat durch den Tod der Prinzessin Marie gehindert werden, der König von England einen Sohn, der Kaiser aus anderer Ehe eine Tochter bekommen, so werden diese unter später festzusetzenden Bedingungen eine Ehe miteinander eingehen.

Als König Heinrich den Vertrag erhielt, ließ er Wolsey seine höchste Zufriedenheit darüber aussprechen, daß er alle seine Wünsche zu erfüllen gewußt habe. Ob sich der Kaiser ebenso befriedigt fühlte, wissen wir nicht. Jedenfalls ließ er es Wolsey gegenüber nicht an überschwenglichen Beteuerungen fehlen, er werde ihn wie seinen Vater ansehen u. s. w. In

den Briefen nannte er ihn jetzt seinen Freund. Die Abmachungen wurden natürlich vor jedermann geheim gehalten, nur die päpstlichen Nuntien einigermaßen eingeweiht, durch die dann auch Contarini etwas Wind bekam. Gattinara hatte immer die Notwendigkeit betont, für das besondere Interesse Wolsey's zu sorgen. Der Kaiser eröffnete demselben die Aussicht, bei etwaiger Vakanz des päpstlichen Stuhles das Seinige dafür zu thun, daß Wolsey auf denselben erhoben werde*). Die Hauptpersonen seines Gefolges wurden mit sehr reichlichen Geldsummen bedacht**).

Der Kardinal verließ Brügge am 26. August in Begleitung Gattinara's und der anderen kaiserlichen Bevollmächtigten, um in Calais sein angebliches Vermittelungswerk fortzusetzen. Er wußte den Franzosen viel Schönes zu erzählen, wie er dem Kaiser erklärt habe, England werde nie einen Angriff auf Mailand dulden, wie man ihn in Brügge beschuldigt habe, ein ganzer Franzose zu sein; er erfreute sie mit starken Ausfällen gegen den Papst***). Ob Duprat und seine Gefährten wirklich nichts von dem in Brügge Geschehenen ahnten, wie Wolsey seinem Könige rühmte, wissen wir nicht. Sie gingen jedenfalls darauf ein, am 2. September die fast einen Monat unterbrochenen Verhandlungen aufzunehmen. Duprat und Gattinara tauschten abermals die schon so oft gehörten Anschuldigungen aus, denen Gattinara aber heute die bedeutsame Wendung gab, Frankreich habe durch den Bruch der Verträge dem Kaiser das Recht verliehen, auch seinerseits jene Verträge als null und nichtig zu betrachten und alle die alten Ansprüche, welche das Haus Burgund, Spanien und das Reich an Frank-

---

*) Ein förmliches Versprechen wird Karl wohl nicht gegeben haben (s. die Aeußerung des Kaisers im Briefe vom 16. Dezember, Monum. Habsb. p. 501, und die Antwort des Bischofs von Badajoz, ib. p. 523), konnte ja doch damals niemand das baldige Ende Leo's voraussehen.

**) Siehe das Verzeichnis bei Henne 2, 373 f.

***) Mignet, Rivalité 1, 283.

reich zu machen haben, von neuem zu erheben und mit den Waffen zu verfechten*).

Es hat kein Interesse, dem endlosen Wortgefechte, das noch monatelang in Calais fortgeführt wurde, im einzelnen zu folgen. Die Stellung der Mächte zu einander war in Brügge fixiert worden. England wünschte zwar die Rolle des unparteiischen Richters festzuhalten, um in derselben sowohl für die eigenen Interessen von beiden Teilen möglichst viel zu erhalten, als auch dem künftigen Verbündeten zu nützen; unter der Hand that es für diesen bereits mancherlei. Da er bei seiner Rückkehr nach Calais die erfreuliche Nachricht erhielt, daß Nassau das feste Mouson genommen habe, das noch wichtigere Mézières bald nehmen werde, ließ Wolsey dem Kaiser auf eigene Hand in aller Heimlichkeit zweihundert Fässer Pulver nach Antwerpen senden, um einen empfindlichen Mangel zu beseitigen. Sobald König Heinrich von dem kaiserlichen Siege erfuhr, begann er die Anwerbung von 6000 Bogenschützen. Hätte Graf Nassau die Hoffnungen, welche er geweckt, erfüllen können, so würde England mit seiner Kriegserklärung schwerlich bis zum nächsten Frühling gewartet haben. Aber die Dinge sollten anders kommen.

*) Monum. Habsb. p. 288 f.

Der Krieg.

Die scheinbar herzliche Freundschaft, welche früher die beiden mächtigen Nachbarn Karl und Franz verbunden hatte, war allmählich in bittere Feindschaft übergegangen; sie wünschten einander so wehe als möglich zu thun. Aber mit den unerläßlichen Vorbedingungen für einen großen Krieg war es auf beiden Seiten mißlich bestellt: beiden fehlten Soldaten und Geld, um sowohl in Italien als an den Pyrenäen und an der Maas und Schelde den Kampf zu bestehen.

Was zunächst die Soldaten angeht, so hörten wir früher (1, 66) aus Guicciardini's Munde, man könne streiten, ob der spanische oder der schweizer Fußsoldat den Vorzug verdiene. Wie jedermann weiß, hatten die Spanier unter ihrem großen Kapitän auf den italienischen Schlachtfeldern reichen Ruhm geerntet; aber Gonsalvo de Cordoba war lange tot, seit fast zehn Jahren hatten die Spanier keinen großen Krieg gesehen; es fehlte ihnen die Uebung und die Autorität eines anerkannten Feldherrn. Zuletzt hatte der Bürgerkrieg die militärische Organisation erschüttert. Wie die Dinge in Spanien immer noch lagen (noch immer standen Toledo und Valencia unbezwungen, noch immer waren die Großen durch widrigen Hader getrennt), ließ sich von dort eine energische Aktion für den Kaiser nicht erwarten. Auch mit den spanischen Haufen in Neapel war es, wie wir wissen, übel bestellt.

Hätte Karl auf die deutschen Landsknechte rechnen dürfen, so wäre damit für den italienischen und niederländischen Kriegsschauplatz gesorgt gewesen. Aber trotz dem günstigen Abschluß des Wormser Reichstags stand der Kaiser zu den Landsknechten nicht viel anders als König Franz: für bares Geld liefen sie dem einen wie dem anderen zu; dem Kaiser gewiß lieber, wenn er zahlte; aber wenn die Zahlung stockte, schwand auch die Liebe. Der Landsknecht war nicht viel anders als der Schweizer ein Söldner geworden, der für Geld jeder Sache diente und sehr viel bequemer ganz nach Belieben sich hierhin oder dorthin wenden konnte, da das Reich seinen Gelüsten weniger Schranken zu ziehen vermochte als die Eidgenossenschaft ihren Söhnen. König Franz hören wir zeitig im Frühling von seinen 10 000 Landsknechten rühmen; die Herzoge von Württemberg und Lüneburg, Graf Wilhelm von Fürstenberg und andere Herren wußten sie den französischen Fahnen zuzuführen. Auch im Dienste italienischer Fürsten, wie des Herzogs von Ferrara, finden wir deutsche Hauptleute. Beim Beginn des Kampfes hören wir von keinem einzigen deutschen Fürsten, welcher dem Kaiser zugezogen wäre. Als er am 24. Juni aus Brüssel ein Schreiben an die Stände des Reichs richtete, über die Feindseligkeiten des französischen Königs Klage führend, fand er es nicht zweckmäßig, mehr zu fordern, als daß sie sich zum allfälligen Schutze von Reichslanden bereit hielten. Artikel 21 des Vertrags vom 25. August bestimmte, weil nach dem Abschiede des Reichstags die Reichshilfe für das gegenwärtige Bündnis gegen Frankreich nicht in Anspruch genommen werden könne, würden sich die Verbündeten darüber einigen, wie die Deutschen bewogen werden könnten, sich an dem Angriffe gegen Frankreich zu beteiligen, und zu verhindern, daß Deutsche dem Könige Franz dienten.

„Das Geheimnis aller Geheimnisse ist, die Eidgenossen um jeden Preis zu gewinnen,“ hatte Chièvres in jener Instruktion vom August 1519 geschrieben (1, 183). Wenn man

sie Frankreich abspenstig machen könne, werde dasselbe außer stande sein, eine Schlacht zu liefern. In der That, mit Artillerie vorzüglich, mit Reiterei gut versehen, konnte doch König Franz mit seinem einheimischen Fußvolk den Spaniern nicht entgegentreten; er bedurfte der Schweizer absolut. Nun erinnert man sich, wie die rivalisierenden Mächte seit 1519 unablässig um die Freundschaft der Eidgenossen geworben, diese aber sich kühl zurückgehalten hatten, bis es mit dem Krieg Ernst werden und die Werbenden tief in den Beutel greifen würden. Nur dem Papst hatten sie jenes Hilfskorps von 6000 Mann gestellt. Da nun der Krieg da war und König Franz das höchste Gebot that, erklärten sich die zwölf Orte außer Zürich auf dem Tage zu Luzern Ende April*) für Frankreich. Sie thaten es in dem Glauben, daß dieses den Papst auf seiner Seite haben werde. Wie sie freilich sich durchzuwinden dachten, wenn sie den kaiserlichen Boten die unverbrüchliche Beobachtung der alten Bündnisse und Erbeinigungen mit dem Reiche, Habsburg und Burgund zusagten, ist nicht klar. Nun aber erfuhren sie zu ihrer peinlichsten Ueberraschung, daß der heilige Vater mit dem Kaiser gemeinsame Sache gemacht habe und auf dem Punkte stehe, jenen schweizer Haufen gegen das französische Heer zu verwenden, dessen Hauptstärke in Schweizern bestehen sollte. Inzwischen hatten die französischen Werber eilig namentlich in Bern gearbeitet, und nachdem der Gesandte schon am 21. Juni großenteils in Bern selbst geliehenes Geld an die einflußreichen Familien gezahlt, lief rasch ein stattlicher Haufe von 6000 Mann zusammen, der bereits am 16. Juli im Süden des Lago Maggiore stand, an demselben Tage, wo erst die Boten der Eidgenossenschaft in Dijon, nachdem König Franz das Bündnis beschworen, ihm die Gestellung von 6000 Mann zusagten. Natürlich erhob sich ein feindseliges

*) Schon am 28. April schreibt Bern, die Vereinigung sei in Luzern zustande gekommen. Strickler, Aktensammlung 1, 19.

Gemurr in den anderen Kantonen, welche sich von Bern die fettesten Bissen vorweg genommen, daneben aber auch ernste Verwickelungen heraufziehen sahen, wenn Schweizer auf französischer, päpstlicher und wohl gar auch auf kaiserlicher Seite föchten*). Alsbald eilten Boten über die Berge, um dem drohenden Unheil vorzubeugen.

Die Kurie, die hauptsächliche Anstifterin des Kriegs, hatte, wie es scheint, gehofft, ohne zu große Anstrengung die Franzosen aus Italien zu entfernen, eine keineswegs grundlose Erwartung. Denn die noch nicht sechsjährige Herrschaft der Franzosen hatte genügt, die Bevölkerung überall mit drohender Unzufriedenheit, vielfach mit grimmigem Haß zu erfüllen, eine Glut, welche die Agenten des verdrängten Herzogs Francesco Maria Sforza, von dem ebenso klugen als kühnen Morone geführt, seit lange mit bestem Erfolge schürten. In allen Hauptorten des Mailändischen bestanden Verschwörungen, welche auf eine Erhebung gegen die verhaßten Fremden hinarbeiteten. Speziell in Mailand, wohin sich Morone selbst gewagt, sollte das Volk am 24. Juni aufstehen und die Franzosen niedermachen, während Morone die Verbannten auf päpstlichem Gebiete, in Reggio, sammeln wollte. Parma, Piacenza, Cremona, Lodi würden dem Beispiele der Hauptstadt gefolgt sein. Ueberall hoffte man, die schwach gerüsteten Franzosen über den Haufen zu rennen**). Gleichzeitig versuchte ein päpstlich-kaiserliches Geschwader im Einverständnis mit der Partei Adorno einen Handstreich gegen Genua.

Aber der französische Gouverneur Fregoso war hier auf seiner Hut, und jene Verbannten verrieten ihre Pläne vorzeitig oder scheiterten im ersten Beginn der Ausführung. Die

---

*) Eidgenössische Abschiede IV, 1 A S. 29 ff. Strickler 1, 30 ff.

**) Siehe die interessanten Berichte Guicciardini's an Kardinal Medici vom Juni und Juli in den Opere inedite 7, 275 ff. Daneben die Biographie Morone's von Joseph Müller in den Miscellanea di storia italiana Bd. 3, S. LXX ff.

Franzosen griffen rasch zu, schreckten die Massen durch blutige Exekutionen und erstickten die Komplotte der Verschworenen, indem sie ihre geringen Streitkräfte zur Stelle brachten, als die Haufen der Verbündeten erst in weiter Ferne anmarschierten. Ja Lescun, der Stellvertreter seines noch am französischen Hofe weilenden Bruders Lautrec, wagte es sogar, am 24. Juni vor Reggio zu erscheinen und von Guicciardini, dem päpstlichen Gouverneur, die sofortige Zerstreuung der Verbannten und die Auslieferung Morone's zu fordern. Diese Verletzung päpstlichen Gebiets kam Leo X. höchst erwünscht: er konnte nun vor dem versammelten Konsistorium die Klage erheben, daß Frankreich den Frieden gebrochen und er zur Abwehr genötigt sei. Aber Colonna, dem er nach langen Verhandlungen mit Manuel den Oberbefehl übertragen, erschien Anfang Juli in Bologna nur mit so schwachen Streitkräften, daß er nicht vorzurücken wagte. Die Spanier kamen von Neapel sehr langsam heran; die Saumseligkeit des Vizekönigs war abermals die Verzweiflung Manuels. In Bologna fehlte es schon an Geld, ehe der Krieg nur begonnen war.

Bei aller Klugheit der damaligen Staatenlenker vermißt man in ihren Unternehmungen doch oft den klaren Zusammenhang der Pläne und die geschlossene Konsequenz der Ausführung: neben der raffiniertesten Berechnung steht etwas Träumerisches, Phantastisches. Der Papst hatte auf diesen Krieg so lange hingearbeitet und doch finden wir ihn so gut wie ganz unvorbereitet, da er den ersten Schlag thun soll. Und obwohl er es ist, thut er den Schlag doch auf gutes Glück. Durch den Angriff auf Genua eröffnet er die Offensive in einem Augenblicke, wo man erst anfängt, Landsknechte für den Kaiser am Bodensee zu werben, wo noch viele Wochen vergehen, bis die Spanier aus Neapel herankommen. Da er einmal engagiert ist, schickt er Colonna mit der schwachen päpstlichen Armee eilig nach Bologna. Colonna allein kann natürlich nichts unternehmen; er liegt mehrere Wochen in Bologna still. Endlich

am 25. Juli bricht er auf, um das Land zwischen Parma und Piacenza zu besetzen und dann letzteren Platz anzugreifen. Am 29. erreicht er Reggio. Jetzt bekommen die noch im päpstlichen Heere befindlichen Schweizer (etwas über 2000) strengen Befehl aus der Heimat, sich vom Kriege gegen Frankreich fern zu halten. Zugleich erfährt man von der Ankunft eines starken eidgenössischen Haufens in Mailand und daß Parma von beträchtlichen Streitkräften verteidigt werde. Die kaum begonnene Bewegung stockt. Inzwischen erscheint Antonio de Leyva mit der ersten spanischen Abteilung, dann der Markgraf von Mantua; der Marques von Pescara mit der spanischen Hauptmasse rückt heran, die Landsknechte stehen in Tirol. Nun beginnen lange Beratungen, was zu thun. Ueber Parma hinaus vorzudringen, erscheint Leyva ganz unrätlich, Parma selbst anzugreifen ebenso, da jetzt die Franzosen anderthalb Monate Zeit gehabt, die Stadt zu befestigen und sich der unzufriedenen Bürger zu versichern. Die Hauptfrage ist jetzt nicht den Feind anzugreifen, sondern die Landsknechte glücklich durch das Gebiet des mit Frankreich verbündeten Venedig zu bringen. Die verschiedensten Pläne werden dafür entworfen, ihre Ausführung heute begonnen, morgen gehemmt. Glücklicherweise wünschen die vorsichtigen Venezianer mit den Landsknechten nicht handgemein zu werden, und diese können fast ungehindert an den Po marschieren. Am 21. August trifft Pescara im Hauptquartier ein, bald danach die Landsknechte.

Jetzt endlich konnte man den vor mehr als zwei Monaten voreilig eröffneten Krieg wirklich beginnen; nachdem die Führer geschwankt, ob sie Parma oder Piacenza angreifen sollten, erschienen sie Ende August vor Parma. Rasch hatte das Geschütz in der Mauer zwei breite Breschen gerissen; man beschloß, am 30. zu stürmen. Aber Pescara schickte einige Spanier, auszuspähen, ob die Belagerten etwa hinter den Breschen Bollwerke aufgeworfen. Die Spanier, sobald sie die Mauer erreicht, spähen nicht, sondern schreien: Drein! drein! Sofort setzt sich

das spanische, dann auch das italienische Fußvolk tumultuarisch in Bewegung. Um größeres Unglück zu vermeiden, läßt Mantua zum Rückzug blasen. Gleich nach diesem ersten mißlungenen Streich sehen wir das Lager abermals voll Unsicherheit und Widerspruch und schon wieder fehlt es an Geld, aber auch an Pulver und Blei, an allem Möglichen. Man ist mit sechs Kanonen zu dieser Belagerung ausgezogen, von denen eine alsbald gesprungen; man muß zwei weitere von Mantua herbeiholen. Man will Minen graben. Aber für das alles war nichts vorbereitet, denn es hatte immer geheißen: sobald man gegen Parma anrücke, werden es die Franzosen räumen. Trotzdem gelang es, einen Teil der Stadt, den sogenannten Borgo, zu nehmen. Nun aber kam am 9. September die Nachricht, daß sich der Herzog von Ferrara in Bewegung gesetzt und Modena bedrohe; auf der anderen Seite erfuhr man, daß der aus Frankreich zurückgeeilte Lautrec zum Entsatz Parma's heranziehe. Guicciardini, der päpstliche Generalkommissär, hätte zwar gewünscht, daß man wohl schleunig ein Truppenkorps gegen Ferrara entsende, deshalb aber die Belagerung Parma's nicht aufgebe; die Feldhauptleute kamen jedoch zu einem anderen Schluß. Am 9. September bereits ging das Heer von Parma in das frühere Lager zurück. Das entfesselte die Unzufriedenheit der Landsknechte, welche die Schweizer, die man doch nicht in die erste Linie zu stellen wagte, besser bezahlt sahen und den Spaniern die im Borgo gemachte Beute beneideten. Sie tumultuierten, entsetzten ihre alten Hauptleute und wählten den Grafen von Helfenstein, welcher den Tumult angestiftet, zu ihrem Führer. Man mußte ihnen den Sold der Schweizer bewilligen und brachte sie trotzdem nur mit Mühe vorwärts, da sie drohten, zu den Feinden überzugehen*).

Als der Papst von diesem Rückzuge hörte, geriet er in

---

*) Guicciardini's Berichte in den Opere ined. 7, 307 ff.

großen Zorn, zumal ihn gleichzeitig die Nachrichten über Wolsey's Verhandlungen in Brügge ängstigten; noch immer fürchtete er, vom Kaiser im Stiche gelassen zu werden; er besorgte, üble Nachrichten aus Italien würden diese Gefahr verschlimmern. Er verlangte deshalb von den Feldherrn energischen Angriff, da ihr Heer dem feindlichen weit überlegen sei. Darin, erwiderte Guicciardini am 15. September, täusche man sich: die Reiterei und Artillerie der Franzosen sei an Zahl wie Beschaffenheit überlegen, ihren 11000 Fußsoldaten habe man 5500 Landsknechte und Graubündner, 3500 Spanier, 2000 Schweizer und 2000 Italiener entgegenzustellen, diejenigen eingerechnet, welche man gegen Ferrara detachiert. Als man beriet, ob man dem Befehl des Papstes folgen könne, erschienen Boten der Eidgenossenschaft, um Friedensvermittelung anzutragen mit der Drohung, wer sie ablehne, dem werde man die Schweizer entziehen. Es wurde jetzt klar, daß man die Schweizer höchstens zur Verteidigung des Kirchenstaats verwenden könne. Statt die Franzosen anzugreifen, welche sich bis auf einige Meilen genähert hatten, beschloß man, am 19. September nach Reggio zurückzugehen. Da fing man nun wieder an zu beraten. Der Papst verlangte den Schutz der Romagna gegen etwaige Anschläge Ferrara's und Venedigs und zugleich den Angriff auf die Franzosen. Anfangs hatten Colonna, Mantua und Pescara in bester Eintracht gehandelt, aber den Mißerfolgen war sie erlegen. Schon am 31. August mahnte Manuel den Papst, den Kardinal Medici ins Hauptquartier zu senden, damit der Streit zwischen Colonna und Pescara aufhöre. Ehe der Ende September eintraf, hatte man neuen Grund zur Zögerung darin gefunden, daß es dem Kardinal von Sitten trotz dem Bündnis der zwölf Orte mit Frankreich und trotz ihren leidenschaftlichen Anstrengungen, speziell gegen den Kardinal, gelungen war, in der Ostschweiz einen sehr stattlichen Haufen zusammenzubringen, der nun übers Gebirge zog. Man dachte die Vereinigung mit ihm abzuwarten. Aber

am 28. trafen so günstige Nachrichten über Sittens Anmarsch und über die Schwierigkeiten ein, welche Lautrec mit seinen Schweizern habe, daß man endlich den Uebergang über den Po, die Offensive gegen den Feind beschloß. Am 1. Oktober ging man über den Strom*).

Jetzt endlich sollten hier die Dinge für die Verbündeten eine günstigere Wendung nehmen, aber zu derselben Zeit ging es mit dem kaiserlichen Glücke an Maas und Schelde rückwärts. Der Verlauf der Kämpfe auf diesem Kriegsschauplatze ist nicht viel weniger wunderlich als der in Italien.

Das gemeinsame Schicksal der damaligen Mächte, England und Portugal etwa ausgenommen, war fast permanente Geldnot. Wie sie Karl vom Beginne seiner Regierung an verfolgte, haben wir oft gehört. In Worms mußte er ja König Franz selbst gestehen, daß seine Kasse leer sei. Der lange Reichstag, welcher den gehäuften Ausgaben nicht einen Pfennig Einnahme gegenüberstellte, die in Worms schon beginnenden Kriegskosten mußten die Not mehren. Aber die begründete Erwartung, daß der Kaiser im Reiche eine erhöhte, doch auch finanziell nicht unfruchtbare Autorität üben werde, mochte seinen Kredit heben und so eine Anleihe bei den Welsers ermöglichen**). Nach Chièvres' Tode wurde sofort die Erwartung laut, dem Kaiser werde etwas von seinen Schätzen zufließen. Wie viel die Witwe zahlen mußte, hören wir nicht; aber einmal heißt es, der Kaiser habe 200 000 Dukaten von ihr erhalten, dann Anfang Juli, die kaiserliche Kasse fülle sich hauptsächlich aus Chièvres' Nachlaß, Anfang September, die Witwe habe abermals eine Summe gezahlt. Inzwischen waren die Stände der Niederlande in Bewegung gesetzt worden:

---

*) Guicciardini's Berichte, denen ich bisher gefolgt, hören leider mit der Ankunft Medici's im Lager auf.

**) Brewer sagt in seiner Introduction p. CIV, ohne freilich einen Beweis dafür zu geben, die Welsers hätten damals dem Kaiser 130 000 Gulden geliehen.

Artois bewilligte Ende Juli an 300000 Livres, Flandern, Hennegau, Holland im August gegen 300000 Thaler, die kleineren Provinzen geringere Summen*). Das waren Schätze, wie sie die kaiserlichen Rentmeister nie gesehen hatten. Dazu kam eine lange nicht erlebte Kriegslust, welche nicht nur den Adel, sondern auch die Bürger der Niederlande ergriff und die Rüstung wesentlich erleichterte. „Alles ist voll großer Hoffnung," schreibt Spinelli am 21. Juli aus Gent.

Der Krieg hatte nach den ersten im Mai gegen Robert und seine Söhne gewonnenen Erfolgen während des Juni und Juli so gut wie geruht. Erst Anfang Juli hatte der Kaiser Sickingen auf Ende dieses Monats mit 2000 Reisigen und 15000 Mann zu Fuß nach Diedenhofen geladen, die er aber nicht mit kaiserlichem Geld, sondern auf kaiserlichen Kredit werben sollte. Da Sickingen trotzdem zur bestimmten Zeit im Luxemburgischen an 15000 Mann zusammenbrachte, auch Nassau's Heer aus dem Niederländischen beträchtliche Verstärkungen erhielt, so konnte Anfang August der Kampf wieder beginnen, aber auch jetzt noch nicht gegen Frankreich, sondern wieder nur gegen Robert. Bouillon erlag alsbald dem Grafen Werdenberg**). Darauf vereinigten sich die Haufen Nassau's und Sickingens und erschienen vor Sedan, dem stärksten Platze Roberts. Dem tapferen Manne hatte König Franz übel mitgespielt. Er hatte ihn zuerst verleugnet, Schweizer und Franzosen von ihm abgerufen, sich um seine Verluste im Mai nicht gekümmert; auch jetzt noch schien es dem König wenig Sorge zu machen, was aus Robert werde. Denn wunderbarerweise war Franz nicht nur bis Ende Juli in Dijon geblieben, sondern hatte sich Anfang August, statt nach Norden an die bedrohte Grenze zu eilen, in südlicher Richtung nach Autun begeben.

---

*) Henne 2, 366.

**) Die Nachricht davon war schon am 8. August in Brügge. Brewer III, 2, 609.

Es war, als wenn sich der französische Hof noch immer nur um den Krieg in Italien und den Pyrenäen kümmere. Das wurde nun Robert doch zu arg. Er trat mit seinem alten Bekannten Sickingen in Verhandlung und schloß einen sechswöchentlichen Waffenstillstand mit dem Kaiser, der dessen Streitkräften ganz freien Raum gegen Frankreich gab. Wäre das Glück den kaiserlichen Waffen treu geblieben, so würde Robert wohl bald Frankreich ganz den Rücken gekehrt haben*).

Von der Thätigkeit der französischen Regierung auch in diesem kritischen Moment wissen wir so gut wie nichts. Wir hören wohl, was ihre Bevollmächtigten in Calais treiben, wir erfahren auch durch die fleißigen Schweizer, wie sich die französischen Agenten bei den Eidgenossen abmühten, möglichst rasch starke Haufen über die Alpen zu senden, und welchen Erfolg sie dabei hatten; was aber König Franz that, um in seinem eigenen Lande Menschen- und Geldkräfte für den großen Kampf aufzubringen, davon haben uns die Franzosen bisher so gut wie nichts verraten. Am 28. Juli schreibt Fitzwilliam, durch ganz Frankreich seien große Rüstungen angeordnet; seit Anfang August vernehmen wir, daß sich schweizer Haufen auch nach Burgund aufmachen. Aber mit den Mitteln für diese Rüstungen war es auch in dem reichen Frankreich übel bestellt. Wie hätte sonst der französische Gesandte in die Lage kommen können, bei seinen Berner Freunden wiederholt Anleihen zu machen? Am 10. September schreibt Fitzwilliam aus Troyes,

*) Die Verhandlungen Karls mit ihm gingen fort; wenn man sich mit ihm verständige, schrieben die englischen Gesandten Anfang September, würde er viele teuflische Praktiken der Franzosen zu ihrer ewigen Schande entdecken. Brewer a. a. O. p. 631 f. Vgl. übrigens Fleurange, Mémoires (Petitot 16, 375 ff.), und Ulmann, Sickingen S. 200 ff. Was Höfler, Papst Adrian VI. S. 58 von einem Vertrage sagt, den Karl am 24. Juni mit Sickingen und dessen Anhängern geschlossen und wodurch er sie auf drei Jahre in seine Dienste genommen, ist nicht ganz klar. Wenn derselbe S. 60 schreibt: „dafür gedachte jetzt Kaiser Karl zwei Armeen aufzustellen, jede von 150 000 Mann“, so ist das hoffentlich ein Druckfehler.

der König biete noch immer alle Mittel auf, um von jedermann zu borgen; die Truppen lebten so vom armen Volke, daß, wenn das so fortginge, die Leute in zwei oder drei Jahren keine Taille würden zahlen können; er habe nie solche Armut gesehen wie jetzt hier. Natürlich ging es unter diesen Umständen sehr langsam mit den Rüstungen. Trotz all seinen hastigen Reden, meinte der Engländer, werde der König im besten Falle nicht vor Ende September imstande sein, eine Schlacht zu liefern.

So hatten also die Kaiserlichen einen bedeutsamen Vorsprung. Es war allerdings schon vor Monaten befohlen worden, die französischen Grenzplätze in Verteidigungsstand zu setzen; dann hatte der König seinen Schwager Alençon und den Marschall von Châtillon mit der Sicherung der Champagne beauftragt; aber man nahm es nicht zu ernst damit. Der junge Montmorency, welcher die Grenzplätze an der Maas zu visitieren hatte, berichtete ganz zuversichtlich von den zunächst durch die Kaiserlichen bedrohten, Mouson und Mézières, sie seien in so gutem Verteidigungsstand, daß diejenigen, welche es unternehmen wollten, sie zu belagern, mehr Schande als Ehre dabei gewinnen könnten*).

Sobald Karl des Bündnisses mit England sicher war, ließ er sein Heer zum direkten Angriff auf Frankreich vorgehen. Am 27. August erschien dasselbe vor Mouson. Kaum war die Beschießung begonnen, so kapitulierte der Kommandant. Die Nachricht davon machte überall um so größeren Eindruck, als König Franz geprahlt haben sollte, man werde Mouson in einem Jahre nicht erobern. König Heinrich las den Bericht Nassau's triumphierend den Herren seines Hofes vor. Wolsey sah die Lage so günstig an, daß er Karl täglich ermahnte, jetzt direkt auf Reims, in das Herz der Champagne vorzudringen; wenn er das nehme, liege die Straße

---

*) Decrue, Anne de Montmorency (Paris 1885) p. 15.

nach Paris offen. Auch Sickingen soll kühnen Vormarsch in das feindliche Land empfohlen haben. Da König Franz, wie wir oben hörten, noch vierzehn Tage später in dem fernen Troyes lag, hätte eine entschlossene Offensive die besten Aussichten gehabt. Aber der bedächtige Nassau wollte von solchen Wagnissen nichts hören. Er zog von Mouson die Maas abwärts an Sedan vorbei gegen den nächsten festen Platz Mézières. Am kaiserlichen Hofe herrschte die beste Zuversicht; man meinte, es werde mit Mézières gehen wie mit Mouson; nur Karl selbst enthielt sich, „nach seiner Gewohnheit“, wie die Engländer berichten, aller prahlerischen Worte; es stehe, sagte er, in Gottes Hand.

Nun war es aber bestimmt, daß Mézières die Welt ebenso durch die Tapferkeit seiner Verteidigung überraschen sollte, wie Mouson durch den Kleinmut seiner Besatzung. Sobald Alençon erfuhr, daß die Kaiserlichen Mézières bedrohten, warf er 2000 Fußsoldaten aus Perigord und 200 schwere Reiter hinein; auch Montmorency erschien mit einer Anzahl kriegslustiger Ritter. Das Wichtigste war aber, daß Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, das Kommando erhielt. Schon am 30. August erschienen die ersten Fähnlein der Kaiserlichen vor der Stadt. Nassau forderte sie den nächsten Tag zur Uebergabe auf. Da Bayard das stolz zurückwies, begann die Belagerung. Die kaiserlichen Batterien sollen in vier Tagen über 5000 Kugeln in die Stadt geschleudert haben. Aber wie große Zerstörung sie auch anrichteten, der Mut der Verteidiger wurde dadurch nicht erschüttert, welche vielmehr durch kühne Ausfälle die Belagerungsarbeiten empfindlich störten. Diese Bravour imponierte so, daß, als die Kugeln eine Bresche gelegt hatten und Nassau nun stürmen wollte, zuerst die Deutschen, dann die Niederländer sich weigerten. Das Schlimmste war jedoch für die Belagerer, daß es ihnen nie gelang, den auf zwei Seiten von der Maas gedeckten Platz völlig einzuschließen, daß Bayard fortwährend mit Alençon verkehren und dieser

ihn mit Verstärkungen und Lebensmitteln versehen konnte. Da sich so die Belagerung in die Länge zog, zeigten sich die Vortruppen des endlich durch die Champagne heranmarschierenden französischen Heeres. Sickingen, der auf der Südseite stand, sah sich durch einen Angriff am meisten bedroht. Wenig geschaffen, sich einem anderen unterzuordnen, mit Nassau im ganzen wie im einzelnen gewiß nur selten einverstanden, vom Kaiser schlecht oder gar nicht bezahlt, von der Unzufriedenheit seiner Knechte bedrängt, unter welchen die Septemberregen und mangelhafte Verpflegung Krankheiten verbreiteten, vielleicht durch eine List Bayards mit Argwohn gegen Nassau erfüllt, zog Sickingen von seinem mißlichen Posten ab. Kurz darauf, am 27. September, gab Nassau die Belagerung auf. Zu dieser Wendung hatte auch Robert von der Mark beigetragen. Sobald er sah, daß das kaiserliche Glück stockte, bereitete er seine Rückkehr ins französische Lager dadurch vor, daß er den Belagerern die Zufuhr abschnitt. Am Michaelistage erschien er bei König Franz, der sein großes Verdienst um die Erhaltung von Mézières pries*).

Während sich diese Dinge an der Maas zutrugen, trieb Wolsey in Calais das diplomatische Spiel fort, indem er die beiden Parteien ihre Sache in weitläuftigen Deduktionen verfechten ließ. Dabei suchte er die englischen Interessen vor Schädigung durch die Kriegsunruhen zu wahren, indem er ein Abkommen vorschlug, durch welches sowohl die Fischerei als der Verkehr mit den englischen Häfen vor jeder Störung behütet werden sollte. Zuerst gingen beide Teile auf seinen Wunsch ein, dann aber fand Karl es nicht in seinem Interesse,

---

*) Fitzwilliam an Wolsey, 29. September. Mit dieser Angabe stimmt überein, was Karl Wingfield und Spinelli sagen ließ: Nassau sei durch Mangel an Lebensmitteln, den Robert herbeigeführt, und durch Krankheiten genötigt worden, abzuziehen. Die Engländer setzen hinzu, außer den Krankheiten hätten Desertion und Uneinigkeit der Führer die Kaiserlichen geschwächt. Wingfield und Spinelli an Wolsey, Mons den 30. September.

die Artikel zu genehmigen, da seine Unterthanen ihren Fischfang in der Haupsache bereits beendet hätten und überdies eine beträchtliche Flotte zu ihrem Schutze ausgerüstet sei, demnach nur Frankreich von dem Vertrage Nutzen ziehen werde. Diese Weigerung traf unglücklicherweise in den Moment, wo die ersten bedenklichen Nachrichten von Mézières einliefen und Wolsey überdies durch längeres Unwohlsein verstimmt war. Da bekamen die Kaiserlichen seinen Unwillen, bald seinen Zorn in vollem Maße zu kosten. Er drohte, abzureisen, und versetzte selbst den doch nicht sehr ängstlichen Gattinara in solche Besorgnis, daß dieser dem Kaiser riet, sofort nachzugeben. Wolsey war wieder darauf zurückgekommen, Karl Waffenruhe anzuempfehlen, vor allem in seinem Interesse, damit er nur ja nicht genötigt werde, die Belagerung von Mézières aufzugeben. Da das nun doch geschah, drang er um so eifriger auf Unterbrechung der Feindseligkeiten. Obwohl König Franz jetzt endlich mit gesammelter Macht dem Feinde entgegenzog, fand er es doch klug, den Wünschen des Kardinals wenigstens scheinbar zu entsprechen. Auch der Kaiser durfte jetzt nicht mehr so spröde sein. Aus Liebe zu Wolsey, schrieb er seinen Gesandten, wolle er in die Verhandlung eintreten, obwohl er aus Spanien und Italien die günstigsten Nachrichten erhalte und er selbst seiner großen Armee eine Verstärkung von 18000 Mann zu Fuß und eine beträchtliche Reiterei zuführe. Daß Wolsey die Möglichkeit geschafft werde, seine diplomatische Thätigkeit an immer neue Fäden anzuknüpfen, entsprach ja gerade jetzt durchaus dem kaiserlichen Interesse. Einmal erhielt Karl durch Wolsey alle diesem von seinem Gesandten aus dem französischen Lager zugehenden Berichte. Sodann konnte der Kardinal, wenn die kaiserlichen Waffen ein ernster Unfall treffen sollte, durch seine Intervention großen Nutzen stiften. Aber unglücklicherweise verzögerte sich die kaiserliche Genehmigung jenes von Wolsey betriebenen Pakts von Tage zu Tage. Die Nachrichten vom

kaiserlichen Heere lauteten immer verdrießlicher. Recht zur Unzeit entwickelte da Gattinara gerade jetzt den ganzen Umfang der Ansprüche, welche der Kaiser, durch Frankreichs Friedensbruch von allen Verträgen befreit, von neuem erheben werde: er forderte im Osten das Herzogtum Burgund, die Gebiete von Auxonne, Mâcon, Auxerre; im Norden die Landschaften an der Somme mit Péronne, Mondidier und Roye; im Süden Narbonne, Montpellier, Toulouse, das ganze Languedoc, Béarn — dazu die Champagne und Brie. Endlich von seiten des Reichs das Königreich Arelat, Provence, Dauphiné, Lyon, Mailand, Genua u. s. w.*).

Es war in der That fast drollig, daß die Kaiserlichen einen solchen Ton in einem Augenblicke anschlugen, wo ihre Waffen eine empfindliche Schlappe erlitten. Wolsey fuhr denn auch sehr unwirsch heraus. Man behandle ihn, rief er, als wäre er ein Franzose; man unterrichte ihn nicht über den Stand der kaiserlichen Unternehmungen, über die man sich selbst bedenklichen Illusionen hingebe; man hätte auf ihn hören und bei Zeiten Waffenstillstand abschließen sollen, um nicht schimpflich von Mézières abziehen zu müssen; vor Tournay, dessen Einschließung Karl eben begonnen, werde es nicht besser gehen. Gattinara fand es nötig, daß der Kaiser Wolsey durch einen eigenhändigen Brief beschwichtige, worin er ihm sein volles Vertrauen ausspreche, wie seinem Vater. Der Kardinal wollte die unerfreuliche Wendung des Kriegs wenigstens benützen, um dem Kaiser die Unentbehrlichkeit seiner Freundschaft recht fühlbar zu machen und dadurch seine Herrschaft über ihn fest zu begründen. Er ließ sogar Gattinara zu Ohren kommen, er trage sich mit der Absicht, König Franz aufzusuchen.

Während er so dem Kaiser die rauhe Seite zeigte, ging er König Franz mit schönen Worten um den Bart. Es war in der That erstaunlich, was dieser ihm alles dankte: er hatte

---

*) Monum. Habsb. p. 359 f.

den Kaiser bewogen, nicht weiter in Frankreich einzudringen, was er sehr wohl gekonnt; er hatte ihn bestimmt, König Franz nicht in seinem Lager anzugreifen; er hatte ihn sogar veranlaßt, die Belagerung von Mézières aufzugeben, obwohl seine Streitmacht gewaltig und der Eifer seiner Unterthanen für diesen Krieg groß sei. Für alle diese Dienste sollte sich der König nun aber auch erkenntlich zeigen, ihn nicht unverrichteter Dinge nach England zurückkehren lassen, sondern einen achtzehnmonatlichen Waffenstillstand bewilligen, währenddessen dann England einen dauerhaften Frieden vermitteln könne. Der König könne darauf zählen, daß seine Ehre gut bewahrt sei, wenn er seine Forderungen Englands Schiedsspruch anheimstelle. Der König erwiderte, wie sehr er seinen Bruder Heinrich liebe, als Richter könne er ihn doch nicht anerkennen*). Am 12. Oktober formulierte er seine Bedingungen für einen Waffenstillstand in der Art, daß an seinem Entschlusse, jetzt den Kampf um jeden Preis fortsetzen zu wollen, kein Zweifel sein konnte**).

In der That hatten die letzten Wochen die Aussichten Frankreichs überraschend gebessert. Der Abzug von Mézières hatte der schon gelockerten Disziplin des kaiserlichen Heeres einen schlimmen Stoß versetzt. Indem Nassau auf Guise marschierte, wurde er von der Schlechtigkeit der Wege empfindlich aufgehalten, während die Haufen des französischen Heeres rasch gegen ihn heranzogen. Bereits am 6. Oktober, da Nassau die Höhe von Guise erreicht hatte, kamen ihm die Franzosen unter Vendome und Palice recht nahe. Seit dem 2. war ab-

---

*) Le Glay, Négociations 2, 556 ff. Brewer p. 677 u. 685.

**) In den auf fünf oder wenigstens auf vier Jahre auszudehnenden Stillstand sollten weder Mantua, noch die Verbannten von Mailand und Genua eingeschlossen werden; der Kaiser dürfe während dieser Zeit nicht nach Italien gehen, müsse das Geld für Neapel pünktlich zahlen, Navarra seinem rechtmäßigen Könige zurückgeben, für Flandern und Artois huldigen und endlich Sicherheit bieten für den Vollzug seiner Heirat mit der französischen Prinzessin. Le Glay a. a. O.

scheuliches Wetter eingetreten; es regnete Tag und Nacht. Nassau wandte sich jetzt nordwärts, dem Kaiser zu, der von Mons her beträchtliche Verstärkungen heranführte. Schon am 8. erklärte Karl den englischen Gesandten, er sehe wenig Möglichkeit, bei diesem bösen Wetter länger das Feld zu behaupten. Am 10. ging Nassau über die Grenze zurück. Der französische Vortrab und die Schweizer standen nur zwei Meilen von ihm. König Franz erzählte Fitzwilliam, die Deutschen desertierten in solchen Massen aus dem kaiserlichen Heere, daß dasselbe nur noch 16000 Mann zu Fuß zähle. Zugleich hörte er von Bonnivet, daß er Fuenterrabia eingeschlossen habe und es bald zu nehmen hoffe. Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß König Franz auf Wolsey's Mahnung zu einem Waffenstillstande mit den obenerwähnten Bedingungen antwortete. Karl eilte inzwischen der von ihm gesammelten Verstärkung zuvor und traf am 12. mit Nassau in Valenciennes zusammen. Was er hier über den Zustand seines Heeres erfuhr, war höchst niederschlagend. In einer der nächsten Nächte ließ er den Herzog von Alba rufen und fragte ihn um seinen Rat. Alba äußerte sich sehr scharf über die Unfähigkeit und Nachlässigkeit, mit der bisher der Krieg geführt und die Politik geleitet worden sei von unerfahrenen Menschen, denen es zumeist darauf ankomme, den Kardinalshut zu gewinnen, womit er Gattinara und Palencia meinte. Er tadelte die Verblendung, mit der man Wolsey's guten Rat verschmäht habe. Als Fonseca die Armee musterte, stellte sich heraus, daß die deutschen Knechte von 24000 auf 8000, die Pferde von 8000 oder 9000 auf 3000 reduziert und dieser geringe Rest vielfach durch Krankheit geschwächt war. Dem gegenüber zählte die französische Armee wenigstens 30000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter*). Das

*) Ein Bericht Freiburger Hauptleute vom 7. Oktober (Strickler 1, 72) sagt, der König habe 12000 Eidgenossen, 25000 Aventuriers, 2000 Gleven und 40 große Geschütze. Da wäre die Reiterei auffallend schwach gewesen.

vom Kaiser neugeworbene, zum großen Teil ganz ungeübte Volk konnte dagegen nicht viel bedeuten. Da war denn nun in Wirklichkeit der Kardinal die beste Hoffnung des Kaisers. Dieser vertraute Gattinara an, die Unterbrechung der Feindseligkeiten sei für ihn eine dringende Notwendigkeit; er möge in jeder Weise dahin wirken, daß Wolsey den Abschluß des Waffenstillstandes so rasch als möglich unter günstigen Bedingungen herbeiführe. Jene Notwendigkeit ergab sich nicht nur aus dem traurigen Zustande des kaiserlichen Heeres. Margarete schrieb ihrem Neffen am 14. Oktober, er müsse in betreff der Bedingungen sehr nachgiebig sein, da er sich in so äußerster Bedrängnis befinde, daß, wenn der Waffenstillstand nicht abgeschlossen werde, ehe die neue Zahlung an die Reiter nötig werde, er in Gefahr gerate, vor der ganzen Welt entehrt zu werden. Denn es gebe durchaus keine Möglichkeit mehr, Geld aufzutreiben; alle irgend erdenklichen Mittel seien erschöpft*).

Gattinara sollte zwar diese schwere Bedrängnis vor Wolsey geheimhalten, aber was dieser von seinen Gesandten erfuhr, reichte aus, um ihn den Ernst der Lage erkennen zu lassen. Da griff er nun rasch entschlossen ein, um von dem Kaiser ein ernstes Unglück fern zu halten. Am 20. Oktober entsandte er an die beiden Herrscher außerordentliche Botschaften, um sie zu sofortiger Unterbrechung der Feindseligkeiten zu bestimmen. König Franz ließ er durch den Grafen Worcester und den Bischof von Ely vorstellen, daß nie die Umstände für Herstellung des Friedens so günstig gelegen hätten wie jetzt, daß der König dem Wohle der Christenheit und der Freundschaft Englands schuldig sei, diesen verderblichen Krieg zu unterbrechen. Sei der Kaiser nur erst einmal aus den Händen der Deutschen

---

Die Angabe Fitzwilliams in seinem Schreiben vom 17. Oktober ist glaubwürdiger. Er bemerkt, der König gebe seine Reiter auf 10 000 an, er schätze sie aber nur auf 7000.

*) Brewer p. 698. 703. 710 f. Monum. Habsb. p. 391. 395 f.

und wieder in Spanien, so werde er schon auf billige Friedensbedingungen eingehen. Vor allen Dingen sollten die Gesandten den König von einer offenen Feldschlacht abhalten, welche in dieser späten Jahreszeit nur nutzloses Blutvergießen herbeiführen könne. Sehr nachdrücklich lautete die Instruktion für die Boten an Karl. Sollte er etwa auf den Rat junger Leute eine Schlacht wünschen, so werden sie ihm die Thorheit eines solchen Vorhabens klarmachen bei der Ermüdung und Demoralisation seines Heeres, das mit den frischen und überlegenen Massen des Feindes zu thun haben werde. Freilich könne der Waffenstillstand jetzt nur unter sehr viel schlechteren Bedingungen gewonnen werden als vor dem Abzuge von Mézières, aber er sei unentbehrlich für die Sicherung der Niederlande, wenn der Kaiser nach Spanien gehen wolle, und dieses sei notwendig, wenn in Spanien die Ordnung hergestellt und die Finanzen gebessert werden sollen. Er müsse sich jetzt sehr vorsichtig zurückhalten, besonders einen Kampf mit den Schweizern vermeiden, in den ihn König Franz zu verwickeln wünsche. Die Gesandten sollten endlich dem Kaiser vorsichtig zu Gemüte führen, daß es mit ihm sehr viel besser stehen würde, wenn er immer Wolsey's Rate gefolgt wäre; in Zukunft möge er ohne denselben nichts Wichtiges thun*).

So nachdrücklich einzugreifen wurde Wolsey noch dadurch veranlaßt, daß er von einem Versuche Frankreichs erfuhr, eine direkte Verhandlung mit Nassau anzuknüpfen. Aber all sein Eifer würde Karl nichts genützt haben, wenn die Franzosen ihre erdrückende Uebermacht energisch benützt hätten. König Franz hatte zwar seit Wochen bei jeder Gelegenheit von seinem Verlangen nach einer Schlacht gesprochen, aber Fitzwilliam meinte zu bemerken, daß viele der vornehmen Herren darüber nicht gerade erfreut wären. Aus seinen Berichten gewinnen wir den Eindruck, daß es im französischen Hauptquartier an

*) Brewer p. 706 ff. Monum. Habsb. p. 400.

einer kräftigen und geschickten Leitung ebenso fehlte wie im kaiserlichen, daß man mehr nach augenblicklichen Impulsen, als nach einem umfassenden Plane handelte. Seit dem 11. Oktober waren die beiden Heere in unmittelbarer Berührung. Aber die Franzosen unternahmen längere Zeit nur unbedeutende Operationen, um den einen oder anderen schwachen Platz, wie Bapaume, Landrecies, Bouchain zu nehmen; den so gut wie widerstandsunfähigen Feind nachdrücklich anzugreifen, kam ihnen nicht in den Sinn. Erst Mittwoch den 23. Oktober setzte sich das französische Heer wieder in Bewegung. Nachdem einige Meilen oberhalb Valenciennes zwei Brücken über die hier noch schmale Schelde geschlagen waren, ging der Vortrab unter dem Herzog von Alençon und dem Marschall Châtillon über den Fluß. Sobald Nassau davon Kunde erhielt, zog er aus Valenciennes mit seinem inzwischen verstärkten Heere heran, um die feindlichen Haufen zu schlagen, ehe sich die Masse der Armee mit ihnen vereinigt habe. Als er aber erschien, hatte schon ein großer Teil der Hauptarmee die Brücken überschritten. Da hätten nun wohl die Franzosen eine günstige Gelegenheit gehabt, zu schlagen. Sie wurde aus allerlei Bedenken verpaßt. Nassau konnte sein Volk ohne nennenswerten Verlust aus der schwierigen Lage herausziehen. König Franz kehrte in sein altes Lager zurück*).

Karl hatte sich, nachdem er am 20. aus Valenciennes

---

*) Wenn man den Bericht der englischen Gesandten vom 30. Oktober über diesen Tag liest (Brewer p. 726), sieht man, daß Du Bellay (p. 325 f.), dem alle Darsteller bisher gefolgt sind, die Bedeutung des Vorgangs übertreibt. Wenn aber gar Mignet 1, 286 meint, Franz habe an diesem Tage dem Kaiser das Schicksal bereiten können, welches ihn viertehalb Jahre später vor Pavia treffen sollte, so hat er sich durch Du Bellay zu einem starken Irrtum verleiten lassen. Denn Karl war an diesem Tage nicht mehr, wie Du Bellay angibt, in Valenciennes; er hatte es bereits drei Tage vorher verlassen, konnte also unmöglich, auch wenn es Nassau noch so übel ging, gefangen genommen werden.

aufgebrochen war, mit einem Teile des Heeres gegen Tournay zurückgezogen. Er versicherte Wolsey, er werde seinem Rate folgen und sich in keine Schlacht einlassen. Da er nun aber sah, wie der Feind Nassau unbehelligt abziehen ließ, gewann er rasch die einen Augenblick erschütterte Fassung zurück. Als am 24. die außerordentliche Botschaft Wolsey's bei ihm in Courtray eintraf, erklärte er allerdings seine Geneigtheit zu einem einfachen Waffenstillstand, aber die von Frankreich geforderten, seine Ehre kränkenden Bedingungen könne er nicht annehmen. Am 26. erreichten Worcester und Ely König Franz in einem Dorfe drei Meilen südlich von Valenciennes. Sie hatten eine entsetzliche Reise bei schrecklichem Wetter und Wegen gemacht. Die meisten Leute Fitzwilliams fanden sie krank; für ihre eigenen Diener wußten sie weder Nahrung noch Wohnung aufzutreiben. Das Land war weit und breit verwüstet; denn da die Kaiserlichen nach dem Abzuge von Mézières das feindliche Gebiet grausam heimgesucht hatten, übten jetzt die Franzosen reichliche Vergeltung. „Hier ist," schrieben die Engländer, „die erbarmungsloseste Zerstörung von Städten und Ausplünderung eines so reichen Landes, die man je unter Christenmenschen gesehen hat." Sie fanden den König sehr schwierig. Zunächst wollte er gar nichts von einem Waffenstillstand hören. Aber ihre dringenden Vorstellungen bewirkten, daß er vier- oder fünfmal seinen Rat berief, worauf er sich jedesmal anders äußerte. Zuletzt wollte er einen achtzehnmonatlichen Waffenstillstand, wie ihn Wolsey wünschte, zulassen, wenn er Tournay mit Lebensmitteln und stärkerer Garnison versehen dürfe, Flandern in dem alten Lehnsverhältnis zu Frankreich bleibe, der katholische König verspreche, während des Waffenstillstandes nicht nach Rom zu gehen und die Mailänder Verbannten von demselben ausgeschlossen blieben. Aber ehe sie nur ihren Bericht an Wolsey abgeschickt hatten, kam schon von ihren Kollegen beim Kaiser die Meldung, daß dieser auf die Forderung in betreff Flanderns und der Verbannten nicht

eingehen wolle. Endlich erfuhr jetzt Franz die Einnahme Fuenterrabia's, ein Ereignis, welches den englischen Diplomaten neue Schwierigkeiten bereiten mußte.

Da die Franzosen weder Nassau verfolgten, noch zum Entsatz Tournay's vorrückten, sondern am 1. November die in dieser Richtung, d. h. gegen Norden, begonnene Bewegung nach Westen und bald sogar nach Südwesten ablenkten, König Franz am 5. November in Doullens, am 9. in Amiens eintraf, so glaubte Karl auf den Waffenstillstand jetzt nur unter günstigen Bedingungen eingehen zu sollen. Wolsey dagegen sah die Lage durchaus anders an. Er bemühte sich allerdings sehr, die Franzosen zu Konzessionen zu bestimmen, erreichte auch einiges von ihnen, glaubte aber, daß eine Waffenruhe für den Kaiser absolut notwendig sei. Diese seine Anschauung entwickelte er Anfang November in einem ausführlichen Schreiben an seine Vertreter beim Kaiser. Er erinnerte daran, daß die kaiserlichen Gesandten ihn vor vierzehn Tagen, da sie die Lage ihres Herrn fast verzweifelt gefunden, in der dringendsten Weise bestürmt hätten, rasch einen Stillstand herbeizuführen. Er habe deshalb die bekannte Sendung in beide Lager veranstaltet und nun König Franz mit großer Anstrengung dahin gebracht, daß er einen achtzehnmonatlichen Waffenstillstand annehmen wolle, ohne die Verstärkung der Garnison von Tournay, die Ausschließung der italienischen Verbannten und das ausdrückliche Versprechen des Kaisers zu fordern, daß er während des Stillstandes nicht nach Italien gehen werde. Er habe geglaubt, Gattinara werde so günstige Bedingungen dankbar annehmen; statt dessen habe er ihn so schwierig, ja so hartnäckig gefunden, als wenn er lieber den Krieg fortsetzen wolle. Er habe darüber völlig die Geduld verloren. Während sie noch debattierten, sei ein Bote des Kaisers gekommen mit der Weisung, Gattinara solle auf den Stillstand nur unter der Bedingung eingehen, daß Frankreich Fuenterrabia ausliefere. Das sei ihm ein größerer Verdruß, als er bisher in dieser ganzen mühseligen

und ärgerlichen Verhandlung gehabt habe. Wenn der Kaiser auf dieser Forderung bestehe, welche die Franzosen unter keinen Umständen einräumen würden (welche sie in der That aufs schärfste abwiesen), so werde er all seine Mühe verloren haben, was ihm und seinem Könige zu nicht geringer Unehre gereichen müsse, der Kaiser aber werde seine ganze Herrschaft in äußerste Gefahr stürzen. Er müsse sein lebhaftes Bedauern darüber aussprechen, daß der Kaiser wieder einmal so übel beraten sei, etwas zu fordern, das er unmöglich erlangen könne. Die Forderung der Rückgabe Fuenterrabia's bedeute einfach die Fortsetzung des Kriegs. Diese aber müsse den Kaiser vollständig zu Grunde richten. Denn er sei außer stande, die Kosten für die Verteidigung der Niederlande und für die Ueberfahrt nach Spanien aufzubringen. Wenn er die Niederlande verlasse, würden seine Hauptleute dort ihre Sache noch schlechter machen, als sie jetzt schon gethan. Die Ueberfahrt nach Spanien werde bei der Fortdauer des Kriegs mit großer Gefahr verbunden sein. Selbst glücklich in Spanien angelangt, werde er lange Zeit gebrauchen, bis er die Ordnung hergestellt, die nötigen Geldmittel und Streitkräfte gesammelt habe, um den Krieg mit Erfolg führen zu können. Unter diesen Umständen werde König Heinrich in eine sehr schwierige Lage geraten, wenn er sich nach dem Brügger Vertrage gegen Frankreich erklären solle. Er hoffe deshalb, daß der Kaiser auf die Ehre seines Herrn Rücksicht nehme und nicht ein Werk vereitle, für welches sich dieser und er, der Kardinal, seit so vielen Monaten bemüht. Denn wenn er nun, ohne irgend etwas erreicht zu haben, nach England zurückkehre, was aus verschiedenen Gründen sehr bald geschehen müsse, so werde das für ihn wie für König Heinrich höchst unrühmlich sein. Er vertraue, der Kaiser werde sein eigenes Interesse, die Ehre König Heinrichs und seine, Wolsey's, Stellung besser bedenken. Er werde dem Kaiser in Zukunft noch bessere Dienste leisten als bisher, wenn derselbe ihn nicht dadurch entmutige, daß er

seinen guten Rat gering schätze, woran bisher alle Unternehmungen des Kaisers gescheitert seien. Er schloß seine lange und scharfe Explikation mit der Weisung, die Gesandten hätten vom Kaiser eine rasche Entscheidung zu erwirken; wenn derselbe auf die übermittelten Vorschläge nicht eingehe, sollten sie abreisen; auch er werde alsbald nach England zurückkehren, wo ihn die dringendsten Geschäfte erwarteten*).

Der von Wolsey formulierte Vorschlag lief auf einen achtzehnmonatlichen Waffenstillstand hinaus; er erwähnte weder Fuenterrabia, noch die Mailänder Verbannten, noch die Romfahrt des Kaisers, noch einen der anderen Punkte, über welche man so lange umsonst verhandelt hatte. Er war ohne Zweifel nach Lage der Dinge mehr zu gunsten des Kaisers als Frankreichs. Denn wenn auch König Franz den Kriegsschauplatz verlassen hatte, ruhten deshalb die Waffen noch keineswegs. Es gelang den Franzosen, am 6. November Hesdin mit reicher Beute zu nehmen; weite Strecken des niederländischen Gebiets wurden fortwährend von ihren Verheerungen heimgesucht; die Belagerung Tournay's rückte nur langsam vor; die Nachrichten aus Italien lauteten zweifelhaft. Trotz alledem konnte sich Karl nicht überwinden, Wolsey nachzugeben. Er fand die Rückgabe Fuenterrabia's ganz unerläßlich. Denn wenn die Franzosen im Besitze dieses Platzes blieben, würden sie damit Guipuzcoa, vielleicht die gesamten Baskenlande beherrschen; der Eindruck in Spanien werde so ungünstig sein, daß man neue Unruhen zu besorgen habe; England werde überdies dann der Zugang zu Guyenne verschlossen sein. Aber dieser Punkt machte nicht allein Schwierigkeiten. Der junge Herr fühlte sich durch das kategorische Auftreten Wolsey's verletzt. Er erklärte eines Tags mit zornigem Gesicht, der Kardinal scheine alles nach seinem Kopfe machen und ihn wie seinen Gefangenen behandeln zu wollen. Da sei er an den Unrechten gekommen.

*) Brewer p. 729. 734. 738. Monum. Habsb. p. 432 ff.

Es schien ein ernstlicher Bruch zu drohen. Da wurde Margarete von Brüssel herbeigerufen. Am 13. November traf sie, von Berghes begleitet, in Oudenaarde ein. Zwei Tage lang war man in ununterbrochener Beratung. Am Abend des zweiten Tages erhielten die Engländer den Bescheid, der Kaiser habe nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, Wolsey's Propositionen nicht anzunehmen, sein Sekretär Haneton werde dem Kardinal die Gründe vortragen. Als die Engländer darauf erklärten, abreisen zu müssen, drang Margarete in sie, das doch nicht zu thun, wenigstens Wingfield zurückzulassen. Darauf gingen sie, nachdem sie bis in die Nacht verhandelt, ein; die übrigen verließen am 17. Oudenaarde*).

Wie ernst die Verlegenheit war, in welcher sich Karl jetzt befand, zeigt die Denkschrift, welche er am 16. für Haneton aufsetzen ließ und welche gewissermaßen den eben gefaßten Entschluß zurücknahm. Sie begann mit dem offenen Bekenntnis, die Lage des Kaisers sei derart, daß er nach reiflicher Ueberlegung mit seiner Tante und seinen vornehmsten Räten nicht wisse, wie er sich in betreff des Waffenstillstandes entscheiden solle. Denn wenn Frankreich Fuenterrabia und die von diesem beherrschten Plätze und Häfen behalte, könne das auf die Spanier so schlimm wirken, daß er sie niemals zu schuldigem Gehorsam bringe und Gefahr laufe, alle seine dortigen Reiche zu verlieren. Auf der anderen Seite sei die Fortsetzung des Kriegs mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Er sei außer stande, die gewaltigen Kosten zu bestreiten, welche der Schutz der Niederlande erfordere, über 200000 Gulden monatlich. Wenn er seine Armee, die wieder auf 30000 Mann zu Fuß und 4000 Pferde gebracht worden sei, für diesen Monat bezahlt habe, bleibe ihm nichts für die Unterhaltung

*) Monum. Habsb. p. 441 ff. Das da von Lanz in den Anfang November gesetzte Schreiben Margaretens muß den 14. oder 15. November aus Oudenaarde datiert werden. Vergl. Brewer p. 748. 752.

der Garnisonen übrig. „Denn alles ist verzehrt und ausgegeben, die Steuern für zwei Jahre im voraus verbraucht; es ist unmöglich, weitere Hilfsmittel zu ersinnen. Herrn Franz (von Sickingen) werden über 100 000 Gulden geschuldet; der droht schon, den Kaiser und seine Unterthanen mit Krieg zu überziehen, wenn er nicht bezahlt wird. Einige deutsche Fürsten, besonders der Pfalzgraf, haben an Antwerpen und Mecheln Drohbriefe geschrieben, er werde ihre Bürger und Kaufleute mit ihren Waren festhalten, bis seine Pension gezahlt werde; man muß fürchten, daß die anderen das Gleiche thun.“ Unter diesen Umständen werde es nicht möglich sein, das bereits durch Verwüstung und Hunger schlimm heimgesuchte Land gegen die Unternehmungen des Feindes zu schützen; dauere der Krieg bis zum Frühling fort, so werde der Feind überall seinen Willen durchsetzen; an die Reise des Kaisers nach Spanien sei dann nicht zu denken; denn die Unterthanen der Niederlande werden ihn um keinen Preis ziehen lassen. Vielmehr ist zu besorgen, daß, wenn sie sich so preisgegeben sehen, sie sich überall in Verzweiflung erheben werden und den Kaiser zu einem schimpflichen Frieden zwingen, wie ehemals geschehen. Auch in Italien stehen die Dinge gegenwärtig so, daß der Kaiser davon keinerlei Hilfe oder Erleichterung hoffen darf; denn die Feinde haben nicht nur Mailand sichergestellt, sondern die Schweizer, welche offen erklären, nicht gegeneinander kämpfen zu wollen, arbeiten an einem Bündnis zwischen Frankreich, dem Papst und Venedig. Dadurch kommt der Kaiser in Gefahr, den Beistand des Papstes zu verlieren, die Schweizer alle gegen sich zu haben. Denn die ihm immer ergebenen Züricher haben sich jetzt ebenso wie die anderen dahin erklärt, sie würden gegen Mailand nicht dienen. Wenn jenes Bündnis zustande kommt, wird der Kaiser unfehlbar Neapel und Sizilien verlieren und auch sein ganzes Reich in Deutschland vollständigem Ruin ausgesetzt sein. Tournay ist freilich in Bedrängnis, aber es durch Hunger zu bezwingen, besteht doch keine Aussicht. Um es mit Gewalt zu

nehmen, ist die Jahreszeit wenig geeignet, denn die Leute können nur mit großer Beschwerde draußen liegen. Der Platz ist so stark und mit Geschütz so versehen, die Leute des Kaisers so entmutigt, daß niemand das Herz hat, etwas zu wagen. Sollte der Feind einen Entsatz unternehmen, so ist zu besorgen, daß das kaiserliche Volk, meistens Bauern, die nichts vom Kriegshandwerk verstehen, davonläuft oder übergerannt wird und das ganze Geschütz verloren geht. Deshalb sind die meisten einsichtigen Leute der Meinung, daß man in dieser Jahreszeit eine förmliche Belagerung Tournay's nicht unternehmen solle. „Aus all diesen Gründen ist der Kaiser wie seine Räte in solcher Bestürzung (si estonnez et parplex), daß sie zu keinem Entschluß zu kommen wissen. Deshalb wünscht der Kaiser das Gutachten seiner Gesandten, wobei er ihnen mitteilt, daß die Mehrzahl seiner hiesigen Räte der Ansicht ist, daß, wenn man durch die Vermittelung des Herrn Legaten (Wolsey's) die Herausgabe von Fuenterrabia nicht erreichen kann, man das geringere Uebel wählen, den Waffenstillstand annehmen und dadurch die Möglichkeit erlangen muß, nach Spanien zu gehen und zu retten, was man kann.“ Haneton soll dem Legaten die außerordentliche Wichtigkeit Fuenterrabia's, auch für England, von neuem ans Herz legen und auf Grund des Londoner Vertrags von 1518 den Beistand Englands gegen Frankreich anrufen. Um ihn dafür geneigter zu machen, hat er ihm mitzuteilen, wie Frankreich durch die Schweizer und sonst alles aufbiete, um sich ohne die englische Vermittelung mit dem Kaiser zu verständigen, wie es ihm dafür nicht nur Fuenterrabia, sondern noch viel mehr anbiete, was er aber beharrlich abgelehnt habe und stets ablehnen werde, da er fest entschlossen sei, um keinen Preis auf die Verträge mit England zu verzichten. Er hoffe, daß sich Wolsey ihm auch jetzt als Vater und guter Freund beweisen werde.

Man versteht nicht recht, wie Karl, wenn er seine Lage so schwierig fand, noch viel schwieriger als Wolsey sie ansah,

wie er dann dessen Vorschläge so hartnäckig abweisen und darüber zu allem anderen die Freundschaft Englands riskieren konnte. Aber waren nicht die in der Denkschrift geäußerten Besorgnisse stark übertrieben? Hatte der Kaiser in Wahrheit Grund, zu fürchten, daß der Verlust Fuenterrabia's so verhängnisvolle Wirkungen in Spanien hervorbringen werde? Thatsächlich hat er sie in keiner Weise gehabt. Und standen die Dinge in Italien und Deutschland wirklich so überaus kritisch? Man mußte wohl sehr niedergeschlagen sein, um die Zukunft so schwarz zu sehen. Daß die alten Praktiker, welche den Kaiser umgaben, diese Anschauung hegten, beweist aber doch jedenfalls, wie höchst unzuverlässig damals noch die Grundlagen waren, auf welchen die Macht Karls ruhte. Wenn wir nun fragen, wie es denn gekommen war, daß trotz diesen fast verzweifelten Schwierigkeiten die Vorschläge Wolsey's abgelehnt, die Selbständigkeit der kaiserlichen Politik ihm gegenüber behauptet wurde, so deutet alles darauf hin, daß mitten in der Verzagtheit seiner meisten Räte der junge Kaiser unerschütterlich blieb, wenn er dann auch das eben mitgeteilte Schriftstück abgehen ließ. Als Wolsey diese Unerschütterlichkeit sah, that er nicht, was er vor vierzehn Tagen gedroht hatte, zeigte vielmehr bei Hanetons Ankunft ein freundlicheres Gesicht als seit lange. Er suchte neue Wege, um den Waffenstillstand möglich zu machen, trat aber an demselben 22. November, wo die französischen Bevollmächtigten Calais verließen, mit den Gesandten des Kaisers und des Papstes in Beratung über ein Offensiv- und Defensivbündnis, welche bereits am 24. zum Abschluß führte. König Heinrich hatte Wolsey am 11. November zu diesem Akt ermächtigt, woraus hervorgeht, daß Wolsey im Ernst auch damals nicht daran dachte, sich vom Kaiser zu scheiden, als er diesem damit zu drohen schien. Der Vertrag vom 24. bestätigt zunächst mit geringen Modifikationen die Abmachungen von Brügge. Der Papst wird Frankreich mit dem Interdikt belegen, der Kaiser und König Heinrich den

Kardinal de' Medici unter ihren Schutz nehmen. Mit vereinten Anstrengungen werden sie sich bemühen, die Schweizer zu gewinnen. Sie beide werden in ihren Gebieten die Feinde der Kirche züchtigen und alle diejenigen, welche vom katholischen Glauben übel zu denken scheinen. Die Eheverträge des Kaisers und Englands mit Frankreich werden beiseite gesetzt, der Papst wird für die Heirat des Kaisers mit der Prinzessin Marie den nötigen Dispens erteilen. Der Vertrag soll geheim bleiben*).

Wolsey stand auf dem Punkte, Calais zu verlassen, als er am 25. November die überraschende Kunde empfing, daß Mailand vom kaiserlich-päpstlichen Heere genommen worden sei. Gattinara und seine Begleiter kehrten mit dieser hoch erfreulichen Botschaft zu ihrem Herrn nach Oudenaarde zurück. Den anderen Tag traf da die Meldung von der Kapitulation Tournay's ein**). Ganz ähnlich wie Ende Mai der von schweren Wolken verhüllte Stern des Kaisers plötzlich hell aufgeleuchtet hatte, trat jetzt Ende November an die Stelle ängstlicher Sorge mit einem Schlage jubelnde Freude.

Niemand hat uns berichtet, wie Karl die Monate harter Prüfung, welche der Herbst 1521 über ihn brachte, bestanden hat. Die sorgenvollen Wochen, welche er damals in Oudenaarde, in dem „alten Burgondisch Kasteel" verlebte, werden ihm noch lange im Gedächtnis geblieben sein. Aber daneben blühte eine andere Erinnerung. In diesem alten Kastell begegnete ihm ein reizendes Bauernmädchen aus Nukerke, Jeanne van der

---

*) Wir kennen das Aktenstück leider nur aus dem knappen Auszuge bei Brewer p. 760.

**) Brewer p. 762. Granvelle 1, 241. Die Verhandlungen über die Kapitulation begannen nach Henne (2, 420) am 29. November, unterzeichnet wurde sie am 1. Dezember. Wenn ich in meiner Darstellung vielfach von den Angaben Henne's abgewichen bin, so liegt der Hauptgrund darin, daß dieser die Berichte der englischen Gesandten noch nicht kannte.

Gheenst*). Sie war, soviel wir wissen, das erste Weib, welches die Leidenschaft des jungen Herrn weckte. Im nächsten Sommer gebar sie das Kind, welches als Margarete von Parma die Regierung der Niederlande übernehmen sollte, da ihr Vater bereits ins Grab gesunken war.

---

*) Fredericq, Dissertations sur l'histoire des Pays-Bas au XVI. siècle. (Gand 1883.) 1, 1 ff.

Karl und Adrian VI.

Wenn wir aus Wolsey's Munde wiederholt eine scharfe Kritik über die kaiserliche Politik und Kriegsführung vernommen haben, so können wir nicht in Abrede stellen, daß dieselbe fast durchweg begründet war. Hörten wir ja doch auch Alba ganz in sie einstimmen, die Unfähigkeit und Nachlässigkeit schelten, mit der unerfahrene Personen bisher die Dinge geleitet hätten. Unter diesen Unerfahrenen stand natürlich der Kaiser obenan. Hatte er zu lange so gut wie nichts bedeutet, so war er jetzt zu früh in die Lage gekommen, Entscheidungen zu geben, welche mehr Umsicht, Erfahrung, Geschäftskenntnis erforderten, als er besaß und besitzen konnte. In diplomatischen Dingen hatte er wohl schon leidliche Uebung gewonnen, und seine ganze Natur machte ihn an sich zu deren Behandlung geschickt. Aber vom Kriege, den er zum erstenmal sah, verstand er selbstverständlich ebensowenig wie von denjenigen Verwaltungszweigen, ohne welche der tüchtigste Feldherr und das beste Heer nichts ausrichten können. Man kann auch Gattinara den Vorwurf nicht ersparen, daß er seinem jungen Herrn über die Kriegsfrage Ratschläge erteilte, welche mit großer Einseitigkeit nur einen Punkt bedachten. Daß der Kaiser für seine Person Ansehen gewinne, war gewiß im höchsten Grade wünschenswert; wie stand es aber damit, wenn er im ersten von ihm unternommenen Feldzuge den kürzeren zog? Ueber die Leichtigkeit, mit welcher Gattinara die finanziellen Bedenken abfertigt, muß

man erstaunen. Wenn schließlich der Krieg eine günstigere Wendung nahm, als seit Ende September irgend jemand hatte erwarten können, wenn die Einnahme Tournay's nicht nur einen militärischen Erfolg, sondern einen wichtigen politischen Gewinn, eine bedeutsame Abrundung des niederländischen Gebiets in sich schloß, so durfte der Kaiser dabei allerdings das Verdienst der Beharrlichkeit für sich in Anspruch nehmen; daß sie aber zu Gutem statt Ueblem führte, verdankte er doch wesentlich der Schlaffheit seines Feindes. Wie denn überhaupt der ganze Verlauf dieses ersten Feldzugs nur dadurch möglich wurde, daß die Schwäche der kaiserlichen Kriegsführung von französischer Seite noch weit überboten wurde.

Auch der weit gewichtigere, auf dem italienischen Kriegsschauplatze gewonnene Erfolg der Einnahme Mailands, der Vertreibung der Franzosen fast aus der ganzen Lombardei war in keiner Weise vorwiegend das Werk überlegener Kriegskunst. Seitdem die Verbündeten am 1. Oktober über den Po gegangen waren, hatte auch das Erscheinen des Kardinals Medici mit reichlichen Geldmitteln der bisherigen Unsicherheit kein Ende gemacht. Zuerst rückt das Heer allerdings über Casalmaggiore in rascher Bewegung auf Robecco vor, welches auf der Straße von Cremona nach Brescia liegt, unmittelbar ehe sie den Oglio überschreitet. Aber gleich hier gerät es in ernste Gefahr, denn auf dem anderen Ufer des Flusses halten die Venezianer Pontevico besetzt. Lautrec, welcher der Bewegung der Feinde gefolgt ist, kommt in die Lage, sie mit der besten Aussicht auf Erfolg angreifen zu können. Er ist ihnen an Truppenzahl weit überlegen. Die Hauptleute der 12000 Schweizer, welche jetzt in seinem Lager vereinigt sind, fordern ungestüm den Angriff; der Kriegsrat, welchen Lautrec beruft, erklärt sich fast einstimmig dafür, aber er selbst kann sich nicht dazu entschließen. Die Verbündeten retirieren zuerst nach Gabbianetta, dann noch weiter den Oglio abwärts nach Ostiano, wo sie lange still liegen.

Die Entscheidung hing jetzt ganz davon ab, wie sich die durch den Kardinal von Sitten geworbenen und von Chur über Chiavenna auf Bergamo geführten Schweizer verhalten würden. Die zwölf Orte waren durch die erfolgreiche Werbung Sittens in die größte Aufregung versetzt worden; sie hatten alsbald abermals eine stattliche Gesandtschaft über die Berge geschickt, welche die Hauptleute Sittens zur Umkehr bewegen sollte; sie hatten in demselben Sinne Zürich bestürmt. Dieses hatte seinen Hauptleuten von vornherein die Weisung gegeben, sie dürften dem Papste nur in seinem eigenen Lande dienen, um keinen Preis gegen die in französischem Solde stehenden Landsleute fechten, wenn sie nicht etwa von denselben angegriffen würden. Ebenso hatte Bern den seinigen schon im August befohlen, sich an keinem Angriffe auf päpstliches Gebiet zu beteiligen. Seit Mitte Oktober stand Sittens Haufe, etwa 10 000 Mann, in der Nähe von Bergamo. Hier begann jene Gesandtschaft ihre Thätigkeit. Die Hauptleute waren geteilter Meinung; die meisten wollten noch dem ursprünglichen Befehl ihrer Oberen gehorchen, einige aber hatte Sitten schon jetzt so weit bearbeitet, daß sie unbedenklich auf Mailand marschiert wären. Und von jetzt an bewies der schlaue Kardinal seine ganze Ueberlegenheit über die unbeholfene Diplomatie der schweizer Gesandten. Es kam zu einem blutigen Konflikt mit einer französischen Abteilung; die Hauptleute erhoben bittere Beschwerden über die Feindseligkeit, mit der sie von den Franzosen behandelt, über die Schimpfreden, mit denen sie von ihnen heimgesucht würden. Auch das bei Modena stehende schweizer Korps, welches am 9. Oktober den Herzog von Ferrara aufs Haupt geschlagen hatte, glaubte von Lautrec provoziert zu sein; die Hauptleute desselben erklärten am 26. Oktober, sie hielten sich nach diesen Erlebnissen nicht mehr an die Mahnungen der eidgenössischen Gesandten gebunden, sondern hätten beschlossen, den König von Frankreich in Parma und Piacenza und an anderen Enden, soviel ihnen möglich, zu schädigen.

Während so die für den Papst geworbenen Schweizer mehr und mehr dazu kamen, sich nicht allein für den Schutz des päpstlichen Gebiets, sondern auch zum Angriff auf das mailändische verwenden zu lassen, vollzog sich bei ihren Landsleuten im französischen Lager die entgegengesetzte Wandlung. Schon am 27. Oktober melden die eidgenössischen Gesandten, die Schweizer Lautrecs vom Angriff abzumahnen, thue nicht not, da dieselben bereits abzögen. Dann heißt es am 3. November: Lautrec sei von so großen Massen schweizer Knechte verlassen, es seien so wenige bei ihm geblieben, daß er einen Ueberfall des Feindes fürchte. Er beschwor die Gesandten, welche heim wollten, bei ihm zu bleiben, weil sonst seine letzten Schweizer davongehen würden*).

So hatten die Verbündeten seit Anfang November das entschiedene Uebergewicht nicht nur der Zahl, sondern auch der Stimmung. Lautrec wich mit seinem bereits demoralisierten Heere weiter und weiter zurück. Er konnte seine Leute nicht pünktlich bezahlen. Sie schalten über die schlechten Quartiere, die unergründlichen Wege bei strömendem Regen. Zugleich hob der Unmut der Bevölkerung wieder kecker das Haupt. Lautrec mußte in Mailand zu barbarischen Exekutionen schreiten. Sie erbitterten, statt zu schrecken. Das ganze Gebäude der französischen Herrschaft wankte bereits, als die Verbündeten am Abend des 19. November vor Mailand erschienen. Sie hatten schon vorher aus der Stadt Aufforderungen erhalten, dreist anzugreifen, alles werde ihnen die Hand bieten. Als sich nun in der That Pescara gegen das eine, Colonna gegen das andere Thor mit recht schwachen Haufen in Bewegung setzte, welche gegen Lautrec nichts vermocht hätten, da stand das Volk von Mailand auf. Schon seine feindseligen Rufe schreckten Lautrec so, daß er die Stadt eilig räumte.

Eine wahrhaft erstaunliche Begebenheit von der größten

---

*) Strickler 1, 76 ff. Abschiede S. 122 ff.

Tragweite! Denn dem Beispiele Mailands folgten alsbald Lodi und Pavia, Piacenza und Parma. Das ganze mailändische Gebiet schien bis auf einige Kastelle im Nu für Frankreich verloren. Auch das ängstliche Venedig erwog, ob unter so mißlichen Umständen ratsam sei, an dem geschlagenen Bundesgenossen festzuhalten. Da trat dem überraschenden Zusammenbruch der französischen Macht in Italien ein ebenso überraschendes Ereignis entgegen: der plötzliche Tod des Papstes.

Leo X. erfüllte die Botschaft von Mailand mit unaussprechlicher Freude; darüber, sagte er Manuel, freue er sich noch mehr als einst über seine Wahl. Aber kurze Zeit darauf befiel ihn ein Unwohlsein, welches rasch einen ernsten Charakter annahm. Auf dem Krankenlager erhielt er noch die Nachricht, daß Parma und Piacenza für die Kirche zurückgewonnen, also ein Hauptzweck des Kriegs erreicht worden sei; dann verschied er am Abend des 1. Dezember, erst 46 Jahre alt *).

Dadurch verlor die kaiserliche Politik eine ihrer wesentlichsten Stützen. Denn der Krieg in Italien war fast ausschließlich mit päpstlichem Gelde geführt worden: der Tod Leo's stellte alle gewonnenen Erfolge in Frage. Da von Rom kein Geld mehr kam, mußte ein großer Teil der siegreichen Truppen entlassen werden. Medici und Sitten eilten von Mailand nach Rom, um ihre Sitze im Kardinalskollegium einzunehmen. Venedig dachte nicht mehr daran, Frankreich zu verlassen. Lautrec, der alles verloren gegeben zu haben schien, raffte sich wieder auf, nahm Cremona, das seine Herrschaft wie die anderen Städte abgeworfen, zurück und ließ Parma bedrohen. Die Herzoge von Ferrara und Urbino erschienen im Felde, um der herrenlosen Kirche zu entreißen, was Leo ihnen geraubt hatte.

---

*) Vergl. über des Papstes Tod den bisher unbeachtet gebliebenen Bericht eines Augenzeugen, des schweizer Gardehauptmann Kaspar Röist, Rom den 4. Dezember. Eidgenössische Abschiede S. 153.

Ueberall in der Romagna erhoben die der Kurie unterworfenen Parteihäupter die Waffen. In vier Tagen war Urbino Herr seines alten Besitzes*).

Und gegenüber diesen drohenden Gefahren welche Zustände in Rom! Das Begräbnis des Papstes begleitete das Volk mit Schmähungen. Wie ein Fuchs, sagte man, habe er sich eingeschlichen, wie ein Löwe regiert, wie ein Hund sei er dahingefahren. Seit die Kirche bestehe, schrieb jemand aus Rom, habe kein Papst einen böseren Ruf hinterlassen. Im Kardinalskollegium herrschte unbeschreibliche Zwietracht. „In der Hölle," schrieb Manuel am Weihnachtsabend, „kann es nicht so viel Haß und so viele Teufel geben als unter diesen Kardinälen." Gewöhnlich, bemerkte er, strebten zwei oder drei Kardinäle danach, Papst zu werden, dieses Mal alle**). Und neben dieser Feindschaft aller gegen alle unbeschreibliche Geldnot. Die vom Papst hinterlassenen, bereits festgestellten Schulden, schrieb man dem Kaiser Anfang Januar aus Rom, beliefen sich auf mehr als 850 000 Dukaten, die übrigen wurden von Wohlunterrichteten auf 300 000 Dukaten geschätzt***). Leo hatte nicht nur die Einkünfte der Kirche auf lange hinaus verbraucht, sondern was die Kurie an Kleinodien, Silbergeschirr u. s. w. besaß, größtenteils verpfändet. Nicht einmal für seine Exequien konnte man das Geld aufbringen: man mußte die für einen kürzlich verstorbenen Kardinal schon einmal gebrauchten Wachslichter verwenden. Da blieben denn natürlich die dringenden Bitten der Generäle und Gouverneure um Geld unerfüllt. Was auch Guicciardini aus dem ernstlich bedrohten Parma schreiben mochte von der Unmöglichkeit, den wichtigen Platz zu

*) G. de Leva, Storia documentata 2, 122 f.

**) Das war wohl zu viel gesagt. Aber auch der Venezianer Gradenigo sagt in seiner Relation (Albèri II, 3, 73), von den 23 Gegnern Medici's hätten 18 Papst werden wollen.

***) König Franz sagte dem englischen Gesandten, Leo habe 1200 000 Kronen Schulden hinterlassen. Brewer p. 836.

behaupten, wenn er die schwache Besatzung nicht bezahlen könne, die Kardinäle schickten ihm nur Segenswünsche*).

So hatte der Tod des Papstes die Sache des Kaisers in Italien aufs äußerste gefährdet. Noch Schlimmeres drohte, wenn es nicht gelang, die Wahl der Kardinäle auf einen Mann zu lenken, welcher an der zuletzt von Leo befolgten Politik festhielt. Manuel, des Kaisers Botschafter, sah sich dieser Aufgabe gegenüber in großer Verlegenheit. Er hatte Mitte Oktober, um die stürmischen Forderungen der Schweizer befriedigen zu können, in seinem Namen 30 000 Dukaten bei den Welser und Fugger aufgenommen; nun war er in einem Augenblicke, wo Geld mehr bedeutete als je, völlig entblößt. Ueberdies, klagte er, kenne er die bei einer Papstwahl nötigen Künste nicht und es widerstrebe seiner Natur, zu Mitteln zu greifen, die da am besten wirkten, „denn alles ruht auf Habgier und Lüge". Vor allem endlich, ohne bestimmte Weisung des Kaisers konnte er nicht nachdrücklich in den Wahlkampf eingreifen. Und noch am 28. Dezember, da das Konklave bereits begonnen, hatte er von seinem Herrn noch keine Antwort auf die Anzeige von Leo's Tode.

Für den Kaiser war es eine schwierige Aufgabe, rasch einen Entschluß zu fassen. Der Tod des Papstes machte ihm die Freundschaft Englands unentbehrlicher als je; die Geldnot hatte ihn soeben getrieben, König Heinrich um ein Darlehen von 200 000 Dukaten zu bitten; überall, zunächst in der Schweiz, bedurfte er der englischen Unterstützung, d. h. der Gunst Wolsey's durchaus. Daß dieser aber jetzt über alles wünschen werde, den päpstlichen Thron zu besteigen, verstand sich von selbst. Karl hatte ihm, wie wir wissen, die Aussicht auf seine Unter-

*) Bergenroth p. 385 ff. Guicciardini, Opere ined. 7, 366 ff. Albèri II, 3, 72 f. Ranke, Päpste 1, 58. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom 8, 263 ff. Reumont, Geschichte der Stadt Rom III, 2, 122 f.

stützung bei einer Sedisvakanz eröffnet, freilich zu einer Zeit, wo niemand das baldige Ende des im besten Alter stehenden Papstes erwarten konnte. Sollte der Kaiser nun Ernst damit machen, dem Kardinalskollegium Wolsey als seinen Kandidaten empfehlen, seinen ganzen Einfluß für ihn aufbieten? Man denke sich Wolsey als Papst! Schlimmeres hätte dem Kaiser kaum begegnen können. Es kam also darauf an, Wolsey und König Heinrich einzureden, er werde in Rom alles aufbieten, um ihren Wunsch zu erfüllen*), während seine wirkliche Thätigkeit in einer anderen Richtung arbeitete. Aber der Erfolg dieser Intrigue hing doch davon ab, daß der Kaiser für seinen wahren Kandidaten, den Kardinal de Medici, nur vorsichtig wirken ließ. Auf der anderen Seite mußte selbst Wolsey zugeben, daß es vor allem darauf ankomme, die Wahl eines französischen Papstes zu verhindern, daß man unter Umständen von seiner Kandidatur absehen müsse, um nur Medici durchzubringen. Aber je länger er sich in die große Aussicht vertiefte, desto heißer wurde sein Verlangen. Er sagte wohl dem Bischof von Badajoz, Karls Gesandten, nur um dem Kaiser und seinem Herrn recht nützen zu können, wünsche er die päpstliche Würde; er werde dann persönlich mit ihnen gegen die Franzosen zu Felde ziehen. Aber die Gier zerriß diese Schleier. Er ging so weit, zu fordern, daß der Kaiser sein Heer gegen Rom marschieren und nötigenfalls die Kardinäle

---

*) Er that dafür das Mögliche, kam Wolsey gleich aus freien Stücken mit der Erinnerung an die früheren Gespräche zuvor, schickte die Kopie einer Weisung an Manuel, er solle sich für die Wahl Wolsey's anstrengen u. s. w. Margarete schrieb diesem den 27. Dezember, er habe recht, sie seine Mutter zu nennen: „Ich hoffe die Mutter meines Vaters, d. h. unseres heiligen Vaters zu werden. Es wird nicht des Kaisers Schuld sein, wenn das nicht geschieht.“ (Monum. Habsb. p. 512 ff. Brewer p. 814 ff.) Die wirkliche Instruktion Karls an Manuel kennen wir übrigens nicht. Jene Wolsey mitgeteilte Weisung trug aber das späte Datum des 30. Dezember! (Mignet, Rivalité 1, 310 f.)

zwingen lasse, ihn zu wählen; er selbst wolle 100 000 Dukaten daran wenden*). Pace mußte über Gent, wo er die nötigen Verabredungen mit Karl traf, nach Rom eilen, um dort persönlich die Sache zu betreiben.

Aber es ging hier noch übler als bei der Kaiserwahl. Als Pace in Florenz eintraf, fand er schon die Nachricht, das Konklave sei zu Ende. Der englische Gesandte Clerk hatte zwar, soweit er ohne bestimmten Auftrag konnte, die Aufmerksamkeit der Kardinäle auf Wolsey gelenkt, aber wenig erreicht. Nur ein einziges Mal, am 3. Januar, im fünften Skrutinium, finden wir sieben Stimmen für Wolsey**). Sehr viel bessere Aussichten hatte der Kaiser für seinen wahren Kandidaten, den Kardinal Medici. Anfangs schien dessen Wahl ziemlich sicher, da er über fünfzehn feste Stimmen verfügte; aber sehr zeitig erhob sich doch auch gegen ihn nicht nur die selbstverständliche Abneigung der französischen Partei***), sondern auch unter den Anhängern des Kaisers fand er entschiedene Widersacher. Man wollte nicht zum zweitenmal einen Medici wählen, den Papat gewissermaßen in diesem Hause erblich machen. Als die am 27. Dezember ins Konklave getretenen 39 Kardinäle am 30. ihr erstes Skrutinium vornahmen, erhielt Medici nur drei, im dritten Skrutinium am

---

*) Monum. Habsb. p. 523 f.

**) Clerk behauptete freilich in einem Schreiben vom 13. Januar, Wolsey habe einmal 9, dann 12, dann sogar 13 Stimmen gehabt, auch Compeggi schrieb am 10., Wolsey habe in jedem Skrutinium einige, mehrfach 8 oder 9 Stimmen gehabt (Brewer p. 839, 841); aber diesen Angaben steht gleichmäßig die bei Bergenroth p. 388 ff. gedruckte Abstimmungsliste und das Conclave Hadriani bei Burmann p. 147 f. entgegen, welches sich korrekter in der bekannten Hamburger Briefsammlung Adrians fol. 107 ff. findet.

***) Nach Mignet 1, 312 schrieb König Franz nach Rom, wenn Medici gewählt werde, „ni lui ni aucun de ses sujets n'obéiraient plus au Saint-Siége“. Vergl. die übereinstimmende Meldung Fitzwilliams bei Brewer p. 836.

1. Januar nur fünf Stimmen. Manuel hatte sich zeitig überzeugen müssen, daß für Medici wenig zu hoffen sei, und sich von ihm daher schon vor Weihnachten versprechen lassen, daß er, wenn seine Wahl unmöglich sei, seine und seiner Partei Stimmen einem anderen Kandidaten des Kaisers zuwenden werde. Da die Zwietracht der Kardinäle immer leidenschaftlicher hervortrat, kam Manuel schon zur Zeit der Eröffnung des Konklave auf den Gedanken, möglicherweise würden die Kardinäle, welche keinem aus ihrer Mitte den Sieg gönnten, einen Abwesenden wählen; für diesen Fall empfahl er Adrian, den Kardinal von Tortosa. Am 3. Januar, beim fünften Skrutinium, in dem auch Wolsey genannt wurde, brachte es Adrian in der That auf acht Stimmen, dann aber schrumpfte diese Zahl auf zwei oder drei zusammen. Medici hatte nacheinander verschiedene Kandidaten empfohlen, welche aber sämtlich verworfen wurden. Endlich schien er mit dem Kardinal Alessandro Farnese durchzudringen; derselbe vereinigte zweiundzwanzig Stimmen; es fehlten ihm zur notwendigen Zweidrittelmajorität nur noch vier. Aber auch diese Aussicht zerschlug sich. Die Lage wurde jetzt höchst bedrohlich. Die Empörung hatte nicht nur in den Marken überhand genommen, wo nach dem Herzogtum Urbino Camerino, Perugia, Rimini und andere Städte verloren gegangen waren, sie bedrohte sogar Florenz, die letzte Stütze Medici's. Da trat er am 9. Januar mit der Kandidatur Adrians hervor. Verschiedene Kardinäle erhoben sich zum Lobe dieses ebenso frommen wie gelehrten und milden Mannes. Sogar die französische Partei befreundete sich rasch mit dieser Wahl*). In kurzem war die notwendige

---

*) Der Kardinal Trivulzio schrieb König Franz am 14. Januar, er hoffe, daß von allen Kardinälen, die dem Siege nahe gewesen, Adrian für Frankreich der beste sei, wofür der Gesandtschaftssekretär Nic. Raince den Grund anführte, derselbe werde vor sechs bis acht Monaten nicht in Rom sein, so lange also auch nichts gegen Frankreich thun können. Mignet 1, 318. Vergl. G. de Leva 2, 127 f.

Majorität von sechsundzwanzig Stimmen für den Kardinal von Tortosa vereinigt, worauf sich denn auch die übrigen bis auf eine einzige anschlossen. So geschah das eigentlich Unglaubliche, daß dieser kaum dem einen oder anderen Kardinal bekannte, allen ihren Interessen und Neigungen völlig fremde, dieser nicht italienische, dieser im unmittelbaren Dienst des Kaisers emporgekommene und jetzt noch stehende Mann fast einstimmig gewählt wurde. Als die Römer von dieser Wahl eines Barbaren erfuhren, waren sie wütend und begrüßten die aus dem Konklave abziehenden Kardinäle mit den stärksten Schmähungen; diese selbst begriffen nicht, wie sie zu einer solchen Dummheit gekommen seien*).

Der Kaiser wohnte am Morgen des 18. Januar der Messe bei, als er ein Schreiben des damals noch in Trient weilenden Herzogs Sforza erhielt, welcher meldete, eben sei ein Kurier aus Rom eingetroffen (er habe den Weg in fünfzig Stunden zurückgelegt), mit der Nachricht von der Wahl des Kardinals von Tortosa. Nachdem Karl den Brief gelesen, gab er ihn seiner Umgebung mit den Worten: Meister Adrian ist zum Papst gewählt. Aber drei Tage vergingen, ohne daß die Nachricht bestätigt wurde, so daß man schon fürchtete, der Herzog sei getäuscht worden. Endlich am 21. abends 8 Uhr traf der Kurier Manuels ein: sofort ließ der Kaiser mit sämtlichen Glocken läuten, den anderen Morgen in der Kathedrale St. Gudule eine feierliche Dankmesse celebrieren, den Abend Feuerwerke und Umzüge veranstalten**).

Dem jungen Kaiser waren schon oft erstaunliche Ueber-

---

*) Bergenroth, p. 382 ff. Brewer p. 805. 827. 833. 839. 841 f. Höfler, Adrian S. 78 ff. Gregorovius 8, 377. Reumont III. 2, 146 f.

**) Contarini's Depesche, Brüssel den 22. Januar. Spinelli an Wolsey, Brüssel den 22. Januar. Am 23. erging eine Weisung an den Rat von Flandern, überall öffentliche Gottesdienste zu veranstalten, um dem Himmel für die Wahl Adrians zu danken. Liste chronologique des édits et ordonnances des Pays-Pas. Règne de Charles-Quint. (Brux. 1885) p. 112.

raschungen zu teil geworden, aber etwas Wunderbareres und Segenvolleres, als diese Wahl seines treuesten Lehrers und Dieners zu sein schien, war ihm doch noch nicht begegnet. Wir kennen leider den Brief nicht, in welchem Karl seine frische Freude über Adrians Wahl diesem aussprach. Aber die Lope Hurtado de Mendoça, welcher diesen Brief überbringen sollte, erteilte Instruktion gibt die Empfindungen und Erwartungen des Kaisers deutlich genug kund. Er sieht in der Wahl ein Werk Gottes und des heiligen Geistes zum Besten der katholischen Kirche und der ganzen Christenheit; denn eine würdigere Wahl als die Adrians, dessen große Gelehrsamkeit und natürliche Güte er kennt, konnte nicht getroffen werden. Aber er persönlich ist mit besonders großer Freude darüber erfüllt, daß, nachdem es Gott gefallen hat, ihm die kaiserliche Würde zu übertragen, er ihm die große Gnade erweist, es zu fügen, daß er die Krone empfangen soll aus der Hand eines ihm so innig verbundenen Mannes, eines Landsmannes, „der uns von unserer Kindheit an erzogen und gelehrt hat und eine so große und wahrhafte Liebe zu uns hegt, daß er uns den nun zu unserem wahren Vater, zum höchsten und allgemeinen Hirten der allgemeinen Christenheit gibt: dafür bringen wir der göttlichen Güte so vielen und unendlichen Dank dar, als wir können; denn wir halten es für gewiß, daß Gott mit seiner Hand diese glückselige Wahl herbeigeführt hat, um uns ein Zeichen zu geben, daß sein Wille ist, die öffentlichen Angelegenheiten der Christenheit zu ordnen und ihre Kräfte zur Erhöhung unseres katholischen Glaubens zu einigen, damit alle Irrtümer der Welt gezüchtigt und gebessert werden und der wahren Erkenntnis einer einzigen und wahren Kirche und Religion unterworfen, zur unermeßlichen Glorie seines heiligen Namens, indem er Seine Heiligkeit und uns zu Dienern erwählt für die Ausführung dieses Werkes"*).

---

*) Gachard, Correspondance de Charles-Quint et d'Adrien VI p. 24 f.

Das schien ja in Wahrheit der Wille des Himmels zu sein, daß diese beiden Niederländer, einst Lehrer und Schüler, jetzt Papst und Kaiser, von wesentlich gleichen Anschauungen erfüllt, von derselben ernsten und strengen Frömmigkeit, von demselben katholischen Eifer, nun Hand in Hand an die Heilung der tiefen Schäden gingen, an denen die Kirche und die Christenheit litt, die Kirche von dem unsauberen Wesen reinigten, das sie überwucherte, die Christenheit vom Gift der Ketzerei. Von den unheiligen Begierden, welche in Rom das Regiment führten und welche eben erst in den letzten Wochen ein so widerwärtiges Schauspiel geboten hatten, von diesem Geiste der Habgier, Genußsucht, Lüge war in der That der fromme, einfache Adrian frei; er war wirklich ein Mann der Kirche, nicht der Weltlust: er konnte unmöglich das sündhafte Wesen dulden, das seit dreißig Jahren über die Kirche Herr geworden war. Aber dieser Tugend stand in ihm ein katholischer Eifer zur Seite, der die erbarmungslose Ausrottung der Ketzerei wenigstens ebenso dringend fand als die Säuberung der alten Kirche. Soweit ein mächtiger Fürst diese Ueberzeugungen Adrians teilen konnte, teilte sie, wie wir wissen, Karl. Wenn es eine Möglichkeit einer allumfassenden, auf den Grund gehenden katholischen Restauration gab, so war sie offenbar jetzt geschaffen. Die Welt mußte erwarten, daß dieser Papst und dieser Kaiser in herzlicher Eintracht die ganze Fülle der geistlichen und der weltlichen Macht für dieses erhabene Ziel aufbieten würden. Wer sollte ihnen dann widerstehen?

Gewiß haben nie die Träger der beiden höchsten Gewalten der Christenheit einander so nahe gestanden als Adrian und Karl; aber die Natur dieser Gewalten brachte an sich einen unüberwindlichen Gegensatz hervor, der in diesem besonderen Falle trotz aller persönlichen Innigkeit an den Verhältnissen wie an der Individualität beider mannigfache Nahrung fand. Wenn wir uns an den Eifer erinnern, mit welchem der Kaiser in Worms gegen Luther aufgetreten war, in jener seiner ersten

Erklärung vom 19. April, sogar auf die Gefahr hin, wichtige politische Interessen zu schädigen, so werden wir anzunehmen geneigt sein, daß er die Durchführung des vom Reichstage erlangten Edikts mit konsequentem Nachdruck werde betrieben haben. Wir hören aber nicht, daß er, seit er Worms verlassen, in dieser Richtung etwas Besonderes gethan habe. Alle seine Gedanken waren seitdem von dem Kampfe gegen Frankreich in Anspruch genommen gewesen, der ja eine Weile seine ganze Stellung so ernstlich bedrohte und sein Gemüt vielleicht nicht weniger beschäftigte, seit große Erfolge ihm die Hoffnung eines vollständigen Triumphes gaben. Mit der ihm eigenen zähen Energie wollte er diesen großen Kampf jetzt ausfechten, die gefährliche Macht Frankreichs gründlich brechen. Als der Gesandte des Königs von Ungarn und Böhmen, seines Schwagers, ihn um Hilfe gegen die drohend vordringende Macht des Türken anflehte, lautete die Antwort, zuerst müsse Frankreich gebeugt werden, dann erst könne die geeinte Christenheit den Ungläubigen mit Erfolg begegnen. Aehnlich mochte sich im Sinne des Kaisers schon jetzt die Niederwerfung Frankreichs als unerläßliche Vorbedingung der katholischen Restauration darstellen. Und so verstand es sich denn auch für ihn von selbst, daß Adrian ihn in dieser großen Aufgabe mit der vollen Macht der Kirche unterstützen müsse, wie es Leo zuletzt gethan hatte. Er glaube, schrieb er seinen Gesandten in London am 21. Januar, über den neuen Papst verfügen zu können wie über jemand, der in seinem Hause groß geworden.

Konnte das nun aber die Meinung Adrians sein? Konnte ein Papst, der nicht wie Leo X., Julius II. und Alexander VI. in weltlichen Interessen befangen war, dem vielmehr das Heil der Kirche und der Christenheit ernstlich am Herzen lag, konnte der es für seine Pflicht halten, in dem Kriege zwischen dem katholischen und dem allerchristlichsten Könige Partei zu ergreifen, den Kampf unter Christen zu nähren, statt sie alle gegen die Ungläubigen zu sammeln? Aber von diesem Selbstverständlichen

abgesehen, mußten alle Erwägungen seiner persönlichen Umstände ihn zu einer Politik der Versöhnung und des Friedens treiben. Er saß, als er die höchst überraschende Kunde von seiner Wahl erhielt, in Vitoria. Er entschloß sich nur schwer, sie anzunehmen, da, wie er Karl schrieb, seine geringen Kräfte dafür nicht ausreichten und er in einem Alter stehe, das mehr der Ruhe bedürfe, als zur Uebernahme einer so außerordentlichen und „gewissermaßen nicht zu tragenden Last" ermutige. Nun beteuerte er allerdings dem Kaiser seine unveränderte Ergebenheit. „Ich werde," schrieb er, „immer, wo ich auch stehe, mit allem Willen und Fleiß, wie ich es bisher gethan, daran arbeiten, daß die Angelegenheiten Ew. Majestät gefördert werden, wie es sich gebührt und dem Dienste Gottes und der Erhöhung des heiligen katholischen Glaubens frommt." Aber unmittelbar vorher hatte er geäußert, er hoffe, die Franzosen würden seiner Reise nach Rom kein Hindernis in den Weg legen, da er ihnen nie etwas zuleide gethan habe*). König Franz bemühte sich natürlich, Adrian durch freundliches Entgegenkommen günstig zu stimmen, ihn wenigstens zur Neutralität zu bewegen**): wie hätte Adrian das zurückweisen sollen? Seine nächste Pflicht war ja doch, so rasch als möglich nach Rom zu gehen. Er konnte es ohne weiteres, wenn er durch Frankreich reiste. Und was er von der Lage der Kurie hörte, ihrer kolossalen Verschuldung, der vollständigen Mittellosigkeit, in der er lange werde leben müssen, das mußte doch vollends

---

*) Adrian an Karl, Vitoria den 11. Februar 1522. Gachard l. c. p. 26 f. Schon am 2. Februar hatte er Heinrich VIII. ermahnt, sich zur Erhaltung des Friedens mit Karl zu verbinden. Brewer p. 867.

**) Siehe den Brief des Königs an Adrian bei Mignet 1, 324 f. Dieser erwiderte am 21. April, wenn der König fürchte, er werde sich durch seine Liebe zum Kaiser zur Unbilligkeit gegen andere christliche Fürsten bestimmen lassen, so sei er im Irrtum; wie er bisher dem Kaiser nie in etwas Ungerechtem zu Willen gewesen sei, so werde er als Statthalter Christi den Kaiser nie auf Kosten eines anderen begünstigen. Gachard p. 265 f.

jeden Gedanken an die Fortsetzung der Kriegspolitik Leo's ersticken.

Kurz, die Richtung des Papstes befand sich in diametralem Gegensatz zum Streben des Kaisers. Und doch wünschte dieser in dem Augenblicke, wo er Adrians Wahl erfuhr, für einen Moment fast genau dasselbe wie jener. Er bereitete gerade eine vertrauliche Sendung des Herrn de la Chaux (Charles de Poupet) an die Könige von England und Portugal vor. Jetzt erhielt derselbe den Auftrag, sich von England zunächst zu Adrian zu begeben. Und die ihm für die Verhandlung mit diesem erteilte geheime Instruktion eröffnet uns einen überraschenden Blick in die damalige Lage Karls. Poupet sollte Adrian erklären, Karl befinde sich in solcher Not, daß er Gefahr laufe, alles zu verlieren. Die gewaltigen Ausgaben, welche er so lange für den Krieg hier und in Italien habe machen müssen, hätten seine Geldmittel dermaßen erschöpft, daß es ihm, wenn er nicht sehr bald einen Waffenstillstand mit Frankreich gewinne, unmöglich sein würde den Krieg zu tragen und seinen Besitz zu verteidigen, während er die Reise nach Spanien mache. „Wir würden vielmehr in Gefahr sein, nicht allein das zu verlieren, was wir erobert haben, sondern auch unser ganzes Erbe aufs Spiel zu setzen; wir wissen nicht, wie wir in diesem Falle von unseren Unterthanen in Spanien empfangen werden und wie wir imstande sein würden, unsere dortigen Königreiche in gute Ordnung zu bringen.“ Unglücklicherweise habe er sich, um es ganz von Frankreich zu trennen, unter so harten Bedingungen mit England verbünden müssen, daß er ohne dasselbe in keinerlei Verhandlung mit Frankreich eintreten könne. Nach der Einnahme Mailands habe er wohl Frieden mit Frankreich haben können, wenn er nicht an die Vermittelung Englands gebunden gewesen wäre.

Da er nun aber der Waffenruhe durchaus bedürfe und die englische Vermittelung sie lange verzögern werde, sei er gezwungen, Rettung bei Seiner Heiligkeit zu suchen. Der Papst

könne ja sehr wohl aus eigenem Antriebe mit Hinweis auf die Türkengefahr eine allgemeine Waffenruhe so vorschlagen, daß die christlichen Fürsten sie nicht wohl zu verweigern vermöchten. Der König von Frankreich, dem sie so nötig sei wie ihm, werde sie aus des Papstes Händen gewiß gern annehmen. Und wenn so der Papst als allgemeiner Friedensstifter auftrete, könne auch England sich nicht beklagen. Wenn aber Adrian meine, daß diese Waffenruhe nicht schnell genug zustande kommen könne „für die Erhaltung dessen, was wir besitzen, und für die Sicherheit unserer Reise nach Spanien", so möge der Papst raten, „was wir thun könnten, um aus dieser Not herauszukommen"; besonders wie er rasch Geld finden könne. Auch wünsche er zu wissen, was der Papst von seiner Heirat mit der Prinzessin Marie und seinen sonstigen Abmachungen mit England halte, und ob er billige, daß er eine seiner Schwestern mit dem Könige von Portugal zu verheiraten denke, damit derselbe keine Verbindung mit einer französischen Prinzessin eingehe. Auch möge der Papst raten, wie er am besten den Wunsch des Königs von Portugal, seine Schwester mit ihm, dem Kaiser, zu verheiraten, hinhalten könne, ohne ihm eine gewisse Hoffnung zu geben, aber auch, ohne ihm alle Hoffnung zu nehmen*).

So wünschte Karl in diesem Augenblicke den Frieden so sehr, als Adrian ihn nur wünschen konnte, und er wollte sich ganz unter die Obhut und den Rat des heiligen Vaters stellen. Als aber Poupet, sehr lange in England festgehalten, endlich Anfang Mai] bei Adrian eintraf, hatten sich die Dinge total geändert, so daß von jener Weisung des Kaisers für ihn keine Rede mehr sein konnte. Und inzwischen waren bereits zwischen

*) Ce que le Sr de la Chaulx debvra dire et declairer a nostre Saint Pere, sans le communiquer en Angleterre, ains secretement et a part, est ce que sensuyt. Minute o. D. im Wiener Archiv. Die geheime Instruktion Poupets für Portugal ist vom 15. Januar 1522 datiert.

Kaiser und Papst Differenzen entstanden, welche auf beiden Seiten verstimmend wirken mußten. Manuel hatte es in seinem rastlosen Eifer zweckmäßig gefunden, den Papst, der ja von Rom und Italien nichts wußte, unter seine Obhut zu nehmen. Schon am 11. Januar hatte er Adrian einen sehr eigentümlichen Brief geschrieben. „Ich verkündige Euch," begann er, „große Freude." Bei der Wahl hätten ihm von den 38 Stimmen nur sehr wenige gefehlt. Er verdanke sie Gott und der Gunst des Kaisers. Beiden werde er dankbar sein, wie es sich gebühre, zumal der Wille des Kaisers mit dem Gottes übereinstimme, soweit das überhaupt bei einem Menschen möglich. Von sich selbst, des Papstes „armen Diener", wolle er nicht mehr sagen, als daß er sich unendlich über diese glückliche Wahl gefreut habe. Er füge diesem Schreiben ein anderes bei, in dem er über einige Dinge sein „armes Gutachten" sage. Es begann: Da der Papst dem Meere nahe sei, ihm weder Schiffe noch Leute fehlen, „muß er nach Flandern gehen", wegen der Kürze und Sicherheit des Wegs. Von Flandern werde er bequem nach Italien kommen und unterwegs die deutsche Nation gewinnen. Wenn ihm das nicht passe, könne er sich in Barcelona einschiffen. Er möge sich hüten, auf die vielen exorbitanten Bitten einzugehen, mit denen man ihn bestürmen werde, um so mehr, da es nicht gebräuchlich, daß ein Papst solche Dinge besorge, ehe er sein Amt auf die herkömmliche Weise angetreten. Wenn er auch ein größerer Papst sei als seine Vorgänger, da das Kaiserreich und die übrigen Königreiche des Kaisers mit seiner Macht verbunden seien, so werde die darin bewiesene Demut, welche ihm ja nicht fremd sei, um so mehr gelobt werden. Einige Maßregeln lassen sich zwar nicht aufschieben, wie die Ernennung verschiedener Legaten: „Das beste ist", die und die zu wählen. Was das Amt des Datars angeht, „so scheint mir, daß Eure Heiligkeit es dem Protonotar Enckefort übertragen müßte". „Und Eure Heiligkeit muß sich hüten vor den Suppliken, mit denen sie die

Kardinäle und andere bedrängen werden, denn ich versichere, daß sie in dem, was sie so thäte, Täuschung erfahren wird." Und so geht es fort bis zum Ringe herunter, den sich der Papst sofort „muß" machen lassen in der und der Weise. „Und nach meinem Dafürhalten," schließt die gütige Belehrung, „muß Eure Heiligkeit den eigenen Namen beibehalten und sich Adrian VI. nennen," denn u. s. w.

Wie konnte, fragt man erstaunt, ein schlauer Diplomat wie Manuel einen so höchst unklugen Brief schreiben? Er kannte Adrian persönlich nur als bescheidenen Lehrer des jungen Karl, den der vornehme, stolze Castilianer gewiß immer unendlich tief unter sich gesehen hatte. Die Thaten des spanischen Regenten mochten ihm auch nicht sehr imponiert haben. Ueberdies hatte er sich gewöhnt, auch dem Kaiser sehr kategorisch formulierte Ratschläge zu erteilen. Wie aber dieser meisternde Ton auf Adrian wirken mußte, kann man denken. Von allen Seiten mochte es an sein Ohr schlagen, er sei als Kreatur des Kaisers gewählt worden, werde sich hoffentlich als solche dankbar beweisen. Nun kam diese gebieterische Weisung Manuels, welche ihm einen recht einladenden Vorgeschmack von der Rolle gab, die man ihm zudachte. Das war nun aber gar nicht Adrians Meinung, auf dem päpstlichen Stuhle den Diener des Kaisers zu spielen. Wenn wir ihn im Tumult der Comuneros mehr als einmal im Tone herben Tadels zum Kaiser haben sprechen hören, da er doch wirklich sein Diener war, so versteht es sich von selbst, daß er als Papst auf seine volle Unabhängigkeit gegenüber dem Kaiser den höchsten Wert legte. Offenbar hatte ihm seines Schülers Auftreten gegen Luther einen tiefen Eindruck gemacht. Denn wir finden in seinen ersten nach der Wahl geschriebenen Briefen an Karl eine Wärme, eine Herzlichkeit des Tons, so nachdrückliche Versicherungen seiner unveränderlichen Ergebenheit, wie derartiges in den Briefen der früheren Periode nie begegnet. Aber plötzlich, doch wohl nach dem Empfang jener Schreiben Manuels, wird ein anderer Ton

hörbar. Der Papst verwahrt sich nachdrücklich gegen die Behauptung Manuels, daß er seine Wahl wesentlich dem kaiserlichen Einflusse verdanke. Er hat durch den Kardinal Santa Croce positiv erfahren, daß Manuel seiner Wahl vielmehr entgegengearbeitet habe. Er begreift sehr gut, daß dem Kaiser seine Wahl nicht konveniert, daß er vielmehr die Medici's gewünscht habe, der für die italienischen Dinge unentbehrlich sei*); es werde dem Kaiser auch lästig sein, ihn nun in Spanien entbehren zu müssen. Trotzdem glaube er gern, daß der Kaiser persönlich immer seine Erhebung gewünscht habe, von Manuel aber könne er das nicht annehmen.

Noch ehe Adrian sich in diesem Sinne geäußert hatte, fand es Karl schon nötig, dem boshaften Gerede Santa Croce's mit auffallendem Nachdruck entgegenzutreten. Er glaube nicht, schreibt er eigenhändig am 7. März, daß Adrian sich durch ein so wahrheitswidriges Gerede täuschen lasse. „Seid versichert, daß ich die Ursache Eurer Wahl gewesen bin und darüber so große Freude gehabt habe, als wenn sie mich zu meiner Kaiserwürde getroffen hätte. Und ich weiß gewiß, daß Don Juan, mein Botschafter, Euch dabei wohl gedient und sich viele Mühe darum gegeben hat." Schon am 9. März ließ er abermals ausführlich über diesen Punkt an Adrian schreiben: Manuel sei der eigentliche Urheber seiner Wahl, Santa Croce habe derselben vielmehr entgegengearbeitet. Adrian ließ sich aber in seiner einmal gefaßten Ansicht nicht irre machen**), „und," fügte er bedeutsam hinzu, „ich bin sehr froh,

---

*) Daß Adrian mit den Worten: „Es paßte Euren Interessen nicht, mich als Kandidaten aufzustellen, weil Ihr dadurch die Freundschaft mit dem gebrochen haben würdet, der von allen für die italienischen Dinge am nötigsten war," daß er mit diesen Worten Medici und nicht, wie Bradford und Gachard sagen, Wolsey gemeint habe, bedarf wohl keines Beweises.

**) Seine Abneigung gegen Manuel wurde durch den Bischof von Burgos geschärft, welcher damals höchst intim mit ihm verkehrte. So

daß ich die Wahl nicht Euren Bitten verdanke, wegen der Reinheit und Aufrichtigkeit, welche die göttlichen und menschlichen Gesetze in solchen Dingen fordern.". Der Kaiser dürfe an seiner beharrlichen Liebe nicht zweifeln; wie er bisher immer des Kaisers Interessen mehr bedacht habe als seine eigenen, so werde er es auch in Zukunft thun. „Aber," schließt er mit einer gewissen Feierlichkeit, „Sire, die Ursache unseres Elends ist, wie der heilige Chrysostomus sagt, daß wir die wahre und gebotene Ordnung verkehren und zunächst das suchen, was uns paßt, während er verheißt, die zeitlichen Güter sollen denen zufallen, welche zuerst die geistlichen Güter suchen; weil wir vor allem und am eifrigsten die zeitlichen Güter suchen, darum sind wir verflucht."

Als Adrian das am 3. Mai schrieb, war bereits klar geworden, daß er seine Aufgabe wesentlich anders ansah, als der Kaiser jetzt wünschte. Dieser hatte ihn schon seit Monaten vor den freundlichen Worten Frankreichs gewarnt. Als er erfuhr, daß König Franz eine Gesandtschaft an Adrian nach Spanien schicken wolle, bat er ihn dringend, sie nicht zuzulassen oder, wenn das schon geschehn, sie schleunigst zu entfernen, weil sie in Spanien nur Unfug anstiften werde. In jeder Weise arbeitete er darauf hin, daß sich Adrian von vornherein gegen Frankreich stelle. Dieser aber schrieb ihm: „Ich beabsichtige mit großem Eifer, den Frieden unter den christlichen Fürsten herzustellen, damit wir den Türken Widerstand leisten und von der Christenheit so großes Elend fern halten können. Herzlich bitte ich Ew. Majestät, sich dazu bereit zu zeigen und auf alle billigen und gerechten Bedingungen einzugehen." Um einen dauerhaften Frieden stiften zu können, möge Karl für ein oder zwei Jahre Waffenstillstand gewähren; er werde eine geeignete

---

schreibt am 10. April Hurtado de Mendoça dem Kaiser; der Bischof, sagt er, sei ein treuer Diener, aber leidenschaftlich und ein Todfeind Manuels. Bergenroth p. 413.

Person zu König Franz senden, der, wie er höre, zum Frieden geneigt sei*).

Fataleres konnte dem Kaiser jetzt kaum begegnen, und so wundern wir uns nicht, wenn wir die Freundschaft trotz allen freundlichen Worten bald genug straucheln sehen, wo es sich um mehr als Worte handelt. Ein jeder hat von dem anderen gar vieles zu fordern, aber manches bedauert heute der Papst, morgen der Kaiser, nicht gewähren zu können aus Gründen, die den anderen kaum befriedigt haben werden. Die gegenseitige Verstimmung hatte bereits einen ziemlich hohen Grad erreicht, als Karl in Spanien ankam.

*) Lanz, Korrespondenz Karls V. 1, 58 ff. Gachard p. 6 ff. 43 ff.

Bicocca.

Am Tage der Wahl Adrians ermunterte Raince seinen König, wieder wie im Beginn seiner Regierung selbst seine Scharen über die Alpen zu führen; er sah die Verhältnisse so günstig an, daß er bei seinem Leben versichern zu können glaubte, der König habe jetzt die Möglichkeit, sich für immer zum Herrn von ganz Italien zu machen*). Unter dem italienischen Gesichtspunkte war eine solche Hoffnung allerdings erklärlich. In der Mitte und im Norden der Halbinsel regten überall die Gegner des verstorbenen Papstes zuversichtlich und erfolgreich die Hände; den Freunden Frankreichs schien in den Marken, der Romagna, Toscana, diesseits und jenseits des Po das Glück zu lächeln. In Rom hatten zwar die Anhänger des Kaisers gesiegt, aber dieser Sieg drohte sofort in eine ernste Niederlage umzuschlagen. Die Entrüstung der Römer, der Verdruß der Kardinäle über ihre eigene Wahl war so groß, daß man davon sprach, dieselbe umzustoßen. Wenn es dazu auch nicht kam, für lange hinaus befand sich Rom und die Kurie im Zustande thatsächlicher Sedisvakanz. Da konnten alle Parteien ungehindert ihre Interessen fördern, und weil die höchst widerwärtige Wahl des „Barbaren" den Kaiserlichen zur Last fiel, sahen sich die Anhänger Frankreichs natürlich im Vorteil. Schon am 3. Februar war es so weit gekommen,

*) Mignet 1, 326.

daß Kardinal Colonna, früher einer der Führer der kaiserlichen Partei, im Kardinalskollegium den Vorschlag machte, im Namen der Kirche mit Frankreich Frieden zu schließen, wenn sie auch dabei auf Parma und Piacenza verzichten müsse. Zur selben Zeit finden wir Graf Carpi, jenen Vertrauten des französischen Königs, vom Kardinalskollegium mit der Regierung von Modena und Reggio betraut. Manuel, welcher anfangs, wir wir hörten, gewünscht hatte, Adrian möge über die Niederlande nach Rom gehen, um sich dort mit dem Kaiser zu besprechen, dann auf die Idee Pace's eingegangen war, der Papst möge in England mit dem Kaiser und König Heinrich zusammentreffen, fand Anfang Februar die Lage so bedenklich, daß er Karl schrieb, der Papst müsse so rasch als möglich nach Rom kommen*).

Viel wichtiger jedoch als diese italienischen Verhältnisse war die Stimmung der Eidgenossen. Man hätte meinen können, der Ausgang des letzten Feldzuges, welcher denn doch zu einem guten Teile der Unentschlossenheit und Unfähigkeit Lautrecs schuld gegeben werden mußte, würde den Eifer der Eidgenossen für Frankreich abkühlen. Das gerade Gegenteil geschah. Man sah nicht die Schuld Frankreichs, sondern erhitzte sich gegen den längst in einem großen Teile der Schweiz verhaßten Kardinal von Sitten, dem man allein den Verlust Mailands und die Niederlage des Heeres der zwölf Orte zu danken habe. In der That war es ja für diese Zwölf höchst ärgerlich, daß ihr Bündnis mit Frankreich an dem Eifer und Geschick des Kardinals zu Schanden geworden war. Er hatte sie aber noch besonders gekränkt. Jene Boten der zwölf Orte, welche den Abzug der für den Papst geworbenen Knechte oder doch wenigstens das bewirken sollten, daß dieselben nicht am Zuge gegen Mailand teilnähmen, dieser Boten Bemühungen waren durch Sitten und Medici in der empfindlichsten Weise durchkreuzt

*) Bergenroth p. 401. G. de Leva 2, 135. Guicciardini, Opere ined. 7, 389.

worden; die Kardinäle hatten ihnen mehrfach sicheres Geleit vorenthalten, ihren Verkehr mit den Landsleuten im päpstlichen Heere gehindert u. s. w. So kam es, daß sich die Schweiz Ende November und Anfang Dezember mit einer leidenschaftlichen Aufregung erfüllte. Die aus Lautrecs Heere heimgekehrten Hauptleute und Knechte wußten zur Entschuldigung ihres eigenen Mißerfolgs die ärgsten Dinge von Sitten und den anderen Landsleuten auf gegnerischer Seite zu erzählen. In manchen Orten artete der Streit in Handgreiflichkeiten aus. Man forderte exemplarische Bestrafung der dem Papst zugelaufenen Knechte und setzte sie vielfach wirklich durch.

Diese Stimmung wußte Frankreich wohl zu nützen. Schon am 27. November erschien der französische Gesandte Lamet auf der Tagsatzung in Luzern und forderte von den Eidgenossen, sie sollten ihre Knechte in Italien „entschütten" und energischen Beistand zur Wiedereroberung Mailands leisten, dessen Verlust durch ihre Schuld herbeigeführt worden, da sie mit Verletzung des Bündnisses Knechte ins feindliche Lager hätten laufen lassen. Es half nichts, daß derselben Tagsatzung mehrfache Beschwerden des Kaisers zukamen, die Eidgenossenschaft habe die Erbeinung mit Habsburg und Burgund übel gehalten, allein ihren Knechten verdanke er die barbarische Verwüstung seiner Lande Hennegau und Artois. Alles war für Frankreich erhitzt. Bern hatte schon am 22. November einen neuen Auszug von 2000 Mann beschlossen. Luzern lehnte es ab, den Vortrag der kaiserlichen und päpstlichen Gesandten nur zu hören; dieser letztere, der Bischof von Veroli, wurde gar in Bellinzona gefangen gehalten.

Da nun zu Neujahr eine höchst stattliche Gesandtschaft des Königs Franz erschien, von dem neuen Grandmaître, dem Bastard von Savoyen, von dem berühmten Kriegshelden und Marschall de la Palice und anderen hochansehnlichen Herren geführt, da verstand es sich von selbst, daß Frankreichs Wünsche offene Ohren fanden. Die Tagsatzung bewilligte nicht nur die rasche Sendung von 16000 Mann zur Wiedereroberung Mai-

lands, sondern traf auch sehr energische Maßregeln, um irgend welchen Zulauf eidgenössischer Knechte ins feindliche Lager zu hindern. Sie beschloß, daß die Knechte, welche gegen Lautrec gefochten, überall gestraft würden, daß alle Orte strenge Aufsicht hielten, damit niemand der Gegenpartei zuziehe; sie richtete an Zürich die dringende Aufforderung, mit allem Fleiß die Wiederkehr des vorjährigen Aergernisses zu hindern, was denn auch bestimmt zugesagt wurde. Da König Franz die Liebenswürdigkeit hatte, die Eidgenossen zu Paten zu bitten bei seinem am 22. Januar geborenen dritten Sohne Karl, überließen sie ihm sogar Geschütz. Die kaiserlichen Anträge, die Schreiben der Kardinäle und Adrians, die Bitten der Mailänder und Florentiner, die Vorstellungen Englands und des Reichsregiments, alles war umsonst: die Eidgenossen stürzten sich kopfüber in dieses neue französische Abenteuer. Es fehlte wenig, so hätte man die kaiserlichen Gesandten aus der Schweiz verjagt. Nur an einem Punkte fand man es im eigenen Interesse klug, einen Wunsch des Kaisers zu berücksichtigen. Besançon, die Hauptstadt der Grafschaft Burgund, hatte vor einigen Jahren mit Bern, Basel, Freiburg und Solothurn ein Burgrecht geschlossen, das diesen westschweizerischen Orten mit Recht bedeutsam erschien. Ueberdies aber entsprach es durchaus dem Vorteile der Eidgenossenschaft, daß die Grafschaft Burgund nicht das Schicksal des Herzogtums teile; denn wenn Frankreich das Land des Doubs mit dem der Saône vereinigte, so wurde dadurch die Schweiz beängstigend eingeklemmt und ihr der Verkehr mit den Niederlanden so gut wie gesperrt. Deshalb verwendeten sich jene Orte (18. Januar) dringend bei Frankreich, daß es gegen die Grafschaft Burgund und besonders gegen Besançon nichts Feindseliges unternehme, und Ende Februar beschworen sie von neuem die Erbeinung mit Burgund*).

---

*) Eidgenössische Abschiede S. 137 ff. Strickler 1, 115 ff. Anshelm, Berner Chronik 6, 78 ff.

Bei ihrem erstaunlichen Eifer schienen die Eidgenossen so zeitig in der Lombardei eintreffen zu müssen, daß Lautrec mit erdrückender Uebermacht den geschwächten Feinden auf den Leib gehen könne. Die 2100 Mann, welche Bern stellte, wurden da schon Ende Januar gemustert. Sofort brachen sie mit den 1800 Knechten von Basel, Freiburg und Solothurn auf, um durch Wallis über den Simplon zu steigen. „Aber," schreibt Anshelm, einer der vorzüglichsten Schilderer unserer Zeit, „diser Zug der Eydgnossen beschach mit so harter Arbeit, als vor kum je einer war beschehen, dann es grimm kalt und so großer Schnee, daß die Franzosen zum dritten Mal hand müssen lahn wegen, eh dann sie das Kriegsvolk möchtint us dem Gebürg bringen." Die anderen Haufen, welche über andere Pässe gingen, mochten dieselbe Not haben. Aber eine viel beschwerlichere Aufgabe war doch dem Führer der deutschen Landsknechte, Georg von Frundsberg, gestellt, welcher erst am 12. Februar in Glurns im oberen Etschthal 12 Fähnlein musterte, da das Geld für ihn nur mühsam aus der Kasse des Kaisers, den patriotischen Gaben der Mailänder und einer Sendung des Kardinals Medici zusammentröpfelte. Und während er so fast vierzehn Tage hinter den Eidgenossen zurück war, hatte er ganz anders schwer mit dem Winter zu ringen als diese. Denn er mußte nicht nur aus dem Thale der Etsch in das der Adda klettern, sondern, da ihm die Bündner bei Pirano den nächsten Weg durchs Veltlin hinderten, von der Adda zum Oglio hinübersteigen, um dann das Val Camonica hinab auf Bergamo zu marschieren. Zweihundert Bauern hatten zu thun, um die Pässe notdürftig gangbar zu machen. Trotz alledem erschien Frundsberg bereits am 23. Februar vor Mailand, als die Eidgenossen noch in den Bergen steckten*).

In Mailand hatte inzwischen der alte Prospero Colonna mit meisterhaftem Geschick den Schwierigkeiten der letzten Monate

---

*) Anshelm 6, 150 ff. Reisner, Frundsberg fol. 30.

widerstanden. Da die Franzosen noch die Citadelle besetzt hielten, drohte Mailand unhaltbar zu werden, sobald sie es auch von außen angriffen. Da das aber vorauszusehen war, arbeitete Colonna rastlos, sein Lager zugleich gegen die Citadelle und den äußeren Angriff durch sinnreich angelegte und bewehrte Verschanzungen zu decken. Dabei fand er an Morone, welcher seit der Einnahme Mailands als Sforza's Generalstatthalter die Regierung führte, den besten Helfer. Indem dieser seinen Landsleuten als Befreier von dem unerträglich gewordenen französischen Joche erschien, durfte er ihnen schon Starkes zumuten, damit die verhaßte Herrschaft nicht wiederkehre. Er legte ihnen unter anderem eine außerordentliche Steuer auf, um dafür 6000 Italiener zu werben. Er traf ebenso energische wie umsichtige Maßregeln, um Mailand für den Fall einer Einschließung widerstandsfähig zu machen, den Feinden den Aufenthalt in der Umgegend zu erschweren*). So war das Zentrum der kaiserlichen Stellung vortrefflich besorgt. Seit ihm Frundsberg die Hand gereicht, konnte Colonna nicht nur Mailand zu behaupten hoffen, sondern auch Novara, Alessandria und Pavia mit stärkeren Besatzungen versehen.

Trotzdem hatte sich der Horizont des Kaisers in bedenklichster Weise verdüstert. Wie er selbst seine Lage Ende Januar ansah, haben wir oben aus der geheimen Instruktion für Poupet erfahren. Die Wahl Adrians bereitete nicht nur in Italien endlose Nöte, sondern drohte das an sich so schwierige Verhältnis zu England ernstlich zu trüben. Als Wolsey die erste Nachricht von der wahrscheinlichen Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen erhalten hatte, sagte er Karls Gesandten mit unverkennbarem Verdruß, Manuel habe alles für Medici aufgeboten; dabei entfärbte er sich. Karl eilte, den Gewaltigen zu beschwichtigen. Manuel, schrieb er, habe keinerlei Auftrag gehabt, sich für Medici oder irgend eine andere Person als Wolsey zu

*) Miscellanea di storia Italiana 3, 241 ff.

bemühen. Leider seien die Briefe, welche ihm eingeschärft, alle möglichen Anstrengungen für Wolsey zu machen, ebenso zu spät angekommen als Pace. An Adrians Wahl habe kein Mensch gedacht; sie sei mehr das Werk Gottes als der Menschen. Wenn nun auch Wolsey's Wunsch nicht in Erfüllung gegangen, so möge er sich doch damit trösten, daß ihm Adrian mehr Gunst und Vorteil zuwenden werde als irgend ein anderer*). Gleich bei der ersten Kunde von Adrians Wahl hatte der Kaiser Spinelli gesagt, der neue Papst sei sehr betagt und von schwacher Gesundheit; wenn er nicht lange lebe, werde er seinen Gesandten in Rom so instruieren, daß Wolsey seine herzliche Zuneigung zu ihm erkennen müsse; einstweilen werde er Adrian bitten, Wolsey's Legatur zu bestätigen.

Aber was auch Karl sagen mochte, Wolsey war nicht der Mann, eine solche Enttäuschung ruhig zu ertragen. Unglücklicherweise kam aus Italien Brief auf Brief, um den Verdruß wachzuhalten. Medici versicherte, er habe bei jedem Skrutinium für Wolsey gestimmt und 17 oder 18 seiner Freunde für ihn gewonnen; Campeggi und Sitten wollten Erstaunliches für ihn gethan haben; der letztere tröstete, Adrian sei alt und schwach, dann komme Wolsey an die Reihe. Pace beteuerte, wenn er nur rechtzeitig in Rom hätte eintreffen können, würde die Wahl anders ausgefallen sein. Auch er sann nur, wie das eben Mißlungene das nächste Mal erreicht werden könne. Die Majorität der Kardinäle, meinte er, habe von Wolsey's Wahl nichts hören wollen, weil sie gefürchtet, er werde als Papst seine Residenz in England aufschlagen; wenn nun aber Adrian über England reise, erhalte Wolsey eine wunderbar gute Gelegenheit, mit ihm nach Rom zu kommen. Bald darauf hatte Clerk einen noch kühneren Gedanken. Wenn Adrian, schrieb er Wolsey am 1. Februar, bestimmt werden könnte, nach England zu kommen, so könnte sich eine große Aussicht

---

*) Bradford, Correspondence of Charles V. p. 33 f.

eröffnen. „Denn der Papst ist alt und kränklich und könnte etwa in jenen Gegenden sterben; und wenn das geschähe, könnten Ew. Gnaden bei dem nächsten Konklave gegenwärtig sein, und die Leute von hier würden nicht zeitig dahin kommen können, denn Ew. Gnaden brauchten auf die Abwesenden nicht länger zu warten als zehn Tage post mortem; und Ew. Gnaden könnten, da sie dann nur die Kardinäle aus jenen Gegenden bei der Wahl hätten, ihren Zweck leicht erreichen." Denn sonst sei wenig Aussicht, da die Kardinäle wegen der Wahl eines Abwesenden eine schwere Last des Hasses trügen*).

Nun war ja allerdings Wolsey kaum in der Lage, die Politik Englands völlig herumzuwerfen; sein Verhältnis zu Frankreich war zu sehr gestört, alle Beziehungen zu stark auf die Verbindung mit dem Kaiser eingerichtet; seit gar der Herzog von Albany Anfang Dezember schottischen Boden betreten hatte, mußte der Gegensatz gegen Frankreich immer schärfer sich geltend machen. Denn König Franz hatte versprochen, den Herzog nicht nach Schottland zurückkehren zu lassen; Wolsey forderte, daß der König ihn sofort zurückrufe; Franz verhieß wohl das Beste, aber Albany blieb, und Ende Januar mußten Rüstungen zum Schutze des nördlichen England angeordnet werden; Anfang Februar konnte sich Albany bei König Franz beschweren, England habe ihm den Krieg erklärt. Wie sehr aber diese und andere Verhältnisse Wolsey zum Kaiser drängten, er konnte es sich doch nicht versagen, diesen seine Mißstimmung fühlen zu lassen. Er hatte zugesagt, die Bemühungen des Kaisers in der Schweiz durch einen Gesandten unterstützen zu lassen: wochenlang wurde derselbe vergeblich erwartet, wo doch die größte Eile not that. Karl hatte seinen teuren Onkel einmal wieder um ein Darlehen von 200000 Dukaten bitten müssen. Wolsey wollte nur die Hälfte bewilligen und nur unter Bedingungen, welche, wie ihm Margarete mit

---

*) Brewer p. 867.

Recht schrieb, unter Freunden keinen rechten Sinn hätten. Wenn sich, bemerkte sie, England erst nach Rückzahlung dieses Darlehens gegen Frankreich erklären wolle, so erwecke das den Verdacht, daß es sich überhaupt nicht erklären wolle. Wolsey hatte ferner die Ausweisung aller Schotten aus den Niederlanden gefordert; dieses Ansinnen, erwiderte Margarete, habe nur dann einen Sinn, wenn England gleichzeitig alle Franzosen ausweise, sei aber überhaupt bedenklich, da Schottland mit Dänemark und Geldern im Bündnis stehe. Sie habe ihm beim Abschiede aus Brügge versprochen, sie werde ihm schreiben, so oft etwas die Freundschaft des Kaisers mit England zu stören drohe. Jetzt liege ein derartiger Fall vor. Bei der Haltung Englands müsse der Kaiser an Waffenstillstand mit Frankreich denken; wenn Wolsey dazu nicht die Hand biete, könne dem Kaiser wohl geraten werden, eine andere Politik zu befolgen; schon jetzt werde er täglich dazu gedrängt. Gleichzeitig mit diesem Schreiben wurde Spinelli in die Lage gebracht, Wolsey zu melden, es drohe ein vollständiger Umschwung der kaiserlichen Politik. Die mächtigsten Herren des Landes, hatte ihm Berghes anvertraut, neigten zu Frankreich, wo sie viele Freunde hätten, welche beklagten, daß die vielen ehrenvollen Anerbietungen Frankreichs vom Kaiser nicht angenommen worden seien. Viele erklärten, Wolsey wolle den Kaiser mit schönen Worten hinhalten, ihn wie König Franz nach seinem Belieben gängeln. In Gattinara's Gegenwart mußte Spinelli hören, die Franzosen sagten, Wolsey würde seinen Vorteil ebenso bei ihnen wie beim Kaiser suchen und so praktizieren, daß der Krieg unter ihnen fortdauere und sie sich gegenseitig so schwächen, daß England als Herr und Schiedsrichter über ihnen stehe. Gattinara fügte hinzu, der Kaiser fordere Thaten. Andere sprachen von neuen Anerbietungen Frankreichs, das seiner Abhängigkeit von England, von der Schweiz und von Venedig überdrüssig sei*).

---

*) Brewer p. 868 ff.

Wenige Tage darauf fand in St. Germain eine eigentümliche Unterhaltung statt. Wolsey hatte kürzlich Fitzwilliam am französischen Hofe durch Thos. Cheyne ersetzt. Am 8. Februar hatte dieser bei der Regentin*) einen Boten anzumelden, welcher für sie Briefe Wolsey's gebracht. Nachdem sie in Bonnivets Gegenwart diese Briefe gelesen, fragte sie Cheyne, ob er ihr sonst noch etwas zu sagen habe. Dieser erwiderte, er würde ihr ein Patent des Kaisers übergeben, wenn sie auf Ehre verspreche, es zurückzugeben. Als sie das gethan, überreichte ihr der Engländer das kaiserliche Aktenstück. Wir erfahren leider nicht, was für ein Dokument seines Verbündeten England in dieser Weise der Herrin Frankreichs auslieferte. Diese versprach, schon den anderen Tag Bescheid zu geben, aber er verschob sich von einem Tag zum anderen, bald aus diesem, bald aus jenem Grunde. Dabei äußerte die Regentin immer wieder ein lebhaftes Verlangen nach einer Zusammenkunft ihres Sohnes mit Heinrich VIII. Sie verzweifelte noch immer nicht daran, die alte Freundschaft herzustellen. Auf der anderen Seite scheint es kaum zweifelhaft, daß zwischen den Niederlanden und Frankreich verschiedene Herren eine direkte Verständigung herbeizuführen suchten. Karl und die Seinigen wiesen bei jeder Gelegenheit den Engländern gegenüber auf die französischen Anerbietungen hin. Die Franzosen leugneten dieselben, wollten vielmehr vom Kaiser angegangen sein, aber alle seine Anträge ebenso abgelehnt haben, wie das Karl von sich rühmte**).

---

* So nennen die Engländer schlechtweg die Mutter des Königs, welche diesen Titel auch wohl verdiente, da sie thatsächlich die Regierung führte. Wenn P. Paris die diplomatische Korrespondenz aus der Zeit Franz' I. studiert hätte, würde er in seinen kürzlich erschienenen Études sur François I. nicht behauptet haben, daß sich sein Liebling ernstlich und eifrig mit der Regierung beschäftigt habe.

**) Am 9. Februar hatte Contarini in Brüssel eine Unterredung mit des Kaisers Beichtvater Glapion; er setzte ihm auseinander, welche höchst wohlthätigen Folgen für die ganze Christenheit ein Friede zwischen dem

Trotz all dieser Schwankungen und Praktiken strebten aber doch die Dinge in der einmal eingeschlagenen Richtung fort; es war, als wenn übermächtige Verhältnisse England immer wieder zum Kaiser zurückdrängten. Während Wolsey Karl ein böses Gesicht machte, arbeitete er, Venedig von Frankreich zu trennen und mit dem Kaiser zu verbinden, ergingen die Anordnungen für umfassende Rüstungen zu Wasser und zu Lande, bemühten sich Wolsey's Agenten, in Italien die kaiserlichen Interessen zu fördern, wo sie konnten. Aber diese Thätigkeit Englands genügte den Bedürfnissen des Kaisers von ferne nicht. Die Nachrichten aus Italien ließen die dortige Lage immer ernster erscheinen. Man erfuhr in Brüssel, wie die französischen Machinationen ganz Mittelitalien unterwühlten. Der Herzog von Urbino, die Orsini, die Bentivogli, der Herzog von Ferrara, sie alle arbeiteten Frankreich in die Hände, von diesem ununterbrochen aufgestachelt und so viel es konnte mit Geld unterstützt. Die Briefe Manuels aus Rom lauteten so trostlos wie möglich. „Die Kardinäle," schrieb er Karl am 11. Februar, „waren vom heiligen Geiste inspiriert, als sie Adrian wählten, seitdem aber hat sie der Teufel gepackt." Voll Bedauerns über ihre Wahl, die sie gern umstießen, liebten sie die Feinde der Kirche, bereit, nicht nur Parma und Piacenza an Frankreich, sondern auch die Städte der Marken an Urbino preiszugeben. Neapel war wie immer im kläglichsten Zustande. Nachdem der freilich immer schwache Vizekönig Cardona am 10. März gestorben war, ließ sich zunächst von da gar nichts erwarten. Es hätte das Geld für das Heer in der Lombardei aufbringen sollen, aber das Parlament war widerspenstig und

---

Kaiser und König Franz haben werde. Glapion erwiderte geheimnisvoll, es geschehe wohl, daß, wenn alle menschliche Hoffnung, ein gewünschtes Ziel zu erreichen, geschwunden, der Allmächtige dann durch irgend etwas Unerwartetes zu ihm hinführe. Glapion war, wie man sich erinnert, Chièvres' Gehilfe in der Friedenspolitik gewesen. Noch immer, klagt einmal Spinelli, lebe Chièvres' Sekte und mache den jungen Kaiser irre.

die schlechte Verwaltung verschleuderte die Einkünfte. Manuel war fortwährend in der äußersten Bedrängnis, wie er das nötigste Geld für die Truppen aufbringen sollte. Schon Mitte März riet er dem Kaiser, Frieden mit Frankreich zu schließen, denn Wolsey werde alles thun, ihn hinzuhalten, ihm nie wirklichen Beistand leisten, und ohne Englands energische Hilfe, namentlich mit Geld, werde Italien verloren gehen.

Besonders bedrohlich gestalteten sich die Verhältnisse in Florenz, wo Frankreich die stärksten Verbindungen hatte*), alle Gegner des Hauses Medici ihm ergeben waren. Der Kardinal, der bald nach Adrians Wahl dahin geeilt war, um dem Umsturz seiner Herrschaft zuvorzukommen, sah sich von Verschwörungen im Innern, von Urbino draußen bedroht. Er konnte nicht umhin, mit diesem letzteren einen freundlichen Ausgleich zu suchen, der freilich sehr unzuverlässig blieb, da Frankreich alles aufbot, um den Herzog für die Vertreibung Medici's zu gewinnen. Wie Renzo da Ceri König Franz Ende Januar auseinandersetzte, war Florenz für ihn fast so wichtig wie Mailand. Habe er Florenz und Siena, schrieb jener eifrige Parteigänger, so werde er auf ihre Kosten nicht nur eine beträchtliche Streitmacht ins Feld stellen können, sondern auch hier auf Rom und Neapel, da auf die Romagna, besonders Bologna, den stärksten Druck ausüben können. In Neapel sei die spanische Herrschaft so verhaßt, daß man sie mit geringer Anstrengung erschüttern könne; Bologna ersehne eine Aenderung; wenn sich die Baglioni der Stadt bemächtigt, werde der Herzog von Ferrara Mut bekommen, mit größerer Energie als bisher für Frankreich zu arbeiten. Sobald aber Frankreich über Florenz und Bologna gebiete, könnten sich die Spanier in Mailand unmöglich behaupten**) Demgemäß kon-

*) Zu seinen Freunden gehörten besonders seine Gläubiger, denen König Franz über eine Million Dukaten schuldete.

**) Molini, Documenti 1, 142 ff. Wenn Molini sagt, er wisse nicht,

zentrierten sich die französischen Umtriebe immer mehr auf Florenz. Manuel schrieb dem Kaiser am 21. April, es heiße, Florenz und Siena hätten ihren Frieden mit Frankreich gemacht. Medici habe einen französischen Kurier abgefangen und bei ihm Briefe französisch gesinnter Kardinäle gefunden, wonach jene beiden Städte König Franz 700 schwere Reiter versprächen, wenn er nach Italien käme. Derselbe Kurier habe eine Aufforderung des Kardinalskollegiums an den Markgrafen von Mantua als Generalkapitän der Kirche überbringen sollen, den Kaiser zu verlassen und seine Truppen zu Lautrec zu führen. Medici selbst hatte dem Kaiser schon längst sagen lassen, sobald Karls Heere ein Unfall zustoße, müsse er fliehen, da die Florentiner bereits zu meutern anfingen. Giovanni de' Medici, den er mit 2000 Knechten und einiger Reiterei dem Herzog Sforza zu Hilfe geschickt, sei treubrüchig geworden und zu den Franzosen übergegangen.

Als sich diese bösen Nachrichten aus Italien mit einer abermals unbefriedigenden Post aus England kreuzten, saß Karl mit seinen Vertrauten den ganzen Tag zu Rate. „Sie essen spät zu Mittag und zu Abend und gehen spät zu Bett," melden die englischen Gesandten am 14. April. Den anderen Tag schrieb Karl an Wolsey, er müsse ihn von der schweren Verlegenheit unterrichten, in welcher er sich befinde. Er habe bis jetzt die Last des Krieges allein getragen, bei der England verpflichtet gewesen, ihn zu unterstützen. Er könne nicht glauben, daß Wolsey seinen Feinden gestatten wolle, mit Italien und dem Papsttum zu machen, was ihnen beliebe. Unter allen

---

wer der öfter von Renzo genannte Niccolo Ramée sei, so kommt seine Verlegenheit daher, daß er den französischen Gesandtschaftssekretär in Rom, Nicolas Raince, nicht kennt, welcher all die Jahre in den italienischen Dingen eine erhebliche Rolle spielt. Aus seinen auf der Pariser Nationalbibliothek befindlichen Depeschen hätte Molini seine Sammlung wesentlich bereichern können.

Umständen müsse er rasch eine gute Summe Geldes schicken, um Mailand zu retten; er dürfe dabei keine Zeit verlieren. Seinen Gesandten in England habe er darüber schon dreimal geschrieben. „Und damit Ihr wißt," schloß der Kaiser, „wie ernstlich mich diese Sache angeht, setze ich dieses Zeichen her, dessen Bedeutung Ihr kennt"*).

Als Karl so sorgenvoll schrieb, standen die Dinge wenigstens bei Mailand besser, als er ahnen konnte. Erst am 1. März hatte sich Lautrec von Cremona, wo das venezianische Heer zu ihm gestoßen war, gegen Mailand in Bewegung gesetzt. Auf dem Marsche führte ihm der vorhin genannte Giovanni de' Medici den vom Kardinal für Sforza geworbenen Haufen zu. In Monza vollzog Lautrec seine Vereinigung mit den Eidgenossen, welche dort seit Ende Februar eingetroffen waren. Am 5. März brach das ganze gewaltige Heer (Anshelm sagt „ob 40000 stark") gegen Mailand auf, vor dem es am 6. erschien. Lautrec wurde peinlich von den Schwierigkeiten überrascht, denen er hier begegnete. Man sprach zwar von einem Sturme auf die feindlichen Schanzen, wagte ihn aber nicht, da das Mißlingen keinem Zweifel unterlag; denn Morone hatte die ganze waffenfähige Bevölkerung der großen Stadt so weit eingeübt, daß sie bei der Verteidigung das Heer wirksam unterstützen konnte. Man tastete sechs Tage lang an Colonna's Bollwerken herum, ohne etwas Nennenswertes zu unternehmen. Da kam die Nachricht, daß der Herzog Sforza mit einer starken Macht, 7—8000 Landsknechten und 1000 Pferden**), von Parma her Colonna die Hand reichen wolle. Um das zu hindern,

*) Bergenroth p. 402 ff. Brewer p. 928.

**) Wingfield und Spinelli schreiben den 24. Februar aus Brüssel, Gattinara sage ihnen, Sforza sei am 16. Februar mit 10000 Landsknechten aus Trient aufgebrochen. Ihnen gelang es nach einem Bericht des kaiserlichen Gesandten in Venedig, sich der Veroneser Klause zu bemächtigen und so ohne schwierige Gebirgsmärsche die Lombardei zu erreichen. Am 16. März traf Sforza über Piacenza in Pavia ein.

brach Lautrec am 12. März von Mailand auf*) und legte sich nach Cassino, ungefähr Mitte Wegs zwischen Mailand und Pavia. Sforza ersehnte aufs lebhafteste seinen Einzug in Mailand, Lautrec wünschte ihn um alles zu hindern. So lag man sich wiederum längere Zeit unthätig gegenüber. Jetzt schon begannen die Eidgenossen darüber ungeduldig zu werden. Viele sagten, sobald sie den dritten Monatssold eingestrichen, würden sie heimziehen, um rechtzeitig zu den Feldarbeiten zu kommen; sie behaupteten, sich nur für drei Monate verpflichtet zu haben. In Bern beschäftigte man sich deshalb schon mit einem neuen Auszuge, um ja die König Franz versprochene Zahl voll zu erhalten. Da war es denn gut, daß eine Bewegung nötig wurde, um die von Lescun aus Frankreich herangeführten Haufen einzuholen; bei dieser Gelegenheit sollte zugleich ein Schlag gegen Novara und Vigevano versucht werden. 3000 Schweizer und 1000 italienische und französische Reiter brachen zu diesem Zwecke am 24. März aus dem Lager von Cassino auf. Obgleich Mantua von Pavia her den Zug zu hindern suchte, gelang es doch am 29. in überraschender Weise, das von einigen tausend Mann verteidigte Novara zu nehmen. Die Stadt wurde unbarmherzig geplündert und, sagt der Bericht der schweizer Hauptleute, „ist der gmein man vast rich worden“. Denselben Tag traf Lescun ein. Auf dem Rückmarsch wurde auch Vigevano genommen**).

Nach diesen Erfolgen war man voll bester Hoffnung. Aber während die Blicke Lautrecs über den Tessin gerichtet waren, brach Herzog Sforza, von Leyva geführt, in der Nacht von Pavia auf, umging Lautrec, reichte in Sesto Colonna die Hand und hielt am 4. April unter unbeschreiblichem Jubel seinen Einzug in Mailand. Als König Franz das hörte, „geriet

*) Berichte schweizer Hauptleute vom 12. März. Eidgenössische Abschiede S. 183 f. G. de Leva 2, 136 f.

**) Strickler 1, 147 ff.

er in wunderbaren Zorn und rief, alle seine Leute in Italien taugten nichts". Er beschloß sofort selbst über die Alpen zu gehen. Da Bonnivet und andere ihn mit gewichtigen Gründen davon abzubringen suchten, befahl er, sie sollten sich nicht noch einmal erdreisten, gegen seine Reise zu reden. Er ordnete an, daß ein Heer von 12000 Aventuriers und 1000 Pferden, welches nach der Picardie bestimmt war, in äußerster Eile nach Lyon marschiere. Sobald es da, wollte es der König nach Italien führen. Nachdem Cheyne das am 12. April gemeldet, fügt er hinzu: „Der König geht jeden Tag in Maskerade." Da seine Beziehungen zu England seit Ende März eine sehr ernste Wendung genommen hatten, sollte man wohl meinen, dieser stolze Herrscher hätte sich in einem so kritischen Moment mit ähnlichem Ernst den Geschäften widmen können wie sein unscheinbarer Gegner in Brüssel. Aber in dem nächsten Briefe Cheyne's vom 28. April lesen wir, daß der König fünf Tage auf der Jagd gewesen war und Briefe Heinrichs VIII. und Wolsey's so lange hatten warten müssen; des weiteren heißt es: „Der französische König und der Kardinal von Lothringen und verschiedene andere seiner Lieblinge gehen jeden Tag und jede Nacht (durch die Stadt) meistens in Masken."

Lautrec steckte längst in Nöten aller Art. Er mußte sein großes Heer bei noch rauher Jahreszeit notdürftig in kleinen Ortschaften unterbringen, während die Kaiserlichen in Mailand und Pavia sich guter Quartiere erfreuten. Die Verpflegung stieß auf bedeutende Schwierigkeiten, da Morone zeitig aus einem weiten Umkreise von Mailand Lebensmittel in diese Stadt zu schaffen befohlen hatte. Endlich litt der französische Feldherr fortwährend unter Geldmangel. Schon im Januar meldet Pace aus Florenz, zwei französische, zum Herzog von Urbino geschickte Hauptleute hätten seit achtzehn Monaten keinen Sold mehr erhalten. Mitte März wurde ein Brief Lautrecs an König Franz abgefangen, welcher lebhaft über Geldnot und Schwierigkeit der Verpflegung klagte. Hätte Venedig nicht

25 000 Dukaten geliehen, so hätte er sich schon damals nicht zu helfen gewußt; er forderte weitere Summen, welche aber die vorsichtige Signorie zurückhielt, da sie das Bündnis mit Frankreich bedenklich fand, sobald sie merkte, daß England mit dem Kaiser gemeinsame Sache mache*). Anfang April erfuhr Cheyne, daß Lautrec seine schwere Reiterei seit achtzehn Monaten nicht mehr habe bezahlen können. Nun gelang es Colonna auch noch, einen für Lautrec bestimmten Geldtransport abfangen zu lassen. Der französische Feldherr besaß nicht die Fähigkeiten, um zugleich dieser inneren Bedrängnis und den Feinden erfolgreich die Stirn zu bieten. Da er wußte, gegen Mailand nichts ausrichten zu können, unternahm er die Belagerung Pavia's. Aber Colonna legte sich mit einem starken Haufen in die berühmte Certosa und brachte dadurch den Feind so zwischen sich und der tapferen Besatzung von Pavia in die Klemme, daß dieser sich nicht recht rühren konnte. Nach einer Weile zog Lautrec ab, wieder nach Monza, von wo er vor mehr als einem Monate seine wesentlich unfruchtbaren Operationen begonnen hatte. Colonna, dem Feinde folgend, ging nicht wieder nach Mailand zurück, welches von Sforza ausreichend geschützt wurde, sondern bezog einige Meilen von der Stadt in dem großen Park der Villa Bicocca eine vorzügliche Stellung, aus welcher er alle Unternehmungen Lautrecs noch bequemer hindern konnte, vor seinem Angriffe noch sicherer war. Nach Anshelm hätte das kaiserliche Heer jetzt 30 000 Mann gezählt.

Was sollte Lautrec nun beginnen? Colonna erhöhte in kurzem die natürliche Stärke der Bicocca so, daß ein verständiger Feldherr an einen Angriff auf dieselbe nicht denken

*) Der kaiserliche Gesandte in Venedig sagte wohl zu viel, wenn er am 5. April meldete, die Republik habe Frankreich in diesem Kriege mit 120 000 Dukaten unterstützt und überdies 30 000 an die Orsini geschickt, damit sie Florenz und Siena bekriegten.

konnte. Des Franzosen einzige Hoffnung war, daß das volkreiche Mailand trotz aller Vorkehrungen Morone's bald Not haben werde, sich zu ernähren. Aber die Geduld der Eidgenossen war jetzt um so mehr erschöpft, als Lautrec auch sie nicht mehr pünktlich zahlen konnte und die Verpflegung ihren Ansprüchen keineswegs genügte*). Die Hauptleute forderten stürmisch den Angriff. Albrecht vom Stein, der oberste Hauptmann der städtischen Knechte, und Arnold Winkelried, „der obriste Hauptmann von Ländern", hatten eine Kundschaft gemacht und dabei eine starke Abteilung feindlicher Reisigen und Fußknechte weit vor der Bicocca im offenen Felde getroffen, welche Colonna zu ihrer Verlockung ausgeschickt. Auf diese trügerische Wahrnehmung stützten sie die Behauptung, der Feind liege im offenen Felde und sei gut zu schlagen; man solle eilen. Lautrec erwiderte, er habe gewisse Kunde, daß die Stellung des Feindes nicht ohne merklichen Schaden zu gewinnen sei; sie sollten sich doch durch seine Kriegslist nicht verführen lassen. „Da," sagt Anshelm, „fing der vom Stein an zu toben und zu schreyen: ihr wöllent wie im vergangenen Jahr uns die Fiend us unseren Händen lassen entrinnen; wir wöllint dran!" Was sollte der arme Lautrec machen? Seine Autorität war längst zu sehr erschüttert, um den Trotz der Hauptleute beugen zu können; er mußte fürchten, daß die Eidgenossen, die beste Kraft seines Heeres, abzögen, wie sie offen drohten, wenn er ihnen nicht den Willen that. Er unterwarf sich.

So kam es zu der denkwürdigen Schlacht vom 27. April, dem ersten großen Kampfe in diesem Kriege, welcher auf die Schicksale der modernen Menschheit so bedeutsam einwirken sollte. Die Eidgenossen waren ihrer Sache ganz sicher, „sie hielten's," sagt Anshelm, „für ein gewunnen Spil." Mit besserem Grunde erklärte Colonna, wenn die Feinde ihn

---

*) Sie klagten nachher, „daß man einem des tags nit mer hab wöllen geben, dann vier kleine brötli und ein buggal win". Abschiede S. 191.

angriffen, so hätte er schon gesiegt. Ein Meister im Verteidigungskriege, hatte er alles aufs trefflichste zu ihrem Empfange gerüstet. Er muß von ihrer Absicht wohl vorher unterrichtet gewesen sein, da er Sforza mit einer bedeutenden Streitmacht von Mailand herbeirufen konnte; 8—10 000 Fußknechte und 2000 Pferde führte ihm der Herzog zu*). Neben Colonna standen die seit fast zwanzig Jahren auf italienischen Schlachtfeldern erprobten Landsknechtsführer Georg von Frundsberg und Franz von Castelalt und die mit Ruhm bedeckten spanischen Hauptleute Pescara und Leyva. Italienische, deutsche und spanische Kriegskunst wetteiferte an diesem Tage, um dem fernen jungen Kaiser, diesem Italien, Deutschland und Spanien gleich fremden Herrn, einen ersten großen Sieg zu erringen.

Die blinde Zuversicht der Schweizer that ihr mögliches, dem durch sie erzwungenen Abenteuer einen für sie besonders verhängnisvollen Ausgang zu bereiten. Alle Klugheit verschmähend, die Anordnungen Lautrecs verachtend, stürmten sie geradeaus auf die von tiefen Gräben eingefaßten, mit Geschütz besetzten Brustwehren, hinter welchen die Feinde lagen. Ehe sie dieselben erreichten, traf sie das Feuer spanischer Geschütze und Hakenbüchsen so von der Seite her, daß sie einen Augenblick ins Schwanken gerieten. Frundsberg stand mit Castelalt in der Ordnung seiner Landsknechte. Als er die Schweizer heranstürzen sah, fiel er seiner Gewohnheit gemäß mit seinen Knechten auf die Kniee, Gott um Sieg und Glück zu bitten. Sich dann erhebend, rief er: Wohlauf in einer guten Stunde, im Namen Gottes! Sein Biograph Reisner, der das erzählt,

---

*) So meldete der Abt von Nájera, Karls Generalkommissär, in einem Berichte vom Schlachttage selbst, den wir leider nur aus der Erzählung der beiden Wingfield und Spinelli's (Gent den 7. Mai) kennen. Nájera wußte da schon, die Schweizer hätten Lautrec ihren Entschluß erklärt, heimzuziehn, wenn er nicht angriffe.

sagt: Er war ein starker Mann von Leib*), stand zuvörderst in der Landsknecht Schlachtordnung im ersten Glied, das mit niedergelassenen Spießen auf den Knieen lag. Arnold von Winkelried, mit dem er vor fünf Jahren Verona für Kaiser Maximilian gegen die Franzosen gehalten hatte, sprang ihm gerade gegenüber. Da er Frundsberg erblickt, ruft er: Du alter Gesell, find' ich dich da; du mußt von meiner Hand sterben. Frundsberg antwortet: Es soll dir widerfahren, will's Gott. Der Deutsche wurde verwundet, aber den Schweizer streckte eine Kugel nieder. Die neben den Landsknechten stehenden Spanier wurden den Schweizern so verderblich wie jene.

Der Angriff hätte nur gelingen können, wenn alle Teile gleichzeitig vorgegangen wären, auch dann nur schwer. Aber Lautrec vermochte seine Haufen nicht in Ordnung zu halten. Die Schweizer, welche allein den Sieg zu erzwingen gemeint, wurden bereits von den Wällen zurückgeworfen, als die Franzosen erst angriffen. Lautrec hatte einen Bogen gemacht, um in das Lager von hinten einzudringen, wo es den einzigen Zugang hatte. Es kam da so weit, daß einer seiner Haufen schon das kaiserliche Gepäck zu plündern begann. Da nun aber die von den Schweizern freigewordenen Deutschen und Spanier den von Lautrec bedrängten Italienern Hilfe bringen konnten, wurden auch die Franzosen nach dreistündigem Gefecht zurückgeworfen. Eine empfindliche Niederlage der Franzosen und Schweizer war das notwendige Ergebnis des blutigen Tages. Die schwersten Verluste erlitten die Schweizer; neben Arnold von Winkelried fielen Albrecht vom Stein und eine lange Reihe von Hauptleuten; drei- bis viertausend der Ihrigen bedeckten das Schlachtfeld**).

---

*) Seine in der Ambraser Sammlung zu Wien aufbewahrte Rüstung beweist seine ungewöhnliche Größe.

**) Die spanischen Berichte bei Sandoval 1, 547f. und Cerezeda,

Da Nájera noch denselben Tag in Mailand einen ausführlichen Schlachtbericht schreiben konnte, muß der Kampf so zeitig beendet gewesen sein, daß eine Verfolgung des zum Teil in Verwirrung abziehenden Feindes bedeutende Resultate versprochen hätte. Aber die Sieger forderten vor allem Lohn. Sforza mußte nach Mailand eilen, schleunigst 50000 Dukaten aufbringen, welche jetzt gern bezahlt wurden. Hätten die Kaiserlichen, wurde am 29. aus Mailand geschrieben, nicht aus Mangel an Bezahlung sich geweigert, den Feind zu verfolgen, so würden nur wenige entkommen sein*). Aber auch ohne Verfolgung hatte der Sieg die größten Folgen. Die Schweizer eilten unaufhaltsam über die Berge zurück. Die Venezianer, welche vor der Bicocca ihr Blut so wenig verschwendet hatten wie anderswo, zogen ebenfalls ab; sie konnten es mit um so besserem Scheine, als ihr Feldherr Gritti schon vorher mit Lautrec in Zwist geraten war. Dieser suchte wenigstens die Städte zu verteidigen, welche er noch besetzt hielt. Er warf sich zunächst nach Lodi. Gleich hier traf ihn ein neuer Schlag. Die Stadt wurde erstürmt, sechs Kompanien Gendarmen erschlagen oder in der Adda ertränkt. Jetzt eilte Lautrec nach Frankreich zurück, während sein Bruder Lescun mit dem Rest des Heeres Cremona zu verteidigen suchte.

Tratado de las campañas 1, 25 ff. wissen von der Veranlassung des Kampfes nichts; sie betonen natürlich das Verdienst der Spanier ebenso einseitig, wie Reisner das der Deutschen. Die ausführliche Schilderung Cerezeda's ist leider durch sehr starke Irrtümer entstellt. Am korrektesten erzählt von den Spaniern Sayas, Anales de Aragon p. 403 ff. den Hergang; er allein weiß auch von der Meuterei der Landsknechte nach der Schlacht.

*) Ganz ebenso wie Nájera am 27. und der eben genannte Brief am 29. April schreibt Manuel am 6. Mai, daß die kaiserliche Armee sich weigerte, ihre Pflicht zu thun, weil man ihr den Sold nicht bezahlt hatte. Die abweichende Angabe Reisners, Frundsberg habe die Verfolgung abgelehnt, um den Sieg nicht zu gefährden, verdient jenen Zeugnissen gegenüber keinen Glauben.

Am 10. Mai kapitulierte das feste Pizzighettone, wenige Tage darauf Cremona. Vom ganzen Herzogtum Mailand waren den Franzosen nur noch die Citadellen von Mailand, Cremona und Novara geblieben. Sofort brach Pescara mit seinen Spaniern auf, um den nächst Mailand wichtigsten Platz Oberitaliens, Genua, zu nehmen. Colonna sollte ihm mit Landsknechten und Italienern folgen. Aber es war mit dem damaligen Kriegswesen ein eigenes Ding. Als Lodi geplündert war, konnten die demoralisierten Franzosen wieder nicht verfolgt werden, weil die Landsknechte erst ihre Beute in Mailand versilbern wollten. Nachdem Cremona genommen war und nun Colonna nach Genua aufbrechen wollte, erklärten die Landsknechte, sie würden sich nicht vom Flecke rühren, bis sie ihre volle Zahlung bis zum 5. Juni empfangen hätten; sie sagten, man habe ihnen das in Bicocca Versprochene nicht gehalten. So konnte Colonna erst am 21. Mai von Pizzighettone aufbrechen, während Pescara mit Adorno schon am 22. vor Genua eintraf. Ohne die Meuterei der Landsknechte, schrieb Adorno dem Kaiser am 25., wäre Genua bereits genommen. Aber wenige Tage darauf begann die Stadt zu kapitulieren. Unglücklicherweise erschien jetzt Don Pedro Navarro mit fünf französischen Schiffen. Der energische Kriegsmann, den ein wunderliches Schicksal mit den Feinden seines Vaterlandes verbunden hatte, bewirkte den Abbruch der Verhandlungen, wohl ohne die Lage der Stadt genau zu kennen. Denn in die Mauern war eine breite Bresche gelegt. Sofort beschloß Pescara, es war 2 Uhr nachmittags am 30. Mai, zu stürmen. Um 6 Uhr brachen die Spanier in die Stadt ein, welche jetzt umsonst zu kapitulieren wünschte. Sie wurde die Beute der zügellosen Haufen. Der bisherige Doge Ottavio Fregoso und Pedro Navarro fielen den Siegern in die Hände. Ein glänzender Sieg, schrieb Banissis dem Kaiser, aber verderblich für die Stadt und kein Gewinn für uns, denn die

mit Beute beladenen Knechte laufen heim*). Er fürchtete, die Franzosen würden die Zerstreuung des siegreichen Heeres zu einem Angriffe auf Mailand benützen. Aber daran war nicht zu denken. Antoniotto Adorno übernahm als Vasall des Kaisers die Regierung Genua's. Die Thür, durch welche die Franzosen jederzeit so bequem hatten in Oberitalien eintreten können, war ihnen verschlossen.

*) Bergenroth p. 420. Brewer p. 956. 960. 962 f. 965. 974. Sandoval 1, 550 f.

Inneres Leben.

Vor wenigen Wochen hatten sich die Freunde des Kaisers in Italien mit der Sorge beschäftigt, was werden solle, wenn vor Mailand ein Unglück geschehe; dann werde, meinten sie, alles König Franz zufallen, bis nach Neapel hinunter, und derselbe durch freiwillige oder erzwungene Darlehen unermeßliche Schätze gewinnen, allein von Florenz eine oder zwei Millionen Dukaten. Jetzt war Karl Herr des unglücklichen Landes. Wo man, wie in Florenz, dicht an die Erhebung für Frankreich gekommen war, wurde sofort jede dem Kaiser feindliche Regung erstickt. Und die Kunde von Bicocca und Genua beherrschte nicht nur Italien, sie fuhr durch ganz Europa mit erschütternder Gewalt. Wenn England trotz allem, was es in den letzten Monaten gegen Frankreich gethan, innerlich noch immer sich wenigstens vorbehalten hatte, wann es ihm bequem sein werde, sich an dem Kampfe zu beteiligen, so schien es jetzt vorteilhaft, die Hand des glücklichen Siegers recht bald und recht fest zu ergreifen.

Aber so glänzend die kriegerischen Aussichten des Kaisers sich gestalteten, so trübe erschien seine Situation noch immer von einer anderen Seite. Der Krieg hatte etwa neun Monate gewährt und bereits die von ihm heimgesuchten Länder mit schwerer Not erfüllt. Sie gehörten zu den reichsten Gebieten Europa's; aber der Krieg, namentlich wie er damals geführt

wurde, verstand, eine blühende Landschaft rasch zu veröden. Als Manuel Mitte Juni erwog, wie sich der Kaiser nun, nachdem die Franzosen glücklich aus Italien herausgeworfen, dort einrichten könne, meinte er, zunächst würden die gewöhnlichen Garnisonen genügen und die deutschen und spanischen Knechte entlassen werden können. Aber dazu gehöre Geld. Karl hatte ihm eben von England geliehene 50000 Dukaten angekündigt. Das, schrieb er, genüge nicht. Man könne wohl von den Städten, welche sich auf Verhandlungen mit Frankreich eingelassen, hohe Straffummen fordern, von Florenz 100000, von Lucca 40000, von Siena 30000 Dukaten, aber der Herzog Sforza könne nichts mehr geben, denn sein Herzogtum sei durch den Krieg fast ganz zu Grunde gerichtet. Bis ein Mann von Manuels Denkweise so etwas schrieb, mußte der Ruin ein furchtbarer sein.

Schlimmer als im Mailändischen hatte der Krieg an der französisch-niederländischen Grenze gehaust. Dort hatten die Soldaten wohl einzelne Städte, wie Novara, Lodi, Genua, geplündert, aber doch nicht das Land systematisch verwüstet, wie zuerst die Kaiserlichen im französischen, dann die Franzosen im niederländischen Gebiete gethan. In Italien schonte ein jeder möglichst das Land, welches er selbst zu besitzen wünschte und hoffte; an Maas und Schelde zerstörte ein jeder, so viel er konnte, um den Gegner zu lähmen. Auch wurde hier der Krieg keineswegs nur mit geworbenen Knechten geführt, sondern gelegentlich die ganze Masse der waffenfähigen Bevölkerung in den Kampf geworfen*). Was das im tiefen Winter bei der Mangelhaftigkeit der damaligen Vorkehrungen für Ernährung und Verpflegung der Truppen bedeutete, mag sich jeder sagen. Da

*) Ordonnanzen Karls vom 20. November und 6. Dezember 1521 befehlen allen Männern Flanderns, welche Waffen tragen können und zwischen 18 und 50 Jahren stehen, sich sofort auszurüsten und unter den Befehl des Gouverneurs zu stellen. Liste chronologique p. 110.

beide Teile ihre Heere hier noch viel weniger pünktlich bezahlten als in Italien, so mußten sie den Soldaten jeden Exzeß, den Hauptleuten jede Erpressung hingehen lassen. Aber der Krieg war nicht nur für die unmittelbar von ihm betroffenen Gegenden ein Unglück; die Kriegführenden hielten sich berechtigt, sich an dem Vermögen der Unterthanen des Gegners im allerweitesten Umfange zu erholen. Als im Sommer 1521 der Krieg zwischen Franz und Leo begann, legte jener auf die Habe aller in Frankreich wohnenden Bankiers und Kaufleute von Florenz Beschlag, was Leo natürlich erwiderte. Karl konfiszierte nicht nur am 22. August alle König Franz oder seinen Unterthanen gehörenden Städte, Schlösser, Grundstücke, beweglichen wie unbeweglichen Besitz, sondern er dehnte zwei Tage danach diese Maßregel auch auf solche Dinge aus, welche von Franzosen an seine eigenen Unterthanen gekommen waren.

Zu diesen Verwüstungen und Zerrüttungen gesellte sich nun endlich die verderbliche Einwirkung auf den gesamten Staatshaushalt. Da alle Zweige der Verwaltung noch in den schwächsten Anfängen einer zweckmäßigen Ordnung standen, verschlang der Krieg unglaubliche Summen*). Was wir früher von der allgemeinen Sitte der Zeit bemerkt haben, wonach jeder vom Staate mit irgend einer Gewalt Bekleidete sich berechtigt hielt, diese Gewalt namentlich für sein eigenes Interesse auszubeuten, das trat in der stärksten Weise hervor, sobald der Krieg die gewöhnliche Ordnung unterbrach: dann griff jeder zu. Die Hauptleute ließen sich für viel mehr Knechte bezahlen, als sie bei den Fahnen hatten, die Zahlmeister, die Lieferanten betrogen mit ihnen um die Wette u. s. w. Wenn man die Verordnungen aus der Zeit Karls liest, wird man öfter über-

*) Henne erzählt 3, 194: „Im Jahre 1528 kostete ein siebenmonatlicher, mit kaum 7000 Mann gegen Geldern geführter Krieg 1,270000 Livres, ungefähr 27 Millionen unseres Geldes."

rascht von der sehr ausgedehnten Fürsorge, welche seine Regierung in den Niederlanden den mannigfaltigsten Interessen zuwendete, wie sie für Straßenbau, Fluß- und Kanalwesen, für öffentliche Sicherheit, für Handel und Verkehr thätig war oder thätig zu sein schien; aber in einem Hauptpunkte der öffentlichen Ordnung stand diese Regierung auf einer sehr tiefen Stufe: ihre Finanzwirtschaft war eine sehr schlechte, wesentlich auf die Bereicherung derer eingerichtet, welche sie leiteten oder von ihr begünstigt wurden. Als England die Aussicht nahe trat, die Niederlande unter seinen Schutz nehmen zu müssen, richteten seine Vertreter an Karls Hofe ihre Aufmerksamkeit auf diesen Punkt, der ihnen überdies schon dadurch nahegerückt wurde, daß Karl an den englischen Schatz immer neue Ansprüche machte. Sie fanden, daß die übelste Wirtschaft herrsche. Als Hauptursache der unaufhörlichen Geldnot wurde ihnen von Haneton bezeichnet, daß verschiedene Große des Landes Pensionen bis zum Betrage von 200 000 Gulden jährlich bezögen. Das war ohne Zweifel sehr übertrieben, aber die Uebertreibung läßt auf die Wahrheit schließen. Bei dieser Gelegenheit hören wir, daß Chièvres sich angewöhnt habe, jährlich 2000 Pfund zu verrechnen, die er angeblich Karl vorgeschossen habe. Als im Januar die Stände von Flandern nach Gent berufen wurden, um von neuem große Summen für den Krieg zu bewilligen, war ihre Stimmung die beste. Die Eroberung Tournay's hatte für Flandern eine große Bedeutung, indem sie die Grafschaft an dem empfindlichsten Punkte vor französischem Angriff sicherte; die schon am 24. Dezember in Aussicht gestellte Vereinigung Tournay's und seines weiten Gebietes mit Flandern war für dieses ein weiterer Gewinn. Flandern und Artois hatten bisher unter der Suzeränität Frankreichs gestanden, das Pariser Parlament als oberste Instanz anerkennen müssen, selbstverständlich eine Quelle vieler Mißstände. Sie wurde jetzt verstopft. Nachdem der Kaiser schon am 24. Juli dem Rate von Flandern befohlen hatte, dem Pariser Parlament

keine Ausübung der Jurisdiktion mehr zu gestatten, verkündigte er am 2. Januar, für Flandern und Artois sei hinfort nicht mehr das Pariser Parlament, sondern der große Rat von Mecheln oberste Instanz. Dazu kam endlich, was man von den unmenschlichen Erpressungen hörte, welche sich die französische Regierung in ihrem Lande erlaubte; das erweckte die Neigung, lieber alles zu opfern, als solcher Unterdrückung ausgesetzt zu sein. „Das Volk," schreibt Spinelli, „ist so gegen Frankreich aufgebracht, daß es dem Kaiser größere Summen geben würde als je, wenn es nur ihrer richtigen Verwendung sicher wäre." In dieser Richtung hatten die Stände, indem sie Karls Forderung bewilligten, den Wunsch ausgesprochen, daß das Geld durch ständische Kommissäre direkt an die Hauptleute und nicht an Finanzbeamte gezahlt werde, damit man sicher sei, daß es wirklich für den Krieg und nicht für andere Dinge verwendet werde und daß die Hauptleute nicht für mehr Knechte erhielten, als sie bei den Fahnen hätten. Natürlich ging Karl auf eine solche Minderung seiner Autorität nicht ein*).

Ein wesentlicher Grund der Finanznot lag ferner in dem sehr verschwenderischen Hofhalt. Die Traditionen der burgundischen Ueppigkeit und Prunksucht, durch welche Karl der Kühne alle Fürsten seiner Zeit in Schatten gestellt hatte, schienen mit dem Augenblicke aufzuleben, wo Karl selbständiger Herr der Niederlande wurde. Denn er verbrauchte von 1515 bis 1520 allein aus niederländischen Kassen für seinen und seiner Geschwister Hofhalt an zwei Millionen Livres**), eine wahrhaft kolossale Summe, wenn man bedenkt, daß Karl den größten Teil dieser Zeit nicht in den Niederlanden war und wie

*) Brewer p. 843 f.

**) Henne, welcher 2, 239 die einzelnen Posten aus einer offiziellen Aufstellung anführt, bemerkt, daß das Livre bis 1520 den Metallwert von 4 Fr. 64 Ctms. gehabt habe; um den gegenwärtigen Geldwert zu bekommen, müsse man überdies die Zahl verfünffachen.

die Spanier ihrerseits über die Verschwendung des Hofes seufzten.

So bereitete sich in den Niederlanden schon jetzt trotz den kriegerischen Erfolgen eine Mißstimmung vor, welche durch andere Maßregeln der Regierung nur zu sehr genährt wurde. Schon jetzt kündigte sich der schwere Kampf an, welchen Karl mit seiner Heimat der Religion wegen bestehen sollte, und schon jetzt geriet er mit der Selbständigkeit der großen Städte in Widerstreit. Der Druck, den die Kurie seit Dezennien auf die Christenheit übte, wurde in den Niederlanden kaum weniger empfunden als in dem übrigen Deutschland, und die Empörung des deutschen Gewissens über die römischen Verunstaltungen der kirchlichen Lehre und Praxis war dort so lebhaft wie in irgend einem deutschen Lande. Schon ehe Luther seine Stimme erhob, hatte der Gegensatz gegen römisches Wesen in den Niederlanden mehrfach nachdrücklich sich ausgesprochen, und als Luther den Kampf begann, fand er hier sofort lebhafte Teilnahme. Antwerpen, das London jener Zeit, stand namentlich mit Deutschland in den engsten Beziehungen; die großen Häuser Augsburgs und Nürnbergs hatten dort ihre Kommanditen. Aber nicht nur im Handel, auch in geistigen Dingen war Antwerpen ein Zentralpunkt der damaligen Welt; seit 1520 hören wir von vlämischen Uebersetzungen Lutherscher Schriften, welche in Antwerpen gedruckt werden. In Antwerpen trat denn auch 1520 ein erster Prediger in Luthers Sinne auf, der Augustiner Jakob Präpositus*).

Daß Karl gegen ketzerische Regungen in seiner Heimat mit aller Energie auftrat, verstand sich von selbst. Unter dem 22. März 1521 wurde in Mecheln das erste Plakat gegen Luther verkündigt, welches allen Behörden gebot, überall die Schriften des Ketzers wegzunehmen und unter Trompetenschall öffentlich

---

*) Siehe über diese Dinge die interessanten Ausführungen von P. Fredericq, De Nederlanden onder Keizer Karel 1, 19 ff.

zu verbrennen. Niemand solle in Zukunft derartige Schriften drucken, kaufen, verkaufen, besitzen oder lesen bei beliebiger Geldstrafe, von der zwei Drittel in die kaiserliche Kasse fließen, ein Drittel aber dem Angeber zukommen sollte. Dann wurde das Wormser Edikt gegen Luther überall in den Niederlanden kundgemacht. Da trotzdem die Ketzerei um sich fraß, schien dem Kaiser die fortwährend von den kirchlichen Gewalten geübte Inquisition nicht zu genügen; er ernannte seinerseits am 23. April 1522 einen Inquisitor mit unbeschränkter Gewalt, die Ketzer zu verfolgen und die Unterstützung aller Behörden in Anspruch zu nehmen. Dieser Inquisitor war nicht ein Geistlicher, sondern ein Mitglied des Rats von Brabant. Und einige Tage nachher gab ihm der Kaiser den Vorsitzenden des großen Rats von Mecheln bei. Der Staat selbst nahm so die Verfolgung der Ketzerei als eine Aufgabe in die Hand, welche er ganz unabhängig von den kirchlichen Gewalten zu lösen habe*). Infolge dieser Anordnungen wurde dann in den Niederlanden gegen die Lutherschen Schriften scharf vorgegangen; Verbrennungen derselben fanden statt in Utrecht im Mai, in Antwerpen im Juli 1521 und Mai 1522, in Gent im Juni 1522.

Es hätte der religiösen Bewegung nicht bedurft, um dem Kaiser auch auf politischem Gebiete eine Beschränkung der populären Kräfte wünschenswert zu machen. Die Autonomie der flandrischen Städte hatte seinem Großvater Maximilian so

---

*) Fredericq 1, 29. 38. 137. Wenn ich früher (1, 343) nach der bestimmten Angabe Aleanders gesagt habe, Karl habe schon Anfang Oktober 1520 in Löwen ein Mandat gegen Luther erlassen, so muß ich das jetzt berichtigen. Einmal haben von verschiedenen Seiten in belgischen Archiven und Bibliotheken angestellte Nachforschungen keine Spur eines solchen Mandats entdeckt; sodann beweist der Wortlaut des Plakats vom 22. März 1521, daß dieses die erste vom Kaiser für die Niederlande gegen Luther erlassene Verfügung war. Man hatte also Aleander in Löwen mit einem Versprechen getäuscht, welches erst sechs Monate später erfüllt wurde.

manche schwere Stunde bereitet, sich ohne Zweifel auch seiner eigenen Regierung so oft hinderlich erwiesen, daß er geneigt sein mußte, sie bei jeder Gelegenheit zu beschneiden. Ueberhaupt brachte es ja die Natur seiner universellen Herrschaft mit sich, daß in jedem derselben unterworfenen Lande selbständige Kräfte als verderblich erschienen. Die kaiserliche Macht konnte nur gedeihen, wenn die Träger nationaler oder kommunaler Unabhängigkeit überall gebrochen wurden, wohin sie reichte.

Dazu kam ein anderes. Des Kaisers nächste Lebensaufgabe war die Bezwingung Frankreichs geworden. König Franz hatte aber ganz besonders das vor ihm voraus, daß in seinem Lande die Stimme der Stände verstummt war, daß er völlig unbeschränkt über Habe und Besitz des französischen Volkes verfügte, daß er die Geldmittel desselben zum äußersten anspannen konnte, ohne durch seine Vertretung gehindert zu werden. Karl dagegen hatte überall, in den Niederlanden, in Spanien, ja selbst in Neapel, am meisten im Deutschen Reiche, mit den Ständen zu rechnen; seine Weltpolitik wurde überall durch das ständische Steuerbewilligungsrecht gehemmt. Es war unter diesen Umständen ganz selbstverständlich, daß er danach trachten mußte, in ähnlicher Weise unbeschränkt über die Finanzen seiner Reiche verfügen zu können, wie König Franz es that, die absolute Gewalt zu üben wie er. Diesem selbstverständlichen Gebote seiner Politik ist Karl vom ersten Beginne seiner Regierung an in den Niederlanden gerecht geworden. Er hat gleich bei der Huldigung in Gent einen bedeutsamen Griff in die alten Freiheiten seiner Geburtsstadt gethan; er hat in demselben Jahre 1515 der Grafschaft Holland ihren Privilegien zuwider einen Fremden zum Oberaufseher des Deichwesens gesetzt; er hat 1519 den Zünften von Mecheln die Wahl ihrer Schöffen genommen; er hat 1521 die Zünfte von Brüssel in ihrem Einfluß auf die Finanzen der Stadt beschnitten; er hat endlich nach der Einnahme von Tournay die Organe der

munizipalen Selbstverwaltung einfach kassiert*). Und als wenn seiner Regierung schon damals das Gefühl gekommen wäre, daß sie möglicherweise einmal von den Niederländern ähnliches zu befahren habe wie von den Castilianern, daß es deshalb gut sei, der thatsächlich fremden Herrschaft bei Zeiten eine zuverlässige Stütze in Fremden zu geben, geriet sie schon damals auf den Gedanken, Spanier in niederländische Garnisonen zu legen, während der Kaiser einige tausend Deutsche mit sich nach Spanien nahm**).

Erzherzog Ferdinand war, nachdem er seine Heirat mit Anna von Ungarn vollzogen, im Dezember zu seinem Bruder zurückgekehrt, um die vor einem Jahre in gewissen Punkten doch nur provisorisch geordnete Erbteilung zum Abschluß zu bringen. Das geschah zu Brüssel durch einen Akt vom 7. Februar 1522, ein sehr charakteristisches Dokument. Zunächst erklärte darin Karl, daß alle von Vater und Mutter und Großvater ererbten Gebiete dem Erstgeborenen unteilbar zuständen und Ferdinand deshalb nichts anderes ansprechen könne, als was den nachgeborenen Infanten zu ehrenvollem Unterhalt gegeben zu werden pflege; nachdem aber Ferdinand das anerkannt und sich dem älteren Bruder und seinem guten Willen gänzlich untergeben, entschied der Kaiser, um so aufrichtige brüderliche Liebe und so herzliches Vertrauen zu lohnen, daß Ferdinand zu den ihm früher übergebenen fünf niederösterreichischen Herzogtümern Tirol, die schwäbischen Lande des

*) Fredericq 1, 186 ff. Liste chronologique p. 102. 114.

**) En intencion de laisser en garnison de par deça ung nombre desdicts Espagnolz. Instruktion des Kaisers vom 13. Dezember 1521 für seine Gesandten in England. Monum. Habsb. p. 496 f. Contarini schreibt am 31. Mai aus Canterbury, der Bischof von Palencia habe ihm gesagt, es seien 4000 Mann spanisches Fußvolk an der Küste gelandet, die man, wie es heiße, in Flandern verwenden wolle. Sie kamen thatsächlich erst später, aber die Absicht, sie kommen zu lassen, beschäftigte den Kaiser seit dem Dezember fortwährend.

Hauses, das Herzogtum Württemberg und die elsässischen Vogteien erhalten solle. Es entsprach nur dem Interesse des Kaisers, daß er so alle deutschen Gebiete mit Ausnahme der Niederlande dem Bruder übertrug, damit derselbe als Statthalter des Reichs auf ausreichende eigene Macht sich stützen und diese Macht dem Hause Habsburg wahren könne. Aber als ob er der eigenen Herrlichkeit damit zu viel vergeben habe, bestimmte eine besondere Urkunde, daß der Akt vom 7. Februar noch sechs Jahre geheim zu bleiben habe, wodurch dann der von ihm zu hoffende politische Gewinn wieder zu einem erheblichen Teile aufgehoben wurde*). In welchem Maße Ferdinand unter diesem Geheimnis litt, werden wir später hören. Offenbar konnte er sich schon damals mit dem Akt vom 7. Februar nicht zufrieden geben, da er noch bis Ende April in Brüssel blieb, während doch seine Anwesenheit in Oesterreich dringend nötig war. Wohl um ihn zu beruhigen, gab ihm Karl am 28. März eine Bestätigung der österreichischen Privilegien, wodurch seine Lande so gut wie von allen Pflichten gegen das Reich losgesprochen wurden.

Gespannt forscht man in den Aktenstücken der Zeit, ob man darin nichts von dem persönlichen Leben des jungen Herrn entdecken werde, welcher immer bedeutsamer in die Geschicke der Welt eingriff. Hatte dieser zweiundzwanzigjährige Jüngling gar keine individuelle Existenz, kein Bedürfnis des Gemüts, dem er einmal nachging, keine rein menschlichen Beziehungen zu Geschwistern und Verwandten? Warf er nicht dann und wann die schwere Last der kaiserlichen Würde ab, um harmlos des Lebens sich zu erfreuen? Freilich, wohin er in seiner Familie blickte, überall trat ihm der Staat mit seinen ernsten Sorgen entgegen. Seine älteste Schwester Eleonore hatte im Dezember ihren Gemahl, König Emanuel von Portugal,

---

*) Bucholtz 1, 156 ff.

verloren; mit der Todesnachricht erhielt Karl die Meldung, daß sich Frankreich bemühe, den jungen König für eine Heirat mit einer französischen Prinzessin zu gewinnen, wogegen dem Kaiser empfohlen wurde, auf die Verbindung desselben mit seiner jüngsten Schwester Katharina hinzuarbeiten. Daneben trat der alte, von den Spaniern immer mit der gleichen Lebhaftigkeit unterstützte Wunsch Portugals wieder hervor, daß der Kaiser des jetzigen Königs Schwester Isabella die Hand reichen möge, ein Wunsch, der vielleicht schon damals auch in des Kaisers Seele lag, dem er aber nicht näher treten durfte, solange ihn die Politik an das englische Kind band, den er aber doch ebensowenig ganz abweisen konnte, um nicht Portugal an Frankreich zu verlieren. Wir haben ihn oben in der geheimen Instruktion für Poupet sich darüber äußern hören. Seine zweite Schwester Isabelle, welche schon dreizehnjährig dem gewaltsamen, zügellosen Christian II. von Dänemark als Gemahlin gegeben worden war, um in dem nordischen Lande Kränkung über Kränkung zu erleiden, trat dem Kaiser nur zu oft sorgenbringend vor die Seele; Christian bestürmte den Schwager um endliche Auszahlung der großen Mitgift, welche ihm verheißen, aber immer nur erst zum Teile war ausgezahlt worden; dazu stiegen bereits an dem skandinavischen Horizont die schweren Gewitterwolken auf, deren Entladung bald den Dänenkönig als Flüchtling nach den Niederlanden treiben sollte.

Die dritte Schwester Marie hatte im Dezember ihre Ehe mit dem Ungarnkönige vollzogen, um bei ihrem ersten Schritte in das Donauland von der furchtbar herandringenden Türkengefahr erschreckt zu werden. Sollte der Kaiser, der sich so sehr als Haupt und Beschirmer der Christenheit fühlte, diesem Ansturm der Ungläubigen gleichgültig zusehen, da er zugleich die eigene Schwester bedrohte? Und nicht viel weniger den Bruder, dessen südliche Landschaften bereits von den verheerenden Einbrüchen der Barbaren heimgesucht wurden und der gar nicht anders konnte, als seine dringenden Bitten um Hilfe mit denen

der Schwester zu vereinigen. Was aber konnte der Kaiser thun, um diese seine nächste und nötigste Pflicht zu erfüllen, wenn vor allem Frankreich gedemütigt werden sollte? Vergebens mahnte die Botschaft vom Verluste Belgrads an die Türken, vergebens die Hilferufe aus Rom und Venedig, aus Neapel und Sizilien. Der mächtige Kaiser war ohnmächtig.

Endlich war da jene jüngste Schwester Katharina, das arme Geschöpf, das seine ganze Jugend bei der geisteskranken Mutter vertrauern mußte; sie flehte den Kaiser in beweglichen Worten an, sie von der unbarmherzigen Tyrannei des Marques von Denia und seiner Frau zu erlösen, unter dessen Obhut sie mit der Mutter stand. „Gott," schrieb sie einmal, „hat mir Ew. Majestät an Vaters Stelle gegeben, und ich weiß, daß es Euch nicht dient, wenn ich mißhandelt werde." Was sie dann von der Art Denia's erzählt, wie er ihr kein Gespräch mit ihren Dienerinnen, keinen Briefwechsel mit vornehmen Spanierinnen gönne, ihr den geliebten Beichtvater rauben wolle, sogar ihre Garderobe seinen Kreaturen preisgebe, das erregt selbst durch die Ferne der Jahrhunderte Mitleid mit diesem vierzehnjährigen Königskinde, das noch wenig als Trübsal gesehen. Wie sollte es nicht den Bruder gerührt haben? Aber bis sie vier Jahre später Johann III. von Portugal heiratete, blieb sie in der Hand des harten Mannes*).

Wenn je auf einem Hochgeborenen, lastete auf diesem Kaiser von der Kindheit bis zum vorzeitigen Alter der Druck der Macht. Von ihr wurden ihm, wie wir sahen, während der ganzen Jugend die innigsten Beziehungen erkältet; sie zeigte ihm jetzt in den Schwestern nur Königinnen, in dem Bruder nur einen Gehilfen der Herrschaft; sie nötigte ihn, mit dem eigenen Herzen Handel zu treiben, einen recht raffinierten Handel. Wir dürften uns nicht wundern, wenn dieses Herz in so kalter Luft erstarrt, wenn der Mensch in dem Herrscher

---

*) Bergenroth, Supplem. p. 397. 422.

untergegangen wäre. Doch können wir darüber zunächst noch nichts aussagen, sondern nur bezeugen, daß wir gar wenig von dem Menschen Karl vernehmen. Wird uns von etwas anderem als Staatsaktionen berichtet, so ist es, daß der Kaiser auf die Jagd gegangen, oder daß er in einer schönen, neu gebauten Galerie in Brüssel Ball oder mit seinem Bruder in maurischem Kostüm das spanische Stockspiel gespielt und dabei große Geschicklichkeit bewiesen habe. Dann und wann wird vor den Damen des Hofes, der Königin Germaine, der Erzherzogin Margarete, ein prächtiges Turnier aufgeführt; an der Spitze von zehn Rittern sprengt der Kaiser eines Tages in die Schranken, ganz weiß gekleidet; die andere weiß und gelbe Schar führt Ferdinand; zwei Stunden lang werden Speere gebrochen. Engländer wie Italiener stimmen darin überein, daß der Kaiser sowohl in der Kunst des Reitens, als in der Geschicklichkeit des Stoßes alle übertraf*).

Ein einziges Mal wird uns ein Blick in die Seele Karls eröffnet. Da er im Begriffe steht, die Niederlande zu verlassen, um über England nach Spanien zurückzukehren, bewegt ihn vor einer „so weiten Reise" der Gedanke, „daß nichts so sicher ist als der Tod und nichts so unsicher als die Stunde desselben", zur Abfassung eines Testaments. Zuerst empfiehlt er seine arme Seele Gott und der gesegneten glorreichen Jungfrau Maria und den Heiligen Peter, Paul, Philipp, Jakob, Karl, Georg, Anna und Magdalena und allen Heiligen des Paradieses. Sodann trifft er Anordnungen über sein Begräbnis. Stirbt er in Spanien oder auf der Reise dahin, so will er in Granada neben seinen Großeltern Ferdinand und Isabelle und seinem Vater Philipp, stirbt er in den Niederlanden oder auf der Reise dahin, so will er in Brügge neben seiner Großmutter Marie von Burgund beigesetzt werden. Sollte aber zur Zeit seines Todes das Herzogtum Burgund zurückgewonnen sein, so will er in der Kartause

---

*) Wingfield und Spinelli 3. März, Contarini 5. März.

bei Dijon neben seinen burgundischen Vorfahren, Philipp dem Kühnen u. s. w., ruhen. Das Begräbnis soll mit möglichst geringem Pomp stattfinden, aber in verschiedenen Klöstern strenger Observanz sollen 30 000 Messen gefeiert und an dem Orte seines Begräbnisses täglich ein Requiem abgehalten werden. Ferner sollen nach seinem Tode 40 000 Dukaten verteilt werden, und zwar 10 000 an verschiedene arme reformierte Klöster, ebensoviel an rechtschaffene Arme, welche nicht mehr arbeiten können; die gleiche Summe bestimmt er für arme talentvolle Knaben zu ihrem Unterhalt und Studium, die gleiche endlich für hundert arme Mädchen, damit sie heiraten können*).

Die ernsten Gedanken des jungen Herrschers sehen wir hier vor uns. Sie richten sich auf sein Seelenheil in streng kirchlicher Auffassung; sie streben zu den Vorfahren zurück, zu den burgundischen und spanischen, neben denen er ruhen will; aber sie bewegen sich doch auch mit wohlthuender Wärme in der lebendigen Gegenwart.

*) Papiers d'état de Granvelle 1, 254 ff.

Spanien.

Es ist kein Bedürfnis, das nie ruhende Spiel diplomatischer Intrigue zu verfolgen, das selbst dann noch zwischen Wolsey, Karl und Franz mit erstaunlicher Lebendigkeit fortging, als die gegenseitige Stellung derselben sich bereits klar ausgesprochen hatte. Wolsey war den ganzen Winter hindurch, auch nachdem in England umfassende Rüstungen begonnen, bemüht geblieben, finassierend zwischen den beiden Rivalen hin und her zu gehen. Cheyne hatte im März noch einmal einen, wie es schien, sehr ernstlichen Versuch gemacht, einen Waffenstillstand herbeizuführen. Derselbe scheiterte an der Forderung des Königs Franz, nicht nur Mailand, sondern ganz Italien müsse von der Waffenruhe ausgeschlossen bleiben; er meinte da noch eines großen Erfolgs sicher zu sein. Darauf trat dann Cheyne mit der Erklärung hervor, der Kaiser habe König Heinrich gebeten, während seiner spanischen Reise die Niederlande unter seinen Schutz zu nehmen, was der König nicht abgelehnt. Das, rief Franz, sei eine offene Ankündigung der Feindschaft, zu welcher er nie Anlaß gegeben habe. Der Kaiser sei sein Todfeind. Er wolle bei niemand Hilfe suchen. Er vertraue, sich mit eigener Kraft zu verteidigen. Nie aber werde er mehr einem Fürsten trauen*).

Damit schien ja nun endlich der offene Bruch erfolgt zu sein. Aber sowohl Wolsey als König Franz paßte es trotzdem, den Schein der Freundschaft fortzuerhalten. Wolsey hätte

*) Cheyne an Wolsey, Langres den 29 März 1522.

gar zu gern noch einmal eine schöne Summe französischen Geldes für sich und seinen Herrn bezogen; dazu waren die englischen Rüstungen noch nicht vollendet, und er liebte es nicht, wie der Kaiser mit unfertigen Mitteln und Kräften in ein großes Unternehmen sich zu verwickeln. Die sorgfältige Art, mit der Wolsey den Aufwand zu Lande wie zur See berechnete, wieviel Geld für den Krieg nötig sein werde, wenn er so oder so lange dauere, sticht von der beim Kaiser üblichen Weise vorteilhaft ab. Ueberdies: wenn die Dinge in Italien für den Kaiser so übel gingen, wie es doch lange genug schien, sollte er sich dann mit der schweren Last beladen, ihm aufzuhelfen? Was konnte er für sich und für England Besseres wünschen als den gegenwärtigen Zustand? Wenn er nicht hätte fürchten müssen, der Kaiser könne ihm den Rücken kehren und Frankreich die Hand reichen, würde er Cheyne schwerlich zu jener Erklärung ermächtigt haben. Franz I. seinerseits hatte die stärksten Gründe, England so lange wie irgend möglich von offenem Bruche abzuhalten. Er wußte wohl, wie derselbe auf das ängstliche Venedig, auf ganz Italien, vielleicht selbst auf die Schweiz wirken werde. Deshalb bezwang er sich gleich damals, als er seinem Zorne gegen Cheyne Luft gemacht, freundlich einzulenken: er hoffe doch noch mit König Heinrich, den er so sehr liebe, in guten Beziehungen zu bleiben. Vierzehn Tage später sendet er Montmorency mit besonders schönen Falken an Heinrich VIII. Und zu derselben Zeit schreibt Wolsey seinem Könige, es freue ihn sehr, daß der Kaiser jetzt erst Mitte Mai nach England kommen wolle; wenn derselbe dann vielleicht im Mai nicht mehr nach Spanien überfahren könne, werde er durch die Windstille genötigt sein, die Reise bis zum September zu verschieben: „Dadurch wird Eure Erklärung gegen Frankreich verzögert werden, und in der Zwischenzeit könnt Ihr sehen, wie die Welt geht“ *).

---

*) Brewer p. 926.

Wie sie ging, wissen wir bereits. Die Kunde von Bicocca machte dem langen Schwanken ein Ende. Nachdem Cheyne zum Schein noch einen letzten Vermittelungsversuch gemacht, verabschiedete er sich. Am 29. Mai erschien ein englischer Herold vor dem französischen Hofe, um König Franz den Krieg anzukündigen. Derselbe erklärte, er habe den Londoner Vertrag verletzt durch die Unterstützung Roberts von der Mark, welche sein Brief an Graf Carpi beweise, wie durch den Einfall in Navarra; trotzdem habe England alles aufgeboten, um den Frieden zu erhalten; aber das Erscheinen Albany's in Schottland, die Zurückhaltung der schuldigen Zahlungen und eine Menge feindseliger Handlungen zur See nötige England zur Abwehr. Franz wies die Anklagen in betreff Roberts und Navarra's wie schon so oft zurück; Albany sei ohne sein Wissen nach Schottland gegangen und er habe sich vergebens bemüht, ihn zurückzurufen. Was die Zahlung der Pension angehe, so habe er seit zwei Jahren gewußt, daß der König sein Todfeind sei, dem er natürlich nicht Geld habe geben wollen, um es gegen ihn zu verwenden*).

Als sich diese Szene im erzbischöflichen Palaste von Lyon zutrug, tauschten der Kaiser und König Heinrich in Dover die überschwenglichen Herzlichkeiten aus, mit welchen man damals die kälteste Berechnung zu verhüllen liebte. Karl hatte sich im April von den Generalstaaten der Niederlande in Brüssel verabschiedet, indem er sie durch Gattinara zur Eintracht ermahnen ließ und ihnen ankündigte, daß er seine Tante Margarete als Regentin zurücklasse, von deren unvergleichlichen Tugenden und großer Erfahrung das Land das Beste hoffen könne. An die Spitze des ihr beigegebenen geheimen Rats stellte er einen

---

*) Brewer p. 970 f. Mignet, der 1, 347 die letzte Unterredung Cheyne's mit Franz und die von Ende März zusammenwirft, hätte wohl der Regentin nicht glauben sollen, der englische Herold habe tout tremblant die Herausforderung ausgerichtet.

ebenso klugen als kundigen Mann, Jean de Carondelet, ein Kind der Grafschaft Burgund, einen jener Prälaten, welche damals schon in früher Jugend anfingen, einträgliche Pfründen zu sammeln und dieses fromme Werk mit bewunderungswürdigem Geschick bis an ihr Ende fortsetzten. Mit zehn Jahren bereits hatte Carondelet ein Kanonikat in Cambrai mit einem enormen Einkommen*) gewonnen und seitdem in Besançon, Brügge und wo es sonst anging hier eine Abtei, da eine Dechanei eingeheimst. 1517 begleitete er Karl nach Spanien, wo er mit Sauvage und Chièvres in die Wette geplündert haben wird. 1520 that er einen besonders reichen Fang: Karl ernannte ihn zum Erzbischof von Palermo und Primas von Sizilien. Jetzt endlich an der Spitze des geheimen Rates konnte er am besten für das Wohl des Landes sorgen, an welches er durch so mannigfache Beziehungen geknüpft war, auch darin ein echtes Kind seiner Zeit, daß er Wissenschaft und Kunst nicht nur liebte, sondern thätig förderte**).

Schon im Februar hatte Karl seinem Hofe ankündigen lassen, er werde Mitte März nach England und von da nach Spanien gehen; sie möchten sich für diese Reise bereit machen; er werde ihnen zwei Monate von der Besoldung auszahlen lassen, welche sie seit neun Monaten nicht mehr bekommen hatten. Aber Mitte April hatten sie noch kein Geld gesehen; des Kaisers Schatz war ganz leer. Es scheint, daß zuletzt Antwerpen aus der schlimmsten Not half. Immerhin hatte man gewiß den dringendsten Anlaß, sich so sparsam als möglich einzurichten. So schrieb denn auch der Kaiser an Wolsey, er hoffe, man werde allen unnötigen Aufwand vermeiden; er

---

*) Wenn dasselbe auf 10000 Livres angegeben wird, so kann ich dem freilich keinen Glauben schenken.

**) Henne 3, 242 ff. Gachard in der Biographie nationale. Auch später noch finden wir Carondelet als eifrigen Bewerber, sobald eine recht fette Pfründe vakant wird.

selbst werde mit so wenig Begleitern kommen, als irgend angehe.

Da ist es denn wohl interessant, das Gefolge kennen zu lernen, mit welchem der Kaiser in England erschien. Er hatte für den englischen Freund ein genaues Verzeichnis aufstellen lassen, aus dem wir entnehmen, daß seine große Kapelle, mit der das Register beginnt, einige 50, die kleine Kapelle 26 Personen zählte; die Kammerherren, die Grafen von Nassau und Hochstraten, der Großkanzler Gattinara, der Marschall von Burgund u. s. w. bildeten ein Corps von 98 Personen und 84 Pferden. Nach ihnen werden die Fürsten und Großmeister aufgeführt: der Herzog von Alba, der Markgraf von Brandenburg, der Prinz von Oranien, der Herzog von Cleve, eine Reihe spanischer Granden, Großkomture, Vizekönige, zusammen 232 Personen mit 179 Pferden. Es folgt eine zweite Kategorie von Kammerherren, darunter Graf Egmont, Herr von Beaurain, ein Zuñiga, Guevara u. s. w., 64 Personen mit 40 Pferden. Danach erscheinen die Räte von Castilien, Aragon und Flandern, jene beiden zusammen nur 19 Personen, dieser aber allein 81 Personen und 70 Pferde. Nun kommt die eigentliche Bedienung. Die gentilshommes servant la bouche machen einen Trupp von 80 Personen und 40 Pferden aus; die gentlemen of the household stellen ein kleines Heer von 276 Personen mit 138 Pferden; die unter Hannart stehende Vorratskammer erfordert 11 Personen mit 3 Pferden, Küche, Stall u. s. w. 151 Personen mit 70 Pferden. Aber es gibt in diesem Gefolge noch ein besonderes spanisches Lager: die spanische Geistlichkeit mit 44 Personen und 29 Pferden, die spanischen Kapläne mit 30 Personen und 15 Pferden, der spanische Adel mit 54 Personen und 18 Pferden. Das Register ergibt die Summe von 2044 Personen und 1126 Pferden. Da der Kaiser, wie wir hörten, sein Gefolge so sehr als möglich beschränken wollte, befahl er, daß ihn nur 2000 Personen und 1000 Pferde nach England begleiten, der Rest sich in Seeland mit der

aus deutschen Landsknechten und Niederländern gebildeten Armee einschiffen sollte*). Wenn man berechnet, was ein derartiger Hofhalt verschlingen mußte, der sich nach der Sitte der Zeit fast ununterbrochen von einem Ort zum anderen bewegte, was die häufigen großen Reisen des Kaisers mit einem solchen Gefolge verzehrten, das bei jeder Gelegenheit die üppigste Pracht entfaltete, so wird man verstehen, daß für den Haushalt dieses Kaisers auch die größten Einkünfte nicht genügten.

Karl war mit seinem Gefolge am 26. Mai in Calais zu Schiffe gestiegen, von einer englischen Flotte mit 10000 Mann geleitet. In Dover sollte ihn eigentlich nur Wolsey begrüßen, aber König Heinrich überraschte ihn am 28., als er sich gerade zur Abendmahlzeit setzen wollte. Er konnte nur an die Treppe eilen, als Heinrich vor ihm stand. Nachdem sie das Haupt entblößt, umarmten sich die beiden Herrscher und hielten sich lange umfangen**). Von Dover ritten sie dann zusammen nach Canterbury, von da nach Greenwich, wo die Königin Katharina weilte; drei Tage wurden dort mit Turnieren und anderen Lustbarkeiten verbracht. Am 6. Juni zogen sie in London ein. Die Straßen, welche sie berührten, waren aufs reichste geschmückt; acht Triumphbogen stellten den Ursprung des Ordens vom goldenen Vlies, des römischen Kaisertums, die Genealogien beider Herrscher und ihre Reiche dar; die meisten derselben wiederholten eine Inschrift, welche Karl und Heinrich als Verteidiger des Glaubens und der Kirche verherrlichten. Bei jeder Gelegenheit wurde als Zweck ihrer Verbindung die Wahrung der Interessen der Kirche betont***).

In Greenwich traf am 5. der englische Herold ein, welcher König Franz im Namen seines Herrn herausgefordert hatte.

---

*) Brewer p. 968 f.

**) Per spatio di doi miserere, schreibt Contarini.

***) Contarini, London den 6. Juni. Karl an Poupet, London den 9. Juni.

Es war natürlich fruchtlos, daß die Regentin von Frankreich in diesem Augenblicke die Verhandlungen noch einmal durch einen außerordentlichen Gesandten aufzunehmen suchte; derselbe wurde kurzweg beschieden, es sei zu spät. Am 13. verließen die Vertreter Frankreichs London. Indessen bemühte sich Wolsey, die Botschafter Venedigs zum Eintritt in das Bündnis gegen Frankreich zu drängen. Die mächtigen Alliierten glaubten gegen die Republik die stärksten Mittel anwenden zu dürfen. Schon in Canterbury ließ Wolsey, während in der Kathedrale ein feierliches Hochamt celebriert wurde, Contarini und Surian zu sich in eine Kapelle rufen und kündigte ihnen den Wunsch seines Königs an, daß die in Southampton liegenden venezianischen Galeeren sich der Flotte anschlössen, welche den Kaiser nach Spanien geleiten sollte. Da die beiden sich einem solchen Ansinnen natürlich zu entziehen suchten, bekamen sie immer stärkere Drohungen zu hören: man werde nicht nur die Schiffe, sondern auch die für sie bestimmten Waren mit Beschlag belegen, bis sich Venedig gegen Frankreich erkläre; gewähre es demselben noch die geringste Unterstützung mit Geld oder Lebensmitteln, so werde man es als Feind behandeln. Bei einem Gastmahl, zu dem neben den kaiserlichen und englischen Diplomaten die beiden Venezianer geladen waren, erging sich Wolsey in sehr heftigen Reden gegen Frankreich: wenn man Frieden in der Christenheit haben wolle, müsse man es ausrotten, da es stets darauf ausgehe, Zwietracht unter den christlichen Fürsten anzustiften; König Heinrich habe ein besseres Recht auf Frankreich als der Allerchristlichste, und er wolle es besitzen. Nach solchen und ähnlichen Expektorationen wendete sich Wolsey an die Venezianer und bestürmte sie mit Gattinara um die Wette, daß sie sofort in das Bündnis einträten*).

---

*) Depeschen Contarini's und Surians vom 31. Mai, 5., 6. und 7. Juni. Questo Rev^{mo}. Cardinale, schreiben sie am 7., cominciò a parlare contra Francesi, dicendo che volendo haver pace in la Christianità, necessario

Nachdem die beiden Herrscher mehrere Tage mit glänzenden Festlichkeiten in London zugebracht, begaben sie sich nach Windsor. Hier wurde das Bündnis unter ihnen in einer langen Reihe von Schriftstücken zum definitiven Abschlusse gebracht und darauf am Fronleichnamstage, dem 19. Juni, vor dem Altare von ihnen beschworen in Gegenwart sämtlicher Ritter des Hosenbandordens, dessen Insignien sie trugen. Das Hauptinstrument stellte den gemeinsamen Kampf gegen Frankreich dar als lediglich im Interesse der Christenheit unternommen. Der Kaiser und König Heinrich, der Verteidiger des Glaubens, haben die Pflicht, die katholische Kirche zu schützen, welche ärger als je von den Türken bedroht wird, denen einige selbstsüchtige Fürsten in die Hände arbeiten. Der König von Frankreich ist unter diesen der schlimmste. Ehe man seinen Ehrgeiz gebrochen hat, kann die Christenheit ihre vereinten Kräfte nicht gegen die Türken kehren. Deshalb verbinden sich Kaiser und König zu ewigem Bündnis gegen Frankreich, nicht nur, um ihren gegenwärtigen Besitz zu verteidigen, sondern um durch Krieg zu Lande und zu Wasser Frankreich alles zu entreißen, was es ihnen früher geraubt hat. Bis dieses Ziel erreicht ist, werden sie ihre Streitkräfte immer in derselben Stärke erhalten. Sie werden den Papst auffordern, an die Spitze ihres Bundes zu treten, damit ein Hirt und eine Herde werde. Venedig wird der Beitritt drei Monate lang offen gehalten und die Eidgenossenschaft zu ihm aufgefordert werden. Der Beginn des ernsten Krieges wurde auch jetzt erst auf eine noch fernere Zukunft als früher, auf den Mai 1524, angesetzt: dann sollten beide mit je 30000 Mann zu Fuß und 10000 Reiter in Frankreich einbrechen, bis dahin ihm an den Küsten

---

era extirparli, perchè loro sempre nutrivano zizzanie et discordie fra li Principi Christiani .... Che questo Re havea più giusto titolo in la Francia che non il Re Christianissimo et che il voleva la Francia et così in simili ragionamenti se extese longamente.

und Grenzen so viel Schaden thun als möglich. Die Heirat des Kaisers mit der Prinzessin Marie wurde durch jede denkbare Garantie gesichert; wenn einer von beiden Teilen sie breche, solle er dem anderen 400000 Kronen zahlen. Die Mitgift der Prinzessin wurde auf die gleiche Summe festgesetzt, auf eine Million, wenn König Heinrich noch einen männlichen Erben bekäme; wenn aber die Prinzessin Königin von England werde, müsse Karl die Mitgift zurückgeben. Der Kaiser mußte sich verpflichten, König Heinrich jährlich 133000 Kronen zu zahlen als Ersatz der bisher von Frankreich gezahlten Pension*) und die geliehenen 150000 Kronen binnen Jahresfrist zurückzuerstatten. Beide Herrscher verpflichteten sich endlich vor Wolsey als päpstlichem Legaten, die schwersten Kirchenstrafen zu dulden, wenn sie diesen Vertrag von Windsor verletzten**).

Man hatte wohl Grund, sich der Treue der Verbündeten durch die stärksten Bürgschaften zu versichern; denn schon in diesem ersten Beginn innigster Gemeinschaft konnte man das reizbare Mißtrauen nicht verhehlen, mit dem man sich beobachtete. Schon in London äußerte sich der Bischof von Palencia gegen Contarini sehr ungehalten über die Art und Weise, wie Wolsey die Verhandlung mit Venedig betreibe. „Das ist doch wahrlich," rief er, „ein seltsamer Mensch, er will sich in alles einmischen und alles selbst machen." Er sagte sehr böse Dinge von der Arroganz des Kardinals. Auch Gattinara verriet sein Unbehagen über Wolsey's vordringliche Art. Auf der anderen Seite machte dieser seinem Unmut über Gattinara Luft. „Dieser Kanzler des Kaisers," sagte er eines Tages den Venezianern, „fordert zu viel; von den Siegen in Italien erfüllt, möchte er dem ganzen Erdkreise gebieten,

---

*) Wolsey hatte er schon am 8. Juni eine jährliche Pension von 9000 Kronen als Ersatz der früher von Frankreich bezogenen verschrieben. Brewer p. 978.

**) Bergenroth p. 434 f. 438 ff. Brewer p. 983. 987 ff.

aber mein König wird als ein guter und gemeinsamer Freund dazwischentreten.“ Dann wieder versicherte Gattinara Contarini, dem Kaiser sei es nicht in den Sinn gekommen, das Geleit der venezianischen Galeeren zu fordern, das sei lediglich eine Idee Wolsey's. Dieser aber, der Anfang Juni die Republik mit den stärksten Drohungen heimgesucht hatte, rühmte sich vierzehn Tage später, er habe den Zorn seines Königs über die Widerspenstigkeit der venezianischen Kapitäne beschwichtigt, damit die so alte Freundschaft zwischen den beiden Staaten nicht wegen einer solchen Kleinigkeit gestört werde*). In der That, ein eigentümlicher Beweis der herzlichen Eintracht unter den beiden Verbündeten, daß sie ihre Rivalität nicht einmal in einer Sache bemeistern konnten, in welcher sie nur dasselbe Interesse hatten.

Karl war am 22. Juni von Windsor aufgebrochen, um sich nach Southampton zu begeben, wo die Einschiffung erfolgen sollte. Da aber die niederländische Flotte dort noch immer nicht eingetroffen war, gingen die beiden Herrscher mit sehr geringem Gefolge über Winchester nach Waltham Castle, wo nicht einmal Gattinara Unterkunft fand**). Da trafen sie am 2. Juli nähere Abrede über einen noch in diesem Sommer gemeinsam auf Boulogne zu unternehmenden Angriff***). Denselben Tag hatten sie dem außerordentlichen Nuntius Audienz

*) Depeschen Contarini's und Surians vom 5., 13., 19. und 26. Juni.

**) Briefe Karls an Margarete vom 19., 20., 22., 25. Juni und 2. Juli im Wiener Archiv.

***) Karl schrieb seiner Tante denselben Tag, sie werde die von ihm übernommenen Verpflichtungen wohl etwas schwer finden, er sei sie aber nach reiflicher Ueberlegung deshalb eingegangen, weil die Niederlande durch den gemeinsamen Angriff auf Frankreich vor feindlichen Einfällen geschützt sein würden. Er hoffe, man werde des Feindes Grenzlande verderben, Hesdin, Dorlans und andere Städte nehmen und dadurch König Franz leichter zur Raison bringen können. Die Kriegskosten für die drei nächsten Monate müsse sie durch Anleihen und Bewilligungen der Stände aufzubringen suchen.

zu erteilen, welcher am 28. Juni in Southampton mit dem Auftrage Adrians eingetroffen war, sie zum Frieden mit Frankreich oder doch wenigstens zu einem längeren Waffenstillstande zu ermahnen. König Heinrich erwiderte, er sei immer ein gehorsamer Sohn des heiligen apostolischen Stuhles gewesen, habe sich auch immer um die Eintracht unter den christlichen Fürsten bemüht; aber von dem Allerchristlichsten seien ihm so schwere Beschimpfungen widerfahren, daß er mit demselben weder Frieden noch Stillstand, sondern Krieg wolle; er geriet bei diesen Worten in unbeschreiblichen Zorn. Sachlich erhielt der Nuntius vom Kaiser dieselbe Antwort, wenn auch nicht mit der gleichen Heftigkeit*).

Denselben Abend traf endlich die niederländische Flotte, an neunzig Schiffe, auf der Reede von Southampton ein. Die beiden Herrscher nahmen voneinander Abschied, um sich nie wiederzusehen; am Abend des 5. Juli kam Karl in Southampton an; den anderen Morgen beging er das Abendmahl, wie vor einem gefährlichen Unternehmen; nach dem Mittagessen bestieg er das Schiff, welches am 7. Juli vor Tagesanbruch die Anker lichtete. Beim herrlichsten Wetter fuhr das Geschwader in das offene Meer. Obwohl Wind und Wetter so günstig als möglich waren, ging man doch jeden Abend vor Anker, bis man den Kanal verließ. Am 15. wurden die Berge der Küste Asturiens sichtbar. Man wollte in den nächsten Hafen (Laredo) einlaufen; da aber ein Boot meldete, daß da zwanzig Schiffe mit jenen 4000 Spaniern lagen, welche den nächsten Tag nach England segeln würden, steuerte die Flotte westlich und landete am 16. in Santander.

Das war ja ein viel ansehnlicherer Ort als das kleine Villaviciosa, wo Karl vor fünf Jahren seine erste Bekanntschaft mit spanischer Kultur gemacht hatte. Aber auch das Gefolge

*) Ma non con tanto sdegno, schreibt Contarini am 5. Juli, iuxta la sua più mite natura.

des Kaisers war heute ein ganz anderes als damals. So fehlte es denn schon den zweiten Tag an Brot; die Unterkunft, mit der sich der Nuntius und Contarini begnügen mußten, war die kümmerlichste. Aber diese Unbequemlichkeiten der augenblicklichen Existenz verschwanden vor den höchst erfreulichen Nachrichten, welche der Kaiser schon vor seiner Landung durch ein Schreiben des Connetable von Castilien erhielt. Der Kommandant des spanischen Heeres vor Fuenterrabia, Don Beltran de la Cueva, hatte zuerst das für die Verteidigung Fuenterrabia's wichtige Kastell Beobia erstürmt und dann die Franzosen, als sie Beobia wiederzunehmen suchten, am 30. Juni vollständig geschlagen. „Jetzt können die Unserigen," schrieb der Connetable am 1. Juli, „ungehindert in Frankreich eindringen. Fuenterrabia ist so gut wie vollständig eingeschlossen." Als Karl seiner Tante am 18. Juli seine glückliche Ueberfahrt und Landung meldete, konnte er jener Siegespost noch weitere beifügen: seine Leute hatten in dem Hafen vor Fuenterrabia fünfzehn gute französische Schiffe verbrannt; der Platz war infolge davon eng blockiert. Karl befahl, diese guten Nachrichten überall in den Niederlanden bekannt zu machen, Dankgebete und Prozessionen zu veranstalten. Er meldete sie ebenso dem König Heinrich, seinem Bruder und dem Reichsregiment*).

Daß Karls Rückkehr nach Spanien mit solchen Erfolgen seiner Waffen zusammentraf, machte auf die Menschen einen tiefen Eindruck. Nicht nur Petrus Martyr jubelte, der Kaiser sei offenbar zur Herrschaft über den Erdkreis geboren, der göttliche Ratschluß bestimme der vollendeten Weisheit dieses Fürsten die vollkommene Regierung über die Christenheit; auch Contarini glaubte, als er Karl zur glücklich beendeten Fahrt und den neuen Siegen gratulierte, sagen zu müssen, er hoffe, der Allerhöchste werde ihn zum ruhmreichsten Fürsten machen,

---

*) Der Connetable an Karl, Vitoria den 1. Juli. Karl an König Heinrich, Santander den 16., an Margarete den 18 Juli. Wien. Arch.

der seit vielen Jahrhunderten gelebt habe. Karl dankte freundlich und teilte Contarini mit, König Franz habe sein Kriegsvolk aus Italien abberufen, an dessen Behauptung er verzweifle; er hoffe, es werde alles gut gehen. Als dann Contarini die Erwartung aussprach, Gott werde dem Kaiser die Gnade erweisen, Konstantinopel wiederzuerobern, erwiderte Karl mit heiterer Miene: Auch ich hoffe zu Gott, daß das geschehen wird*).

Die Spanier hatten gemeint, Karl werde sich nach dem nahen Vitoria begeben, wo seit längerer Zeit die Residenz der Regenten Castiliens war, um zugleich von da den Kampf gegen Fuenterrabia energischer leiten zu können. Aber dem Kaiser schien mit Recht die innere Ordnung der spanischen Verhältnisse dringender als die Einnahme jener durch die letzten Waffenthaten völlig isolierten Festung. Er brach am 26. Juli von Santander nach Castilien auf, und zwar merkwürdigerweise, ganz wie vor fünf Jahren, nicht auf der großen Straße über Burgos, sondern auf dem höchst beschwerlichen Wege über Aguilar de Campo und Palencia. In Aguilar erschien eine Deputation von Burgos, um ihn nach dieser Hauptstadt Altcastiliens einzuladen. Karl lehnte ab, weil er nicht in die Lage kommen wollte, die vom Connetable der Stadt während der Unruhen der Comuneros verliehenen Privilegien zu bestätigen.

Ohne Zweifel war Karl auf dem Ritt durch das einsame Thal des Pisuerga hauptsächlich mit der Frage beschäftigt, wie er sich zu den Dingen stellen solle, welche während seiner Abwesenheit in Spanien geschehen waren. Er hatte wohl absichtlich das baldige Zusammentreffen mit dem Connetable und dem Admiral von Castilien vermieden, um seine Entschlüsse unabhängig von ihnen und doch in lebendiger Berührung mit den spanischen Verhältnissen fassen zu können. Jene Regenten

---

*) Petr. Martyr, Epp. 764 sq. Contarini, Santander den 17. und 18. Juli.

hatten immer, wie wir uns erinnern, solange der Aufruhr noch tobte, Milde empfohlen; sie hatten nach dem Tage von Villalar durch Milde die Unterwerfung der Städte beschleunigt; sie hatten auch seitdem nach den Niederlanden stets in demselben Sinne berichtet. Die verschiedensten Gründe konnten für eine solche Politik geltend gemacht werden. Ganz unzweifelhaft hatte doch das Willkürregiment Chièvres' den Aufstand verschuldet, jene grollende Unzufriedenheit geschaffen, welche alle Stände Castiliens erfüllte, als der König im Mai 1520 das Land seiner Verwirrung überließ. Ebenso unzweifelhaft hatte er während seiner Abwesenheit für die Bezwingung des Aufstandes gar nichts gethan, oft das Land völlig zu vergessen geschienen. Was er auch von der Loyalität der Granden denken mochte, sie allein hatten ihm doch schließlich das Land wieder unterworfen; von den großen Familien waren aber so viele in die Bewegung verwickelt worden, daß rücksichtslose Strenge sie nicht viel weniger treffen mußte als ihre demokratischen Gegner. Endlich hatten die an der Revolution beteiligten Städte unmittelbar nach Beendigung derselben wahrhaft gewetteifert, die königliche Sache gegen Frankreich zu verfechten. Die ersten Siege in Navarra verdankte der König zum guten Teile den von diesen Städten geschickten Haufen. Einzig und allein Toledo hatte in unbeugsamem Trotze unter der Herrschaft der Witwe Padilla's, der kühnen Maria Pacheco, den Kampf bis in den Anfang des Jahres 1522 fortgesetzt. Seitdem herrschte in ganz Castilien äußere Ruhe, aber der Boden zitterte noch von der gewaltigen Erschütterung der letzten Jahre. In den Städten und Landschaften standen sich die alten Gegner nur mit verschärfter Feindseligkeit gegenüber; der Haß, welcher die Familien, die Eifersucht, welche die Städte und Provinzen gegeneinander trieb, hatte durch den wilden Aufruhr nicht beschwichtigt werden können. Endlich tobte in Valencia der Bürgerkrieg noch immer, seine Flammen ergriffen hier Mallorca, da die Grenzgebiete Aragons.

Wenn man alle diese Umstände erwog, schien es selbstverständlich, daß der nach mehrjähriger Abwesenheit in das früher von ihm so übel regierte Land zurückkehrende Herrscher kluge Milde werde walten lassen. Ueberdies war der darauf gerichtete Rat der Regenten wiederholt nicht nur von Wolsey, sondern auch von einem so unbedingt ergebenen Manne wie dem Herzog von Alba unterstützt worden, welcher sich Ende 1521 nach Spanien begeben hatte, wohl um die Lage an Ort und Stelle zu prüfen. Dieser Mann richtete am 28. Dezember aus Vitoria ein Schreiben an die Königin Katharina von England, worin er sie bat, sie möge doch ihren Neffen bestimmen, daß er „uns" folge. Leider sei es ihm bisher nicht möglich gewesen, den König von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß er die verlorenen Herzen durch Milde und Nachgiebigkeit gewinne, da er schlecht beraten werde. „Hätte er auf mich gehört," meinte der Herzog, „so wäre die Rebellion ohne Blutvergießen erstickt worden."

Also damals schon scheint es bei Karl festgestanden zu haben, daß er bei seiner Rückkehr nach Spanien mit Strenge, nicht mit Milde handeln werde. Da wir die leidenschaftlichsten Gegner der Comuneros, die Fonseca und Ronquillo, da wir die rechte Hand Chièvres' bei der Mißregierung Spaniens, den Bischof von Palencia, solange Karl in den Niederlanden weilte, fortwährend in seiner vertrauten Umgebung finden, so können wir leicht erraten, von wem die schlechten Ratschläge kamen. Aber in seiner eigenen Natur und Ueberzeugung lag wohl das hauptsächliche Moment, welches nach dieser Seite die Entscheidung gab. Dieser junge Herrscher sah in jeder Auflehnung gegen sein Regiment ein unverzeihliches Vergehen gegen die göttliche Ordnung; ernst, unbeugsam, mit allen seinen Gedanken und Kräften unablässig auf die höchsten politischen und kirchlichen Ziele gerichtet, hätte er Milde und Barmherzigkeit nur üben können, wenn die Verhältnisse ihn dazu genötigt hätten. Ein Gefühl eigener Verschuldung hat sich schwerlich in ihm

geregt, ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die Sieger über die Comuneros ebensowenig. Hatten diese Sieger nicht lediglich ihr eigenes Interesse verfochten, nachdem sie lange den Brand geschürt oder doch geschont? Und gebot nicht das Interesse der Krone, diese aristokratischen Träger nationaler Unabhängigkeit ebenso zu beugen wie den demokratischen Trotz der Städte? Endlich trieb ein Bedürfnis von unwiderstehlicher Macht zu unbarmherziger Strenge. Wir wissen, wie Geldnot die stete Begleiterin des Kaisers war, sie allein ihn eigentlich in seinen großen Anschlägen hemmte. Unnachsichtige Züchtigung der Comuneros bedeutete aber die Oeffnung eines großen Schatzes.

Alle diese Gründe werden den Kaiser wohl zeitig zu dem Entschlusse geführt haben, in Castilien mit rücksichtsloser Strenge aufzutreten, durch ein furchtbares Exempel für immer von jedem Gedanken der Widersetzlichkeit gegen seine geheiligte Autorität abzuschrecken. Nicht allein die oben angeführten Zeugnisse beweisen das, sondern unzweideutige Thatsachen. Militärisch hatte es doch kaum einen Sinn, 3000 deutsche Landsknechte nach Spanien zu führen und dagegen eine ungefähr gleiche*) Anzahl Spanier nach den Niederlanden zu versetzen; noch viel weniger aber, einen mächtigen Artilleriepark in das Herz Castiliens zu transportieren, wie jetzt mit großer Mühe und Aufwand geschah**); denn die Geschütze, welche jetzt Tausende von Maultieren über die steilen, unwegsamen Gebirge schleppten, fehlten an der flandrischen Grenze empfindlich, während sie an der spanischen zunächst wenigstens nicht verwendet, sondern in den Kastellen der Städte aufgestellt wurden, um die Bevölkerung zu schrecken***).

*) Karl selbst gibt sie in seinen Briefen bald auf 3000, bald auf 3500 an; Margarete dagegen jammert in einem Briefe vom 17. September, daß sie plötzlich den Sold für 4000 Spanier aufbringen sollte, wovon ihr Karl früher nie etwas gesagt.

**) Siehe die merkwürdige Beschreibung bei Sandoval 1, 560 f.

***) Nach den Briefen Karls an Margarete vom 18., 19., 20., 22. Juli und 11. August muß man annehmen, daß er auch die 3000 Landsknechte

Aber wenn auch Karls Entschluß über die Behandlung der Comuneros gewiß längst feststand, so entsprach es doch seiner vorsichtigen Art, erst in Spanien selbst hören und sehen zu wollen, ehe er sich erklärte. So schrieb Contarini noch am 31. Juli aus Aguilar, es sei in der Sache der Comuneros noch nichts entschieden. Diese selbst jedoch, wenn sie hörten, wie der Kaiser mit seinen „großen Drachen“ und „großen Teufel“ und anderen schrecklich benannten Geschützungeheuern dahinzog, ahnten wohl, was er sinne; sie fingen damals bereits an, sich nach Portugal und Frankreich zu retten oder sonst zu verschwinden.

Am 5. August hielt Karl seinen Einzug in Palencia. „Einige meiner größten Vasallen aus diesen Königreichen,“ schreibt er, „begleiteten mich, welche mir entgegengeritten waren. Von diesen und meinen anderen Unterthanen wurde ich ehrenvoll, mit großer Unterwürfigkeit und Verehrung (en grande humilite et reverence) empfangen. Ich finde, Gott sei Dank! alle Unruhen gestillt und jedermann zu gutem und schuldigem Gehorsam zurückgekehrt.“ Um sofort mit der Ordnung der spanischen Angelegenheiten zu beginnen, habe er die Regenten, Gouverneure und obersten Beamten hierher berufen; er werde nicht ruhen, bis alles in guten Stand gebracht sei. Unter den Gegenständen dieser wichtigen Beratungen nahm natürlich die Bestrafung der Empörer eine hervorragende Stelle ein. Ueber den Gang der Verhandlungen wissen wir nichts. Aber am 14. August bereits meldet Contarini, daß an verschiedenen Orten Comuneros hingerichtet worden seien. Karl selbst schreibt erst am 25. August, er habe angefangen, an zehn oder zwölf der hauptsächlichsten Uebelthäter, nachdem ihr Prozeß gemacht, die Exekution vollstrecken zu lassen. „Und ich werde darauf

---

erst aus Palencia, nachdem er sich der vollständigen Unterwürfigkeit Castiliens versichert hatte, nach San Sebastian geschickt hat. Erst aus Palencia schreibt er, er werde einen Teil der Geschütze ebendahin senden.

sehen," fuhr er fort, „auch noch weiter die schuldigsten strafen zu lassen, damit es für immer ein Beispiel sei, indem ich jedoch auch einige Gnade und Milde übe"*). Sieben der einst in Tordesillas gefangen genommenen Mitglieder der heiligen Junta waren in Medina del Campo, ein Neffe des mächtigen und um die Niederwerfung des Aufruhrs sehr verdienten Grafen von Benavente trotz dessen dringenden Bitten in Salamanca, einige andere anderswo gerichtet worden. Selbst dem höfischen Petrus Martyr, welcher für die Bewegung nie die mindeste Sympathie empfunden hatte, entfuhr ein Ruf des Entsetzens, als er von dieser Härte hörte.

In allen Briefen, welche Karl um diese Zeit an seine Tante, König Heinrich, seine Gesandten in England und andere schrieb, rühmt er in fast überschwenglichen Ausdrücken die Liebe und den Gehorsam, den er überall finde. Seine Unterthanen, schreibt er z. B. König Heinrich schon am 16. Juli, strömten ihm so massenhaft entgegen und bewiesen solche Gesinnungen, daß er nicht dankbar und zufrieden genug darüber sein könne. Und seinen Gesandten in England schreibt er am 15. August aus Palencia, auf der ganzen Reise sei er überall aufs beste empfangen. In Palencia habe er unter dem Jubel des Volks einen glänzenden Einzug gehalten. Er zählt alle die Granden, Herzoge, Marques, Prälaten, Ritter auf, welche ihm entgegengekommen. Alle, groß und klein, erwiesen sich als gute und loyale Unterthanen und Diener. Bald werde in Spanien so gute Ordnung hergestellt sein, daß sich jeder überzeugen werde, welche Wohlthat diese seine Reise nach Spanien nicht allein für seine eigenen Angelegenheiten, sondern für die ganze Christenheit sei. Und in demselben Briefe konnte er von weiteren Erfolgen seiner Waffen gegen Frankreich melden, daß seine spanischen Hauptleute die Grenzfeste St. Jean de Luz genommen, die letzte Position des Feindes in den Pyrenäen, das Fort

*) Karl an Margarete, Palencia den 11. u. 25. August. Wien. Arch.

Maya, gestürmt, in Frankreich eingedrungen und das Land bis nach Bayonne hin gebrandschatzt hätten.

Waren bei dieser Lage der Dinge noch weitere blutige Exempel nötig?

Nachdem Karl am 27. August mit überaus glänzendem Gefolge in Valladolid eingezogen war, begab er sich am 2. September zu seiner Mutter nach Tordesillas, wo er eine Gedächtnisfeier für seinen Vater veranstaltete. Nach seiner Wiederkehr wurden die Beratungen über die Neuordnung der Dinge in Spanien, über die Fortsetzung des Kriegs, über eine Menge der wichtigsten und dringendsten Angelegenheiten fortgeführt, nicht wenig dadurch erschwert, daß das spanische Klima auch dieses Mal wieder zahlreiche Opfer forderte. Der erste, welcher ihm erlag, war der englische Gesandte Spinelli, ein geborener Florentiner, eine wenig beliebte Persönlichkeit; ihr Tod schuf aber doch Verlegenheit, weil nun England niemand an Karls Hofe hatte. Die neuen Gesandten trafen erst Ende Oktober in Spanien, erst Anfang November am Hofe ein. Noch peinlicher war für Karl, daß er Woche für Woche vergebens auf Nachrichten aus England, den Niederlanden, dem Reich, Italien wartete. Es vergingen fast drei Monate, bis endlich am 8. Oktober die ersten Briefe aus England und den Niederlanden kamen. Man denke sich die Verlegenheit des Kaisers, daß er so lange nicht wußte, was seit Anfang Juli in diesen Gegenden geschehen war. Bald hörte er von seinen Spionen in Frankreich, die Engländer hätten in der Bretagne glänzende Erfolge gewonnen, eine Reihe Städte, sogar Brest, erobert, sechzig große Schiffe verbrannt; bald, daß sie Niederlagen erlitten hätten. Wie sollte er sich bei dieser Unwissenheit verhalten, sollte er seinerseits kühn in Frankreich vordringen? Und wie sollte er auf die dringenden Friedensmahnungen des Papstes antworten?

Am 13. September starb der Beichtvater Glapion, wenige Tage darauf der Bischof von Palencia. Ein großer Teil der

niederländischen und noch mehr der italienischen Begleitung des Kaisers lag krank danieder, sehr ernstlich eine Zeitlang sein vornehmster Rat, der Großkanzler Gattinara. Da ist es denn wohl auffallend, daß der Kaiser selbst, auf den vor fünf Jahren die spanische Luft so übel gewirkt, sich jetzt durchaus wohl befunden zu haben scheint. Ueberhaupt muß in diesen Jahren eine sehr merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen sein. Dieser vor kurzem noch körperlich so gebrechliche, geistig so passive Herr steht plötzlich in voller Rüstigkeit und Schlagfertigkeit vor uns, voll unermüdlicher Arbeitskraft und Arbeitslust.

Die fand nun freilich jetzt reichlichste Verwendung. Denn während sich die Dinge in Oberitalien immer günstiger gestalteten, in Spanien alles in Unterwürfigkeit wetteiferte, fehlte es nicht an sehr ernsten Botschaften und schweren Sorgen. Das Königreich Granada wurde in weiter Ausdehnung von einem jener furchtbaren Erdbeben heimgesucht, unter denen diese Landschaft schlimmer als irgend eine andere in Europa leidet. In Almeria waren nur zwei Häuser stehen geblieben, man zählte achtzig zerstörte Ortschaften. Aber noch viel ernstere Sorge hatte die Ankunft eines Ritters bereitet, den der Großmeister von Rhodus abgesandt, um die schleunige Hilfe des Kaisers anzurufen.

Diese Insel bildete in der Hand der Johanniter recht eigentlich ein Bollwerk der Christenheit gegen die Osmanen. Solange sie zusammen mit den benachbarten kleinen Eilanden von dem Orden beherrscht wurde, hemmte sie die freie Entfaltung der türkischen Seemacht und des türkischen Handels, den Verkehr Konstantinopels mit Syrien und Aegypten, das Vordringen nach Westen. Der Orden hatte auf den Sultan nicht die Rücksichten zu nehmen, welche der orientalischen Politik Venedigs längst den Charakter ängstlicher Zurückhaltung aufgeprägt hatten; er ergriff mit herausfordernder Keckheit sogar gelegentlich die Offensive, belästigte nicht nur die türkische Schiffahrt durch ausgedehnte Kaperei, sondern suchte auch die benachbarten Küstenländer mit verheerenden Raubzügen heim.

Mit einem Worte, Rhodus war durch seine Lage wie durch seine außerordentliche Festigkeit und die Kriegstüchtigkeit der Ritter für die christliche Welt eine Position von unschätzbarem Wert. Sobald sich der junge Suleiman im Sommer 1521 Semlins, Belgrads und der anderen Plätze bemächtigt hatte, welche Ungarn an der unteren Donau deckten, richtete er seine Gedanken auf die Erstürmung von Rhodus. Nach sorgfältiger Rüstung zu Wasser und zu Land erklärte er am 1. Juni 1522 dem kürzlich an die Spitze der Johanniter getretenen Villers L'Isle-Adam den Krieg, und gegen die Mitte Juni setzten sich eine Flotte von 300 Schiffen und ein Landheer von 100 000 Mann gegen Rhodus in Bewegung*). Sobald Villers das Schreiben des Sultans empfangen hatte, schickte er seine Boten in den Occident, um die Fürsten der Christenheit von der drohenden Gefahr zu unterrichten. Von Heinrich VIII. erbat er nicht einmal weitere Hilfe, als daß er die englischen Mitglieder des Ordens die üblichen Gelder einsammeln und ihm überbringen lasse**). „Die Stadt," schrieb er, „ist wohl befestigt, der Orden wird sie mannhaft verteidigen." Anders lautete natürlich das Gesuch an den Kaiser, welches diesem Mitte August in Palencia überreicht wurde. Karl fühlte sich von der Botschaft des Ritters tief berührt. Wenn er Contarini vor kurzem die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen hatte, es werde ihm beschieden sein, Konstantinopel zu erobern, wie konnte er dann bei dem Angriffe der Ungläubigen auf Rhodus unthätig bleiben, welches überdies recht eigentlich seine unteritalienischen Besitzungen deckte?

Aus den Briefen, welche er alsbald nach allen Richtungen, an alle Fürsten der Christenheit, an das Reichsregiment, an

---

*) Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reichs 2, 621 ff.

**) Bereits am 19. März, als ihm ein Spion aus Konstantinopel die erste Nachricht von den Rüstungen des Sultans überbracht, hatte er Heinrich und Wolsey davon in Kenntnis gesetzt und sie gebeten, alle Ritter des Ordens nach Rhodus zu senden. Brewer p. 904.

seine Vizekönige und Gouverneure in Italien richtete, sehen wir, wie ernstlich der junge Kaiser die Bedrängnis von Rhodus sich zu Herzen nahm. „Seit meiner frühsten Jugend," schrieb er Margarete, „habe ich immer das Verlangen empfunden, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, auch dem Stand und der Würde des Kaisers zu genügen als Haupt, Protektor und Beschützer unserer christlichen Religion, wozu mich Gott durch seine Gnade berufen hat." Trotz allem, was auf ihm liegt, ist er entschlossen, sobald als irgend möglich Rhodus eine Flotte zu Hilfe zu senden. Er hat einstweilen seinen Vizekönigen in Neapel und Sizilien Befehl gegeben, in größter Eile den Großmeister mit Leuten und Lebensmitteln zu unterstützen. Zugleich hat er den Adorni in Genua Weisung erteilt, eine Flotte von vierzig Schiffen zu rüsten. Adrian hat er gebeten, in dieser dringenden Not die Schätze der Kirche zu öffnen, alle Fürsten an ihre Pflicht zu mahnen. Vor allen müssen auch das Reichsregiment und die deutschen Fürsten schleunig Hand anlegen, Ungarn verteidigungsfähig zu machen, denn die Gefahr ist die größte. Wenn Rhodus, diese „Vormauer und Hauptbollwerk der Christenheit", den Ungläubigen in die Hände fiele, so könnten sie nach Belieben Sizilien, Neapel, die Länder der Kirche, ganz Italien überschwemmen. Unterläge ihnen auch Ungarn, das schon so geschwächt und fast zerstört ist, so würde der Ruin der ganzen Christenheit drohen. „Ihr könnt glauben, meine gute Tante," schloß er seinen Brief an Margarete, „daß ich nicht aufhören werde, alles, was in meinen Kräften, für die Verteidigung unserer christlichen Religion zu thun, ohne meine eigene Person, mein Leben, meine Reiche und alles zu schonen, was mir der Schöpfer verliehen hat" *).

Aber was hieß das: „alles, was in meinen Kräften"? In Italien hatten seine Hauptleute die Armee auf 12000

---

*) Karl an Margarete, Palencia den 25. August. Vergl. den Brief vom selben Tage an Poupet bei Lanz, Korrespondenz 1, 66 ff.

Spanier und Deutsche zu Fuß, 1200 schwere und 600 leichte Reiter reduzieren können; sie erforderte nichtsdestoweniger monatlich 70 000 Dukaten; er hatte dafür nur die Hoffnung, daß es Colonna, Pescara und dem kürzlich zum Vicekönige von Neapel ernannten Lannoy gelingen werde, diese Summe von den italienischen Fürsten und Städten aufzubringen. Er war mit ganz leerer Kasse in Spanien angekommen, so daß jener spanische Haufe mit der kümmerlichsten Ausrüstung nach England absegeln mußte. Da entstand denn bald peinliche Not. Es trat absoluter Mangel an Lebensmitteln ein. Die Gesandten in England hatten bald ihren ganzen Kredit erschöpft, um die Leute nur notdürftig zu ernähren. Sie mußten wieder einmal zu König Heinrich ihre Zuflucht nehmen, der aber nur gegen Bürgschaft helfen wollte. Margarete und Ferdinand bestürmten den Kaiser in jedem Briefe um Geld. Er aber mußte antworten: „Ich habe bei meiner Ankunft hier meine gesamten Einkünfte verbraucht und verschwendet gefunden. Meiner ganzen Armee war man den Sold für ein Jahr schuldig. Ich mußte vor allem suchen, sie zu bezahlen, wenn ich sie verwenden wollte" *).

Unter diesen Verhältnissen mußte Karls erste und dringendste Sorge sein, wie die leere Kasse gefüllt werden könne, und zwar augenblicklich. Da bot sich nun kein bequemeres und wirksameres Mittel, als wenn man die Hand auf das Vermögen einer großen Anzahl reicher oder doch wohlhabender Personen legte, welche sich an der Bewegung der Städte beteiligt hatten.

Am Tage Allerheiligen erschien der Kaiser mit glänzendem Gefolge auf einer prachtvollen Tribüne, welche man auf dem Hauptplatze Valladolids mit einem großen Aufwande kostbarer Stoffe errichtet hatte, und ließ dem Volke sein Urteil über den gottlosen Aufstand der Comunidades verkündigen. Auf eine ausführliche Schilderung all der Unthaten, welche die Empörer

---

*) Karl an Margarete den 11. August, 31. Oktober. Der Bischof von Badajoz und Elna und de Praet an Karl, den 10. Oktober. Wien. Arch.

begangen, folgte die Darlegung, daß der König berechtigt sein würde, alle, welche sich an diesen Majestätsverbrechen beteiligt, an Leben und Vermögen zu strafen, allen an dem Aufruhr mitschuldigen Städten den Sitz in den Cortes wie alle übrigen Privilegien zu nehmen, daß er aber, da Milde und Barmherzigkeit den Fürsten eigen sei, welche Gott auf Erden vertreten, aus seiner absoluten königlichen Gewalt Städten wie Dörfern, Geistlichen wie Weltlichen, Hohen wie Niederen vollkommene Verzeihung gewähren wolle. Ausgenommen aber wurden davon nicht viel weniger als 300 Personen, meist den besten Familien des Landes, den Guzman, Ayala, Mendoça, Zuñiga, Avila u. s. w., angehörend. „Der Wert ihrer konfiszierten Güter," schreibt Contarini, „wird auf mehr als zwei Millionen Goldes geschätzt, denn es befinden sich unter ihnen solche, deren Einkünfte 10000 und 12000 Dukaten betragen"*).

Wie es nun den von der Gnade Ausgeschlossenen erging, entzieht sich im einzelnen unserer Kenntnis. Wir wissen nur, daß von ihnen 23 bereits am 1. November hingerichtet waren und daß der bekannte, Karl nahestehende Bruder Antonio de Guevara ihn noch nach dem Siege von Pavia ermahnte, zu verzeihen. „Für die Fürsten," schrieb er, „ist es sicherer, wegen ihrer Barmherzigkeit geliebt, als wegen der Strafe gefürchtet zu werden. Diejenigen, welche Ew. Majestät in den vergangenen Unruhen beleidigten, sind teils gestorben, teils verbannt, einige leben im Verborgenen, andere haben sich durch die Flucht gerettet: es ist billig, erhabenster Fürst, daß sie sich

*) Contarini sagt in seinem Bericht, Valladolid den 7. November, da 300 in circa seien ausgenommen; Petrus Martyr schreibt (Ep. 771) 270 betrage die Zahl der Unglücklichen; das Verzeichnis bei Lafuente (11, 249 ff.) führt 272 auf. Sandovals Angabe, nur 70 bis 80 habe Karl nicht begnadigt, ist ebenso falsch wie die, das Urteil sei am 28. Oktober verkündigt worden. Seine Verherrlichung der Milde Karls, die er in der Hauptsache dem Schmeichler Mejia nachgeschrieben, hat selbstverständlich keinen Sinn, Wert nur seine Mitteilung des Urteils 1, 486 ff.

bei der Feier eines so großen Sieges Eurer Milde erfreuen und nicht über Eure Härte klagen. Die Weiber der Unglücklichen sind arm, ihre Kinder gehen zu Grunde; die Milde, welche Ihr wenigen erweist, wird viele glücklich machen." Der böseste aller Aufrührer, der Bischof von Zamona, saß derweil noch hinter den Mauern von Simancas, da seine geistliche Würde den Arm der Gerechtigkeit hemmte; aber im März 1526 endete er durch den Strang*).

Als Karl auf dem Platze von Valladolid die für Spaniens innere Entwickelung höchst verhängnisvolle Tragödie der Comuneros durch seinen Richterspruch beendete, war das Königreich Valencia noch weit von Beruhigung der wüsten Wirren entfernt, welche diese reichste Landschaft Spaniens seit drittehalb Jahren verödeten. In der Hauptstadt selbst freilich, wo das Bürgertum zuerst dem Könige die Hand gegen den Adel geboten und dann, da der König dem gebeugten Adel seine Macht geliehen, mit eigener Kraft seine Ansprüche verfochten und eine Weile ebenso vollständig wie in Castilien die Oberhand gewonnen hatte, war die Germania schon im Herbst 1521 und dann, nach neuem Aufflammen des Bürgerkriegs, im März 1522 zusammengebrochen. Hauptsächlich aus derselben Ursache, welche den Comuneros verderblich geworden: auch in Valencia trat der gemäßigten bürgerlichen mehr und mehr eine radikale demokratische Partei gegenüber; auch hier erschrak der besitzende Bürger vor den Uebertreibungen und Zerstörungen der Revolution, zog sich erst in Unthätigkeit zurück, um schließlich mit dem Adel und dem Vizekönige gegen die alten Genossen gemeinsame Sache zu machen. Nach viel blutigeren Kämpfen, als sie Castilien gesehen, Kämpfen, welche zuletzt in den Straßen Valencia's selbst tobten, unterwarf sich die Hauptstadt der alten Ordnung. Längst aber hatte die Germania sich im Süden des Königreichs, in dem außerordentlich festen Játiva und in dem

*) Lafuente 11, 254 ff.

von den Fluten des Jucar gedeckten Alcira, neue Bollwerke gewonnen. Gegen diese beiden Plätze kämpfte der Vizekönig auch nach dem Falle Valencia's nicht allein monatelang vergebens, sondern die Verbündeten unternahmen aus ihnen mehrfach verwegene Streifzüge, versuchten sogar, in der Hauptstadt die Revolution von neuem zu entzünden. Erst die Ankunft Karls in Castilien, der im September eine Truppenabteilung gegen sie abschickte, benahm diesen trotzigen Gesellen die Lust, den aussichtslosen Kampf fortzusetzen, zumal der Vizekönig ihnen die Unterwerfung erleichterte, indem er mit ihnen in freundliche Verhandlung trat. Sie durften im November eine Deputation an Karl senden, dem sie versicherten, nie gegen seine königliche Autorität, sondern lediglich gegen den ungerechten Uebermut des Adels die Waffen erhoben zu haben. Man verständigte sich, und am 5. Dezember hielt der Vizekönig seinen friedlichen Einzug in Játiva*).

Das unglückliche Land schien jetzt endlich nach fast dreijährigem Tumult den Frieden gefunden zu haben. Der Vizekönig von Valencia hatte ebenso wie die von Castilien die Herstellung der Ruhe durch reichlich gewährte Milde erleichtert; bei der Einnahme Valencia's war eine allgemeine Amnestie verkündigt worden, von der nur einzelne Ausnahmen gemacht wurden. Die hartnäckigsten Vorkämpfer der Revolution, die von Játiva und Alcira, schien der König selbst zu Gnaden aufgenommen zu haben. Nur in diesem Glauben öffneten die beiden Städte ihre Thore. Aber Karl meinte seine Autorität in Valencia wie in Castilien nicht durch Milde, sondern durch Härte herstellen zu müssen. Bereits im Dezember kündigte der Vizekönig den Valencianern seinen Rücktritt in einem Schreiben an, welches Schlimmes erwarten ließ. Zwei Dinge, sagte er, blieben jetzt zu thun; diejenigen, welche sich in den Unruhen

---

*) Sayas, Anales de Aragon p. 548 ff. Karl an Margarete, Valladolid den 18. November.

um den König verdient gemacht hätten, müßten von ihm belohnt, die Schuldigen so enormer Verbrechen bestraft werden. Die Belohnung stehe allein dem Könige zu, die Strafe aber möge er nicht vollziehen. „Da ich in den Schlachten so viele habe erschlagen, so viele Gefangene habe verurteilen müssen, so will ich nicht mehr strafen, sondern verzeihen, und wenn Strafe stattfinden muß, so möge Se. Majestät einen anderen senden." Es währte lange, bis dieser andere kam. Es war die Königin Germaine, welche ihrem nicht sehr ruhmreichen Leben den wenig beneidenswerten Ruhm hinzufügte, die Henkerin Valencia's zu werden. Am 30. Oktober 1523 fertigte der König für sie in Pamplona eine Instruktion aus, worin er sagte, in Valencia seien so verwegene und enorme Verbrechen mit so schwerer Schädigung seiner Einkünfte und Interessen verübt worden, daß sie scharfe Züchtigung verdienten. Verzeihung habe nur er, keiner seiner Diener gewähren können; die ohne seine ausdrückliche Erlaubnis ausgesprochenen Begnadigungen seien deshalb nichtig; die Königin solle ohne Rücksicht auf dieselben verfolgen und züchtigen alle, welche während der Rebellion an der Spitze der Städte und Gemeinden gestanden, alle, welche im Heer der Rebellen einen Posten bekleidet, und diejenigen, welche sonst nach der Meinung der Königin den Aufruhr hauptsächlich angestiftet und befördert. Die eigentlichen Häupter der Germania waren größtenteils in den blutigen Kämpfen dieses Bürgerkriegs untergegangen; aber es blieben freilich noch genug, welche man schuldig finden konnte, wenn man vergessen wollte, daß diese ganze Bewegung ursprünglich durch die Krone geweckt und gestärkt worden war. Nachdem Germaine Ende Dezember in Valencia eingezogen war, wurden in der Nacht des 9. Januar 1524 im ganzen Reiche massenhafte Verhaftungen vorgenommen, denen bald massenhafte Hinrichtungen folgten. Tausende trieb der Schrecken aus ihrer Heimat. 5000 Häuser standen leer. Alle Gemeinden und Korporationen, von denen man meinte, daß sie sich

an der Bewegung beteiligt hätten, mußten ihre Schuld durch Geldsummen büßen. Eine neue Flut ergoß sich in die königliche Kasse durch diese Zahlungen und durch die Konfiskationen, denen die Güter der Verurteilten erlagen. Der Adel, welcher Millionen eingebüßt, wurde mit 40 000 Dukaten abgefunden*).

Mehr als einmal hatte die Volkserhebung von Valencia die benachbarten Gebiete anzustecken gedroht; die südlichen Landschaften Aragons standen wiederholt auf dem Punkte, in die Bewegung einzutreten; da es hier aber keine Städte von irgend welcher Bedeutung gab, gelang es den aristokratischen Behörden in Zaragoza, die Ruhe zu erhalten. Dagegen wurde Mallorca aufs heftigste von der Bewegung ergriffen, welche hier, wie es scheint, noch verheerender im Haß der Stände und Familien gegeneinander wütete als in Valencia**). Erst im März 1523 wurde der Vizekönig von Mallorca des Aufstandes völlig Herr.

Als die Germania in das radikale Fahrwasser geriet, nahm sie im Süden Valencia's eine eigentümliche religiöse Wendung. Der größte Teil der ländlichen Bevölkerung gehörte hier noch dem Islam an; die maurischen Bauern, Pächter und Tagelöhner bildeten direkt und indirekt die Hauptstütze des adeligen Grundbesitzes. Da nun der Haß der Verbündeten gegen die Ritter immer heißer erglühte, rief er den Glaubenseifer zu Hilfe und verkündete neben der Ausrottung des Adels die des Unglaubens. Die Mauren wurden, wohin der Arm der Germania reichte, zur Taufe gezwungen oder, wenn sie sich widersetzten, aus dem Lande getrieben. Natürlich kehrten sie, sobald der Sturm sich gelegt hatte, zu ihrem Glauben und

---

*) Sayas p. 554. 645 f.

**) Schon am 18. November 1522 schreibt Karl seiner Tante: „Der Vizekönig von Mallorca hat mehr als 1500 von den Rebellen gezüchtigt, und hofft, den Rest bald zu unterwerfen, so daß, Gott sei Dank! meine Königreiche hier von jetzt an durchaus in gutem Gehorsam und Frieden leben werden et bien de coupables par moy et ma justice chastiez."

zu ihren Hütten zurück, von ihren Herren wenig gestört, welchen die maurischen Unterthanen doppelt so viel zahlten als die christlichen. Sobald die Inquisition von diesem Abfall erfuhr, veranstaltete sie in Madrid eine große Consulta, zu welcher die Räte von Castilien, Aragon, den Militärorden und Indien, auch verschiedene namhafte Theologen zugezogen wurden. Nach wochenlangen Beratungen kam man zu dem Schlusse, daß die Mauren richtig getauft und verpflichtet seien, am christlichen Glauben festzuhalten. Am 23. März 1525 erschien der König selbst in der Sitzung und billigte und bekräftigte den Beschluß, daß die Mauren nötigenfalls mit Gewalt gezwungen werden müßten, in dem Christentum zu bleiben, welches ihnen die Germania auferlegt hatte. Kommissäre, unter ihnen der obengenannte Guevara, gingen nach Valencia, um den am 4. April vom Könige ausgefertigten Befehl zu vollstrecken. Die Mauren aber, statt zu gehorchen, bewaffneten sich und zogen, 16000 Mann stark, in die Berge, wo man ihnen so wenig anhaben konnte, daß man froh war, sie nach viermonatlichen fruchtlosen Kämpfen zu einer Kapitulation zu bewegen.

Die Kommissäre standen auf dem Punkte, nach Castilien zurückzukehren, als sie ein neuer Befehl des Königs erreichte. Karl lebte damals, nach dem großen Siege, welcher König Franz zu seinem Gefangenen gemacht hatte, im Hochgefühle seiner kaiserlichen Macht und seines katholischen Berufs; diesem meinte er zunächst in Spanien nachkommen zu müssen dadurch, daß er alle noch in demselben lebenden Mauren nötigte, Christen zu werden. Unter dem 13. September erließ er ein Schreiben, welches diesen seinen Willen den Mauren von Valencia ankündigte. Der Rat von Aragon hatte sich vergebens bemüht, Karl von einem solchen Vorgehen abzuraten, das bei der in Valencia noch herrschenden Gärung leicht die kaum beschwichtigten Unruhen erneuern könne. Karl hatte erwidert, große Dinge seien immer mit großen Schwierigkeiten verbunden, ein Fürst dürfe sich dadurch nicht abschrecken lassen. Er wisse wohl,

daß sein Befehl in Valencia mancherlei Unzuträglichkeiten zur Folge haben werde, aber er handle im Dienste Gottes. Er sei entschlossen, das Unternehmen durchzuführen, entstehe daraus, was da wolle; denn er könne Gott nicht anders für die großen Wohlthaten danken, welche er ihm besonders dadurch erwiesen, daß er den König von Frankreich in seine Gewalt gegeben habe.

Die Kommissäre begannen seit Anfang Oktober den Befehl des Königs zu vollstrecken, indem sie die Aufforderung an die Mauren, sich zu bekehren, sofort mit den härtesten Maßregeln verbanden: es sollte niemand von ihnen seinen Wohnort verlassen bei Strafe, der Sklave dessen zu werden, der ihn antreffe; es sollte niemand das Geringste verkaufen, jeder einen blauen Halbmond am Hute tragen u. s. w. Bis zum 8. Dezember sollten sämtliche Mauren getauft sein. Da das aber in keiner Weise geschah, erschien ein neues Edikt: alle nicht getauften Mauren sollten bis zum letzten Dezember Valencia, bis zum letzten Januar Spanien geräumt haben. Damit sie aber nicht die schon so lästige Macht der Barbaresken Afrika's mehrten, sollten sie Spanien durch keinen anderen Hafen verlassen dürfen als durch das am entgegengesetzten Ende der Halbinsel gelegene Coruña!*)

Sandoval, welcher das Vorgehen seines Helden als ein höchst christliches preist, bekennt zugleich, von allen Mauren Valencia's (und es habe damals in diesem Königreiche 26000 maurische neben 22000 christlichen Häusern gegeben**) hätten sich nicht sechs aus Ueberzeugung taufen lassen. Sehr viele verschmähten es aber auch, Heimat und Habe durch die Taufe zu retten, flohen vielmehr in die Berge und begannen da einen Kampf der Verzweiflung gegen die Verkündiger der Religion der Liebe. Bei diesem Unternehmen mußte ihnen zu statten

---

*) Sayas p. 777 ff. 797 ff. Sandoval 1, 677 ff.

**) Diese Zahlen können nicht richtig sein, da sie eine viel zu geringe Bevölkerung des Königreichs ergeben würden.

kommen, daß der Adel Valencia's sich durch des Königs Verfahren in seiner wirtschaftlichen Existenz schwer verletzt fühlte und nicht geneigt sein konnte, diejenigen auszurotten, auf welchen sein durch die letzten Jahre überdies schlimm mitgenommener Wohlstand zum großen Teil ruhte. So gewannen namentlich die Mauren, welche sich im Nordwesten des Königreichs auf den steilen Kämmen der schwer zugänglichen Sierra Espadan wie ein kleiner Kriegerstaat eingerichtet hatten, die Möglichkeit, viele Monate hindurch ihre Felsenburgen gegen die Angriffe stets wachsender Scharen zu verteidigen. Als der Herzog von Segorbe zum erstenmal im April 1526 ein Heer in die Gebirgswildnis führte, wurde es blutig zurückgeschlagen; den Felsblöcken, welche die Mauren auf die Angreifenden hinabrollten, vermochten sie nicht zu widerstehen. Die Mauren brachen jetzt in die christlichen Dörfer, raubten, mordeten, entweihten die Kirchen. Das entzündete den Fanatismus der Christen. Aber jetzt hatten sich auch die Mauren in den benachbarten Orten Aragons erhoben. Erst im Juli konnte der Herzog von Segorbe zum neuen Angriff vorgehen. Da die Mauren es wagten, ihm in das Thal entgegenzurücken, schlug er sie aufs Haupt; aber in die Sierra selbst einzudringen, hielt er sich nicht stark genug. Da verkündete der päpstliche Nuntius reiche Indulgenzen für die Teilnehmer an diesem heiligen Kriege. Alles Christenvolk kam in Bewegung. Seit dem August erfüllte sich das Gebirge mit unablässigem Kampfgetümmel. Aber wie stark die Scharen der Kreuzträger anschwollen, die Mauren behaupteten ihre unnahbaren Felsen. Die Christen Valencia's vermochten ihrer nicht Herr zu werden. Da schickte der König auf den Hilferuf der Königin Germaine und des Herzogs von Segorbe jene deutschen Landsknechte, welche er vor vier Jahren mit sich ins Land gebracht und seitdem durch neue Werbungen verstärkt hatte und welche jetzt, da er sie in Spanien nicht mehr nötig zu haben glaubte, nach Italien eingeschifft werden sollten. Diese Deutschen gaben dann

dem Angriffe der Christen die Kraft der Unwiderstehlichkeit. Da man die Felsen der Mauren von vier Seiten zugleich bestürmen konnte, erlagen sie am 19. September der Uebermacht. Am 10. Oktober kapitulierten die letzten Haufen. Zahlreiche Hinrichtungen, Zerstörungen der Moscheen, Verbrennungen der arabischen Bücher rotteten den Islam in Valencia aus, wo er nächst Granada die stärksten Wurzeln geschlagen hatte*).

Die Glaubenseinheit der katholischen Monarchie hatte einen wichtigen Schritt vorwärts gethan, der Wohlstand des Landes aber einen ebenso starken Rückschritt. Die früher so üppigen Gefilde Valencia's glichen einer Trümmerstätte. Das Bürgertum der Städte war nicht nur in seinem Streben, in der munizipalen Verwaltung eine bescheidene Stellung neben dem Adel zu gewinnen, gescheitert, es hatte auch die Kräfte eingebüßt, welche ihm ein stärkeres Selbstgefühl, eine größere Regsamkeit gaben. Dumpfe Unterwürfigkeit war hinfort sein Los. Der Adel, nachdem er in den Kämpfen der Germania unendliche Verluste erlitten, wurde noch schwerer durch die Ausrottung seiner maurischen Unterthanen betroffen. Diese selbst, soweit sie das Leben gerettet, waren ein gebrochenes Volk.

Nicht viel weniger unheilvoll gestalteten sich die Ergebnisse der niedergeschlagenen Erhebung der Städte Castiliens für dieses. Wie schwach haben wir doch früher bürgerliche Betriebsamkeit, die Kraft des Handwerks, der Industrie, des Handels in diesen Kernlanden der spanischen Monarchie gefunden! Die Comunidad, wie stark sie sich auch mit fremdartigen Bestrebungen vermischte, schloß immerhin den Versuch in sich, dem bürgerlichen Element in dem städtischen Leben einen Platz neben Adel und Klerus zu erringen. Ein glücklicher Ausgang hätte vielleicht nur eine langsame Hebung der wohlthätigen Kräfte des Bürgertums herbeigeführt; die Niederlage des Städteaufstands mußte bürgerliches Streben, die Schätzung bürger-

*) Lafuente 11, 451 ff.

licher Arbeit noch tief unter das bescheidene Niveau herabdrücken, auf dem wir es vor dieser Bewegung gefunden haben. Nun war sie ja allerdings in der Hauptsache auf das eigentliche Alt- und Neucastilien beschränkt geblieben. Weder die andalusischen Königreiche noch Estremadura, Galicien, Asturien, die Baskenlande und Murcia hatten an ihr irgend welchen oder doch einen nennenswerten Anteil genommen. Aber in manchen dieser Landschaften, namentlich in Murcia und Andalusien, hatten die den Comuneros verwandten Elemente wenigstens versucht, ihre Städte in den Kampf hineinzuziehen. Diese Elemente wurden natürlich auch hier von dem allgemeinen Rückschlage betroffen. Hauptsächlich aber kommt hier in Betracht, daß Alt- und Neucastilien deshalb der eigentliche Kampfplatz geworden waren, weil sie den politisch vorzugsweise thätigen Teil des ganzen Reichs darstellten. Neben ihnen hatten die vorhin genannten, in der Peripherie liegenden Königreiche und Landschaften auf den Cortes wenig oder nichts zu bedeuten. Nun stand es ja in dem Buche der Zeiten geschrieben, daß populäre oder ständische Gewalten, weil einem falschen, gemeinschädlichen Egoismus ergeben oder durch die Unklarheit ihrer Bestrebungen gehemmt, neben der fürstlichen Macht fast überall in Europa mehr und mehr versinken sollten. Was wir von den Volksbewegungen Spaniens kennen gelernt haben, ist kaum geeignet, den Glauben zu erwecken, daß die Spanier besser als Franzosen, Italiener, Deutsche u. s. w. geeignet gewesen wären, ihrem Staate einen gewissen volkstümlichen Charakter zu erhalten oder zu gewinnen. Mehr als andere bedurften sie vielmehr der ordnenden und zügelnden Hand eines starken Königtums, aber mehr als alle auch der fördernden, bildenden, fürsorgenden Hand eines volksfreundlichen Regiments. Hier waren tausend Wunden zu heilen, welche nicht allein die letzten Jahre, sondern Jahrhunderte geschlagen hatten. Hier bedurfte es der stillen, ruhigen, sparsamen Arbeit einer umsichtigen Verwaltung, welche erkannte, daß die Förderung der bescheidenen Interessen

des Landbaues und Gewerbes nicht nur für das Gedeihen des spanischen Volkes, sondern auch für die Solidität der spanischen Macht unentbehrlich sei. Daß Spanien allein das zuverlässige Fundament seiner Weltstellung sein könne, daß er sich deshalb des Gehorsams, der Ergebenheit Spaniens vor allem versichern müsse, hatte Karl erkannt. Mit überraschender Klarheit betont er den Anliegen seines Bruders und seiner Tante gegenüber immer wieder, daß er flandrische und deutsche Bedürfnisse nicht mit spanischen Mitteln decken dürfe, daß die Pfründen und Aemter Castiliens den Castilianern bleiben müßten, damit sie immer williger würden, seiner Krone zu dienen. Nur aus dieser Einsicht ist es ferner zu erklären, daß er sieben Jahre, eine Zeit der größten Begebenheiten und Umwandlungen, welche oft so dringend seine Anwesenheit in Italien, besonders in Deutschland erheischten, in Spanien blieb. Aber die andere, ebenso wesentliche Einsicht, daß dieses Spanien seine Weltmacht nur dann wirklich stützen könne, wenn es sich in den hauptsächlichen Voraussetzungen moderner Kultur dem übrigen Europa nähere, wenn in ihm die ergiebigen Quellen der Bildung und des Reichtums erschlossen würden, aus denen der Wohlstand Frankreichs und der Niederlande hervorgegangen war, diese Einsicht scheint ihm fremd geblieben zu sein*). Aber freilich, wenn er sie auch gehabt hätte, wenn das Kind des städtefrohen Flandern durch den grellen Kontrast zwischen den heimatlichen und den spanischen Zuständen auf den Punkt aufmerksam geworden wäre, wie hätte

*) Ich muß allerdings bekennen, daß es mir unmöglich gewesen ist, über Karls spanische Verwaltung ein genaues Urteil zu gewinnen. Die spanischen Quellen bieten dafür nichts, und des Kaisers Korrespondenz, soweit sie mir bekannt ist, geht über allgemeine Andeutungen nicht hinaus. Er schreibt öfter im Herbst 1522, er beschäftige sich nun angelegentlich damit, gute Polizei und Justiz zu begründen und eine tüchtige Verwaltung seiner Domänen. (So den 28. Oktober an Margarete: Mects peine pour donner ordre et police a la justice, au bien public et a mon demaine, pour men prevaloir en ladvenir au bien de tous mes pays et subjectz.) Was aber darin erreicht wurde, weiß ich nicht.

er es einrichten sollen, danach zu handeln? Die Früchte selbst der besten Verwaltung reifen nur langsam. Er hatte keine Zeit, auf das nachhaltige Erstarken des spanischen Wohlstandes zu warten. Er brauchte sofort, was Spanien irgend aufbringen konnte. Seine Weltstellung zwang ihn, in jedem Lande, das seinem Zepter unterthänig wurde, Raubbau zu treiben. Wie hoch er Spanien schätzen mochte, seine Politik machte ihn fortwährend auch für Spanien zum Fremden. Er konnte Spanien nicht voll angehören, seine Lebenszwecke nicht mit den spanischen Lebensinteressen identifizieren. Im Gegenteil, je inniger er Spanien an sich zu ziehen, das spanische Leben mit seinen Bestrebungen zu durchdringen, seine katholische Politik zum Mittelpunkte der Gedanken und Empfindungen dieses katholischen Volkes zu erheben suchte, um so verderblicher mußte sein Walten gerade für dieses Spanien werden.

Denn da er diesem Hauptstaate seiner Weltmonarchie das nicht zu geben vermochte, was ihm am dringendsten not that, mußte er um so mehr den verderblichen Leidenschaften schmeicheln, welche in diesem Volke lebten: dem religiösen Fanatismus, dem Adelsstolz, der hochmütigen Verachtung aller anderen Völker und ihrer Bildungsart, der Prunksucht, der Herrschgier und den soldatischen Passionen. Im Beginne seiner Regierung hatten die Spanier ihm zugerufen, wenn er zu ihnen komme und bei ihnen lebe, würden sie ihn zum Herrn der Welt machen. Das war, seit der große Hauptmann die castilianischen Tercios auf die Schlachtfelder Italiens geführt hatte, das tiefste Verlangen der spanischen Seele geworden: der Welt zu gebieten. Der Welt zu gebieten, hielt dieser katholische König, dem Gott die kaiserliche Macht anvertraut hatte, für seinen Beruf und seine Pflicht. Er mußte ihr gebieten, wenn er die seinem Schutze anvertraute Christenheit vor den furchtbaren Gefahren beschirmen sollte, welche ihr drohten, vor den Angriffen der Ungläubigen und der Ketzer. Der Weltmacht der Osmanen konnte, so schien es, die Christenheit nur widerstehen, wenn

ihre kriegerischen Kräfte unter einem Haupte geeinigt würden und wenn ihr Glaube von jeder Spaltung bewahrt bliebe. Unmöglich hätte ein Herrscher Ziele aufstellen können, welche das spanische Herz mehr entzückten. Die Herrschgier gewann dadurch den edelsten Zweck. Indem der spanische Caballero das Schwert zog, um sich die Welt unterthänig zu machen, konnte er sich einreden, lediglich seine Christenpflicht zu erfüllen. Der Kampf, welchen seine Ahnen, soweit die Erinnerung reichte, auf der Halbinsel gegen den Islam geführt, der sich soeben, wie wir sahen, in Valencia erneuerte, dieser Kampf sollte nun die Welt umspannen. Wer dem Unglauben ans Leben wollte, der mußte sich dem Kaiser gewordenen katholischen Könige unterordnen; wer es nicht that, war ein schlechter Christ.

So schlossen die kaiserlichen und die spanischen Herzenswünsche den innigsten Bund. Hätte Karl in Castilien das Licht der Welt erblickt, er hätte unmöglich sein Streben dem glühendsten Verlangen des spanischen Gemüts besser anpassen können. Indem die kaiserliche und die spanische Macht eins wurde, begann eine Epoche spanischer Weltherrschaft, aus welcher die üppige Blüte spanischer Dichtung und Malerei aufsproßte. Als sie aber verwelkte, war die spanische Lebenskraft gebrochen. Da der stolzen Nation die Macht über andere schwand, sank sie in das tiefste Elend. Denn in sich und durch sich zu leben, hatte sie nicht gelernt. Der Kaiser, den sie als ihren größten Herrscher vergötterte, hatte ihr die Möglichkeit geboten, mit wesentlich mittelalterlichen Kräften der modernen Welt das Gesetz zu diktieren. Im Mittelalter war sie begraben, als die Welt das spanische Joch abwarf. Da liegt sie trotz zahllosen Umwälzungen im wesentlichen heute noch.

Indien.

Diese verhängnisvolle Entwickelung des spanischen Wesens wurde auf das mächtigste durch Ereignisse gefördert, von denen bisher keine Rede war, welche jetzt aber berührt werden müssen, weil sie für Karls Weltmacht die großartigsten Aussichten eröffneten.

Die Entdeckung Colons hatte lange den spanischen Finanzen und dem gesamten spanischen Haushalt nur bescheidenen Gewinn gebracht. Als Karl die Regierung der katholischen Monarchie antrat, befanden sich ihre indischen Besitzungen sogar in schwerer Bedrängnis. Die ersten Eroberer und Ansiedler hatten mit den reichen Naturschätzen der Antillen gar übel gehaust. Sie hatten bei der gierigen Ausbeutung der Goldminen und Perlenfischereien die an ein bequemes Dahinleben gewöhnten Eingeborenen so maßlos angespannt, die gesamten Existenzbedingungen dieser harmlosen Naturkinder so gröblich verkannt, daß die Bevölkerung der Inseln mit unglaublicher Geschwindigkeit verschwand, wodurch dann die Ansiedler alsbald in empfindlichste Not gerieten.

Schon in den letzten Jahren König Ferdinands stellte sich die Notwendigkeit heraus, in die wirren Verhältnisse der Inseln einige Ordnung zu bringen. Die Spanier, welche von Castilien aus die indische Welt regierten und in Sevilla die monopolistische Ausbeutung des Verkehrs mit derselben leiteten, hatten

sich auf die unglücklichen Eingeborenen gestürzt und durch die sogenannten Repartimientos viele Hunderte derselben zu ihren thatsächlichen Sklaven gemacht. Die auf die Inseln geschickten Beamten hatten dieses Beispiel ihrer Oberen nachgeahmt; infolge davon fehlte es für die spanischen Ansiedler sehr bald an Arbeitskräften, da sie selbst ebensowenig wie die Beamten arbeiten wollten und die Indier von einer rapiden Sterblichkeit hinweggerafft wurden. Den dringenden Klagen über den wachsenden Notstand der Kolonien suchte nun König Ferdinand dadurch abzuhelfen, daß er am 22. Februar 1512 aus Burgos eine Verordnung erließ, wonach niemand mehr als dreihundert Indier auf einer Insel besitzen sollte, damit alle Spanier, welche sich mit großer Gefahr dahin begäben, die für ihr Gedeihen unentbehrliche Zahl von Indiern erhalten könnten*). Weiterhin wurde dann aber in demselben Jahre eine lange Reihe von Dekreten verkündigt, welche die bisherigen Uebel unendlich verschlimmern mußten. Unter dem Vorwande, daß die Indier nie zu „unserem heiligen katholischen Glauben" bekehrt werden könnten, wenn sie fern von den Spaniern in ihren Dörfern lebten, wurde befohlen, daß dieselben in der Nähe der spanischen Städte angesiedelt werden müßten, wo man besser für ihr geistiges wie körperliches Wohl sorgen könne**). Da sollten für je fünfzig Indier vier Strohhütten aufgeschlagen, eine andere Hütte als Kirche eingerichtet werden u. s. w. Diese Dekrete beschleunigten das Verderben.

Zwei Jahre später traf der König nach langen Verhandlungen eine neue Anordnung, welche bestimmte, daß niemand mehr als achtzig und weniger als vierzig Indier haben, daß

---

*) Coleccion de documentos inéditos del archivo de Indias 1, 237 ff. (Der Kürze wegen citiere ich diese Sammlung weiterhin als Documentos de Indias.)

**) Las Casas, Historia de las Indias in der Coleccion de docum. inéd. de Espana 64, 418 ff. Herrera, Historia general de Indias (Madrid 1601) Dec. I p. 324 ff.

nur verheiratete Spanier eine derartige Encomienda erhalten, daß aber alle in Spanien lebenden und ebenso alle Beamten davon ausgeschlossen sein sollten. Um diese neue Ordnung ins Leben zu rufen, schickte der König zwei „sehr edle Herren" nach Española, welches damals noch den Mittelpunkt des spanischen Indien bildete. Die edlen Herren nahmen nun allerdings eine ganz neue Verteilung der Indier vor, kümmerten sich dabei aber um die Vorschriften des Königs sehr wenig. Vor allem bedachten sie die Leiter des indischen Rats in Spanien und sich selbst mit den stärksten Repartimientos, indem sie diesem 243, jenem 261 Indier zuwiesen u. s. f., wie die von ihnen selbst aufgesetzte Akte sagt; in Wirklichkeit sollen sie an solche Begünstigte bis zu 600 Indier gegeben haben. Dann kamen die Beamten, die Regidoren der sogenannten Städte und diejenigen, welche die Gunst der Herren zu gewinnen wußten, mit großen Ziffern an die Reihe, wonach dann für die eigentlichen Ansiedler nur noch wenig übrig blieb*).

Indem man so das Los der Indier alle paar Jahre mit äußerster Willkür und Rücksichtslosigkeit änderte, ging die Entvölkerung der Inseln mit erschreckender Schnelligkeit fort. Nachdem schon früher Dominikaner ihre Stimme gegen die unmenschliche Ausbeutung der Indier erhoben hatten, begab sich im Jahre 1515 ein Geistlicher, der im Frühling 1502 mit dem Gouverneur Ovando nach Española gekommen war, Bartolomé de Las Casas, nach Spanien, um König Ferdinand vorzustellen, daß diese ganze reiche Welt unaufhaltsamem Ver-

---

*) Documentos de Indias 1, 248 f. 250 ff. Wenn die Herausgeber dieser Sammlung S. 249 die Verordnung von 1514 mit der vom 22. Februar 1512 zusammenwerfen, so ist das bei dem sehr verschiedenen Inhalt beider schwer zu begreifen. Leider läßt überhaupt die Redaktion dieser wichtigen Sammlung sehr viel zu wünschen übrig. Daß die im ersten Bande gedruckte Verordnung Ferdinands vom 22. Februar 1512 im zehnten Bande wiederholt, einer nach jener Verordnung im ersten Bande publizierten Relation von 1516 im zehnten Bande dieselbe Ehre widerfährt, ist noch nicht das Schlimmste.

derben geweiht sei, wenn man nicht in der Behandlung der Eingeborenen einen ganz neuen Weg einschlage. Da bald nach seiner Ankunft in Castilien der König starb, wollte sich Las Casas zu Karl nach den Niederlanden begeben, wurde aber von Cisneros mit der Aufforderung zurückgehalten, ihm die geeigneten Vorschläge zu machen, und mit dem Versprechen, dieselben nach Möglichkeit zu befolgen. Las Casas hatte das Treiben der Spanier in der Neuen Welt mit wachsendem Abscheu beobachtet und die Ueberzeugung gewonnen, daß das bisherige System der Repartimientos und Encomiendas nicht nur den Eingeborenen, sondern auch den Spaniern zum Verderben gereichen müsse. Denn wenn sie fortführen, die Indier wie Lasttiere in den Minen arbeiten zu lassen, würde in kurzem die ganze Inselwelt der Antillen, aber auch das benachbarte Festland entvölkert sein, auf dem man längst angefangen hatte, Menschenjagden zu veranstalten, um die ausgehenden Arbeitskräfte der Inseln zu ergänzen; und da die Spanier in diesem Klima weder arbeiten wollten noch könnten, würden die herrlichsten und reichsten Länder der Welt bald in Wüsteneien verwandelt sein. Las Casas ging von der Ansicht aus, die Spanier könnten nur dadurch ein Recht auf Indien gewinnen, daß sie den Bewohnern desselben christlichen Glauben und christliche Gesittung brächten. Indem er mit dem Anspruch der katholischen Monarchie Ernst machte, stellte er die Bekehrung der Indier an die Spitze des ganzen Unternehmens. Dafür aber sei bisher gar nichts geschehen. Die Spanier hätten sich bisher nicht als Diener des Christentums, sondern als „Priester des Teufels" erwiesen und gegen die Indier so gehandelt, daß dieselben in dem Christentum eine Erfindung der Hölle sehen müßten. Wenn die Spanier ihre erste Pflicht erfüllten, die Indier so behandelten, wie es Christen gebühre, sie in ihrer natürlichen, durch christliche Zucht veredelten Freiheit beließen, würden sie zugleich für ihr eigenes Interesse und für die Größe und den Ruhm ihrer Könige am besten sorgen. Denn dann

würden diese Inseln und das Festland den blühendsten und glücklichsten Teil des spanischen Reiches bilden, dann würden die spanischen Ansiedler dort wahrhaft gedeihen und die Krone immer wachsende Einkünfte beziehen, während die bisherige Weise mit den Indiern zugleich die Spanier zu Grunde gerichtet habe und nirgends größeres Elend herrsche als auf diesen von Gott zum Paradiese geschaffenen Inseln.

Obwohl die bisherigen Leiter der indischen Angelegenheiten, der Bischof von Burgos, Juan Rodriguez de Fonseca, an der Spitze, Las Casas alle möglichen Schwierigkeiten bereiteten, drang er doch bei Cisneros in überraschendem Maße durch. Drei Brüder des Hieronymitenordens (denn nur bei Mönchen glaubte man die erforderliche Uneigennützigkeit voraussetzen zu können) sollten nach Española gehen und dort eine ganz neue Ordnung begründen. Womöglich auf Grund der Freiheit der Indier. Hatte man die Unglücklichen vor wenigen Jahren aus ihren Dörfern gerissen und diese niedergebrannt, so sollten sie jetzt wieder in Dörfern von ungefähr 300 Einwohnern möglichst in der Nähe der Minen gesammelt werden, welche unter einem Administrator zu stehen hätten, der dafür zu sorgen habe, daß die Indier unter ihren Kaziken im Besitze des nötigen Landes ihre volle Freiheit genössen, aber auch in guter Zucht lebten, sich anständig kleideten, in Betten schliefen u. s. f. Ein Geistlicher und ein Sakristan würden in jedem Dorfe dessen Bewohner zu guten Christen erziehen und die Kinder im Lesen, Schreiben und in der spanischen Sprache unterrichten. Jedes Dorf sollte womöglich 10 oder 12 Stuten, 50 Kühe und 600 Schweine erhalten. Nur die Männer über 20 und unter 50 Jahren sollten künftig in die Minen gehen, und zwar immer nur der dritte Teil derselben, damit die anderen die Aecker mit der nötigen Sorgfalt bestellen könnten. Die den Mönchen erteilte Instruktion schrieb jedoch diese Art des Vorgehens nicht absolut vor. Nachdem sie im Sinne von Las Casas das System der Befreiung der Indier und ihrer Wiedervereinigung

in Dörfern bis in die kleinsten Einzelheiten entwickelt hatte, fuhr sie fort: „Und in dem Falle, daß sich fände, daß sich dieses erste Heilmittel nicht anwenden ließe und es notwendig erschiene, die Encomiendas wie bisher zu lassen,“ in diesem Falle sollten die Hieronymiten die Gesetze König Ferdinands über die Behandlung der Indier vom Jahre 1512 einer Revision unterziehen, für welche wieder sehr bestimmte Normen angegeben wurden, durchaus darauf berechnet, die Indier vor den bisher erlittenen Mißhandlungen zu schützen*).

Las Casas selbst durfte, wie er erzählt, die drei Hieronymiten auswählen, hatte aber den Kummer, daß sie unmittelbar nachher ihm den Rücken kehrten, ihr Ohr den an der Erhaltung der bisherigen Mißbräuche Interessierten liehen und, als sie in Española ankamen, einen Weg einschlugen, welcher nicht nur von seinen idealen Plänen weit abführte, sondern auch der ihnen erteilten Instruktion entgegenlief. Nach ihrem ersten Berichte vom 20. Januar 1517**) schien es für sie von vornherein entschieden, daß das System der Befreiung der Indier nicht anwendbar sei. Anfangs, schrieben sie, habe unter den Spaniern der Insel eine große Aufregung geherrscht, weil aus Spanien die Kunde gekommen sei, ihr Auftrag gehe dahin, die Indier zu befreien, was sie also offenbar nicht als ihren Auftrag ansahen. Sie wollten übrigens, ehe sie alles genau

*) Die von Cisneros und Adrian unterzeichnete Instruktion ist in den Documentos de Indias 11, 258 ff. abgedruckt. Es charakterisiert die Sorgfalt der Redaktion dieser wichtigen Sammlung, daß sie dasselbe Aktenstück im 23. Bande S. 310—331 allerdings mit einigen Verbesserungen abermals abdruckt, hier aber als zum Jahre 1518 gehörend, während sie es im 11. Bande richtig ins Jahr 1516 gesetzt hatte. Daß Cisneros im Jahre 1518 nicht mehr lebte und daß sie im 1. Bande die Berichte der auf Grund dieser Instruktion abgesandten Hieronymiten aus dem Jahre 1517 gedruckt hatten, scheinen die Herausgeber vergessen zu haben. Was Las Casas in seiner Historia de las Indias 65, 296 ff. als Instruktion der Hieronymiten gibt, ist nur ein Teil aus dem ersten Stück derselben, wonach Cisneros unbedingt die Freigebung der Indier gewollt hätte.

**) Documentos de Indias 1, 267 ff.

untersucht, kein Urteil abgeben, da es sehr schwierig sei, ins klare zu kommen. Bis jetzt hätten sie sich darauf beschränkt, die Indier allen in Castilien Lebenden zu nehmen, denn das habe jedermann auf der Insel für notwendig erklärt. Den Beamten und Richtern aber die Indier zu nehmen, gehe nicht an, weil dieselben sonst nicht leben könnten. Also nicht einmal die Weisung König Ferdinands von 1514 fanden sie ausführbar!

In einem späteren Berichte vom 22. Juni 1517 sehen wir die Hieronymiten in der Hauptfrage noch nicht weiter gekommen. Sie finden übrigens, daß die Indier „sehr gut behandelt werden, wenigstens besser als je zuvor", da sie strenge Aufsicht führten. Sie meinen, Española würde das reichste Land sein und mehr Einkünfte liefern als irgend ein anderes Gebiet des Königs, wenn die Insel richtig bebaut würde. Aber jetzt fehlten dafür die Menschen, und die auf der Insel lebenden seien so elend und erschöpft, daß sie im Landbau nichts leisten könnten. Sie finden es seltsam, daß so große Armut herrsche, wo so viel natürlicher Reichtum vorhanden sei. Aber alles sei mit so großen Kosten verbunden, daß es kaum jemand ohne Schulden gebe. Sie erklären die Einfuhr von Negern für notwendig, um die unentbehrlichen Arbeitskräfte zu gewinnen. Dann müsse man die wütenden Feindschaften unter den Spaniern beschwichtigen, die freilich so heftig, daß es ohne besondere göttliche Hilfe unmöglich erscheine, sie zu beseitigen. Einen sehr schweren Uebelstand sehen sie darin, daß durch das Monopol Sevilla's die natürliche Entwickelung der Kolonien niedergehalten, der Verkehr mit Spanien gehemmt werde. Ehe nicht ganz Spanien direkt mit den Kolonien Handel treiben könne, werde die jetzt herrschende unglaubliche Teuerung nicht aufhören. Ferner müsse man allen Europäern, nicht nur den Spaniern, erlauben, sich auf den Inseln niederzulassen, und endlich suchen, tüchtige andalusische Bauern zur Einwanderung zu bewegen.

Den Hieronymiten war offenbar ihre eigentliche Aufgabe schon damals in den Hintergrund getreten; sie suchten das

Heil der Inseln nicht in einer angemessenen Behandlung der Indier, sondern in der Anwendung von allerlei anderen Mitteln. Dem ungünstigen Urteile, welches Las Casas über ihre Thätigkeit fällt, kann man ja nicht ohne weiteres trauen; aber daß einer der Hauptteilnehmer an dem bösen Repartimiento von 1514 ihnen im Juli 1517 ein sehr anerkennendes Zeugnis ausstellt*), wirft ein bedenkliches Licht auf sie. Da sie von den auf der Insel angesiedelten Spaniern Gutachten über die Behandlung der Indier einforderten, erhielten sie unter anderen ein ausführliches Schriftstück von den Dominikanern, welche seit 1510 in Española lebten. Dasselbe erklärte sich mit demselben Eifer wie Las Casas für die Notwendigkeit, die Indier freizugeben. Denn jede Art der Abhängigkeit von den Spaniern müsse sie zu Grunde richten, da sich auf den Inseln „die infamste Sorte Menschen niedergelassen habe, von der man je gehört". Bei der ersten Zählung, die man nach der Ankunft der Spanier vorgenommen, hätten sich auf Española 1100000 Einwohner gefunden; davon wären im Jahre 1510 nur noch 46000, wenige Jahre später nur 16000 übrig geblieben und jetzt 1000. Ebenso verhalte es sich mit den anderen Inseln, von denen einige schon vollständig entvölkert seien**).

Da auch dieses Gutachten die Hieronymiten nicht zu anderem Verhalten bestimmte, faßte Las Casas den Entschluß, nach Spanien zurückzukehren, um Cisneros persönlich vorzustellen, wie traurig seine wohlmeinenden Absichten verkehrt würden. Als er aber im Juni 1517 in Castilien ankam, fand er den Kardinal bereits so krank, daß er ihn nicht sprechen konnte. Er stand abermals auf dem Punkte, nach Flandern zu reisen, als er von der glücklichen Landung Karls in Asturien erfuhr. Und an diesem neuen Hofe wurde ihm nun die wärmste Aufnahme zu teil. Las Casas kann namentlich die Weisheit des

*) Documentos de Indias 1, 290.

**) Las Casas 65, 336 ff.

Kanzlers Sauvage, welchen alle übrigen Spanier verwünschen, nicht warm genug preisen. Trotz den verzweifelten Anstrengungen der an Indien persönlich interessierten Spanier, namentlich des Bischofs von Burgos, das Mißtrauen des jungen Königs gegen ihn zu wecken, habe derselbe, erzählt Las Casas, den Befehl gegeben, Sauvage solle zusammen mit ihm die indischen Sachen ordnen. Dieser arbeitete nun eine Denkschrift aus, worin er empfahl, recht viele spanische Bauern zur Niederlassung auf den Inseln zu bewegen, da ja die indische Urbevölkerung bereits bis auf geringe Reste verschwunden sei. Außerdem aber riet auch er, wie die Hieronymiten bereits gethan hatten, die Einfuhr von Negersklaven an. Er spricht in seiner Geschichte Indiens bittere Reue darüber aus, daß er einen so verderblichen und sündhaften Vorschlag gemacht habe, da ja doch die Neger denselben Anspruch auf Freiheit hätten wie die Indier. Uebrigens lauteten alle um diese Zeit von den Antillen an die Regierung gerichteten Ratschläge so übereinstimmend dahin, daß die Einfuhr von Negern unentbehrlich sei, daß dieselbe ohne Zweifel auch ohne die Zustimmung von Las Casas darauf eingegangen sein würde. Sie fragte die indische Handelsbehörde in Sevilla, die sogenannte Contratacion, wie viele Neger wohl für die vier Antillen nötig sein würden. Die Antwort lautete: 4000. Nun erhielt der Gouverneur von Bresse, einer der mächtigen flandrischen Günstlinge, das Privilegium der Negereinfuhr, das er dann sofort für 25 000 Dukaten an Genueser Kaufleute verhandelte. Den Antillen thaten billige Arbeitskräfte not, die Genuesen trieben aber den Preis für die Neger so in die Höhe, daß man ihren Gewinn auf 300 000 Dukaten schätzte. So, jammert Las Casas, wurde den Inseln so wenig geholfen wie den Indiern, welche so lange in der Gefangenschaft blieben, bis es keinen mehr zu töten gab*).

---

*) Las Casas 65, 366 ff. Vergl. die damit übereinstimmenden Aussagen Documentos de Indias 1, 371. 378.

Mit seinen übrigen Vorschlägen zum Besten der Neuen Welt hatte Las Casas noch nichts erreicht, als Sauvage im Frühling 1518 starb. Nun bekam der Bischof von Burgos, der Präsident des indischen Rats, in den indischen Geschäften wieder die Oberhand, zumal er den bei Chièvres höchst einflußreichen und geschickten Francisco de los Cobos für sich gewonnen hatte. Aber Las Casas wurde das Glück zu teil, daß Sauvage's Nachfolger, Gattinara, ihm dasselbe Vertrauen schenkte wie jener und daß er an den acht Predigern des jungen Königs einen mächtigen Beistand gewann. In einem langen, lebhaften Kampfe wurde, während der König in Catalonien weilte, öfter in seiner Gegenwart, um das Schicksal der Indier gerungen*), aber nicht mehr um das Schicksal der Inselbewohner; denn Española wurde in den Jahren 1518 und 1519 von einer fürchterlichen Pockenepidemie heimgesucht, welche, wie Las Casas meint, nicht mehr als 1000 Indier übrig ließ. Seine Gedanken richteten sich nunmehr auf das Festland, damit es von dem Unglücke verschont werde, welches die Inseln in wenigen Jahrzehnten zu Grunde gerichtet hatte. Er wollte dort eine Kolonie spanischer Bauern gründen, welche an den freundlich behandelten und friedlich zivilisierten Eingeborenen Arbeitsgenossen finden würden. Und trotz allen Intriguen des Bischofs von Burgos und seiner Helfershelfer setzte Las Casas schließlich seinen Plan durch. Am Tage vor seiner Abfahrt von Coruña

*) Las Casas beschreibt 66, 127 ff. sehr anschaulich eine solche Verhandlung, welche in Gegenwart des Königs stattfand, nachdem die Nachricht von seiner Wahl zum Kaiser angekommen war, „weshalb man ihn Majestät nannte“. Karl saß auf erhöhter Bühne, unter ihm auf Bänken die Mitglieder des Rats und die außerordentlich Zugezogenen, rechts Chièvres, der Admiral von Indien und der kürzlich angekommene Bischof von Darien, links Gattinara, der Bischof von Badajoz und andere. Chièvres und Gattinara stiegen, nachdem Karl Platz genommen, zu ihm hinauf, knieten und flüsterten lange mit ihm. Dann eröffnete Gattinara die Verhandlung, indem er den Bischof von Darien aufforderte, zu reden. Nachdem dieser gesprochen, begaben sich Chièvres und Gattinara wieder zum Könige und holten in leiser Unterhaltung seinen Willen ein. Dasselbe wiederholte sich nach jeder Rede.

unterzeichnete Karl das Dokument, welches Las Casas zur Ausführung seines Kolonialplanes ermächtigte.

Leider dürfen wir aber dem eifrigen Menschenfreunde auch in diesem Teile seiner Erzählung nicht vollen Glauben schenken. So wenig es der Wahrheit entspricht, wenn er uns Cisneros als unbedingten Anhänger seiner Ansichten schildert, so wenig werden Sauvage, Chièvres und Gattinara sich für seine etwas utopischen Pläne begeistert haben. Es wäre in der That sehr wunderbar, wenn namentlich Sauvage, welcher die Spanier in der rücksichtslosesten Weise ausbeutete, die schwärmerische Liebe von Las Casas für die Indier geteilt hätte. Es entsprach durchaus der sonstigen Politik der flandrischen Räte Karls, daß sie in Las Casas ein brauchbares Werkzeug erkannten, um die Spanier aus der Herrschaft über Indien zu verdrängen, sich dadurch den Zugang zu den indischen Schätzen zu öffnen. Es lag auch nahe, da die Einkünfte aus den Antillen mit jedem Jahre tiefer sanken, daß sie einer neuen Methode der Bewirtschaftung, welche bessere finanzielle Resultate versprach, ein geneigtes Ohr schenkten. Insofern Las Casas die bisherige Behandlung der Kolonien, welche ja thatsächlich Bankrott gemacht hatte, kritisierte und insofern er ihnen von seinem System eine erhebliche Steigerung der königlichen Einkünfte in Aussicht stellte, mochten sie ihm wohl zustimmen. Aber diese Steigerung konnte doch nur eintreten, nachdem die Regierung für die neue Art der Kolonialverwaltung nicht unerhebliche Aufwendungen gemacht hatte. Auch in Indien konnte man nicht ernten, ohne gesät zu haben. Die erfolgreiche Ansiedelung spanischer Bauern auf dem Festlande setzte voraus, daß die Regierung für Ueberfahrt, Häuserbau, für den ersten Unterhalt u. s. w. ziemlich beträchtliche Vorschüsse machte. Derartige, wenn auch noch so produktive Ausgaben zu machen, lag aber nicht nur dem Wesen dieser Regierung, wie wir es kennen, fern, es ging auch über ihr Vermögen. Und so war denn der am 19. Mai 1520 mit Las Casas über die Besiedelung des

Festlandes abgeschlossene Pakt in Wahrheit etwas durchaus anderes, als was Las Casas von ihm rühmt. Allerdings wurde in demselben Las Casas und den von ihm hinübergeführten Ansiedlern zur Pflicht gemacht, die Eingeborenen mit Güte und Milde zu behandeln, ihnen weder an ihrer Person noch an ihrer Habe Gewalt anzuthun, vor allem auf ihre Bekehrung zum Christentume und darauf zu sehen, daß sie in gute Unterthanen des Königs verwandelt würden; allerdings wurden den Ansiedlern für die ersten Jahre verschiedene Privilegien, Freiheit von Zöllen, Ermäßigung der Abgabe vom gefundenen Golde und anderes, bewilligt. Aber ausdrücklich erklärte der König, seinerseits für das ganze Unternehmen keinerlei Ausgaben machen zu wollen. Dagegen mußte sich Las Casas verpflichten, in den beiden ersten Jahren 16 000 Indier zu gehorsamen Unterthanen und „sicheren Steuerzahlern" des Königs zu machen, vom dritten Jahre an jährlich 15 000, vom sechsten Jahre an 30 000 und vom zehnten Jahre an 60 000 Dukaten in die königliche Kasse zu zahlen*).

Das wäre ja nun ein vortreffliches Geschäft für die Regierung gewesen, wenn es hätte gelingen können. Aber Las Casas, auf dessen praktische Fähigkeiten es kein günstiges Licht wirft, daß er einen so absolut unausführbaren Pakt einging, scheiterte mit seinem schimärischen Projekte in kürzester Zeit, kehrte nach Española zurück und that da das einzige, was ihm zunächst übrig blieb: er trat in das dortige Dominikanerkloster ein. Die Spanier jubelten, daß ihr gefährlichster Feind aus der Welt scheide. Mit dem Berichte über diesen Schritt beschließt der merkwürdige Mann seine etwa vierzig Jahre später gemachten Aufzeichnungen, welche uns doch nicht nur ein edles Herz, sondern in gewissen Beziehungen auch einen scharfen Verstand zeigen. Indem er einmal einen Rückblick wirft auf die Geschicke, welche das spanische Indien bis zum Jahre 1560 gehabt, urteilt er mit einer für einen Spanier jener Zeit erstaunlichen Einsicht

*) Der Vertrag abgedruckt Documentos de Indias 7, 65 ff.

über das Unheil, welches diese so mißhandelte Welt über Spanien selbst gebracht habe. „Gott ließ es zu," sagt er, „daß die Räte unserer Könige eine große und reiche Welt zu unaussprechlicher Schmach unseres Glaubens ausraubten und verödeten. Und sie hatten bei dieser Verwüstung und dieser unerhörten Verminderung des Menschengeschlechts keinerlei Entschuldigung. Denn sie geschah nicht an einem Tage oder in einem Jahre, auch nicht in zehn oder zwanzig, sondern in sechzig und mehr Jahren, und sie erfuhren jeden Tag durch die Berichte vieler Mönche und glaubwürdigen Beamten, was geschah, und schritten doch nie ein. Und so gab es Gott zu, daß, da es doch tausend Wege gab, auf denen die Könige, ohne ihr Gewissen zu beschweren, die reichsten und glücklichsten hätten werden können, sie die ärmsten geworden sind. Denn obwohl sie mehr als 200 Millionen Dukaten an Gold und Silber und Perlen und kostbaren Steinen aus Indien gewonnen haben, so ist doch das alles verschwunden, als wenn es Rauch gewesen wäre. Alle diese Summen haben ihnen aus ihren großen und ewigen Kriegen und Nöten nicht herausgeholfen, sondern die Königreiche Castilien und Leon haben sie verkaufen und verpfänden müssen, so vortrefflich ist ihnen die gute Regierung der Indien bekommen. An allen diesen Schäden und Verlusten, an dieser Armut und Not, welche über die Könige und ihre Reiche gekommen sind, und an den anderen größeren Heimsuchungen, von denen ich gewiß bin, daß sie über Spanien kommen müssen, sind allein die schlechten Räte schuld" *).

---

*) Las Casas 65, 383. Diese Ansicht des Dominikaners steht mit der sehr rosigen Schilderung, welche Roscher in seinem bekannten Werke über Kolonien von der spanischen Kolonialpolitik entwirft, in schroffem Widerspruche. Daß für Spanien sein Kolonialbesitz in hohem Grade verderblich geworden ist, steht fest; welche Wohlthaten Amerika von ihm empfangen hat, ist wenigstens sehr fraglich, wenn auch Las Casas in seinem Idealismus zu weit geht und völlig irrt, wenn er alle Schuld von den Königen auf ihre Räte wirft. Uebrigens spricht Roscher (S. 131) nur von einer späteren Epoche der spanischen Kolonialpolitik als der hier dargestellten.

Einen so unheilvollen Einfluß auf die ganze spanische Entwickelung konnte jedoch die indische Welt, welche bis zum Jahre 1519 in die Hand der Spanier gekommen war, nicht ausüben. Die Antillen, der kostbarste Teil derselben, waren damals so gut wie zu Grunde gerichtet*). Die bis dahin auf dem festen Lande gemachten Entdeckungen bedeuteten für die spanische Wirtschaft wenig. Nun aber geschah es, daß gegen Ende des Jahres 1519 beim Hofe die ersten Nachrichten von den erstaunlichen Thaten eintrafen, durch welche Hernando Cortés alle bisherigen Entdeckungen und Eroberungen der Spanier in Schatten stellte. Im folgenden Frühling, mitten in seiner größten Bedrängnis, erschienen vor Karl die von Veracruz abgesandten Boten des Eroberers mit den wunderbaren Geschenken, welche er dann mit sich nach England und den Niederlanden nahm und welche gewiß bei allen dasselbe Staunen erregten wie bei Albrecht Dürer, der sie in Brüssel sah**). Wann Karl den zweiten ausführlichen Bericht des Cortés vom 30. Oktober 1520 erhielt, wissen wir nicht. Als er aber nach Spanien zurückgekommen war, erhielt er den dritten vom 15. Mai 1522, und nun ließ er durch den deutschen Buchdrucker Cromberger in Sevilla jenen zweiten und diesen dritten Brief des großen Eroberers veröffentlichen***). Dadurch erfuhr die Welt auf das genaueste die Geschichte, man

*) Man sehe die sehr interessanten Berichte verschiedener glaubwürdiger Personen aus dem Jahre 1518 Documentos de Indias 1, 304. 352.

**) Man lese seine Schilderung in dem „Tagebuch der Reise in die Niederlande", herausgegeben von Leitschuh S. 58: „Auch hab ich gesehn die ding, die man dem kunig aus dem neuen gulden land hat gebracht, ein ganz guldene sonnen, einer ganzen klafter braith, deßgleichen ein ganz silbern mond, auch also groß" u. s. w. „Diese ding," schließt er, „sind alle köstlich gewesen, das man sie beschäzt hundert tausend gulden werth. Und ich hab aber all mein lebtag nichts gesehen, das mein herz also erfreuet hat als diese ding. Dann ich hab darin gesehen wunderliche künstliche ding und hab mich verwundert der subtilen ingenia der menschen in frembden landen."

***) Gayangos, Cartas y relaciones de Hernan Cortés p. VII.

darf wohl sagen, des wunderbarsten Eroberungszuges, von dem sie je gehört, aus dem Munde des Mannes selbst, der das Unglaubliche vollbracht, in jener schlichten, klaren Darstellung, welche diesen Briefen eine hervorragende Stelle unter den Schriftwerken der Zeit sichert. Was Cortés da für seinen „sehr erhabenen und mächtigen und sehr katholischen Fürsten, den unbesiegtesten Kaiser" gewonnen, das durfte er wohl ohne alle Prahlerei das neue Spanien nennen.

Der Kaiser kam durch eine eigentümliche Verkettung der Umstände in die Lage, sich um dieses neue Spanien, welches seiner Monarchie in den Augen der Welt eine unendlich erhöhte Bedeutung gab, wenn auch spät, ein großes Verdienst zu erwerben. Die spanische Regierung hatte, seit Königin Isabelle die Augen geschlossen, alles, was für sie jenseits des Ozeans gethan wurde, mit wenigen Ausnahmen passiv geschehen lassen. Die Unternehmungen der Conquistadoren waren im ganzen das Werk verwegener Abenteurer, welche den eigenen Vorteil suchten, meist mit eigenen Mitteln. Die Regierung acceptierte nachträglich, was ihr gewinnbringend schien, und griff in den wilden Kampf, welchen das zügellose Volk drüben führte, regelnd oder auch verwirrend ein, wie es persönlicher Einfluß und Interesse bei denen durchsetzte, welche in Sevilla und am Hofe über die indischen Angelegenheiten entschieden. Unter diesen übte von den Katholischen Königen her der mehrfach genannte Fonseca, später Bischof von Burgos, als Präsident des indischen Rats einen ebenso bedeutenden wie verderblichen Einfluß. Er schien zum Gegner jeder hervorragenden Persönlichkeit geboren zu sein. Er hatte Colon auf Schritt und Tritt gehemmt; er war, wie wir sahen, der leidenschaftliche Feind der edeln Bestrebungen von Las Casas auch in dem, was sie unzweifelhaft Richtiges enthielten; er that ebenso, was er nur konnte, um das Werk von Cortés zu zerstören. Dieser hatte bekanntlich sein Unternehmen im Auftrage des Statthalters Velazquez von Cuba, aber großenteils mit eigenen Mit-

teln begonnen. Er war frühzeitig mit Velazquez in Zwist geraten. Sobald dieser von dem großartigen Erfolge des Zuges hörte, suchte er Cortés zu beseitigen und, da dieser seinen Stand behauptete, ihn zu vernichten. Er schickte eine Expedition aus, die, wenn sie die Absicht des Statthalters erreicht hätte, die eben aufgerichtete Herrschaft Spaniens über das Reich der Azteken zerstört haben würde. Für diesen Velazquez nahm nun Fonseca mit leidenschaftlicher Befangenheit Partei. Als die erste Sendung von Cortés in Sevilla einlief, wurde sie wie von einem Empörer kommend behandelt. Ihre Ueberbringer gelangten erst spät an den Hof, von dem Vater Hernando's begleitet. Wiewohl nun das, was sie brachten, die Geschenke und die Briefe, die größte Bewunderung erregte, und wiewohl man meinen sollte, daß die seit Jahr und Tag am Hofe von Las Casas gegen Fonseca geführten Kämpfe des letzteren Autorität erschüttert hätten, gelang es ihm doch, wenigstens eine Entscheidung des Hofes für Cortés zu hindern. Es gibt vielleicht keinen stärkeren Beweis der Verlegenheit und Hilflosigkeit, in welcher sich Karl damals befand, als daß er Spanien verließ, ohne einen Streit geschlichtet zu haben, welcher die kostbarste Erwerbung seiner Krone mit völligem Ruin bedrohte. Vielleicht wagten es seine Räte nicht, durch eine Entscheidung gegen Fonseca diesen mächtigen Prälaten in die Reihen der schon so furchtbaren Gegner zu schieben.

So blieb Cortés seinen eigenen Kräften überlassen. Wie er den von Velazquez gegen ihn ausgesandten Narvaez trotz dessen dreifacher Uebermacht durch ebenso kühnen wie klugen Angriff überwältigte, trotzdem aber durch diesen ihm aufgezwungenen Kampf gegen Landsleute seine Eroberung aufs schlimmste gefährdet sah, ist bekannt. Sehnsüchtig sah er einer Antwort seines Kaisers entgegen, vergebens. Nicht nur der erste Bericht vom Juli 1519, sondern auch der zweite vom Oktober 1520 blieb unerwidert. Fonseca hielt ihn vermutlich in Spanien fest. Er selbst ließ sich in seiner Feindseligkeit

gegen Cortés durch dieses Schriftstück, welches niemand ohne Bewunderung lesen kann, keineswegs beirren, wußte vielmehr Adrian zu einem Erlaß vom 11. April 1521 zu bestimmen, durch welchen Cortés seines Amtes entsetzt wurde*). Zum zweitenmal kam dieser in die Notwendigkeit, Neuspanien gegen die Anschläge der spanischen Behörden zu verteidigen. Als er im Mai 1522 seinen dritten Bericht an den Kaiser aufsetzte, hatte er von diesem noch kein Wort vernommen.

Auch diesem Bericht gab er eine Sendung kostbarer und merkwürdiger Geschenke bei und ließ sie durch zwei seiner zuverlässigsten Hauptleute überbringen. Von den drei Schiffen jedoch, mit welchen sie die Fahrt machten, fielen zwei französischen Kapern in die Hände; auf ihnen befanden sie sich selbst und die meisten der Kostbarkeiten, welche Cortés für den Kaiser bestimmt hatte. Glücklicherweise gelang es jedoch, den Bericht von Cortés an Karl zu befördern, der ihn erhielt, als er schon eine Weile nach Spanien zurückgekehrt war. Jetzt endlich war der Augenblick erschienen, wo die Regierung sich ernstlich mit einer Angelegenheit beschäftigte, welche für die Weltstellung Spaniens eine so außerordentliche Bedeutung hatte. Der Kaiser ernannte unter Gattinara's Vorsitz eine aus hochstehenden Spaniern und Niederländern zusammengesetzte Kommission, welche, nachdem sie beide Teile gehört, die Ansprüche des Statthalters an Cortés auf den Weg Rechtens verwies. Karl aber ernannte Cortés unter Anerkennung seiner hervorragenden Thaten zum Generalkapitän und Gouverneur von Neuspanien, verbot Velasquez jedes weitere Unternehmen gegen ihn und ordnete vorläufig die Verhältnisse des großen Reiches. Diese wichtigen Verfügungen, welche den Intriguen Fonseca's und seines Anhangs für immer ein Ende machten, unterzeichnete Karl bereits am 15. Oktober 1522 in Valladolid**).

---

*) Prescott, Geschichte der Eroberung von Mexico 2, 331.

**) Herrera, Dec. 3 p. 144 ff. Sayas p. 525 ff.

Im folgenden Jahre ergingen dann verschiedene umfassende Verfügungen über die Verwaltung Neuspaniens. In einer am 26. Juni für Cortés aufgesetzten Instruktion erklärte Karl ganz im Sinne von Las Casas, die wichtigste Aufgabe sei, die Eingeborenen zum christlichen Glauben zu bekehren, wobei die auf den Antillen begangenen Mißgriffe sorgfältig vermieden werden müßten. Vor allem dürften die Bewohner weder mit Repartimientos noch mit Encomiendas heimgesucht werden. Wo solche bereits bestünden, sollte sie Cortés sofort beseitigen. Die Eingeborenen müsse man durch Belehrung und freundliche Behandlung, durch Vermeidung jeder Gewaltthat und jeden Wortbruchs gewinnen; denn hundert auf diese Weise zum Christentum Bekehrte seien mehr wert als hunderttausend durch Gewalt Gezwungene. Cortés sollte den Menschenopfern und den anderen Greueln des Heidentums energisch entgegentreten, aber doch so, daß die Bewohner nicht zu Empörungen gereizt würden. Die Waffen sollte er nur im äußersten Notfall gebrauchen. Ueber die Anlage neuer Orte und die Verwaltung derselben gab die Instruktion angemessene Weisungen, indem sie das Detail Cortés und seinen Beamten überließ; da man nur an Ort und Stelle darüber urteilen könne. An Steuern sollten die Bewohner nur zahlen, was sie bisher ihren Kaziken gegeben. Durch das ganze Aktenstück weht ein Geist ernster Humanität und wahrer Frömmigkeit*). Weiterhin wurde die Casa de Contratacion in Sevilla beauftragt, die Auswanderung spanischer Bauern nach Neuspanien möglichst zu begünstigen, wobei aber Mauren und Juden und von der Inquisition Bestrafte sorgfältig auszuschließen sind. Diesen spanischen Ansiedlern wurden sehr erhebliche Erleichterungen in betreff der Zölle und Abgaben gewährt**). Kurz, die Regierung zeigte sich hier in jeder Weise ernstlich bemüht, von Neuspanien die Uebel

---

*) Sehr inkorrekt abgedruckt Documentos de Indias 23, 353 ff.

**) Herrera Dec. 3 p. 187 ff.

fern zu halten, welche bisher in ihren indischen Besitzungen so schlimm gewuchert hatten.

Inzwischen breitete sich die spanische Herrschaft unter dem gewaltigen Antriebe, welchen die Erfolge von Cortés gaben, mit erstaunlicher Geschwindigkeit über die Neue Welt nach Westen und Süden aus, und es trat die Notwendigkeit hervor, für dieses unermeßliche Reich eine festgeordnete höchste Behörde in Spanien zu schaffen. Der schon von den Katholischen Königen eingesetzte Rat von Indien hatte, wie es scheint, lange nicht mehr als abgeschlossenes Kollegium existiert, sondern neben seinem Präsidenten wurden je nachdem verschiedene andere Personen zur Entscheidung wichtiger Fragen herangezogen oder besondere Kommissionen für dieselben eingesetzt. Nach dem 1523 erfolgten Tode des Bischofs von Burgos war der Rat wohl zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken. In dieser Weise ließ sich nun aber doch nicht mehr fortregieren. Gattinara, Cobos und die anderen Vertrauten des Kaisers, welche bisher in den indischen Sachen das große Wort geführt, waren mit zu vielen anderen Geschäften beladen, um nebenher für Indien sorgen zu können. So wurde denn am 4. August 1524 ein indischer Rat gebildet, welcher ganz in der Weise der anderen großen Räte die indischen Angelegenheiten selbständig verwalten sollte. Wie großes Gewicht der Kaiser auf die kirchliche Seite der Verwaltung legte, bewies er dadurch, daß er seinen Beichtvater, den Dominikaner Garcia de Loaysa, Bischof von Osma, an die Spitze des neu gebildeten Rats stellte, unter dessen Mitgliedern wir unseren Petrus Martyr von Angleria finden, welcher ihm wie einige andere schon früher angehört hatte*).

Man sollte meinen, durch die Instruktion für Cortés wäre die große Frage über die Behandlung der Indier ein für allemal entschieden worden. Nun aber hören wir, daß die

---

*) Herrera, Dec. 3 p. 261.

erste Angelegenheit, mit welcher sich der neugebildete indische Rat beschäftigte, doch wieder jener schon so oft geprüfte Punkt war. Erst nach mehr als zwei Jahren kam er darüber zu einem gewissen Abschlusse. Am 17. November 1526 erließ Karl in seinem und seiner Mutter Namen*) eine allgemeine Verordnung für „unsere Inseln und das Festland des Meeres Ozean“ über die Art, wie mit den Indiern zu verfahren. Es sei notorisch, hieß es darin, daß durch die zügellose Habgier, mit der Spanier die Eingeborenen in den Goldminen, Perlenfischereien u. s. w. mit übermäßigen Arbeiten belastet, während ihnen die nötigste Nahrung und Kleidung gefehlt, indem sie dieselben grausamer behandelt, als wenn sie Sklaven wären, daß dadurch viele Inseln und ein Teil des Festlandes entvölkert worden sei. Vor solcher Lieblosigkeit hätten sich dann viele Indier in Wälder und Wüsten gerettet, wodurch ihre Bekehrung sehr erschwert worden. Der Hauptwunsch des Königs sei, die Indier zur wahren Erkenntnis Gottes zu führen, was nur gelingen könne, wenn man sie gut wie seinen Nächsten behandle. Nachdem der indische Rat die Sache reiflich erwogen, bestimme er nunmehr: Alle Gouverneure und Richter sollen die an den Indiern begangenen Gewaltthaten streng untersuchen und Vorschläge für die Bestrafung machen; sie sollen die in Sklaverei gehaltenen Indier in Freiheit setzen und dafür sorgen, daß sie wie Freie behandelt und nicht mit übermäßiger Arbeit gequält werden. Alle in Zukunft auf neue Entdeckungen ausfahrenden Hauptleute müssen zwei vom indischen Rat approbierte Geistliche mitnehmen, welche für die Belehrung und Bekehrung der Indier zu sorgen und sie gegen schlechte Behandlung zu schützen haben. Wo ein neues Land betreten wird, muß vor allem den Eingeborenen verkündigt werden, daß der König die Spanier sendet, um jene von ihren Lastern

*) Don Cárlos y Doña Juana, su madre, lautet regelmäßig der Eingang dieser Verordnungen.

zu befreien und durch das Christentum zu retten und sie unter seine Herrschaft zu bringen, damit sie wie seine übrigen Unterthanen und Christen behandelt werden. Das soll denn auch durchweg geschehen. Bei schwerer Strafe darf sie niemand zu Sklaven machen, außer wenn sie sich der Bekehrung widersetzen, dem Könige den Gehorsam weigern und mit bewaffneter Hand Widerstand leisten. In diesem Falle dürfen die Ansiedler unter Zustimmung der Geistlichen zur Verteidigung ihres Lebens gegen die Indier Krieg führen und dann thun, „was unser heiliger Glaube gestattet". Niemand darf die Indier zwingen, in die Minen oder zu den Perlenfischereien zu gehen oder zu anderen Arbeiten; wenn sie es aber freiwillig thun wollen als Freie und man ihnen Lohn zahlt, kann es geschehen, doch nur unter der Bedingung, daß dabei für ihren christlichen Unterricht und gute Sitten gesorgt wird.

Das klang nun, von einigen etwas vieldeutigen Wendungen abgesehen, wie von reinster Menschenliebe eingegeben; es war im wesentlichen eine Wiederholung der vor drei Jahren in der Instruktion für Cortés ausgesprochenen Grundsätze. Nun aber kam leider zum Schlusse ein Satz, mit dessen Hilfe alle vorausgegangenen Bestimmungen umgangen werden konnten: „Wenn es den Mönchen und Geistlichen gut scheint, daß die Indier, damit sie ihre Sünden vergessen und ihre Bekehrung besser fruchte, den Christen zugewiesen werden (se encomienden), damit sie ihnen wie Freie dienen, so kann das geschehen; aber immer muß auf den Dienst Gottes und die gute Behandlung der Indier so Rücksicht genommen werden, daß unser königliches Gewissen nicht belastet werde" *). Dieser Fall konnte natürlich nach Belieben angenommen werden und so überall

*) Diese Verordnung, in den Documentos de Indias 1, 450 ff. gedruckt mit dem Datum des 27. November in der Ueberschrift, mit dem des 17. in der Unterschrift, ist zuerst von Francisco de los Cobos als Sekretär, dann von Gattinara, darauf erst von Loaysa und vier anderen Mitgliedern des indischen Rats gezeichnet, unter welchen sich zwei Bischöfe befinden.

das alte Unwesen der Encomiendas wiederkehren, von denen Las Casas aus zahllosen Erfahrungen bewiesen hatte, daß sie unvermeidlich zu einer verderblichen Mißhandlung der Eingeborenen führten. Für das königliche Gewissen hatte dieser Erlaß ohne Zweifel eine große Bedeutung; auch war es ja keineswegs gleichgültig, daß der König von seinen Spaniern so nachdrücklich eine menschliche Behandlung der Eingeborenen forderte. Aber schließlich legte die Verordnung alles in die Hand der Geistlichkeit. Bei ihr hatten allerdings die Indier bisher allein Erbarmen gefunden. Leider hatte es jedoch auch immer Geistliche gegeben, welche die Preisgebung der Indier an die Spanier für notwendig erklärten, damit ihre Bekehrung besser von statten gehe.

Neben dieser Frage gab es aber noch andere, welche ebenfalls eine Ordnung dringend erheischten. Alle Aktenstücke, in welchen Beamte und Bewohner der Kolonien in den ersten Jahren von Karls Regierung die Bedürfnisse der Ansiedelungen erörtern, sind in dem Wunsche einig, daß das Handelsmonopol von Sevilla beseitigt, ganz Spanien der direkte Verkehr mit den Kolonien geöffnet werde; nur dadurch könne die unerträgliche Teuerung aller aus der Heimat bezogenen Gegenstände entfernt werden. Wir hören nicht, daß über diese wichtige Angelegenheit in Spanien Verhandlungen stattgefunden haben; jedenfalls blieb das Monopol Sevilla's zum Schaden ebensowohl Spaniens als der Kolonien bestehen. Dagegen zeugen verschiedene Akte von dem Bestreben der Regierung, die Auswanderung spanischer Bauern und Arbeiter nach den Kolonien zu fördern. Für diese war es ja durchaus wünschenswert, daß nicht nur Abenteurer, welche in kurzem durch Gold und Perlen reich werden wollten, sondern Arbeiter, welche den Anbau des Landes beabsichtigten, zu ihnen kamen. Da aber entstand nun die Frage: besaß Spanien einen derartigen Ueberschuß an Arbeitskräften, daß es damit eine neue Welt versorgen konnte? Nach unserer Kenntnis der damaligen Zustände muß diese Frage

entschieden verneint werden. Spanien bedurfte vielmehr aufs dringendste einer Verstärkung der eigenen Arbeitskräfte. Die Eroberung der indischen Welt mußte schon aus diesem Grunde auf die innere spanische Entwickelung einen übeln Einfluß üben. Noch mehr aber dadurch, daß das ungeheure Kolonialreich auf das mächtigste die Einwirkungen verstärkte, von denen am Schlusse des vorigen Abschnitts die Rede war. Wenn wir da sahen, daß Karls Politik, indem sie ihren hauptsächlichsten Stützpunkt in Spanien suchte, die verderblichen Neigungen der spanischen Natur nährte, den religiösen Fanatismus, den Adelsstolz, die hochmütige Verachtung aller anderen Völker und ihrer Bildung, die Prunksucht, die Herrschgier, die soldatischen Leidenschaften, so ergibt sich von selbst, daß alle diese bedenklichen Charakterzüge in der Neuen Welt die üppigste Nahrung finden mußten. Denn hier konnte ja der wüsteste Abenteurer mit dem Ruhm prunken, er arbeite für die Ausbreitung des heiligen katholischen Glaubens. Hier durfte sich jeder Spanier als der zur Herrschaft über die heidnischen Indier Geborene fühlen. Als Herr dieser fortwährend ins Unermeßliche sich ausdehnenden Welt überragte der Spanier jeden anderen Europäer. Wer über die Schätze Mejico's und bald auch Peru's verfügte, brauchte sich natürlich nicht wie Franzosen, Niederländer und Deutsche im Schweiße seines Angesichts um die Notdurft des Lebens zu plagen. Diese Neue Welt öffnete der spanischen Phantasie unbegrenzte Räume; der nüchterne Verstand und die Tugenden des häuslichen Lebens wurden immer entbehrlicher. Das spanische Handwerk, der spanische Landbau konnte feiern: mit den indischen Schätzen kaufte man von den Fremden, was man bedurfte. Wenn diese erregbaren Menschen von den Wundern hörten, welche Cortés und Pizarro drüben verrichteten, so wurden alle Kräfte ihrer Seele in eine Richtung getrieben, welche dem diametral entgegenstand, was die gesunde europäische Entwickelung des spanischen Wesens gefordert hätte.

Man darf sich in diesem Urteile dadurch nicht beirren

lassen, daß die Eroberung der Neuen Welt zunächst ja auch fruchtbare Antriebe für das spanische Leben enthielt. Es konnte nicht anders sein, als daß die äußerst gewinnbringende Versorgung jener weiten Gebiete mit den Erzeugnissen des europäischen Gewerbes und Ackerbaues, welche Spanien für lange allein zufiel, seine wirtschaftliche Thätigkeit eine Weile mächtig belebte. So hören wir denn bald von einem bedeutenden Aufschwunge namentlich der Wollen- und Seidenindustrie; auch der Landbau scheint erfreuliche Fortschritte gemacht zu haben. Wir werden später von mancher einsichtigen Maßregel zu berichten haben, durch welche die Regierung der Industrie wie dem Handel und Ackerbau die Wege zu ebnen suchte. An und für sich war es ja auch für das Land eine Wohlthat, daß seit Karls Rückkehr nach Spanien der langen Unsicherheit und Gärung eine feste Ordnung folgte. Alle spanischen Geister wurden zugleich durch die glänzende Stellung, welche der Kaiser ihrer Heimat gab, gewaltig beflügelt. Aber selbst in dieser Belebung lag etwas Verderbliches, weil sie über das gesunde Maß weit hinausging und, wie oben gezeigt wurde, die krankhaften Neigungen der spanischen Seele notwendig stärkte. Je länger aber das Gold- und Silberfieber, welches jedes über den Ozean zurückkehrende Schiff nährte, auf die spanische Konstitution wirkte, desto mehr mußten die eben erwähnten wohlthätigen Einwirkungen zurückgedrängt werden, desto stärker die schädlichen sich geltend machen, zumal es in dem spanischen Leben nichts gab, was diesen verderblichen Mächten entgegenwirkte, vielmehr alles in geradezu wunderbarer Weise zusammentraf, um Spanien zu dem zu machen, was es geworden ist: zu einem unvergleichlich kräftigen Werkzeuge der Weltpolitik Karls und zu einem beklagenswerten Opfer derselben. Diese Weltpolitik selbst aber hatte durch die Eroberung Mejico's eine außerordentlich erweiterte Perspektive gewonnen. Wenn Karl bisher schon als der Herr Spaniens, Italiens, Deutschlands

und der Niederlande, als römischer Kaiser ein Recht hatte, sich weit über allen anderen Fürsten zu fühlen, so schuf die unermeßliche Ausdehnung seiner Reiche im Westen ihm Mittel und Ansprüche und Aufgaben, in die vertieft er sich sagen durfte, Gott habe ihn auserkoren, als oberster Herr der Christenheit der Welt das Gesetz zu geben.

Das Reichsregiment.

Den Erzähler überkommt bei dieser Betrachtung ein eigenes Gefühl. Wenn er den Thaten und Schicksalen der Spanier jenseits des Ozeans folgt, sieht er sich von der Fülle bedeutsamer Fragen fast erdrückt. Auch wenn er sein Interesse auf diejenigen Punkte beschränkt, welche für Karls Regierung charakteristisch sind, auf das, was er von Spanien aus für diese Neue Welt that, welche ihm ohne jede Anstrengung zugefallen war, selbst dann rücken die Bewegungen des europäischen Lebens in eine fast gleichgültige Ferne. Wie war nun aber die Lage des Monarchen, welcher diesen amerikanischen Dingen auch nicht die kürzeste Zeit seine ungeteilte Aufmerksamkeit zuwenden konnte, welcher sie mit der unübersehbaren Fülle der Details auf sich einstürmen sah, verwirrt durch den Kampf der Personen, durch den Streit großer Prinzipien, welcher sich unmittelbar an sie heftete? Dieser Monarch sollte nicht nur über den Streit zwischen Cortés und Velazquez und Fonseca, über Freiheit oder Abhängigkeit der Indier, er sollte über zahllose andere Fragen entscheiden, welche die nach allen Seiten rapid vordringenden Entdeckungen und Eroberungen anderer Spanier ergaben. Dieser Monarch sollte gleichzeitig ernste Differenzen beilegen, welche über einen anderen Teil der indischen Welt mit Portugal entstanden waren. Er sollte in Spanien selbst eine lange Reihe dringender Geschäfte erledigen.

Denn die Erschütterung der letzten Jahre machte es doch notwendig, an allen Punkten der Regierung und Verwaltung mit wesentlichen Aenderungen vorzugehen. Es mochte wohl kaum eine Behörde geben, in der sich nicht mancherlei Unzuverlässigkeit und Unbrauchbarkeit herausgestellt hatte. Aber auch das, was Chièvres und Sauvage einst eingerichtet, paßte doch für die wesentlich veränderte Politik nicht mehr. Wenn die monarchische Autorität einer sehr viel durchgreifenderen Sicherung bedurfte, so mußte jetzt doch auch das spanische Interesse und die spanische Empfindlichkeit ganz anders geschont werden, als das früher geschehen war. Kurz, die ganze Behandlung des Landes mußte eine neue werden.

Dazu kamen dann aber die dringenden Sorgen der europäischen Politik. In Italien zwar gab es augenblicklich verhältnismäßig Ruhe. Aber die Verhandlungen mit Venedig hatten noch immer zu keinem Resultat geführt, die mit dem Papst ebensowenig. Von Rhodus kamen immer dringendere Hilferufe: wie sollte da geholfen werden? Fuenterrabia war noch immer nicht zurückerobert. Der Krieg an der flandrischen Grenze schleppte sich träge hin. Das Verhältnis zu England bedurfte fortwährend vorsichtiger Pflege. Man mußte daran denken, ihm die zugesagte Entschädigung zu zahlen. Nun kamen auch noch die bösen Nachrichten aus Dänemark. Schwager Christian hatte vor der Empörung seines Volkes die Flucht ergreifen müssen. Bald hörte man, er sei mit seiner Gemahlin in den Niederlanden erschienen. Aber der so wichtige Verkehr mit England und den Niederlanden erfuhr nur zu oft die peinlichste Störung. Das Meer war von französischen Kapern bedeckt. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Spanien hatte Karl in Bilbao drei rasch segelnde Schiffe lediglich für die Besorgung der Korrespondenz mit England und Flandern bestellt. Trotzdem, trotz aller aufgewendeten Mühe blieb der Verkehr ein überaus langsamer und unsicherer. Die Franzosen störten aber nicht nur die Korrespondenz mit dem englischen und

flandrischen Hofe. In demselben Augenblicke, wo für Spanien der Verkehr mit den Kolonien eine große materielle Bedeutung gewann, sah es die Sicherheit der Meere in der empfindlichsten Weise gefährdet. Man mußte kleine Flotten aussenden, um die reich beladenen Schiffe von den Azoren zu holen. Bald wurden die spanischen Küsten selbst von einer großen Piratenflotte (wohl von Barbaresken) heimgesucht. „O Schmach! O entsetzliches Elend!“ ruft da Martyr aus. „Von den Machtlosen und Erbärmlichen leiden wir solche Schande, wir, die Mächtigen, die mit Kaiser und Königreichen zum höchsten Beladenen!“ *)

Wenn man sich in diese Lage des Kaisers versetzt, sich diese Masse verschiedenartigster und dringendster Geschäfte vergegenwärtigt, welche zu gleicher Zeit auf ihn und seine Räte einstürmten, dann wird man darin eine genügende Erklärung für das finden, was vom deutschen Standpunkte geradezu unverständlich ist, daß von einer Einwirkung des Kaisers auf die Dinge im Reich lange kaum etwas gespürt wird.

Und dennoch entspricht es der Wahrheit nicht, daß der Kaiser sich in den nächsten Jahren um das Reich kaum gekümmert habe. Bis jetzt haben wir allerdings nur ganz vereinzelte Beweise von einer Beschäftigung Karls mit den deutschen Dingen gekannt. Wenn man sich aber in seine seltsamerweise bis heute in den Wiener und anderen Archiven begraben gebliebene Korrespondenz mit seinem Bruder Ferdinand und seiner Tante Margarete, mit dem Reichsregiment und verschiedenen deutschen Fürsten vertieft, so entdeckt man, daß Karl die Angelegenheiten des Reichs niemals aus den Augen verloren hat. Allerdings, ihnen diejenige Aufmerksamkeit und Energie zuzuwenden, welche nötig gewesen wäre, um sie in seinem Sinne zu lenken, dazu war er außer stande; das hätte er nur im Reiche selbst gekonnt. Allerdings kam es vor, daß

*) Ep. 778.

seine Stellvertreter im Reich dann und wann monatelang nichts von ihm hörten. Daß aber sein Wille für das Reich in den nächsten Jahren thatsächlich nur sehr wenig bedeutete, das war nicht die Folge davon, daß er sich um das Reich nicht kümmerte, sondern davon, daß die Verhältnisse es ihm unmöglich machten, seinen Weisungen Nachdruck zu geben.

Man erinnert sich, wie in Worms für die Zeit der Abwesenheit des Kaisers ein Reichsregiment beschlossen und zu seinem Vorsitzenden Erzherzog Ferdinand als kaiserlicher Statthalter ernannt wurde. Da dieser aber, teils weil seine Gegenwart in den österreichischen Landen notwendig war, teils wegen seiner Unkenntnis der deutschen Sprache die wirkliche Leitung der Geschäfte nicht übernehmen konnte, gewann der Kaiser den Pfalzgrafen Friedrich dafür, daß er die Stellvertretung seines Bruders besorge. Es war das vielleicht die beste Wahl, welche getroffen werden konnte. Denn Friedrich, dessen vertrautes Verhältnis zum kaiserlichen Hause wir kennen, erfreute sich auch im Reich eines guten Namens. Zur Wahl Karls hatte er in hervorragender Weise mitgewirkt. Nach der Wahl hatten ihn die Kurfürsten als ihren Vertrauensmann nach Spanien geschickt, um das Wahldekret zu überbringen. Er hatte dann Karl nach Aachen und Worms begleitet, war mit den Personen und Verhältnissen des Reichs wohl vertraut und konnte, eine liebenswürdige, wenn auch etwas leichte Persönlichkeit, voraussichtlich mit der Empfindlichkeit der Stände besser fertig werden als mancher andere.

Es schien also nichts im Wege zu stehen, daß das Reichsregiment, für dessen Thätigkeit ja in Worms alles Nötige vorgesehen war, alsbald in Funktion trete. Freilich entstand da gleich die Frage, ob der in den Niederlanden weilende Kaiser als abwesend zu betrachten sei? Das Reich verzichtete ja in keiner Weise auf diese den burgundischen Kreis bildenden Gebiete. Waren sie aber Reichsland, so besaß das Reichsregiment kein Recht, anstatt des Kaisers die Regierung zu übernehmen, solange er dort sich befand. Mir ist zwar nichts

von Verhandlungen bekannt, welche darüber geführt worden wären; es läßt sich aber kaum annehmen, daß Karl ohne weiteres dem Regiment für diese Zeit seine Autorität abgetreten habe, wenn es ihm nicht aus anderen Gründen vorteilhaft geschienen. Jedenfalls war, als im Oktober 1521 die Räte des Regiments sich in Nürnberg zu sammeln begannen, für die Thätigkeit desselben auch nicht das mindeste vorgesorgt. Am 14. erschien zwar Pfalzgraf Friedrich, aber der Kaiser hatte weder seine Verordneten noch Siegel geschickt. Man wußte nicht, wer die Anschläge des Reichs für den Unterhalt des Regiments und Kammergerichts in Empfang nehmen solle. Am 17. kamen zwei kaiserliche Räte, aber nur, um das Recht ihres Herrn zu verwahren, daß das Regiment, „weil J. Maj. noch zur Zeit nit abgereist, ohne sonderlichen Befehl J. Maj.“ nicht zusammentreten dürfe. Die Herren vom Regiment dagegen beriefen sich darauf, der Kaiser habe in Worms bewilligt, das Regiment solle zu Michaelis in Nürnberg anfangen, ob er im Reiche sei oder nicht. Ende Oktober erschienen denn auch Georg von Els und Dr. Balthasar von Waldkirch, um für den Kaiser im Regiment Platz zu nehmen. Bei dem höchst mißlichen Stande des Kriegs mit Frankreich, dem dringenden Wunsche des Kaisers von den rheinischen Kurfürsten wenigstens Zuzug zu erhalten *), und aus manchen anderen Gründen schien es doch zweckmäßig, das Regiment gewähren zu lassen. Aber ihm die Wege zu ebnen, konnte man sich noch nicht überwinden. Jene beiden erhoben den ärgerlichen Anspruch, vor den Gesandten der Kurfürsten zu sitzen, was natürlich aufs lebhafteste zurückgewiesen wurde. Die längst vom Kaiser erbetenen Siegel kamen nicht; man konnte also nichts expedieren; es kam aber auch keine Antwort auf die an ihn gerichteten Schreiben. Die Stimmung beim Regiment wurde verdrießlich. Vom Kriegs=

---

*) Siehe sein Schreiben an den Kurfürsten von Trier, Brüssel den 22. September 1521. Wegeler, Richard von Greiffenclau S. 20 f.

schauplatze kamen die düstersten Nachrichten. Der Kaiser, schreibt Hans von der Planitz seinem Kurfürsten Friedrich von Sachsen am 19. November, solle schon 1 900 000 Gulden ausgegeben und damit nichts denn Schimpf, Hohn und Schaden erlangt haben. Noch immer war das Regiment nicht beschlußfähig; seine Mitglieder konnten sich nur über die wichtigen Fragen des Vorsitzes, darüber, wer das Recht habe, die Thürhüter zu bestellen und anderes der Art streiten.

Endlich am 19. November traf eine Post vom Kaiser ein: er habe gern gehört, daß man das Regiment anfangen wolle, er werde es in alle Wege fördern, habe auch die Siegel in Aachen bestellt. Jetzt also konnte das Regiment, da nun auch die nötigen vierzehn Stimmen beisammen waren, seine Thätigkeit beginnen, ebenso das Kammergericht darangehen, die 3500 unerledigten Sachen zu bearbeiten. Das Regiment entfaltete eine große Thätigkeit. Ein Ausschuß legte bereits Anfang Dezember Entwürfe vor, einmal über die beste Art, die Kosten für Regiment und Kammergericht aufzubringen, sodann über eine wirksame Exekution, über eine effektive Handhabung des in Worms beschlossenen Landfriedens. Gleich hier traten die Gedanken hervor, welche das deutsche Leben in den nächsten Jahren so wesentlich bestimmen sollten: ein verbesserter gemeiner Pfennig, ein Reichszoll, Zurückbehaltung der Annaten, eine durchgreifende Organisation der Kreise für die Ausführung des vom Regiment und Kammergericht verfügten und für den Schutz des öffentlichen Friedens in den einzelnen Gebieten. Der Kaiser bezeigte jetzt den lebhaften Wunsch, daß Regiment und Kammergericht wirklich aktiv würden. Da seine baldige Abreise nach Spanien längst beschlossene Sache war, so mußte er ja in der That wünschen, daß eine wirkliche Reichsregierung ihn vertrete, zumal alsbald das dringende Bedürfnis sich fühlbar machte, die Reichskräfte zum Schutze der Ostgrenze gegen die Türken in Bewegung zu setzen.

Bereits am 8. Januar 1522 lief ein Schreiben des Kaisers

vom 17. Dezember in Nürnberg ein, welches von den bedrohlichen Fortschritten des Türken an der unteren Donau und von den Rüstungen desselben meldete, aus denen zu besorgen sei, daß er im nächsten Frühling ausziehen werde, um ganz Ungarn zu erobern. Das Regiment möge raten, was darin zu thun sei, ob er etwa einen Reichstag ausschreiben solle. Das Regiment erwiderte am 13., es wolle zunächst den Wormser Beschlüssen gemäß der Eile wegen die sechs Kurfürsten und zwölf anderen Fürsten berufen, damit sie die geeigneten Propositionen für den Reichstag vorbereiteten, der Kaiser möge dann den Reichstag nach Nürnberg so ausschreiben, daß er etwa drei Wochen nach jener Ankunft zusammentrete. Karl erklärte sich damit einverstanden und zugleich bereit, die ihm für den Romzug bewilligten Mittel zur Verteidigung Ungarns verwenden zu lassen. So wurden denn die achtzehn Fürsten auf den 1., der Reichstag auf den 24. März nach Nürnberg berufen, hauptsächlich um von der Türkenhilfe zu handeln*).

Bereits am 12. Februar ging ein gedrucktes Plakat ins Reich, durch welches Karl „von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser“ „mitsamt unserem Statthalter, auch Kurfürsten, Fürsten, Ständen und Räten unseres kaiserlichen Regiments“ alle Stände auf Sonntag Okuli nach Nürnberg lud, um dort neben dem Regiment zu „raten, handeln, beschließen“, wie der „schädliche und erschreckliche Feind der Christenheit“ abgewehrt werden könne, der kürzlich „mit gewaltigem Ernst und großem Heerszug“ in Ungarn eingebrochen, „viel christlich Blut vergossen, viele Städte und fast die stärksten Pässe“

*) Ich verdanke es der Güte des Herrn Archivar Wülcker in Weimar, daß ich die Berichte des Hans von der Planitz an Kurfürst Friedrich in der von ihm zum Zweck der Herausgabe angefertigten Kopie benützen konnte. Dazu kommen die sehr wertvollen Frankfurter Reichstagsakten (zunächst Bd. 36) und die leider im Wiener Archiv nur teilweise aufbewahrten Reichstagsakten der Mainzer Erzkanzlei Fasc. 4 [a]. Einzelne Notizen bietet auch das Nürnberger Ratsbuch.

genommen habe und nun im Frühling das übrige Ungarn nehmen wolle. Dann werde er sich gegen Niederösterreich, Bayern und andere Lande des Reichs wenden. Da er seine Schwester mit dem großen „Tarter" vermählt, sei zu fürchten, daß er auch Polen heimsuche, daher thue zeitige und starke Hilfe not; bis zum Mai müsse sie in Ungarn sein.

Man kann nicht sagen, daß dieses Ausschreiben sich Uebertreibungen zu schulden kommen ließ. Nach den Eroberungen, welche die Türken im letzten Sommer an der unteren Donau gemacht, mußte man in der That darauf gefaßt sein, daß sie sich im nächsten Frühling auf das wehrlose, in sich kläglich zerrüttete Ungarn werfen und nach seiner leichten Bewältigung ins Reich einbrechen würden. Niemand konnte da die Notwendigkeit rascher und kräftiger Abwehr bestreiten, sich vielmehr nur wundern, daß der Kaiser das Reich nicht schon im vorigen Herbst aufgerufen habe. Aber leider folgte aus dieser zweifellosen Uebereinstimmung keineswegs, daß die Stände nun auch bereit sein würden, die als notwendig anerkannte Hilfe wirklich zu leisten. Kurzsichtiger Egoismus war ja längst die Haupttriebkraft im Reiche geworden. Dem Reiche, das niemand mehr als wohlthätig wirkende Macht kannte, Opfer zu bringen, sich überhaupt irgend einer größeren Gemeinschaft willig und uneigennützig unterzuordnen, hatten die Deutschen verlernt. Ein jeder bewegte sich in seinem kleinsten und engsten Interessenkreise. Wie hätten da die am Rhein oder gar die an Elbe und Weser sitzenden Stände sich veranlaßt sehen sollen, zum Schutz der ungrischen und österreichischen Lande in den nur zu oft leeren Beutel zu greifen?

Zum 1. März scheint von den geladenen achtzehn Fürsten niemand erschienen zu sein. Als Okuli (23. März) ins Land kam, hatte sich von den sechs Kurfürsten nur der Pfalzgraf eingefunden; Mainz kam am 10. April, die übrigen blieben ganz aus. Auch von den Fürsten waren nur die geistlichen einigermaßen zahlreich vertreten. Und die Stimmung

unter den Erschienenen war von vornherein eine wenig versprechende. Schon am 5. April schreibt Planitz, die Fürsten eilten sehr hinweg, er besorge, man werde wenig oder nichts ausrichten.

Donnerstag den 27. März sollte der Reichstag mit einer Heiligengeistmesse in St. Sebald eröffnet werden. Da trat nun aber die schwere Frage entgegen, wie die Rangordnung sein werde. Es geschah, sagt eine Mainzer Aufzeichnung, daß Statthalter und Regiment vor den kurfürstlichen Gesandten, auch vor den anderen Fürsten gehen wollten. Natürlich, sie waren ja die Regierung des Reichs, an Kaisers Statt. Aber die Stände erklärten, die Reichsversammlung wäre „etwas mehr und größer" als das Regiment. Natürlich, es war ja wesentlich ihr Geschöpf. Nach langen Verhandlungen fand man nur den Ausweg, daß der Statthalter mit dem Mainzer Botschafter zum Regiment den Zug eröffnete, die übrigen Mitglieder desselben aber „aufm Haus" blieben. Und hinter diesem Streit lauerte schon ein anderer. Das Regiment hatte die Stände aufs Rathaus geladen, um ihnen die Proposition mitzuteilen, und zwar in die Stube des Regiments. Die Stände erwiderten, wenn der Kaiser einen Reichstag berufe, komme er zu den Ständen, und „wäre es der Gebrauch nicht, daß die Stände dem Kaiser und seinen Geschickten im Anfange nachgingen". Hier gab das Regiment nach, ließ eine besondere Stube richten und legte da die Schreiben des Kaisers über die Türkenhilfe vor. Stände einigten sich rasch über ein Ausschreiben ins Reich, das schon unter dem 28. März expediert wurde, die bewegliche Schilderung der Gefahr wiederholte, daß „der Turk überhand gegen teutscher Nation nehmen" werde, und dann fortfuhr: Da dieses Wüten des erschrecklichen Feindes gewiß eine Strafe Gottes für unsere Sünden sei, welche sich mehr denn je ausgebreitet, so sollten alle Geistlichen im Reich eine Betmesse pro peccatis singen oder lesen, dazu andächtige Prozessionen an heilige Stätten machen, in der Predigt alle Christen mahnen und

jeden Mittag in allen Städten, Flecken und Dörfern mit einer sondern Glocke läuten lassen. Der Druck schloß mit einer höchst aufregenden Ausmalung der entsetzlichen Tyrannei des Türken.

Nun handelte es sich um die schwierigere Frage, wie dieser fürchterliche Feind abgewehrt werden solle. Der Kaiser hatte, wie gesagt, längst erklärt, er wolle die Hilfe, welche ihm das Reich in Worms für den Romzug bewilligt, gegen den Türken verwenden lassen. Aber selbst Kurfürst Friedrich, den man doch zu den Hauptsäulen des Reichs rechnete, meinte, dieses kaiserliche Anerbieten besage nicht viel, seiner Zeit werde der Romzug doch gefordert werden. Vor allem aber kam es doch nun darauf an, mit Ungarn, Böhmen und den österreichischen Landen eine zweckmäßige Abrede zu treffen. Man richtete an die ungarischen und niederösterreichischen Botschaften, nachdem sie ihr Hilfegesuch vorgetragen, die Frage, mit welcher Macht der Türke denn wohl anziehen, ein wie großes Heer man ihm werde entgegenstellen müssen und wieviel ihre Herren dazu mitbringen würden. Die Ungarn erwiderten, man könne noch nicht wissen, wie stark ihres Königs Heer sein, auch nicht, wieviel Geld ihre Stände bewilligen würden, und die Antwort der niederösterreichischen Kriegsräte lautete nicht viel lehrreicher.

Ehe aber der geringe und der große Ausschuß, welcher mit den Hilfesuchenden zu handeln hatte, zu einem Schlusse kam, wurden Stände von einer anderen Schwierigkeit heimgesucht. Das Regiment hatte sich in einem Streit zwischen Brandenburg und Pommern gegen dieses ausgesprochen, welches „geschwinde Mandat“ Kurfürst Friedrich seltsam fand, da doch das Regiment für die Anrufung des Bischofs von Hildesheim taube Ohren gehabt. Nun war der Herzog von Pommern herbeigeeilt, um selbst seine Sache zu vertreten. Sobald Brandenburg davon hörte, forderte es, daß man dem Herzog die Session verweigere. Da der Herzog trotzdem im Reichstage erschien, erhob Brandenburg Protest, Mainz schloß sich an.

Das Regiment lehnte ab, in dem schwierigen Handel neuerdings zu entscheiden, der Reichstag hatte auch wenig Lust. So entstand eine völlige Stockung der Geschäfte. „Sitzen hier,“ schrieb der Frankfurter Fürstenberg am 14. April ärgerlich, „und verzehren das Unsere unnütz, und geschieht uns, wie etwa den Griechen vor Troja: delirant reges plectuntur Archivi.“ Aber im wesentlichen hatte man sich über die Türkenhilfe damals doch schon geeinigt. Die Hälfte des Romzugs sollte darauf verwendet, vorher aber auf einem Tage zu Wien, zu welchem das Reich eine stattliche Botschaft, zu dem auch Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien und Niederösterreich ihre kriegsverständigen Boten schicken sollten, genaue Verabredung getroffen werden über die Ausführung des gemeinsamen Unternehmens. Ein sehr natürlicher Beschluß, der aber doch, da von jenen zunächst bedrohten Landen so gut wie nichts erwartet werden konnte, zu einem traurigen Resultat führen mußte*). Hätte sich Suleiman nicht gegen Rhodus statt gegen Ungarn gekehrt, so würde das Unglück von 1526 schon vier Jahre früher geschehen sein. Ferdinand erreichte nur, daß die ihm sofort vom Reichstag bewilligten 3000 Knechte nach Kroatien geschickt wurden, das er in seine Hand zu bringen eifrig bemüht war.

Die Türkenhilfe bildete aber keineswegs den einzigen, oder auch nur den hauptsächlichen Gegenstand der Verhandlungen dieses ersten Reichstags zu Nürnberg. Wie wir uns erinnern, hatte man schon in Worms eine weitgreifende Restauration der Reichsfinanzen ins Auge gefaßt und zu diesem Zwecke namentlich die Aufrichtung eines Reichszolls erwogen. Daneben hatte man in Worms über Mittel und Wege gehandelt, den

---

*) Siehe den ausführlichen Bericht, welchen Hans von Schwartzenberg und Sebastian von Rotenhan über diese Wiener Verhandlungen „begriffen, zusammengezogen und registrirt“ haben, in den Mainzer „Reichsacta 1523“ S. 38—124.

schon so oft verkündigten, aber niemals realisierten Landfrieden zu einer wohlthätigen Wahrheit zu machen, das längst empfundene Bedürfnis nach Verbesserung des Strafrechts zu befriedigen und den vielbeklagten Sittenverfall durch Vorschriften über Kleiderpracht, Zutrinken und andere Uebel zu hemmen. Das Regiment hatte diese Vorarbeiten des Wormser Reichstags mit Eifer und, soviel ich sehe, mit nicht geringer Einsicht aufgenommen und dem Reichstage Vorlagen gemacht, deren Durchführung dem deutschen Leben höchst wohlthätig geworden sein würde. Es regten sich eben doch damals unter unserem Volke nicht nur auf kirchlichem Gebiete ernste und kräftige Reformgedanken, und einige der besten politischen Köpfe, welche Deutschland damals besaß, trafen in dem Reichsregiment zusammen. Ich brauche nur Hans von Schwartzenberg zu nennen, diesen ausgezeichneten Franken, welcher mit tiefem sittlichen Ernst und ungewöhnlicher Manneskraft so große Geschäftstüchtigkeit verband, daß ihn selbst Fürsten, denen sein Hauptstreben widerwärtig sein mußte, in ihren Dienst zogen.

Wer wie er die Lage der deutschen Dinge mit erfahrenem Blicke prüfte, mußte wohl erkennen, daß dem wüsten Auseinanderfahren der mannigfachsten Interessen und Bestrebungen, welches das Reich längst in ein anarchisches Chaos verwandelt hatte, nur durch Stärkung der Zentralgewalt begegnet werden könne. Indem nun freilich die Wahl Karls das Zentrum außerhalb des Reichs verlegte und diese so dem Reich entfremdete Kaisergewalt, je stärker sie wurde, das eigene nationale Wesen um so mehr bedrohte, war eine Verstärkung der zentrifugalen Tendenzen das unvermeidliche Schicksal geworden. Ganz anders schien es jedoch mit dem Reichsregiment zu stehn, welches jetzt und voraussichtlich für lange Zeit den Kaiser vertrat. Dieses doch wesentlich die Stände vertretende, in raschem Wechsel durch die Stände erneuerte Regiment konnte unmöglich die Besorgnis vor tyrannischer Vergewaltigung der territorialen Mächte oder vor selbstsüchtiger Ausbeutung des

Reichs erwecken. Was es an Macht, Ansehen, an der Möglichkeit, Recht und Gesetz im Reich zu handhaben, gewann, das war doch wahrlich nur für das Ganze, nicht für irgend ein Einzelinteresse gewonnen. Wenn also von den damaligen Deutschen überhaupt irgend eine Unterordnung unter eine gemeinsame Autorität zu erreichen war, so durfte sie, scheint es, dieses Regiment erwarten, das ja alles, was es für sich gewann, nur für die in ihm lebenden und wirkenden Stände gewann.

In Worms hatte man, wie gesagt, bereits in dieser Richtung gearbeitet, weitreichende Reformpläne ins Auge gefaßt, für das nächste Bedürfnis aber schließlich sich begnügt, einen „Anschlag zur Unterhaltung des Regiments und Kammergerichts“ aufzustellen, welcher für diese beiden Reichsorgane eine jährliche Einnahme von 51259 Gulden verhieß. Mit einer so geringfügigen Summe ließ sich natürlich eine Reichsregierung, welche Gesetz und Ordnung nur einigermaßen zu schützen vermochte, ein Reichsgericht, das wirklich Gerechtigkeit schuf, nicht begründen. Weitaus die wichtigste Vorlage, welche das Regiment dem Reichstage machte, bezog sich deshalb auf die Herstellung ausreichender Reichseinkünfte. Sie sollte geschaffen werden durch den Reichszoll, den gemeinen Pfennig, eine starke Besteuerung der Klerisei und Verwendung der Annaten für Reichsbedürfnisse. Sowohl der Reichszoll als die Heranziehung der Klöster und Stifter fand bei den Ständen lebhaften Anklang; freilich erhob die sehr zahlreich vertretene Geistlichkeit gegen ihre vorzugsweise Besteuerung so lebhaften Einwand, daß man doch nicht definitiv darüber zu beschließen wagte; der gemeine Pfennig stieß auf das Bedenken, daß man die bereits bedrohliche Unzufriedenheit des kleinen Mannes nicht durch eine neue Belastung steigern dürfe. Ueberhaupt aber war ja dieser Reichstag eine viel zu geringfügige Vertretung des Reichs, als daß er so tiefgreifende Neuerungen hätte wagen dürfen. So wurde denn durch den Abschied vom 30. April

die Entscheidung über alle hier angeregten großen Fragen einem neuen Reichstage vorbehalten, der an St. Egidien (1. September) in Nürnberg zusammentreten sollte. Der sollte namentlich auch über eine „beharrliche" Türkenhilfe beraten, da ja die auf das dringende Ersuchen der ungarischen Botschaft ihr für drei Monate zugesagten 10000 Knechte nicht ausreichen würden, die von den Ungläubigen drohende Gefahr zu beseitigen. Das Regiment sollte das auf dem Wiener Tage Beschlossene sofort allen Ständen anzeigen, welche sich bereit zu halten hätten, nötigenfalls den ganzen Romzug, also 20000 Knechte und 4000 Reiter, zu senden. Für die provisorische Erhaltung des Regiments und Kammergerichts wurde der in Worms bis Michaelis 1522 bewilligte Anschlag auf ein weiteres Jahr erstreckt, „damit man mittler Zeit und zukünftigem Reichstag auf beständige Wege denken mag, die beiden in Wesen zu bringen."*)

Aber nicht allein Regiment und Kammergericht sollte nach dem Wormser Anschlag erhalten, sondern auch die Türkenhilfe in Geld statt in Mannschaft gestellt werden. Wirft man nun einen Blick auf diese Wormser Anschläge**), so wird man sofort von der enormen Ungerechtigkeit frappiert, mit welcher die Lasten auf die einzelnen Stände verteilt wurden. Für die Unterhaltung von Regiment und Gericht waren die sechs Kurfürsten, die Herzoge von Bayern und Württemberg und der Landgraf von Hessen mit je 600 Gulden, mit ebensoviel aber die Städte Nürnberg, Ulm und Straßburg angeschlagen; die kleinen Städte Colmar und Schlettstadt sollten ebensoviel zahlen wie der Herzog Heinrich von Braunschweig u. s. w. Aehnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, verhielt es sich mit

*) Frankf. R.T.A. Bd. 36. fol. 155 ff. Vergl. Mainzer R.T.A. fol. 236 ff.

**) Mainzer „Reichshandlungen zu Worms Anno 1521" fol. 275 ff. und 290 ff. Vergl. den Abdruck der Wormser Matrikel für den Romzug bei Schmauss, Corpus juris publici S. R. Imperii, (Leipzig. 1759.) S. 88 ff.

dem Romzuge. Für denselben sollten die sechs Kurfürsten je 60 Reiter und 277 Knechte stellen, Nürnberg 40 Reiter und 300 Knechte.

Es wird wohl niemand in Abrede stellen, daß eine solche Verteilung der Reichslasten bei den Städten lebhafte Mißstimmung hervorrufen mußte, also gerade bei denjenigen Gliedern des Reichs, von welchen eine ernstliche Reform desselben die bereitwilligste Förderung hätte erwarten müssen. Denn unter der allgemeinen Fried- und Rechtlosigkeit litt ja kein Stand mehr als das gewerbe- und handeltreibende Bürgertum; kein Stand hatte von der partikularistischen Entwickelung der fürstlichen Gewalten mehr zu fürchten, als die Reichsstädte. Da war es denn ein rechtes Verhängnis, daß die vom Regiment vorgeschlagenen Reformen teils wirklich den Städten neue Auflagen in Aussicht stellten, noch viel mehr aber in diesem ungünstigen Sinne von ihnen gedeutet wurden. Merkwürdigerweise sahen die Städte in dem beabsichtigten Reichszoll lediglich eine Belastung des Handels; sie meinten, der Kaufmann allein werde diesen Zoll zu tragen haben; andere Nationen würden dem Beispiele des Reichs folgen, ebenfalls derartige Zölle aufrichten und der Verkehr dadurch in der schädlichsten Weise erschwert werden. Sie erhoben mit Recht bittere Klagen über die Masse der Zölle, welche allerorten im Reich erhoben würden; auf den Gedanken, den Reichszoll gewähren zu wollen, sobald diese Binnenzölle beseitigt würden, scheint niemand unter ihnen gekommen zu sein; freilich würde ja ein solcher Vorschlag an dem Eigennutz der Territorien gescheitert sein, aber die Position der Städte würde dadurch doch einen ganz anderen Charakter gewonnen haben. Wie sie in ihren Suppliken und Beschwerden den Reichszoll bekämpfen, machen sie den Eindruck eines kurzsichtigen Egoismus.

Das Regiment legte einen sorgfältig ausgearbeiteten Entwurf eines verbesserten gemeinen Pfennigs vor, dessen Bestimmungen eine angemessene Besteuerung des Einkommens

herzustellen suchten. Wenn man sie und die ihnen beigegebene Begründung liest, meint man, das sei nun doch wirklich ein erfreulicher Fortschritt zu gerechter Heranziehung der Reichsangehörigen zu den allgemeinen Lasten. Die Städte aber fanden, durch diesen Pfennig würden sie zehnmal oder gar fünfzehnmal so schwer belastet als die höheren Stände. In dem Entwurf des Regiments war vorgeschlagen, daß, während die weltlichen Stände von ihrem Jahreseinkommen zwei Prozent zu zahlen hätten, die Geistlichen vier Prozent beisteuern sollten. Man ist erstaunt, zu lesen, daß die Städte, welche sonst gegen die Klerisei die lebhaftesten Klagen erhoben, am eifrigsten ihre nachdrückliche Heranziehung zu den allgemeinen Lasten forderten, auch in diesem Vorschlage des Regiments nur eine Benachteiligung der Städte sehen wollten, weil dieselben hinfort zu den Kirchenbauten stärker herangezogen werden würden. Und so war es in allem: was auch das Regiment empfahl, die Städte sahen darin eine Eingebung des fürstlichen Interesses zu ihrem Nachteil*).

Wenn durch diese Haltung der Städte die Aussichten der Reform von vornherein ernstlich getrübt wurden, so finden wir dagegen die Fürsten zunächst mit dem Regiment in erfreulicher Uebereinstimmung. Schon am 13. April richteten die Stände an den Kaiser ein Schreiben, worin sie ihm verschiedene Wünsche ans Herz legten, deren Schwerpunkt darin lag, daß dem Regiment seine Thätigkeit erleichtert werden möge. Stände baten, daß es schon mit zehn statt mit vierzehn Personen beschlußfähig werde; sie erinnerten den Kaiser, daß doch seine Erblande baldigst die Anschläge für Regiment und Kammer-

---

*) Die Vorschläge des Regiments über den gemeinen Pfennig in dem gedruckten „Verzeichnis, aus was ursachen der künftige Reichstag auf Egidi nechst fürnemlich ausgeschrieben" u. s. w. Actum Nuremberg den 30. April 1522. Frankf. R.T.A. Bd. 36. Die Klagen der Reichsstädte in dem „Abschid der potschaften der Frey und Reichsstätt, so jetzo uff furgeschlagenem Reichstag zu Nuremberg versammelt gewesen" ebendaselbst.

gericht zahlten; sie empfahlen des Regiments Steuerentwürfe mit lebhaftem Nachdruck, mit dem größten die von ihm vorgeschlagene Heranziehung der Geistlichkeit. Ja sie gingen da noch über die Vorschläge des Regiments hinaus. Sie wollten nicht nur die Annaten im Reich behalten und gegen den Türken verwendet, sie wollten die niederen Stifte mit zehn Prozent ihres Einkommens, jedes Kloster „mit einer ziemlichen Summe", sogar jedes Bettelkloster mit fünf Gulden jährlich besteuert wissen. Dann aber wurde Karl besonders bringlich hervorgehoben, wie unentbehrlich für ihn und das Reich die Erhaltung des Regiments und Kammergerichts sei, welche Zerrüttung im Reich entstehen würde, wenn beide „nicht im Wesen bleiben, sondern fallen sollten" *).

Eine so nachdrückliche Unterstützung durch die Stände verhieß doch das Beste, zumal wenn der Kaiser auf ihre Wünsche einging. Das schien aber nach den bisherigen Erfahrungen gehofft werden zu können.

---

*) Mainzer R.T.A. (Fasc. 4a fol. 127 ff). Ich weiß nicht, was von einem in demselben Band fol. 72 ff. enthaltenen „Verzeichnus etlicher artikel, was die botschaft, so zu K. M. geschickt werden, ungevarlich anbringen soll," zu halten ist. Es war wohl nur ein von den Ständen nicht genehmigter Entwurf. Darin stand die Bitte an der Spitze, Karl möge einen anderen Statthalter als seinen Bruder Ferdinand ernennen, weil dieser vermöge seiner Unkenntnis der deutschen Sprache dem Regiment nicht wohl vorstehen könne, überdies durch seine sonstigen großen Geschäfte meistens vom Regiment werde ferngehalten werden. Da aber Karl auf dem Punkte stehe, in so weite Ferne zu ziehen, empfehle es sich, daß er die Kompetenz desselben wesentlich erweitere, es zu einer selbständigen Regierung des Reichs instandsetze.

Der Statthalter.

Das Regiment hatte sich bisher dem kaiserlichen Interesse in jeder Weise förderlich erwiesen. Es hatte in der Hildesheimer Sache auf ein Eingreifen verzichtet, um nicht mit des Kaisers, wenn auch recht willkürlicher Entscheidung in Widerspruch zu geraten; es hatte sich bemüht, die Eidgenossen von einem neuen Zuge nach Italien zur Unterstützung Frankreichs abzuhalten; es war gegen die Stadt Rottweil eingeschritten, weil dieselbe sich an den schweizer Unternehmungen gegen den Kaiser beteiligt hatte; da der Kaiser wünschte, daß dem deutschen Kriegsvolk verboten werde, König Franz zuzuziehen, geschah auch das. Die ganze Haltung des Regiments war von der Art, daß Kurfürst Friedrich meinte, es vertrete mehr des Kaisers als des Reichs Interesse*).

Soviel ich sehe, hat Karl das anerkannt und was in seinen Kräften lag gethan, um das Regiment zu unterstützen. Der von einzelnen Ständen und Mitgliedern des Regiments gehegte Verdacht, des Kaisers geheime Absicht gehe auf Beseitigung desselben, war in dieser Zeit durchaus grundlos; Karl sah vielmehr sehr wohl ein, welche Schwierigkeiten für

*) Kurfürst Friedrich an Planitz den 3. März 1522: „dan du siehest woll, ob das regiment, wie es jetzo steet, kaiserlicher Majestät oder des Reichs ist.“

ihn entstehen würden, wenn das Regiment zerfiele. Aber wie in so vielen anderen Dingen konnte er auch hier nicht thun, was er für richtig und wünschenswert hielt.

Sehr früh stieß das Regiment in seiner eigentlichen Existenz auf Schwierigkeiten, in denen uns die abnorme Lage sowohl des Reichs als des Kaisers recht lebendig entgegentritt. Wir haben gesehen, wie bescheiden der Wormser Reichstag Regiment und Kammergericht dotiert hatte; vielen Ständen war es aber unbequem, auch nur diese mäßigen Beiträge zu zahlen und schon im Juli 1522 wurde Frankfurt, welches die Anschläge in Empfang zu nehmen hatte, wiederholt gemahnt, alles bei ihm eingegangene Geld sofort zu senden. Unter den mit ihren Zahlungen Rückständigen finden wir aber Ferdinand und Margarete an der Spitze. Ferdinand hatte zur Unterhaltung von Regiment und Kammergericht für seine österreichischen Lande 900, für Württemberg 600 Gulden zu zahlen: nicht einmal diese geringfügigen Summen war er imstande aufzubringen; er bat um Frist bis Michaelis 1522. Niemand im Reich hatte ein dringenderes Interesse daran, daß die vom Reichstag bewilligte Türkenhilfe wirklich geleistet werde; aber von der auf ihn fallenden Summe hatte er bis Ende Juni erst den vierten Teil gezahlt; den Rest wollte er auf dem nächsten Reichstage entrichten*). Margarete hatte als Anschlag der burgundischen Lande für Regiment und Kammergericht 900 Gulden aufzubringen; Karl hatte ihr vor seiner Abreise eingeschärft, dieser Verpflichtung nachzukommen. Aber im September 1522 war das nicht nur noch nicht geschehen, sondern sie fand es überhaupt unzweckmäßig, durch eine solche Zahlung Flandern stärker ans Reich zu binden. Ebensowenig hatte sie einen Vertreter für Burgund ins Regiment geschickt. Karl mußte ihr am 31. Oktober ausführlich und eindringlich die Gründe wiederholen, weshalb es für sein Interesse und seine

*) Planitz an Kurfürst Friedrich den 22. Juni 1522.

Ehre notwendig sei, daß sie die von ihm übernommene Verpflichtung erfülle; sein Bruder und das Regiment bestürmten ihn täglich darum, weil sonst Regiment und Kammergericht sich auflösen müßten, „was für mich ein großer Verlust an Ehre, Autorität und Reputation sein würde“ *).

Man weiß nicht, wer von diesen beiden säumigen Zahlern in der übleren Lage war. Was Ferdinand angeht, so besitzen wir von ihm eine ausführliche Darlegung seiner Verhältnisse, welche er im November 1522 als Instruktion für einen außerordentlichen Gesandten an Karl aufsetzen ließ. Darin tritt uns zunächst seine ganz verzweifelte Finanzlage entgegen. „Alle oder fast alle Renten und Einkünfte unserer Länder“, heißt es da, „sind verpfändet.“ Karl hat ihm in dem Brüsseler Vertrag eine Summe von 200000 Dukaten versprochen, davon aber noch nichts gezahlt. Er hat ihm auf Neapel 60000 Dukaten angewiesen, davon sind trotz aller Bemühungen nur 4000 eingegangen. Seine Kassen sind vollständig leer, und doch soll er den verschiedenartigsten und größten Ausgaben genügen. Die Gläubiger ihres Großvaters Maximilian bedrängen ihn fortwährend. Karl hat versprochen, zur Ordnung dieser Angelegenheit Kommissäre nach Innsbruck zu senden, sie sind aber noch immer nicht gekommen, obwohl es Margarete ebenfalls zugesagt hat. Es gereicht das Karl zu großer Unehre, weil die Leute meinen, er wolle die Schulden überhaupt nicht zahlen. Wenn das nicht bald geordnet würde, könnte es sogar zu Krieg und anderen Schäden führen. In der größten Verlegenheit ist er dem Herzog Georg von Sachsen gegenüber. Die Brüder haben von ihm gegen gemeinsame Verschreibung 200000 Gulden entliehen, deren ausbedungene Rückzahlung zum Teil längst verfallen zu sein scheint. Er hat seinen Haushofmeister Hemericourt, den Ueberbringer dieses Schreibens,

---

*) Karl an Margarete, Valladolid den 31. Oktober. Wien. Arch. Das betreffende Stück aus diesem 28 Folioseiten füllenden Schreiben bei Lanz 1, 71.

an den Herzog geschickt, um ihn zu bestimmen, daß er die von beiden Brüdern ausgestellte Verschreibung von Karl allein annehme; der Herzog hat das abgelehnt, vielmehr von Ferdinand die Zahlung der ganzen Schuldsumme gefordert und dabei so lebhafte Klagen über die ihm zugefügten Verluste erhoben, daß sich Ferdinand genötigt gesehen hat, ihm für 25000 Gulden Kleinodien auszuliefern, für ebenso viel fünfprozentige Renten und die bestimmte Verpflichtung zur Abtragung des Restes einzugehen. Hemericourt soll dem Kaiser die dringende Notwendigkeit vorstellen, daß er den Herzog bezahle, und zwar mit der ganzen Summe.

Leider ist der Herzog von Sachsen nicht der einzige, welcher Karl wegen nicht erfüllter Versprechen zürnt. Die Kurfürsten von Mainz, Brandenburg, der Pfalz und viele andere Großen in Deutschland wie in Böhmen beklagen sich höchlich, daß Karl ihnen beträchtliche Pensionen und Gelder verheißen, aber nicht bezahlt hat. Es ist durchaus notwendig, daß Karl für die Erfüllung dieser Zusagen sorge, wenn nicht üble Folgen eintreten sollen. Ganz besonders dringend ist es aber, daß Karl die Beschwerden des Pfalzgrafen Friedrich abstelle, der wegen seiner langen, dem Kaiser geleisteten Dienste und wegen der wichtigen Stellung, welche er im Reich als Ferdinands Stellvertreter einnimmt, vorzüglich berücksichtigt zu werden verdient. Der aber erklärt, wenn er nicht befriedigt werde, wolle er nicht allein seine Stellung im Regiment aufgeben, sondern sich ganz und gar von Karl lossagen.

So steht es im Reich: von allen Seiten die größten und dringendsten Ansprüche und nirgends die Mittel, nur einem einzigen zu genügen. Dazu kommen nun aber die schweren Bedrohungen von außen: die Franzosen treiben ihre Praktiken überall und mit allen Mitteln*), besonders in der

*) In einem Briefe vom 2. September aus Linz hatte Ferdinand geschrieben, daß Frankreich in Böhmen grandes practiques mache, um

Schweiz; Ferdinand sucht ihnen da durch Gesandte, Agenten, Spione, durch Zahlung von Pensionen das Widerspiel zu halten; das kostet aber große Summen. Im höchsten Grade bedrohlich ist die Lage in Ungarn, wo der König, ihr Schwager, keinerlei Mittel und keinerlei Autorität besitzt. Ferdinand muß fortwährend große Summen aufwenden, um dort nur die dringendste Gefahr abzuwehren. Wenn Karl da nicht rasch mit Kriegsvolk und Geld hilft, „so ist zu besorgen, daß es um alle unsere österreichischen Länder geschehen sein wird". Denn vom Reiche ist wenig Grund, irgendwelche Hilfe zu erwarten.

Wenn man diese keineswegs übertriebenen Klagen Ferdinands gelesen hat, ist man einigermaßen überrascht, in demselben Schriftstücke hochfliegenden Plänen zu begegnen, als verfügte er über die reichsten Mittel. Den Wunsch freilich, daß er offen als wirklicher Herr der ihm abgetretenen Länder auftreten dürfe, wird man begreiflich finden, wenn man hört, welche üblen Folgen das gegenwärtige verschrobene Verhältnis hatte, wie die Unterthanen ihm nicht die Liebe und Zuneigung bewiesen, welche sie zu ihrem natürlichen Herrn haben würden, wie seine Befehle nicht den nötigen Gehorsam fänden, weil sie meinten, sein Regiment dauere vielleicht nicht lange; wie die Nachbarn ihm unfreundlich oder feindselig begegneten, weil sie dächten, der weit entfernte Karl werde sich um diese Gebiete nicht kümmern. Die Unterthanen, sagt Ferdinand, sind mit dem gegenwärtigen Zustand sehr unzufrieden; sie wollen einen natürlichen Herrn haben, sonst „werden sie Schweizer werden, wozu sie auch schon einen Anfang gemacht haben, denn im Breisgau ist das Volk aufgestanden, 4000 Mann stark". Auch im Reiche wird er eine ganz andere Autorität

---

dieses Königreich für sich zu gewinnen. Obwohl König Ludwig den französischen Gesandten nicht empfangen, haben sich doch verschiedene Große seines Hofes für Frankreich erklärt. Der König ist in Böhmen moins obey et estime que le moindre qui soit en sa maison.

haben, ganz anders für Karl wirken können, wenn er als wirklicher Herr von Oesterreich, Württemberg u. s. w. dasteht.

Dieser Wunsch war, wie gesagt, durchaus natürlich und berechtigt. Wenn nun aber Ferdinand, um seine Erfüllung herbeizuführen, sich bereit erklärt, für die volle und offene Abtretung der deutschen Lande die Zahlung der 200000 Gulden an Herzog Georg zu übernehmen und auf die Hälfte der ihm von Karl zugesagten 200000 Dukaten zu verzichten, so ist das bei seiner vollständigen Mittellosigkeit schon etwas auffallend. Aber die Gedanken gehen rasch noch weiter. Ferdinand wünscht die Grafschaft Burgund zu erwerben; Margarete, die gegenwärtige Besitzerin, will er entschädigen. Und er ist bereit, auf die ganze Summe von 200000 Dukaten zu verzichten, wenn Karl ihm seine Ansprüche auf das Herzogtum Burgund abtritt, welches Karl doch von keinem rechten Nutzen sein kann, ihm viel bequemer liegt, wenn er nämlich die Grafschaft Burgund vorher erworben hat.

Aber weiter. Hemericourt soll dem Kaiser die unerquicklichen Zustände im Reiche schildern, wie da wenig Gehorsam, wenig Justiz, überall Streit, Neid, Rancüne, böse Praktiken. Ferdinand glaubt nicht, daß diesen widerwärtigen Dingen abgeholfen werden kann, wenn Karl nicht persönlich das Regiment in die Hand nimmt, wozu ja aber leider für lange Zeit wenig Aussicht ist. Ferdinand hat deshalb einen anderen Ausweg ersonnen. Karl kann zwar wahrscheinlich wegen der großen Geschäfte, welche ihn in Spanien festhalten, lange nicht nach Rom gehen, um sich da zum Kaiser krönen zu lassen. Aber er kann ja, wie ihr Großvater das beabsichtigt und nahezu erlangt hat, sich durch einen Delegaten des Papstes krönen lassen. Dann möge er die Hand dazu bieten, „uns zum römischen Könige zu machen, wie er es uns versprochen hat“. Dann kann er mit ganz anderer Autorität das Reich regieren und Karl dienen; allein deswegen wünscht er es. Bis aber das erreicht werden kann, scheint ihm ein anderes wünschens-

wert: daß nämlich der Kaiser das Reichsregiment ganz allein auf sich nehme. Für 40000 Goldgulden im Jahr oder noch weniger ließe sich das machen. „Denn es ist zu besorgen, daß es sich auf die Länge in dem gegenwärtigen Stande nicht wird erhalten können, weil die Fürsten und das Volk anfangen zu ermüden und laut über die Auflagen murren, welche man dafür von ihnen fordert, zumal sie täglich so große Kosten zu tragen haben wegen der Streitigkeiten untereinander; da können sie nicht länger solche Summen aufbringen, besonders wo jetzt auch die Türkenhilfe bestritten werden muß. Wenn aber das Regiment zur großen Unehre Sr. Majestät zusammenbricht, so werden sich der Pfalzgraf und der Herzog von Sachsen als Reichsvikare der Regierung bemächtigen wollen"*).

Wir sehen, diese zwei Brüder, welche sich in ihrer Jugend zum Verwechseln ähnlich sahen, glichen sich auch in ihrer geistigen Physiognomie, in ihrer Art politische Geschäfte zu beurteilen, auffallend. In beiden ist derselbe rastlos weiter strebende Sinn. Wie Karl im Jahre 1519, mitten unter den größten finanziellen Bedrängnissen, unbedenklich die schweren Verpflichtungen für das Herzogtum Württemberg übernahm, so ist jetzt Ferdinand, absolut mittellos, wie er sich selbst schildert, bereit, auf Hunderttausende zu verzichten, andere Hunderttausende auf sich zu nehmen, wenn Karl ihn in die volle Herrschaft über die deutschen Lande einsetzen will. Er weiß nicht, wie er behaupten soll, was er hat; aber zuversichtlich streckt er die Hand nach Burgund aus, dessen Besitz ihn doch in einen Krieg auf Leben und Tod mit Frankreich verwickeln muß, da er selbst sagt, alle seine österreichischen Lande würden an den Türken verloren gehen, wenn Karl nicht rasch hülfe, was dieser doch, wie er

---

*) Dieses merkwürdige Aktenstück findet sich in dem der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehörenden Kopialbuche des Wiener Archivs, welches den modernen Titel führt: Recueil de pièces officielles, c'est-à-dire d'Instructions, de lettres et de mémoires du siècle de Charles-Quint. t. 1. fol. 1—6.

weiß, nicht kann. Karl steht fast mit allen Fürsten des Reichs in sehr schwierigen Verhältnissen, da er ihnen bis jetzt von dem, was er ihnen vor drei und vier Jahren versprochen, nichts erfüllt hat. Sogar der treueste aller Anhänger des Hauses Habsburg, Pfalzgraf Friedrich, droht ihm den Rücken zu kehren. Die Situation könnte nicht mißlicher sein. Offenbar muß es Ferdinand als ein Glück ansehen, wenn er sich als Statthalter zu behaupten vermag. Statt dessen will er römischer König werden, durch die Wahl eben dieser Kurfürsten, welche sich in ihren an die Wahl Karls geknüpften Hoffnungen so bitter getäuscht sehen. Die Lage des Reichsregiments würde eine wesentlich bessere sein, wenn die beiden Vertreter des Kaisers wenigstens ihre Beiträge zum Unterhalte desselben zahlten. Weder Ferdinand noch Margarete hat das gethan. Wenn der Kaiser in der Lage wäre, für sie die 2400 Gulden zu zahlen, welche sie für Regiment und Kammergericht das erste Jahr gleich schuldig bleiben, so würde er das ohne Zweifel thun, da ihm ja so viel an der Erhaltung des Regiments liegt. Statt dessen empfiehlt ihm Ferdinand dasselbe ganz auf seine Kosten zu übernehmen. Es sind ja nur 40 000 Gulden im Jahr! Welche Kleinigkeit für den Herrn von Spanien, Neapel, den Niederlanden u. s. w.!

Immer weiter! Das ist der Sinn dieser jungen Herren, wenn sie auch nicht wissen, wie sie sich da behaupten sollen, wo sie stehen. Was Karl dem Herrn von Hemericourt geantwortet hat, erfahren wir erst spät und auch dann nur zum Teil; wie weit er aber in der Lage war, auch nur die bescheidensten und nächstliegenden Wünsche seines Bruders zu erfüllen, sehen wir aus seinen Briefen an Margarete. Was die Pensionen von Mainz, Brandenburg, Pfalz und den anderen betreffe, welche sie so sehr bedrängten*), schreibt er ihr am

*) Margarete hatte ihm am 17. September berichtet, die Kurfürsten von Mainz, Köln und Pfalz hätten Bevollmächtigte geschickt, um die Zahlung

31. Oktober, „so melde ich Euch, daß meine Angelegenheiten hier nicht von der Art sind, daß ich jetzt von hier aus Abhilfe treffen, oder jene Pensionen auf spanische Benefizien anweisen könnte". Wenn er so verführe, so würde er dadurch die große Bewilligung sehr erschweren, welche er bald von den Cortes zu fordern denke. „Deshalb werdet Ihr sehen, wie Ihr die genannten Personen am besten zufrieden stellen könnt, indem Ihr sie bewegt, Geduld haben zu wollen." Er hat schon längst von der drohenden Unzufriedenheit des Pfalzgrafen Friedrich gehört; Margarete hat ihn gebeten, für dessen Befriedigung zu sorgen, die nötigen Summen zu senden. Er erwidert, dem Pfalzgrafen müsse sie schleunig 5= oder 6000 Gulden auszahlen lassen; denn er drohe, das Regiment zu verlassen, welches sich dann auflösen könnte, „was zu meiner großen Unehre und Nachteil sein würde". Ferdinand hat ihn gebeten, zu dem bevorstehenden Reichstage in Nürnberg einen Gesandten zu schicken; er kann das aber unmöglich bei der Kürze der Zeit und der Weite des Wegs; Margarete soll sehen, was sie darin thun kann, und ihrerseits einen tüchtigen Mann nach Nürnberg senden.

So ist es mit den Ressourcen des Kaisers bestellt. Sein Bruder, seine Tante stellen ihm in den beweglichsten Worten die Notwendigkeit vor, zu helfen, Geld zu schicken; er antwortet: ich habe kein Geld, Ihr müßt Euch selbst helfen, Ihr müßt diese und jene Summe sofort zahlen, im übrigen die Gläubiger zur Geduld ermahnen. An die gefährlichsten derselben, wie an Herzog Georg, richtet er sehr verbindliche Schreiben mit allen möglichen Zusagen, welche er erfüllen wird, sobald die gegenwärtigen schwierigen Zeiten vorüber sind, der Krieg, zu

---

ihrer Pensionen zu betreiben, eventuell Exekution gegen Antwerpen und Mecheln zu fordern, welche wohl als Bürgen genannt waren. Diese Leute erklärten offen, ihre Herren hätten wohl die Mittel, ihre Zahlung zu erzwingen. Villinger und Renner hätten wenigstens Mainz 4000 Gulden schaffen können.

dem ihn Frankreich gezwungen, sein glückliches Ende gefunden hat. An irgend eine reelle Leistung, nicht etwa für die Förderung der Reichsinteressen, sondern nur für die Erfüllung der positiven Verbindlichkeiten, welche er dem Reich oder Fürsten des Reichs gegenüber hat, kann er nicht denken.

Die peinlichen Verlegenheiten, welche aus dieser Lage für Ferdinand erwuchsen, kann man sich kaum groß genug denken, wenn das Reich auch gar keine besonderen Anforderungen an ihn stellte. Nun war ja aber seit dem Sommer 1522 der Reichsfriede an zwei Punkten in sehr bedrohlicher Weise gestört worden. Im Norden war die Hildesheimer Fehde mit neuer Wut ausgebrochen. Das Regiment hatte sich mit dieser Angelegenheit verschiedentlich beschäftigt, der Kaiser aber jedesmal seine darauf gerichteten Vorstellungen scharf zurückgewiesen*). Nun mußte das Regiment mit untergeschlagenen Armen zusehen, wie Niedersachsen von der Kriegsfurie verwüstet wurde, während seine wohlgemeinten Vorschläge durchs Reich gingen, wie eine wirksame Exekution des Landfriedens durch die Kreise beschafft werden könne. Seine einzige Hilfe bestand in der Aufforderung an Mainz und einige andere Stände, eine Vermittlung unter den Kriegführenden zu versuchen.

Diese nordischen Vorgänge berührten nun freilich Ferdinand nicht in seinen persönlichen Interessen; da die auf Habsburgs Seite stehenden Braunschweiger vermutlich über ihre Gegner Herr wurden, so konnte er die Dinge ruhig gehen lassen. Ganz anders verhielt es sich aber mit dem Brande, welcher einige Monate später den Südwesten des Reichs ergriff. Was zwischen Elbe und Weser geschah, hatte man sich schon einigermaßen gewöhnt, als außerhalb der Reichssphäre liegend zu betrachten.

---

*) Planitz an Kurfürst Friedrich den 22. Juni, der Kaiser habe „hart bevolen, wider I. M. gescheft nicht zu handeln, welches die herren des Regiments alle entsatzt gemacht“.

Wenn aber der Mittel- und Oberrhein von einem Feuer ergriffen wurde, welches die rheinischen Kurfürsten bedrohte, hier die Mosel, da den Main hinauf lief, Franken und Schwaben in Gefahr brachte, dann mußte nicht nur das Regiment, dann mußte auch der Statthalter des Kaisers sich regen. Daß der Erzherzog von Oesterreich an Leine und Aller eingreife, wird schwerlich jemand erwartet haben; daß aber des Kaisers Bruder, welcher über das Elsaß gebot, welcher an Luxemburg das nächste Interesse hatte, sich nicht unthätig verhalten konnte, wenn Franz von Sickingen einen großen Kriegszug gegen Trier unternahm, verstand sich von selbst.

Das Regiment erfuhr schon im Juni, Sickingen habe eine große Werbung vor; es hieß, gegen die Bischöfe von Speier und Worms. Man beschloß, ihn abzumahnen, die Stände am Rhein zur Achtsamkeit aufzufordern*). Als er dann nichtsdestoweniger im August gegen Trier losbrach, war die Not groß. Ferdinand weilte damals noch fern in Oesterreich. Als er am 20. September in Nürnberg eintraf, um endlich das Amt des Statthalters zu üben, hatte er bisher nicht mehr thun können, als daß er durch seine Regierungen in Ensisheim und Stuttgart allen Vasallen den Zug zu Sickingen verbieten und den Genossen desselben die Werbungen erschweren ließ. Der Brief, in welchem er sofort Karl über den besorglichen Vorfall meldete, ist mir nicht bekannt geworden.

Merkwürdigerweise regte sich im Regiment anfangs der Verdacht, Sickingens Schilderhebung möge im Auftrage, oder doch wenigstens im Sinne des Kaisers geschehen. Man ließ sich dadurch, daß Sickingen selbst diesen Schein zu erwecken suchte, und durch die Vermutung, der alte Kriegshauptmann des Kaisers nehme jetzt an dem beharrlichsten Anhänger Frankreichs im Wahlkampfe Vergeltung, irre führen. In Wahrheit hat weder Karl, noch Ferdinand, noch Margarete in Sickingens Unter-

---

*) Planitz, den 22. Juni.

nehmen einen Augenblick etwas anderes gesehen, als einen sehr ärgerlichen und unter Umständen gefährlichen Zwischenfall. Sie begreife nicht, schrieb Margarete dem Kaiser am 17. September, woher Sickingen die Mittel zu einem so großen Unternehmen gewonnen habe; sie müsse annehmen, daß irgend ein großer Fürst, vermutlich König Franz dahinter stecke. Wenn Sickingen, wie zu fürchten, Trier nehme, und sich dann mit Fleurange vereinige, so könne daraus für Luxemburg großes Unheil entstehen*). Karl erwiderte ihr am 31. Oktober, die durch Sickingen in Deutschland verschuldeten Unruhen seien ihm sehr widerwärtig; er schreibe an Sickingen, er solle von seinen ihm mißfälligen Unternehmungen abstehen und dem Regiment gehorchen, sende übrigens den Brief an dieses, damit es entscheide, ob es zweckmäßig, ihn an Sickingen zu befördern, und sich auf jeden Fall von der Grundlosigkeit der Behauptung des Ritters überzeuge, er handle im geheimen Einverständnis mit dem Kaiser**).

Inzwischen hatte das Regiment, noch ehe Ferdinand in Nürnberg eintraf, was nur in seinen Kräften war, gethan, um Sickingen von seinem verderblichen Unterfangen abzubringen. Daß es, da es seine eigene Existenz kaum zu fristen vermochte, außer stande war, gegen den Friedbrecher ein Heer

---

*) Auch Ferdinand sagt in der oben erwähnten Instruktion für Hemericourt, er solle dem Kaiser mitteilen, comme pour vray avons eu nouvelles, comme Francisque de Sequin se soit rendu Franchoys et que partout ou se peult practique les nobles du pays pour les attirer a soy et au service dudict roy de France. Sickingen hatte Anfang September Margarete gedroht, Luxemburg anzugreifen, wenn sie ihm nicht alsbald die 50000 Gulden zahle, welche ihm der Kaiser noch vom vorjährigen Kriegszuge schulde. Dann trug er ihr an, sein Volk dem Kaiser zuzuführen. Als darauf eine ausweichende Antwort erfolgte, mag er sein Glück bei Frankreich versucht haben. Siehe Ulmann S. 303.

**) Karls Briefe an das Regiment und an Sickingen, Valladolid den 28. Oktober, sind ganz in diesem Sinne entschiedener Verurteilung des Ritters abgefaßt. Frankf. R.T.A. Bd. 38. fol. 97 ff.

auszusenden, versteht sich von selbst. Aber es säumte nicht, am 1. September ein scharfes Mandat gegen Sickingen zu erlassen, worin es ihm bei Strafe der Acht und hoher Geldbuße befahl, Frieden zu halten; zugleich wurden alle, dem Rhein benachbarten Stände aufgefordert, nicht nur ihre Unterthanen bei schwerer Strafe von Sickingen abzurufen, sondern Trier eiligst allen von ihm begehrten Beistand zu leisten. Der Bote des Regiments, welcher Sickingen die Mandate überbringen sollte, fand ihn im Lager vor Trier, umgeben von den Grafen von Zollern, Fürstenberg, Eberstein, Löwenstein und vielen anderen Herren. Sickingen, dessen Aussichten sich doch schon merklich getrübt hatten, erwiderte hochfahrend, das Regiment möge nur gemach thun, er sei ebenso gut ein Diener des Kaisers, wie Herzog Friedrich und andere vom Regiment; er wolle nichts gegen den Kaiser thun, sondern den Bischof wegen der Kronen strafen, die er von Frankreich empfangen; er wolle ein besseres Recht machen, als die Herren in Nürnberg hätten. Er lehnte es sogar ab, nur eine schriftliche Antwort zu geben. Als das Regiment diese höhnische Abfertigung empfieng, erließ es an die nächstgesessenen Stände eine erneute Aufforderung, sich zur Unterstützung Triers bereit zu machen. Aber freilich brachten die Sitten des Reichs in solchen Dingen eine Art mit sich, welche jedes wirksame Eingreifen vereitelte. Das Regiment hatte unter anderem Frankfurt befohlen, auf den 12. Oktober 150 Knechte und 18 Reiter nach Gelnhausen zu stellen; Frankfurt erwiderte, es werde gehorchen, wenn das gemeine Reich ausziehe; die erneute Mahnung des Regiments fruchtete natürlich ebensowenig, wie der ursprüngliche Befehl*).

Wie wir wissen, sollte am 1. September der neue Reichstag

*) Siehe die von Chmel im Notizblatt 2, 37 ff. gedruckten Aktenstücke und die Mandate vom 1. und 17. September in Frankf. R.T.A. Bd. 36.

in Nürnberg zusammentreten, um über Türkenhilfe, dauernde Unterhaltung von Regiment und Kammergericht, Exekutionsordnung und anderes zu handeln. Von ihm mußte ja das Regiment den wirksamsten Beistand gegen Sickingen erwarten. Aber es ging jetzt wie im Frühling, oder vielmehr noch schlimmer. Am 7. September schreibt Planitz, man habe darüber beraten, ob man den Reichstag hinausschieben solle, aber darauf verzichtet, da manche Stände vielleicht schon unterwegs seien. Eine Woche später meldet Fürstenberg, welcher damals für Frankfurt im Regiment saß, der Reichstag sei noch in weitem Felde. Am 1. Oktober berichtet der neue Abgeordnete Frankfurts zum Reichstage, Haman von Holzhausen, es sei noch nicht sicher, ob der Reichstag zustande komme; am 9., es heiße, das Regiment wolle einen andern Reichstag ausschreiben. Erst am 17. November konnte der Reichstag eröffnet werden.

Wie weit es damals im Reiche mit der Auflösung aller politischen Zucht und Zuverlässigkeit gekommen war, sehen wir hier mit besonderer Deutlichkeit am Verhalten der Städte. Sie hatten im Sommer einen Tag in Eßlingen abgehalten, dort über ihre mannigfachen Beschwerden gegen das Regiment und dessen Reformpläne verhandelt und endlich beschlossen, daß alle Städte ihre Boten zu dem auf den 1. September ausgeschriebenen Reichstage nach Nürnberg senden sollten, und zwar so, daß sie dort spätestens acht Tage nach jenem Termin einträfen, damit sie desto stattlicher noch vor Anfang des Reichstags wegen aller ihrer Obliegen und unerträglichen Beschwerden handeln könnten. Diesem Beschlusse kamen nur Straßburg, Lübeck, Hagenau, Goslar und sechs schwäbische Städte nach, die andern entschuldigten ihr Ausbleiben oder ihre Verzögerung damit, sie vermeinten, der Reichstag werde wegen allerlei Aufruhrs und Empörung, so sich allenthalben im römischen Reich erhoben, langsamen Anfang bekommen. Die pünktlich Erschienenen waren natürlich über diese bequeme Klugheit ihrer Freunde sehr ungehalten. Da sich Anfang Oktober ihre Zahl

nur wenig gemehrt hatte, wollten sie abreiten, Ferdinand aber verweigerte ihnen den Urlaub, indem er sie bat, wenigstens noch acht Tage zu warten. Straßburg, Metz, Mülhausen, Ulm, Memmingen und Frankfurt beschlossen nichtsdestoweniger, am 9. Oktober heim zu reiten, da es ihnen im höchsten Grade unwahrscheinlich war, daß der Reichstag zustande kommen werde, wie sehr sich auch Ferdinand und das Regiment bemühten, die Stände herbei zu holen. Den Städten verweigerten sie abermals kategorisch den Abschied. Da diese nun so widerwillig in Nürnberg festgehalten wurden, ihre Zahl allmählich denn doch auch etwas gewachsen war, obwohl verschiedene der Erschienenen trotz aller Verbote die Heimreise angetreten hatten, machten sie sich an die Beratung ihrer Beschwerden. Der darüber aufgesetzte Abschied beginnt mit einer Klage über die Städte selbst, welche dem Eßlinger Beschlusse so übel nachgekommen seien. Damit sich in Zukunft so verdrießliche Erfahrungen nicht wiederholen, werden strengere Anordnungen getroffen. Wenn der Reichstag bis Georgi, also bis Ende April 1523 nicht zustande kommt, so soll vorher ein neuer Städtetag berufen werden. Diesen müssen alle Städte persönlich beschicken, die bisher übliche Vertretung wird nicht zugelassen werden, da sich unter den Städten allerlei Irrung, besonders des Sitzes wegen, erhoben hat, mit deren Beilegung immer viel Zeit verloren wird. Auf dem nächsten Tage sollen diese Streitigkeiten ein für allemal geschlichtet werden, dafür muß jede Stadt ihren eigenen Boten senden. Da aber auf dem gegenwärtigen Tage viele Städte dem Eßlinger Beschlusse zum großen Verdrusse und empfindlichen Nachteil der pünktlich Erschienenen sehr übel nachgekommen sind, so soll in Zukunft gegen die Ungehorsamen eingeschritten werden. Man ist begierig zu hören wie. Der Abschied sagt: „wurde sich dann derselbigen ungehorsamen stat in kunftiger zeit etlich obligen und unträglich beschwerd zutragen, soll es gehalten werden inmaßen sich auch die erbaren stett zu Eßlingen entschlossen.“

Also ein Beschluß, welcher sich soeben in eklatanter Weise als völlig unwirksam erwiesen hatte, wurde einfach wiederholt*).

Inzwischen hatten die Dinge an der Mosel längst eine überraschende Wendung genommen. Sickingen hatte am 14. September von Trier abziehen müssen, obwohl dem bedrohten Kurfürsten noch von keiner Seite Hilfe geworden war. Nach der höhnischen Weise, auf welche der Ritter die Mahnung des Regiments zum Frieden zurückgewiesen hatte, wäre es durchaus berechtigt gewesen, sofort strafend gegen ihn einzuschreiten. Nach der Stellung, welche Ferdinand von vornherein gegen ihn eingenommen hatte, und nach der nahen Beteiligung des Pfalzgrafen Friedrich an diesem Handel sollte man meinen, daß diese beiden auf energisches Vorgehen gedrungen haben würden. Welche Verhandlungen darüber im Regiment stattgefunden haben, wissen wir nicht; es scheint, daß die Frage Schwierigkeiten gemacht habe, ob man trotz dem Vorgefallenen über Sickingen aburteilen dürfe, ohne ihn geladen zu haben. Endlich unter dem 8. Oktober, in einem Augenblicke, wo der Kriegslärm völlig verstummt war, wurde über Sickingen, alle seine Anhänger und Vorschieber die Acht verkündet. Ferdinand trat dabei persönlich hervor: er verlas öffentlich das Mandat and zerriß darauf der Uebung gemäß das Papier, auf dem es stand**).

Dieser entweder zu späte oder zu frühe Akt konnte das Ansehen des Regiments nicht mehren; die einen warfen ihm Unthätigkeit, die andern Voreiligkeit vor. Trotz der Anwesenheit des kaiserlichen Statthalters hatte es sich außer stande gesehen, solange der Krieg währte, etwas Wirksames für Herstellung des Friedens zu thun. Wenn es jetzt gegen die über einen großen Teil Oberdeutschlands zerstreuten Anhänger

---

*) „Abschid der potschaften der Frey- und Reichsstätt, so itzo uff furgeschlagenen Reichstag zu Nurmberg versammelt gewesen.“ Frankf. R.T.A. Bd. 36.

**) Berichte Holzhausens vom 8., 9. und 10. Oktober.

Sickingens die Acht schleuderte, so fürchteten viele davon großen Unrat; nun werde, klagte man in Nürnberg, niemand auf den Straßen fort können. Derweilen hatten der Kurfürst von Trier, der Pfalzgraf und der junge Landgraf Philipp von Hessen in Oberwesel getagt und beschlossen, auf eigene Hand am Rhein Ordnung zu schaffen, ohne sich um das Regiment zu kümmern.

Dieses hatte kaum über Sickingen sein Verdikt gefällt, als eine ungarische Botschaft mit achtzig Pferden in Nürnberg einritt, um die Blicke vom Westen auf den fernen Osten zu lenken. Zugleich kamen die Bischöfe von Augsburg und Würzburg, letzterer mit zweihundert Pferden. Allmählich rückte denn doch die Möglichkeit heran, den so lange hinausgeschobenen Reichstag zu beginnen. Als dann endlich im November Ferdinand, von den Bischöfen von Trient und Salzburg, Hans von der Planitz und dem kaiserlichen Rat Dr. Lamparter begleitet, die Eröffnung vornahm, mußte er doch noch die Stände bitten, jetzt die auf den 1. September angesetzten Verhandlungen vornehmen zu wollen, worauf die Stände allerdings eingingen, aber dringend baten, der Statthalter möge die vielen, welche noch fehlten, zu schleunigem Kommen mahnen. Holzhausen bemerkt dazu mit dem üblich gewordenen Pessimismus, es werde wohl ein Spiegelfechten und langsam Handeln werden; die Kurfürsten und die meisten Fürsten würden schwerlich vor Dreikönigstag kommen. Ganz so schlimm wurde es aber nicht. Der Kurfürst von Mainz, welcher mit den Verbündeten Triers in Konflikt geraten war, erschien schon nach wenigen Tagen; bald zählte man außer ihm acht Erzbischöfe und Bischöfe; aber weltliche Fürsten waren bis zum 2. Dezember nur drei erschienen, unter denen Herzog Ludwig von Bayern allein eine gewisse Bedeutung hatte.

Ferdinand erwartete, wie wir hörten, für sein wesentlichstes Interesse, die Verteidigung Ungarns gegen die Türken, vom Reiche so gut wie nichts. Trotzdem mußte er ja sein

möglichstes thun, um die Stände wenigstens zur Ausführung dessen zu bewegen, was sie schon auf dem vorigen Reichstage für Ungarn bewilligt hatten. Am 19. November erschien zuerst ein päpstlicher Nuntius, dann am Nachmittage die ungarische Botschaft vor den Ständen, um sie mit vereinigten Anstrengungen zu energischer Aktion gegen den Feind der Christenheit zu bestimmen. Das Regiment, in welchem jetzt Ferdinand außer den kaiserlichen Räten an dem Erzbischof Matthäus Lang von Salzburg und dem Bischof Bernhard Cles von Trient vortreffliche Stützen hatte, war selbstverständlich geneigt, seine Wünsche zu unterstützen. Aber kaum war die ungarische Sache vorgebracht, so kamen vom Rhein abermals beunruhigende Nachrichten. Die drei verbündeten Fürsten hatten begonnen, Sickingens Anhänger auf eigene Hand zu züchtigen; Sickingen erwiderte mit Fehdeerklärungen, worin er sich kaiserlicher Majestät Rat, Kämmerer und Hauptmann titulierte. Dazu meldete Pfalzgraf Friedrich, im Elsaß laufe das Volk zusammen, daß man einen Bundschuh fürchte. Dieselbe Kunde hatte der Bischof von Straßburg. Endlich vernahm man von einer großen Versammlung des fränkischen Adels in Schweinfurt, von der man fürchtete, daß sie für Sickingen Partei ergreifen werde.

Man kann denken, welche Neigung die Stände unter diesen Verhältnissen besaßen, gegen den Türken auszuziehen, da man den Brand im eigenen Hause nicht zu löschen wußte. Sogar der Vortrag, mit welchem das Regiment am 20. November den Reichstag begrüßte, konnte nicht umhin, die häusliche Not in den Vordergrund zu rücken, „wie jetzt allenthalben im heil. Reich großer Aufruhr und Empörung sei und noch beschwerlicher und größer zu werden drohe, wenn nicht mit zeitlichem Rat darein gesehen werde.“ Er klagte bitter, daß trotz dem Beschlusse des letzten Reichstags, es sollten alle Kurfürsten, Fürsten und anderen Stände sich persönlich zum 1. September einfinden, man dritthalb Monate habe warten müssen, ehe nur

ein Beginn der Verhandlungen möglich geworden, wo doch dem Reiche so große Beschwerungen oblägen.

Die Verhandlungen mit den Ungarn zogen sich in verschiedenen Ausschüssen einen Monat lang hin. Am 19. Dezember erklärte man ihnen, man teile zwar ihren Wunsch, im nächsten Sommer etwas Tapferes gegen den Türken zu thun, griechisch Weißenburg wieder zu erobern, halte es aber nicht für möglich, denn vom Kaiser, Papst und anderen großen Potentaten sei bei gegenwärtigen Kriegsläufen nicht viel zu erwarten, Ungarn aber und das Reich allein seien dafür nicht stark genug. Die Reichshilfe werde nicht nur durch den Ungehorsam einiger Stände geschwächt, sondern auch dadurch, daß der Kaiser versprochen habe, den Romzug mit dem notwendigen Geschütz auszurüsten, das nun fehle. Außerdem sei den Ständen bei den Widerwärtigkeiten und Empörungen, welche sie jetzt untereinander haben, fast beschwerlich, die geforderte Hilfe zu leisten. Trotz alledem wollen sie 4000 Knechte für sechs Monate senden, wovon aber fünf Wochen für Hin- und Rückmarsch abzurechnen. Dazu müssen die Ungarn das Geschütz in bestimmter Zahl stellen, für Munition, Waffen, Rüstungen, Proviant u. s. w. sorgen, daß die Knechte das um ein „ziemliches Geld" kaufen können; sie müssen denselben 1000 Reisige beigeben, um sie vor Ueberfällen zu schützen; sie müssen die böhmischen Stände zu ebenso starker Hilfe bestimmen und vor allem von ihnen Sicherheit verlangen, daß sie nichts Feindseliges gegen das Reich vornehmen, wovon die Rede geht*).

*) „Entlicher abschid der Reichsstend, so sie der hungarischen Botschaft . . . gegeben auf freitag nach Lucie a. 22" Frankf. R.T.A. Bd. 38. Dagegen schreibt Holzhausen den 15. Dezember, am Tage zuvor hätten die Stände den Ungarn zwei Viertel des Romzugs zu Fuß bewilligt (also 10000 Mann); aber man meine, daß daraus nur 4000 Mann zu bekommen seien. Das Aktenstück ist natürlich eine zuverlässigere Quelle als die nicht selten ziemlich wirren Berichte Holzhausens. Planitz schreibt unter dem 26. Dezember, man habe die ungarische Botschaft mit der Zu-

Ferdinand war natürlich mit einer so geringfügigen und so verklausulierten Zusage wenig zufrieden. Fast leidenschaftlich unterstützte er die Bitte der Ungarn, ihnen noch weitere 2500 Mann zu senden. Aber die Frage war, ob sie nur jene 4000 wirklich erhalten würden. Denn von allen Seiten erhob sich der Ruf nach Ringerung des Anschlags, nicht nur von den Städten, sondern auch von Fürsten. Dazu scheint jetzt Ferdinand bei allem Eifer und Interesse gegen die Türken den Versuch gemacht zu haben, seine eigenen Lande mit Berufung auf jene ihm von Karl bestätigten Privilegien von der Türkensteuer zu befreien*).

Nun aber geschah noch Schlimmeres. Die Städte erhoben, wie wir wissen, mit Recht bittere Beschwerde über ihre ungebührliche Belastung. Sie hatten dem Regiment schon Anfang November gedroht, wenn man diese und andere Beschwerden nicht abstelle, würden sie zu der Türkenhilfe nichts beitragen, da der Romzug dazu nicht verwendet werden könne. Jetzt forderten sie, daß sie ihren Beitrag in Leuten, nicht in Geld stellten, wie die anderen Stände wollten. Am Morgen des 16. Dezember begehrten diese von den Städten Zustimmung zu ihrem Beschluß. Da diese baten, ihnen bis zum Nachmittag Bedenkzeit zu geben, wurde ihnen das abgeschlagen mit der Motivierung, das sei bisher nicht Brauch gewesen; was der Kurfürsten, Fürsten und anderen Stände des Reichs Wohlgefallen gewesen, das hätten sich die Städte genügen lassen und ebenfalls verwilligt. Das machte nun auf die längst gereizten Abgesandten der Städte einen gar bösen Eindruck.

---

sage abgefertigt, auf 6 Monate 4000 Mann zu stellen; die Hilfe sei angeschlagen auf zwei Viertel des Romzugs „welchs sich billig auf 10000 Mann erstrecken solde. Man getrawet aber kaum so vill davon einzubringen, das damit 4000 knecht mogen die 6 monat lang erhalten werden, das doch vast beschwerlich." Rechne man auch die früher auf 3 Monate bewilligten 3000 Mann hinzu, „so werden aus 20000 Mann kaum 6000."

*) So schreibt Holzhausen den 15. Dezember.

„Diese Dinge," schreibt Holzhausen, „sind schrecklich und meines Erachtens gefährlich zugangen, desgleichen auf keinem Reichstage nicht mehr gehört oder vernommen." Man müsse fürchten, die Absicht der Fürsten gehe dahin, den Städten auf dem Reichstage nicht mehr Stand und Stimme zu geben. Sofort erging an alle Städte, welche noch immer keine Vertreter geschickt, die dringende Mahnung, keinen Augenblick länger zu säumen. Ihnen drohe unerhörte Belastung*).

So schien das Reich auf allen Seiten aus den Fugen gehen zu sollen. Hier war der offene Krieg zwischen Adel und Fürsten entbrannt, da sah sich das Bürgertum zu erbitterter Opposition gedrängt. Statthalter und Regiment standen ohnmächtig in dem Tumult. Und schon vorher war ein noch schwererer Zwist auf die Tagesordnung gesetzt: am 10. Dezember hatte der päpstliche Nuntius vor den Ständen Klage erhoben gegen Luther, dessen unerhörte Ketzereien die Christenheit mit größerer Gefahr noch bedrohten, als selbst der Türke.

---

*) Holzhausen an Frankfurt den 17. Dezember. Die Boten der Städte an alle Reichsstädte den 19. Dezember. Nach jenem Bericht Holzhausens könnte es scheinen, als sei jener Konflikt zwischen Ständen und Städten schon am 11. erfolgt. Da aber sein Brief vom 15. Dezember noch vollständig darüber schweigt, habe ich den 16. angenommen.

Papst, Reich und Luther.

Wir haben Adrian VI. in dem Augenblicke verlassen, wo bereits erhebliche Schwierigkeiten zwischen ihm und Karl hervorgetreten waren, über mancherlei Forderungen, welche sie einander nicht bewilligen zu können meinten, hauptsächlich aber über die große Lebensfrage der Zeit, über Krieg oder Frieden unter den Hauptmächten der Christenheit. Wir können es nicht wohl bezweifeln, daß in Adrian die alte Anhänglichkeit an seinen Zögling noch immer lebendig war. Wir hören, daß er über die Erfolge Karls in Italien seine große Freude kundgab; Hurtado de Mendoça bemerkt, indem er das meldet, der Papst sei ebensowenig ein Anhänger Frankreichs als er, dem die Franzosen den Vater getötet. Die erneuerte Einladung des Königs Franz, er möge durch Frankreich nach Rom gehen, lehnte er ab, weil er sich bereits für den Seeweg entschieden habe; die Friedensvorschläge desselben nahm er ebenfalls sehr kühl auf. Aber für den Frieden zu wirken, hielt er nichtsdestoweniger für seine heilige Pflicht. Um zunächst einen Waffenstillstand herbeizuführen, sandte er um den Anfang Juni den Erzbischof von Bari nach Frankreich, den Bischof von Astorga nach England*). Wie dessen Ermahnungen dort An-

*) Mendoça an Karl, Tarragona den 6. Juni. Bergenroth p. 428 f.

fang Juli von Heinrich und Karl zurückgewiesen wurden, haben wir bereits gehört.

Seit das Bündnis zwischen diesen beiden perfekt geworden war, bestand in der That zunächst keinerlei Aussicht für Adrians Friedenspolitik, wenn sich nicht Frankreich bis zu einem Grade demütigte, den niemand erwarten konnte. Nachdem dann Karl in Spanien von neuen Siegesnachrichten begrüßt worden war und er sich in überraschender Weise von dem eben noch rebellischen Lande gehuldigt sah, konnte er noch weniger geneigt sein auf Adrians Wünsche einzugehen. Als er in Spanien landete, weilte Adrian noch in Tarragona. Sofort schickte er an ihn einen Boten, um ihn zu einer Zusammenkunft einzuladen. Es waren jetzt über sechs Monate seit Adrians Wahl verflossen und es konnte nicht wohl darauf ankommen, ob seine Ankunft in Rom sich noch um einige Wochen verzögere, während eine Unterredung mit dem Kaiser möglicherweise zu wichtigen Resultaten führte. Aber Adrian muß wohl wenig Hoffnung gehabt haben, durch persönliche Einwirkung Karl für seine Anschauung zu gewinnen; er mag eher das Gegenteil gefürchtet, oder doch besorgt haben, daß eine solche Zusammenkunft ihn noch mehr in den Verdacht der Parteilichkeit für den Kaiser bringe. Er lehnte deshalb die Bitte desselben ab: alle Nachrichten aus Rom, Genua und anderen Orten Italiens ließen seine Anwesenheit in Rom als so dringlich erscheinen, daß er seine Abreise, zu der jetzt alles bereit, nicht länger aufschieben könne. Er bewies dem Kaiser wiederum seine Anhänglichkeit dadurch, daß er ihm einen Wink gab, wie er die d'Albrets für sich gewinnen könne, und daß er ihn von Umtrieben des Königs von Dänemark mit Frankreich unterrichtete; kurz vorher hatte er ihm geschrieben, wenn er die Anerbietungen Frankreichs annehme, ihm zur See das Geleit zu geben, könne ihm das vielleicht Gelegenheit bieten, Andrea Doria für Karl zu gewinnen. Aber diese freundliche Gesinnung hinderte ihn nicht, seine Ermahnungen zum Frieden nachdrücklich zu wieder-

holen. Im Gegenteil, seine Freundschaft für den Kaiser läßt ihm den Frieden erst recht wünschenswert erscheinen. Denn Karl kann unmöglich die Mittel für Fortsetzung des Kriegs aufbringen. Er wird sehen, wie erschöpft Spanien ist, wie dringend er des Friedens bedarf, um gute Ordnung in dem Lande herzustellen. Adrian weiß wohl, wie Karls Ansicht der seinigen entgegensteht, wie derselbe meint, es gebe keinen sicheren Frieden, wenn nicht König Franz so viele Federn ausgerissen würden, daß er nicht mehr fliegen könne, wie er wolle. Aber er soll doch an die furchtbare Gefahr denken, welche der Christenheit von der großen und tyrannischen Gewalt und der Wut des Türken droht; wenn er vor allem dem Glauben und der Christenheit dient, wird ihm Gott den Sieg über alle seine Feinde geben*).

So schrieb Adrian in dem Augenblicke, da er in Tarragona das Schiff besteigen wollte. Seine Fahrt ging unbelästigt, wenn auch langsam von statten. Da er in Villafranca landete, ließ ihm König Franz erneute Friedensanträge überbringen, welche ihm Anlaß gaben, von neuem in Karl zu dringen. Dieser entgegnete, auf das beharrlichste habe er zu eigenem Schaden am Frieden festgehalten, bis ihn Frankreich zum Kriege gezwungen; jetzt sei er mit England so verbunden, daß er ohne dessen Zustimmung nichts thun könne. Am 29. August hielt Adrian seinen Einzug in Rom, nicht mit der Pracht der früheren Päpste, nicht mit der weltlichen Eleganz Leo's. Der Zustand der ewigen Stadt war der traurigste, der sich denken läßt. Seit Leo's Tode hatte in ihr und dem ganzen Kirchenstaate eine kaum verhüllte Anarchie geherrscht. Während die Kardinäle die päpstlichen Paläste ausraubten, sogar die Kapellen nicht verschonten**), bedeckte sich das Land mit großen

*) Adrian an Karl, Tarragona den 5. August. Gachard p. 104 ff. Vergl. den Brief vom 27. Juli bei Lanz 1, 63 f.

**) Manuel an Karl, Rom den 1. März.

und kleinen Räubern. Diesem Greuel zu steuern hatte Adrian den besten Willen, aber geringe Macht und, man kann das wohl kaum leugnen, auch geringes Geschick. Obwohl er ja nun seit sechs Jahren in großen Geschäften gestanden hatte, überwogen in ihm noch immer die Eigenschaften des stillen Gelehrten, der sich nach einfacher Zurückgezogenheit sehnte. So schrieb er einmal nach Rom, man solle ihm ein Haus mit einem kleinen Garten einrichten, da wolle er leben. Manuel konnte das nicht verstehen, da ihm Gott in Rom die schönsten Paläste bereitet habe. Seine erregbare Stimmung machte ihn gegen die einen übertrieben argwöhnisch, gegen die anderen ebenso vertrauensvoll. Selbst Hurtado de Mendoça, der es sich doch zum Berufe gemacht zu haben schien, seinem Herrn den Papst im günstigsten Lichte zu zeigen, mußte bekennen, Adrian sei so abhängig von seinen Dienern, daß der Kaiser dieselben notwendig gewinnen müsse. Er fand schon deshalb die Zusammenkunft mit dem Papst notwendig, damit wenigstens dessen Haushalt in Ordnung gebracht werde; schon als Kardinal habe er sein Leben nicht einzurichten verstanden; wenn er es in Rom ebenso mache, werde er sich viele und große Schwierigkeiten schaffen. Während er am 7. Juli jene Bemerkung über Adrians Abhängigkeit von seinen Dienern machte, schrieb er am 26.: „er wird immer seinen Willen thun, er vertraut weder seinen Dienern noch sonst jemand“ *).

Mit den italienischen Verhältnissen unbekannt, wie es scheint sogar der italienischen Sprache wenig mächtig, sah sich nun dieser vortreffliche, aber unbeholfene Mann in die schwierigste Lage von der Welt versetzt. Von allen Seiten stürmten Forderungen, Wünsche, Ratschläge auf ihn ein, die meisten eigennützig und verderblich. Er konnte sie ablehnen. Er that es, wenn er sie durchschaute. Aber die in Rom heimische

*) Mendoça an Karl, den 7. und 26. Juli. Bergenroth p. 452 und 460.

Schlauheit verstand zu täuschen, besonders einen Mann, dem italienische Geriebenheit so fremd war*). Manuel, von dem Mendoça meinte, er allein könne den Papst retten, hatte frühzeitig eine sehr geringe Meinung von ihm gefaßt und dadurch gekränkt, daß Adrian den schlimmsten Anklagen gegen ihn Glauben schenkte, seine Abberufung von Rom erbeten. Er erwartete dennoch des Papstes Ankunft, um zu versuchen, was er bei ihm ausrichten könne, gab aber rasch jede Hoffnung auf. Er habe, schrieb er Karl, mit dem Papst häufig über dessen eigene Angelegenheiten geredet, es werde aber umsonst sein; der Charakter des Papstes sei so schwach und unentschlossen, daß er nichts von dem thun werde, was er ihm geraten; er sei im höchsten Grade unwissend, nicht nur in betreff der italienischen Dinge, sondern auch über das, was in anderen Teilen der Welt vorgehe. Seine Schwäche und sein Geiz werde ihm nicht gestatten, irgend etwas zu Gunsten des Kaisers zu thun**).

Ein Mann von dem energischen, aber einseitigen politischen Verstande Manuels konnte eine Natur wie die Adrians gar nicht verstehen. Er sah die nächste und natürlichste Pflicht des Papstes im engsten Anschlusse an den Kaiser, dem er alles verdanke, der ihm allein dazu verhelfen könne, wirklich Papst zu sein. Sobald er wahrnahm, daß Adrian das nicht thun werde, erfüllte er sich mit übertriebenem Mißtrauen gegen ihn. Seit er Spanien verlassen, schrieb er dem Kaiser, habe er mit Frankreich geheime Verhandlungen geführt. Adrian hatte vielmehr dem Kaiser ganz offen über die Unterredungen in Villafranca berichtet. Er habe sich nicht überwinden können, ge-

---

*) I quali (Italiani) il più delle volte lo ingannavano. Franc. Vettori p. 347.

**) Manuel an Karl den 1. u. 22. März (Adrian ist ein Mann, „der auf hundert Wegen betrogen werden kann."), 15. April, 26. Juli, 8. Oktober. Bergenroth.

stand Manuel, einem solchen Papst für den Kaiser Obedienz zu leisten, das bleibe seinem Nachfolger überlassen. Auf der anderen Seite war in Adrian, der eine Weile eingeräumt, er habe Manuel Unrecht gethan, gegen diesen das ärgste Mißtrauen Herr geworden. Bei dieser gegenseitigen Stimmung genügte ein geringer Anlaß, um einen ärgerlichen Konflikt herbeizuführen. Anfang Oktober verließ Manuel Rom, um dem Herzoge von Sessa Platz zu machen. Da er in Oberitalien den Zustand der kaiserlichen Armee, die man weder zu zahlen noch zu ernähren wußte, sehr bedenklich fand, gab er Befehl, daß Abteilungen derselben in Parma, Piacenza und Reggio einquartiert würden. Darin sah nun Adrian eine schwere Kränkung der Kirche, der jene Städte gehörten, um so mehr, da er schon vorher mit Manuel über Modena und Reggio in Streit geraten war. Er hatte nämlich mit Ferrara über den Verkauf dieser beiden Plätze verhandelt, Manuel aber dagegen protestiert, da sie dem Kaiser gehörten. Da er nun von jenen Einquartierungen hörte, schäumte sein lange genährter Aerger über. Hatte er schon in Spanien geklagt, er werde vom Kaiser schlecht für seine Dienste belohnt, so sah er jetzt in jenem Verfahren Manuels schwersten Undank. Er klagte öffentlich über den Kaiser; statt, wie dieser oft dringend gebeten hatte, die noch immer aussichtslos sich hinschleppenden Verhandlungen mit Venedig zu fördern, hemmte er sie*).

Zugleich war der große Gegensatz der kaiserlichen und päpstlichen Politik in Bezug auf die Friedensfrage stetig gewachsen. Bald nach seiner Ankunft in Rom schrieb Adrian dem Kaiser, wenn er in Rom wäre, die kläglichen Nachrichten von Rhodus, dem noch immer keine Hilfe werde, die Angstrufe aus Sicilien, Neapel und Ungarn hörte, so würde er

---

*) Das undatierte Konzept Gattinara's, das Bergenroth S. 484 gibt, kann selbstverständlich nicht in den September, sondern frühestens in den Oktober gesetzt werden.

Thränen vergießen und sich nicht länger sträuben, dem gottlosen Kriege unter den christlichen Mächten ein Ende zu machen. Karl erwiderte, er habe für Rhodus gethan, was nur irgend möglich; der Papst möge ihm nur die Hand reichen, um Italien für immer den Franzosen zu versperren, dann werde man um so stattlicher gegen die Türken auftreten können. Adrian aber, inzwischen durch jene Vorfälle mit Manuel gereizt, schlug einen scharfen Ton an: wenn einmal Rhodus und Ungarn verloren gegangen seien, würde die Macht des Kaisers und aller anderen Fürsten dieses Unheil nicht gut machen können; er müsse sich sehr über jeden christlichen Fürsten wundern, der in solcher Zeit und bei solcher Not der Christenheit noch Sonderinteressen nachgehen könne. Dann auf den Streit über Parma, Piacenza und Reggio übergehend, meinte er, wenn Manuel, wie doch wohl kaum anders anzunehmen, so auf kaiserlichen Befehl gehandelt habe, so müßte er bekennen, daß das wenig der Liebe entspreche, welche der Kaiser stets beteure, und daß die ihm so oft verheißene Gunst bisher lediglich in Worten bestanden habe*).

Adrian hatte gewiß allen Grund, mit der weltlichen Politik seines Zöglings unzufrieden zu sein, welche die Christenheit den schwersten Gefahren aussetzte. Als Papst konnte er gar nicht anders handeln als er that. Er mußte immer wieder und immer lauter nach Frieden rufen, wenn er sah, wie zur Rettung von Rhodus so gut wie nichts geschah, wenn er von der verzweifelten Hilflosigkeit Ungarns hörte, dessen Gesandte nicht müde wurden, die Kurie anzuflehen. Aber so begreiflich wir dieses Verhalten Adrians finden, so sehr wundern wir uns, daß er in seinen Ermahnungen an den Kaiser ganz und gar von einem anderen dringenden Grunde zum Frieden schweigt, von der der Kirche in Deutschland drohenden Gefahr. So-

*) Siehe Adrians Briefe an Karl aus September, Oktober und November bei Gachard, besonders den vom 21. November S. 135 f.

lange er in Spanien weilte, war es ja natürlich, daß ihm die deutsche Ketzerei, welche er wohl durch das Wormser Edikt ausgerottet glauben mochte, ganz aus dem Gesichtskreise entschwand. Als er dann am 29. August vor dem Einzuge in Rom eine lange Anrede des Kardinalskollegiums zu hören bekam, war da viel von der Türkennot und anderen Dingen, aber nicht ein Wort von der deutschen Ketzerei zu vernehmen*). Es schien, als wenn für die Väter der Kirche Luther noch immer nicht vorhanden wäre. Das entsprach ja nur durchaus der absolut weltlichen Gesinnung, welche unter den Kardinälen herrschte; aber Adrian war doch ein ganz anderer. Und er kannte ja den katholischen Eifer des Kaisers, welcher seiner Wahl hauptsächlich deshalb zugejubelt hatte, weil sie beide nun mit vereinigten Kräften den Kampf gegen alle Irrtümer und Abweichungen durchführen könnten. Wie ist es da erklärlich, daß Adrian in keinem seiner Briefe an Karl Luthers auch nur andeutungsweise erwähnt? Denn in Rom wurde er doch bald genug gewahr, daß mit dem Wormser Edikt die Sache nicht abgethan sei; bereits Anfang Oktober fertigte er einen Gesandten an Kurfürst Friedrich ab, um ihn dafür zu gewinnen, daß er auf dem bevorstehenden Reichstage zusammen mit „so vielen rechtgläubigen Fürsten für die Heilung so großer Uebel" sorge**).

Da der Kaiser bald nach der Aechtung Luthers Deutschland verlassen und niemand an seiner Stelle für ihre Durchführung gesorgt hatte, war es ganz in das Belieben der einzelnen Stände gestellt geblieben, ob dieselbe beachtet oder auch nur bekannt gemacht werden sollte oder nicht. Abgesehen von einigen besonders eifrigen Fürsten, wie Herzog Georg von Sachsen, und den von der Neuerung persönlich bedrohten Prälaten, dürfen wir annehmen, daß das Wormser Edikt lange

---

*) Höfler, Adrian S. 193 f.

**) Adrian an Kurfürst Friedrich, Rom den 5. Oktober.

gar nicht einmal publiziert worden ist. Selbst solche Kirchenfürsten, welchen, wie dem Erzbischof Christoph von Bremen, Luther höchst widerwärtig war, fanden es unnötig, für die gehörige Kundmachung zu sorgen, so daß Bremen noch im Dezember 1522 erklären konnte, es habe die Erlasse gegen Luther noch gar nicht gesehen*). Selbstverständlich hatten die von geistlicher Gewalt unabhängigen Städte, unter deren Bürgern Luther fast überall zahlreiche Anhänger zählte, das Edikt völlig ignoriert. Der vorsichtige Rat Nürnbergs, wo freilich die neue Lehre stärkere Wurzeln geschlagen hatte als in einer anderen Reichsstadt, ließ sich selbst dadurch, daß die Reichsorgane in seiner Mitte Residenz nehmen sollten, lange nicht bewegen, das Edikt zu publizieren. Erst Mitte Oktober beschloß die Mehrheit desselben „aus beweglichen Ursachen" die Acht am Rathaus anzuschlagen. Damit wollte er denn aber auch seine volle Schuldigkeit gethan haben**).

In dieser Lage fand das Regiment die Sache, als es im Herbst 1521 seine Thätigkeit begann. Zunächst war von den religiösen Dingen, soviel wir wissen, keine Rede; als aber am 2. Januar 1522 Herzog Georg persönlich eintrat, begann er sofort den Kampf gegen die Ketzerei. Den Vertretern seines Nachbarn, des Kurfürsten Friedrich, erklärte er offenherzig, wenn er nicht mit Gewalt dazu thäte, würde sein Land „schier gar ketzerisch"; alle wollten die böhmische Weise annehmen und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genießen. Er aber gedenke diesem Wesen mit Gewalt zu wehren, wie er denn bereits eine Anzahl Bürger in den Turm habe werfen lassen. Es sei eine der dringendsten Aufgaben des

*) Iken, Heinrich von Zütphen S. 45.

**) Nach dem Ratsbuche (Kopie Lochners im Nürnberger Stadtarchiv Bd. 12) beschloß er, alsbald nach geschehenem Anschlag „darüber vor notari und zeugen zu protestiren, das ein erber rat damit der kaiserl. Majestät gepott voll volg gethan haben."

Regiments, gegen dieses Unwesen einzuschreiten, das die Christenheit so schlimm bedrohe, wie der Türke. Wenn nun ein Fürst von dem Ernst und dem Ansehen des Herzogs Georg mit diesem Begehren auftrat, wenn er darauf hinwies, mit welcher Energie der Kaiser sein Edikt in den Niederlanden durchführe, was ließ sich ihm entgegnen? Kaiser und Reich hatten Luther und alle seine Anhänger geächtet. Das Regiment, welches an Kaisers Statt Recht und Gesetz handhaben sollte, konnte sich der Forderung gar nicht entziehen, das Reichsgesetz gegen die Ketzerei zu vollstrecken. Solange es Gesetz war, mußte man seine Beobachtung fordern, oder man verkündete Gesetzlosigkeit. So wurde denn auch unter dem 20. Januar ein Mandat erlassen, welches gegen die Neuerungen, namentlich gegen die Aenderungen beim Abendmahl und die Priesterehe einzuschreiten befahl*). Auch an Kurfürst Friedrich wurde ein Schreiben in demselben Sinne erlassen. Herzog Georg war dadurch aber in keiner Weise befriedigt. Es kam ihm sehr zu statten, daß eben jetzt das Treiben Karlstadts in Wittenberg, der Unfug der Propheten in Zwickau auch solche erschreckte, welche Luther gern gehört hatten. Er mahnte unablässig im Regiment, für energische Ausführung des Mandats zu sorgen; er wollte auch den Kaiser von den neuesten Vorgängen in Sachsen unterrichtet wissen. Das wäre ja ganz in der Ordnung gewesen. Aber die Herren vom Regiment, welche die Gesinnung des Kaisers und seiner Umgebung kannten, fürchteten, es möchte dann „die Heftigkeit vorgenommen, dadurch vielleicht großer Aufruhr im Reich verursacht und das ganze Regiment zerrüttet werden“. Mit Mühe wurde die vom Bischof von Bamberg unterstützte Absicht des Herzogs Georg vereitelt**).

Planitz erwartete mit Bestimmtheit, daß, wenn die Fürsten zum Reichstage kämen, Herzog Georg die Sache nachdrücklich

---

*) Walch 15, 2616 ff.

**) Planitzens Berichte vom 2., 16., 28. Januar und 19. Februar.

zur Sprache bringen werde; hauptsächlich deshalb fand er dringend wünschenswert, daß sein Kurfürst ebenfalls erscheine. Der Nürnberger Rat fürchtete wohl das Gleiche und erließ deshalb unter dem 14. Februar eine strenge Weisung an seine Prediger, auf der Kanzel nicht von Zwietracht des Glaubens zu reden. Es sollte aber ganz anders kommen, obwohl inzwischen durch Luthers offene Rückkehr nach Wittenberg seinen Gegnern der stärkste Anlaß geboten wurde, von den Reichsorganen die Vollstreckung der Acht zu fordern. Kurfürst Friedrich hatte ja das auch sehr ernstlich besorgt, deshalb alles aufgeboten, Luther in seinem Versteck zurückzuhalten und, da dieser nicht gehorchte, sich von ihm ausdrücklich bescheinigen lassen, daß er dem Willen des Kurfürsten entgegen handle. Sobald es in Nürnberg bekannt wurde, daß Luther trotz kaiserlicher Acht in Wittenberg wieder predige, hatten Herzog Georg, der Bischof von Bamberg und Pfalzgraf Friedrich eine lange heimliche Unterredung. Planitz beeilte sich, zu erklären, Luther habe ohne Wissen und Willen des Kurfürsten gehandelt, man möge diesem deshalb nichts „auflegen". Der Kurfürst selbst überschickte jenes Schreiben Luthers, um zu beweisen, „daß Dr. Martinus mit unserem Willen nicht wieder gen Wittenberg kommen ist". Er fügte hinzu, er habe die Bischöfe von Meißen und Merseburg in ihrem Vorhaben, predigen zu lassen, unterstützt, deshalb eine Antwort auf das Schreiben des Regiments unnötig gefunden; sein Gemüt sei sich „aus göttlicher Gnade als ein christlicher Mensch zu halten". Planitz fürchtete, man werde den Fiskal gegen den Kurfürsten einschreiten lassen. Aber plötzlich wurde es still. Herzog Georg mußte Anfang April Nürnberg verlassen, der Bischof von Bamberg litt am Stein: da hörte man nichts mehr von Luther. Obwohl am Reichstage die geistlichen Fürsten die Oberhand hatten, unter den weltlichen der jenen gleichgesinnte Herzog Wilhelm von Bayern hervorragte, hören wir nicht, daß von Luther auch nur die Rede gewesen. Die geistlichen Herren scheinen sich nur dafür inter=

essiert zu haben, daß sie nicht nach den Vorschlägen des Regiments stark zu den Reichslasten herangezogen würden*).

Es schien, als ob von allen Freunden Roms im Reiche sich einzig und allein Herzog Georg um Luther kümmerte. Der blieb, als er in seine Heimat zurückgekehrt war, ebenso eifrig, als er in Nürnberg gewesen war. Freilich hatte er ja auch, da er sich in seinem Lande von der Bewegung so empfindlich bedroht sah, den dringendsten Anlaß, sie zu bekämpfen. Schon am 30. April richtete er ein bewegliches Schreiben an das Regiment mit Luthers jüngster Schrift, aus der hervorgehe, daß der verwegene Mann nicht nur an all seinen Irrlehren und Mißbräuchen festhalte, sondern auch das Regiment „ganz schmählich, lästerlich und unchristlich ausrufe," als ob es Gott gelästert, indem es gegen seine Ketzerei eingeschritten. Das Regiment werde solche Empörung und Zerüttung der christlichen Kirche sicher nicht dulden**). Der Bote mußte zehn Tage auf Antwort warten, ohne sie dann zu bekommen; man gab ihm nur den mündlichen Bescheid, man sei im Augenblicke, da eben Erzherzog Ferdinand zu kurzem Besuche angekommen, „mit großer Unmuße beladen", wolle aber das Schreiben des Herzogs überlegen und was billig darin verfügen***). Diese Ueberlegung

*) Planitz an Kurfürst Friedrich den 28. Februar, 18. und 22. März, 1. und 5. April. Kurfürst an Planitz den 29. März.

**) Des Herzogs Schreiben von Chmel im Notizenblatt 2, 21 gedruckt. Die von ihm überschickte Schrift war, wie Planitz ausdrücklich bemerkt, die „Von beider Gestalt des Sakraments zu nehmen," wo Luther in seiner derben Weise auch des Regiments gedachte.

***) Planitz, der das am 14. Mai meldet, fügt hinzu, der Herzog habe auch geschrieben, jetzt wisse man doch wohl, wo Luther sei und sein Wesen treibe. Anfangs sei im Regiment große Aufregung gewesen und es hätten einige „große hansen viel beschwerlich wort vornemen lassen". Er habe den Kurfürsten damit verteidigt, daß derselbe an solchem „hohen Schreiben" gewiß kein Gefallen trage und es ohne sein Wissen und Willen geschehen sei. Man habe aber erwidert, Luther dürfe doch nichts ohne Vorwissen seines Fürsten ausgehen lassen. Planitz meint, es werde dem Glauben und der Seelen Seligkeit nichts schaden, wenn sich Dr. Martinus „solcher

scheint aber zu nichts geführt zu haben. Da erschien ein neues Schreiben des Herzogs. Er überschickte Luthers Schrift gegen König Heinrich von England, ein in der That maßlos heftiges Pamphlet, dessen endlos wiederholte Schmähungen auf den König auch Luthers wärmster Verehrer nicht wird verteidigen wollen. Der Herzog hatte vollkommen recht, wenn er schrieb, kaiserliche Majestät werde in dem Druck „merklich geschmäht", der König von England, des Kaisers Verbündeter, „auf das schändlichste angetastet"; wenn man auch den Papst, wie ja heute leider viele thäten, gering schätzte, so würde man doch eine solche Schmähung der christlichen Häupter nicht dulden wollen. Da war es nun in der That eine sehr eigentümliche Antwort, welche das Regiment, in dem freilich damals Kurfürst Friedrich persönlich saß, erteilte, als es dem Herzog am 16. August schrieb, es habe in Luthers Buch päpstlicher Heiligkeit und kaiserlicher Majestät „Schmach mißfällig verstanden", und erwidere dem Herzog, „daß wir kaiserlicher Majestät Schmäh und Schaden, wo wir die erfahren oder sehen, nit geduldén wollten, wie wir dann das nit minder dann Ewer Lieb und Gnaden zu warnen und zu wenden schuldig und geneigt sein"*). So seine Schuldigkeit zugleich anzuerkennen und zu verleugnen (denn es ließ die Sache bei dieser Antwort bewenden), konnte das Regiment doch nur durch peinliche Verlegenheit bewogen werden. Seine Verlegenheit aber konnte nicht größer sein, als die des Kurfürsten Friedrich, der nun schon seit einem halben Jahre seinem gewaltigen und gewaltthätigen Unterthan ohnmächtig gegenüberstand. Die Dinge lagen in der deutschen Welt so, daß das Regiment nicht daran denken konnte, ernstlich gegen Luther einzuschreiten, wenn es nicht riskieren wollte, dasjenige zu entfesseln, was alle Gewalten seit Jahren fürch-

---

schimpflichen und spottischen wort gegen den keiser und das regiment enthielte," wodurch er mit der Zeit viel bösen Willen erregen würde.

*) Die beiden Schreiben, Notizenblatt 2, 24 und 36.

teten, einen zerstörenden Ausbruch der Volksleidenschaften. Um diese Zeit mag Pfalzgraf Friedrich an Ferdinand geschrieben haben, er wolle nicht länger Statthalter bleiben, unter anderem, weil er keine andere Macht habe, um die Ungehorsamen und Missethäter zu zwingen, als bloßes Papier, das in Deutschland wenig wirke*).

Wenige Wochen, nachdem das Regiment seine Ohnmacht Luther gegenüber kundgethan, sah es sich Sickingen gegenüber in derselben Lage. Es schonte da freilich das Papier nicht, aber das Papier erwies sich als so unwirksam, wie der Statthalter geklagt hatte. Nun aber rückte Sickingens Friedensbruch für die Zeitgenossen in unmittelbaren Zusammenhang mit Luthers Auftreten. Jedermann wußte, wie ernstlich der Ritter im vorigen Jahre für Luther Partei genommen hatte, und wer das vor einigen Monaten gedruckte Sendschreiben Luthers an Hartmuth von Kronberg, einen der nächsten Freunde Sickingens, kannte, mit dem Gruß an „alle unsere Freund im Glauben, Herr Franzen und Herr Ulrichen von Hutten", der mußte, wenn er von Sickingens Waffenerhebung hörte, sofort an Luther denken, wie wenig auch dieser in Wirklichkeit mit jenem Abenteuer gemein hatte. Jedenfalls warfen ihn seine Gegner sofort mit dem Ritter zusammen. Planitz mußte schon am 13. September melden, der Kurfürst von Trier schuldige Luther an, er sei die Ursache von Sickingens Ueberzug; nach acht Tagen hatte er zu berichten, mit der Ankunft Ferdinands drohe ein Unwetter gegen Luther aufzuziehen. Der Erzbischof von Salzburg, der ihn begleite, solle ein päpstliches Breve gegen Luther haben; ein ganzes Heer seiner Feinde werde sich versammeln, darunter namentlich die bayerischen Herzöge, welche in ihren Landen ein strenges Verbot gegen ihn

*) Ferdinand an Karl den 2. September: na aultre puissance pour contraindre ou corriger les inobeissans et malfacteurs sinon seullement papier que en Allemaigne fait peu deffet.

erlassen. Natürlich regte sich jetzt Herzog Georg von neuem. Am 3. November richtete er an das Regiment eine abermalige Aufforderung, endlich gegen Luther gebührend einzuschreiten, in der wohlbegründeten Erwartung, es werde in Ferdinands Gegenwart ihn nicht so abfertigen können, wie vor drei Monaten. In der That ließ sich die Sache jetzt sehr anders an. Alle im Regiment bis auf Planitz und den Vertreter Augsburgs erklärten sich gegen Luther. Man beschloß, die Sache dem Reichstage vorzulegen. Ferdinand setzte zur Vorberatung einen Ausschuß ein, in dem der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Trient, der Kanzler von Trier und Dr. Lamparter „bös und sehr bös lutherisch“ waren, wie Planitz schreibt; nur Sebastian von Rotenhan, der Vertreter des Kurfürsten von Mainz, stellte sich freundlicher.

Planitz, den wir jetzt viel entschiedener auf Luthers Seite finden als früher, fürchtete für ihn das Schlimmste. Er wunderte sich deshalb sehr, als der Nuntius Chieregato in seiner ersten Werbung an den Reichstag von Luther ganz schwieg, wie es denn überhaupt wieder still von ihm geworden sei. Am 8. Dezember hatte Planitz eine lange Unterredung mit dem Nuntius, welchem er die Antwort seines Herrn auf ein neues päpstliches Schreiben zu übergeben hatte. Der Nuntius erging sich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken über den Kurfürsten, von dem weder er noch der Papst glauben könne, was man ihm Luthers wegen vorwerfe. Was Luther selbst angehe, so habe er sich durch die Aufdeckung der Mißbräuche in der Kirche große Verdienste erworben; wenn er dabei stehen geblieben sei, so würde er nicht nur gelobt, sondern angebetet und für einen Gott geachtet worden sein. Denn man müsse bekennen, daß viele Päpste nacheinander viel Böses gethan und namentlich Leo alle diese Dinge verschuldet habe. Daß aber Luther auch die Ordnungen der Kirche selbst, die Sakramente, die Autorität der Väter und Konzilien umgestoßen, das sei arg und absurd, dagegen müsse eingeschritten werden. Nun habe Gott einen

frommen, gerechten und heiligen Mann zum Papste erhöht, der alle Unordnungen aus der Kirche entfernen, die Eintracht unter den christlichen Fürsten herstellen und alle gegen den Türken führen wolle. Dem müsse jeder gute Christ die Hand bieten, um auch das Verderben abzuwehren, das von Luthers Sekte drohe. Er bitte, daß Planitz ebenfalls das beste dazu helfen wolle.

Dieser entgegnete, vom Papste hoffe jedermann alles Gute. Was Luther angehe, so müsse er bekennen, daß er nicht verstehe, ob seine Lehre gut oder böse sei, da er kein Gelehrter und Theologe sei. Auch der Kurfürst habe als ein Laie mit Luthers Sache nichts zu thun, sie gehe ihn nicht an. Er könne versichern, daß der Kurfürst seit dem Wormser Tage Luther nicht gesehen, ihm nicht geschrieben oder sonst eine Gemeinschaft mit ihm gehabt habe. Deshalb dürfe man ihm aus Luthers Thun und Schreiben keinen Vorwurf machen. Nun könne man freilich sagen, der Kurfürst solle Luther nicht in seinem Lande leiden. Wenn er das aber thäte, würde dadurch nichts gebessert; im Gegenteil. Wenn man Luther aus Wittenberg vertriebe, so würden viel Aergere die Sache in die Hand nehmen, lehren und predigen, was nicht nur gegen die Ordnungen der Kirche, sondern auch gegen gute christliche Sitten und Gewohnheiten verstoße. Man habe das ja unlängst erlebt, als Luther nicht in Wittenberg gewesen, wo die ärgsten Dinge getrieben worden. Das habe Luther veranlaßt, zurückzukommen, ohne Wissen und Willen des Kurfürsten. Wäre er nicht noch zu rechter Zeit erschienen, so würde ohne Zweifel „eine merklich große Unschicklichkeit allda entstanden sein". Sodann würde seine Vertreibung gar leicht einen Aufruhr veranlassen, und endlich sei zu fürchten, daß er es an einem anderen Orte schlimmer mache. Ueberhaupt lasse sich in dieser Sache mit Gewalt nichts ausrichten. Was nur durch Lehre und Schrift hervorgerufen, lasse sich nur durch Lehre und Schrift beseitigen. Man müsse Christum um seinen Beistand

bitten, müsse verständige, gelehrte Männer zu friedfertiger Erörterung mit Luther zusammenrufen und endlich alles einem Konzil vorlegen. Dem Nuntius schien diese Auseinandersetzung wohl zu gefallen*).

Aber zwei Tage später hielt er seinem Auftrage gemäß vor dem Reichstage jenen Vortrag, der sehr anders lautete. Auch in den Aktenstücken, welche er später den Ständen mitteilte, seiner Instruktion und einem Breve vom 25. November, war von irgend einer Anerkennung eines ursprünglichen Verdienstes Luthers keine Rede; sie enthielten lediglich die schärfste Verurteilung alles und jedes, was er je gethan; sie appellierten an die weltlichen Interessen der Stände, welche von dem Aufrührer, der alles umstürze, ebenso bedroht würden, wie die kirchlichen Ordnungen; nur in dem Punkte wich Adrian von Leo's Taktik ab, daß er unumwunden die Schuld der Geistlichkeit und der Päpste selbst an der Verunstaltung der Kirche einräumte, seine ernste Absicht aussprach, diese Schäden zu heilen, und auch in allem, was etwa von Rom aus zur Benachteiligung deutscher Nation geschehen sei, Abhilfe verhieß**).

Stände erwiderten, sie wollten sich bedenken und zu gelegener Zeit Antwort geben. Sie ließen des Nuntius Vortrag und die von ihm übergebenen Aktenstücke verdeutschen, womit aber um so mehr einige Zeit verging, als der Nuntius lange mit seiner Instruktion, welche jene Selbstanklagen des Papstes enthielt, nicht herausrücken wollte. Inzwischen entbrannte im Regiment ein heftiger Kampf. Kurfürst Joachim von Brandenburg hatte zum erstenmal persönlich seinen Sitz in demselben eingenommen; er suchte mit Ferdinand und dem Kaiser intime Beziehungen zu gewinnen***), und da er beider katholischen Eifer

*) Planitzens ausführlicher, unmittelbar nach der Unterredung aufgesetzter Bericht, seinem Schreiben vom 11. Dezember beigelegt.

**) Siehe die Aktenstücke bei Walch 15, 2534 ff.

***) Ferdinand schreibt seinem Bruder am 27. Januar, Kurfürst Joachim habe öfter mit ihm über die Heirat ihrer Schwester Katharina gesprochen,

kannte, gab er der gleichen eigenen Gesinnung einen um so lebhafteren Ausdruck. Wie vor zwei Jahren in Worms, so war auch hier in Nürnberg der Hohenzoller wieder der eigentliche Vorkämpfer Roms. Er verdunkelte darin sogar den ebenfalls wieder erschienenen Herzog Georg. Von vornherein bestürmte er Planitz, sein Kurfürst müsse Luther aus Wittenberg entfernen. Die Ausrede, den Kurfürsten gehe diese geistliche Sache nicht an, ließ er nicht gelten; er wies mit Recht auf das Wormser Edikt hin, dieses Reichsgesetz, dem sich doch ein Kurfürst nicht werde ungehorsam erzeigen wollen. Wenn der Kurfürst Luther nicht entferne, so fürchte er, derselbe könne die Kur verlieren. Planitz erschien die Lage so bedenklich, daß er seinem Herrn schrieb, er finde es gut, wenn in Wittenberg keine Bücher mehr gedruckt würden, welche durch ihre Schmähungen die Mächtigen erbitterten, ja wenn Luther es eine Weile an einem anderen Orte versuchte; auch Christus und Paulus hätten ja vor ihren Feinden fliehen müssen*).

Auch auf diesem Reichstage hatten die Geistlichen wieder das entschiedene Uebergewicht und die weltlichen Fürsten, welche sich eingefunden, standen mit wenigen Ausnahmen Luther ebenso feindlich gegenüber. „Sind fast alle Fürsten,“ schreibt Planitz, „geistlich und weltlich, dem Luther ganz entgegen, ihre Räte aber sind mehrenteils gut lutherisch.“ Nun vermochte ja zwar der römische Eifer der Fürsten viel, aber wenn es zum For-

---

die ihm Maximilian auf dem Augsburger Reichstage für seinen ältesten Sohn verheißen, was Karl nachher bestätigt habe. Der Kaiser möge jetzt sein Versprechen halten. Sodann beklage sich der Kurfürst sehr darüber, daß Karl gegen die ihm gegebene Zusage den Herzog von Pommern belehnt habe. Weiter habe ihm Karl eine Summe von 40 000 Gulden und eine lebenslängliche Pension von 8- oder 10 000 Gulden versprochen. Wenn der Kaiser diese Verheißung (er legte die beweisenden Briefe vor) erfülle, wolle sich der Kurfürst departir totallement de lalliance et amitie quil a avec le roy de France, und sich als eifrigen und treuen Diener erweisen.

*) Planitz den 2. Januar 1523.

mulieren und Motivieren der Beschlüsse kam, waren sie doch auf ihre Räte angewiesen. Am 3. Januar 1523 kam die Sache wieder im Regiment vor. Ein Teil war der Meinung, den Ständen zu erklären, das Regiment wolle fest über dem Wormser Mandat halten und ernstlich gegen Luther prozedieren. Aber die Mehrzahl fand dies doch bedenklich, man solle vielmehr die Stände auffordern, zu raten, was Luthers wegen zu geschehen habe, damit keine weitere „Unschicklichkeit“ daraus erfolge. Die Debatte wurde ungewöhnlich lebhaft. Kurfürst Joachim überbot alle an Eifer. Zuletzt wurde doch beschlossen, die Sache an die Stände zu weisen. Da bat der Nuntius um Verhör. Es wurde ihm für den nächsten Tag vor Reichstag und Regiment bewilligt.

Da ließ denn Chieregato verschiedene Schreiben des Papstes verlesen, welche zum Teil so klangen, als wären sie aus der Feder des Erzbischofs von Salzburg gekommen, und trug kurz darauf vor, der Papst habe ihm befohlen, er solle die Stände ermahnen, das Wormser Mandat gegen Luther zu vollstrecken. Auch forderte er die Verhaftung von vier Nürnberger Predigern. Als sich das Regiment zur Beratung zurückzog, sprachen Kurfürst Joachim und der Kanzler von Trier eifrig für die päpstliche Forderung. Planitz mahnte dagegen zu reiflicher Erwägung; das Regiment möge nichts thun, ehe es die Stände gehört. Die Majorität fiel diesem vorsichtigen Rate bei. Aber Ferdinand nahm davon keine Notiz, sondern forderte Kurfürst Joachim auf, in seinem Sinne zu den Ständen zu reden. Als Planitz dagegen Einwendungen erhob, rief Joachim, der Statthalter wäre an Kaisers Statt, der könne entscheiden. Zu dieser Ansicht bekannte sich denn auch Ferdinand selbst. Was man auch sagte, Brandenburg nahm für das Regiment das Wort, erinnerte an die Wormser Verhandlungen und Beschlüsse, wies darauf hin, wie Luther keinen Richter, auch nicht ein gemein Konzil leiden wolle, redete von einer nicht vorhandenen kaiserlichen Mahnung, festiglich über dem Wormser Mandat zu halten,

und schloß mit der Erklärung, es sei billig, so zu thun. Die Stände aber ließen sich doch nicht fortreißen, gaben vielmehr die Antwort, es wäre eine große Sache, von der viel abhinge, darum müsse sie fleißig bedacht werden; sie würden einen Ausschuß einsetzen, um über die päpstlichen Forderungen und Schriften zu beraten*).

Erst um die Mitte des Monats begann dieser Ausschuß seine Thätigkeit, da sich der Erzbischof von Salzburg eine Weile in ihn einzutreten weigerte. Dann aber hatte der Klerus in ihm eine überaus wichtige Vertretung: neben Matthäus Lang der sehr eifrige Bischof von Augsburg, die Vikare von Bamberg und Freising, der Kanzler von Magdeburg u. a.; Luthers Seite war wohl nur durch Hans von Schwarzenberg vertreten, dem etwa Sebastian von Rotenhan sich näherte. Bei dieser Zusammensetzung des Ausschusses wäre das Ergebnis seiner Verhandlungen unerklärlich, wenn nicht die gesamte Lage des Reichs und die unmittelbare Umgebung einen sehr starken Druck ausgeübt hätte.

Reichstag und Regiment wußten in der That nicht, wohin sie ihre sorglichen Blicke zumeist wenden sollten. Der Sickingensche Handel nahm durch die sehr eigenwillige Haltung der drei gegen den Ritter verbündeten Fürsten eine immer bedenklichere Wendung; der fränkische Adel, mit dem das Regiment seit Monaten fruchtlos verhandelte, beharrte in drohender Opposition gegen das gesamte Reichswesen; die Unzufriedenheit der Städte, deren Suppliken immer schärfer lauteten, bedrohte die Finanzen des Reichs mit völliger Lähmung; schon hatte die Geldnot einen außerordentlichen Grad erreicht: Ende Januar hatte noch niemand von Regiment und Kammergericht seine Besoldung für das abgelaufene Quartal erhalten. Wie es in den Volksmassen gärte, war allen nur zu gut bekannt. Seit Jahr und Tag begegnet ja die Sorge vor Aufruhr fast in

---

*) Planitz den 4. Januar.

jedem Aktenstück. Eben jetzt hörte Ferdinand aus dem Elsaß von einer Versammlung meuternder Bauern, einem „Bundschuh".

Dazu kam die Stimmung Nürnbergs. Der kluge Rat hatte, wie schon erwähnt, das Wormser Edikt im Oktober 1521 anschlagen lassen, sich um seine Beobachtung aber nicht gekümmert. Allerdings, wenn es Luther einmal gar zu arg machte, wie mit seiner Schrift gegen König Heinrich, dann schritt der Rat ein, verbot den Verkauf derselben und ließ sie konfiszieren. Als Ferdinand seinen dauernden Aufenthalt in Nürnberg genommen hatte und der päpstliche Nuntius erschienen war, gab der Rat wohl dem starken Drucke nach und befahl „aus beweglichen Ursachen" allen Buchdruckern und Krämern, hinfort weder Bücher noch Bildnisse Luthers feil zu haben; drei Knechte sollten wöchentlich einmal in allen Läden und am Markt nachsehen*). Aber die drei Knechte mochten die Augen wohl zudrücken, oder vielleicht auch wenig von Drucksachen verstehen. Denn als am 11. Dezember Ferdinand eine Deputation des Rats aufwartete, beschwerte er sich sehr, daß in dieser Stadt die lutherischen Bücher „zu übermäßig gehegt, auch wissentlich feil gehabt und verkauft würden, päpstlicher Heiligkeit und römischer kaiserlicher Majestät zu Schmach und Verachtung ihrer ausgegangenen Mandate". Er erwarte, der Rat werde darin ein gebührliches Einsehen haben und sich hüten, daß gegen ihn nicht ernstlich eingeschritten werden müsse. Der Rat beeilte sich, sofort strengen Befehl an alle Buchführer zu erlassen. Nun aber erschien am 3. Januar der Nuntius Chieregato vor dem Rate, um die Festnehmung der ausgelaufenen Mönche und der vier Prediger zu fordern. Die bestiegen darauf den nächsten Tag die Kanzeln, predigten gegen den Papst, der die Lehre Christi mit Lügen umstoßen wolle, und ermahnten das Volk, solches nicht zu dulden. Darauf, wie Planitz schreibt, „groß Murmeln in der Stadt, will nicht raten, daß man

*) Nürnberger Ratsbuch unter dem 24. Oktober.

einen gefänglich annehme“. Dieser Ansicht war auch der Rat. Er erwog, „zu was Unschicklichkeit, Aufruhr und Vertiefung das vermutlich bei der Gemeinde“ führen werde, und beschloß, zur Zeit in der Sache nichts zu thun, sondern abzuwarten, was der Reichstag vornehme. Ja, er ging noch weiter. Sollten die Prediger von einem der Fürsten gefangen genommen werden, so werde er sie auf alle Gefahr durch seine Knechte befreien, um eine Empörung der Bürger zu verhüten. Denn der Rat müsse mit seinen Unterthanen und Bürgern haushalten, während die Fürsten bald davongingen. Würde der Rat etwa zu Ferdinand geladen, so solle er auf seiner Hut sein*).

Das war er längst. Schon Mitte November hatte er die Gatter an den Thoren, die Ketten an den Straßenecken genau nachsehen, die Nacht- und Scharwächter verdoppeln lassen. Jetzt muß die Spannung einen außerordentlichen Grad erreicht haben. Als wenige Tage nach jenem Beschluß Erzherzogin Anna einen Tanz im Rathause veranstaltete, fand es der Rat angezeigt, sich wie gegen einen Handstreich vorzusehen. Er befahl, die hinteren Thüren des Hauses zu schließen und mit Knechten zu besetzen, ebenso das Gitter an der zur Regimentsstube führenden Stiege zu sperren, keine Knechte der Fürsten einzulassen. Waren nun die geistlichen Herren, auch die weltlichen Fürsten in der Lage, wo das ganze Reich auf einem Vulkane stand, einer solchen Stimmung einer so mächtigen Stadt, in der sie weilten, trotzzubieten? Und war ihr eigenes Verhältnis zu Rom, ihre eigene Gesinnung von der Art, daß sie tapferen Entschlusses allen Gefahren entgegengehen mochten? Lebte in ihnen etwas von dem Sinne Luthers, für den die ganze Welt gewissermaßen nicht vorhanden war, der unbekümmert um seinen Kurfürsten, wie um Reich, Kaiser und Papst den Weg fortging, den ihm sein Glaube wies? Ferdinand schrieb um diese

---

*) Siehe diesen merkwürdigen Beschluß im Nürnberger Ratsbuch 12, 199—204.

Zeit seinem Bruder: „Die Lehre Luthers ist im ganzen Reiche so eingewurzelt, daß unter tausend Personen heute nicht eine davon ganz frei ist.“ Endlich mag noch eines von erheblichem Einflusse gewesen sein. In allen derartigen Ausschüssen pflegt die Thätigkeit und Geschicklichkeit weniger über den bequemen und unbeholfenen Sinn der vielen den Sieg davonzutragen. Die Prälaten mochten sich wohl nicht in die weitläufigen Schriftstücke des Papstes vertiefen, noch weniger ein umständliches Gutachten aufsetzen; da kam die Redaktion desselben vielleicht an die beiden schriftfertigsten Mitglieder desselben, Schwarzenberg und Rotenhan, die ja schon öfter miteinander ähnliche Aufgaben gelöst hatten; und was diese vorgelegt, dem ließ sich dann durch einzelne Zusätze und Abänderungen wohl hier und da eine verschiedene Nuance, aber nur schwer eine andere Grundfarbe geben.

Jedenfalls entsprach der Ratschlag des Ausschusses den Wünschen des Papstes, Ferdinands und ihrer Freunde wenig. Er begann damit seine Freude über Adrians Wahl zu bezeugen, der als „getreuer Vater und oberster Hirt der christlichen Schäflein“ der heiligen Kirche viel Gutes erweisen werde, wie er das in seinem Schreiben verhieß. Seine Bemühungen, die Zwietracht unter den christlichen Fürsten beizulegen, die christlichen Waffen gegen den Türken zu vereinigen, erfüllen Stände mit großem Trost und Dankbarkeit; sie bitten ihn zum höchsten, darin emsig fortzufahren. Was seine Mahnung in betreff Luthers angeht, so ist Ständen die in der Kirche erwachsene Irrung sehr leid und widerwärtig; was sie zur Abwendung derselben „mit Strafe oder anderem“ thun können, dazu sind sie höchlich geneigt; erkennen sich auch schuldig, Papst und Kaiser als ihren obersten Häuptern gehorsam zu sein. Wenn aber die Mandate gegen Luther bisher nicht gehandhabt worden, so ist das nicht ohne merkliche Ursache unterlassen. „Denn alle Stände deutscher Nation sind durch mannigfaltigen Mißbrauch des römischen Hofes und der Geistlichkeit so unerträglich be-

schwert und durch Luthers Schriften darüber so gut unterrichtet", daß, wenn man jenen Mandaten gemäß mit der That hätte handeln wollen, gewiß bei den Ständen die Meinung entstanden sein würde, „als wollte man die evangelische Wahrheit durch Tyrannei unterdrücken und unchristliche schlimme Mißbräuche aufrecht erhalten. Daraus dann unzweifelhaft eine große Empörung, Abfall und Widerstand wider die Obrigkeit erwachsen sein würde", wie das mannigfaltige Anzeichen und tägliche Vorfälle beweisen. Der Orator selbst hat ja klar angezeigt, aus welchen Ursachen der allmächtige Gott solche Verfolgung über seine Kirche verhängt hat. Nämlich wegen der Sünden der Priester, aus denen die Sünden des Volkes herfließen. Deshalb müssen zuerst jene Sünden aus der Wurzel geheilt und gestraft werden. Der Papst selbst erkennt es löblich an, welche Ungebühr und ärgerliches Wesen etliche Jahre her am Stuhle zu Rom geherrscht hat, weshalb man sich nicht wundern kann, daß die Krankheit vom Haupt in die Glieder gestiegen ist. Darum that allen gute Erkenntnis und Besserung not. Der Papst wolle allen Fleiß ankehren, „damit zuerst der römische Hof, von dem vielleicht alles solches Uebel ausgegangen, reformiert werde". Auch das erkennt der Papst mit Bedauern an, daß der römische Stuhl oft gegen die Konkordate deutscher Nation verstoßen. Wenn aber so der Papst sich als getreuer Vater erweist, wer möchte dann nicht seine eigene Sünde erkennen und zu christlicher Besserung getrieben werden? Besonders wenn der Papst sein hochlöbliches Erbieten mit der That erfüllt, warum Stände auf das höchste und demütigste bitten. Denn ohne die Abstellung dieser Beschwerden, deren Verzeichnis die weltlichen Stände hierneben überreichen, ist kein guter Friede zwischen Weltlichen und Geistlichen zu hoffen. Vor allem sind deutsche Lande durch übermäßige Zahlungen an Rom und Klerus und langwierige Kriege an Geld dermaßen erschöpft, daß sie sich zur Erhaltung von Frieden und Recht, noch viel mehr zur Unterstützung der Ungarn wider den Türken

unvermögend fühlen. Der Papst weiß selbst, wie die Annaten vor Zeiten nur auf etliche Jahre dem römischen Stuhle bewilligt sind zur Abwehr des Türken, daß diese Zeit längst um ist und seine Vorfahren das Geld zu dem bestimmten Zwecke nicht gebraucht haben. Wollte man jetzt deutscher Nation neue Lasten zur Türkenhilfe auflegen, so würde sie das hoch aufnehmen und fragen, weshalb Stände nicht die Annaten von Rom zurückforderten. Deshalb ist ihre dringende Bitte, daß der Papst die Annaten dem Regiment überlasse; denn ohne das ist keine Hoffnung, daß im heiligen Reiche deutscher Nation Friede, Recht und gute Ordnung erhalten, noch viel weniger anderen Nationen Beistand gegen den Türken geleistet werden könne.

Erst nach dieser Erörterung weltlicher Dinge kehrt der Ausschuß zu den „lutherischen Irrungen" zurück. Er wiederholt die Bereitwilligkeit der Stände, dabei „ganz begierig" zu thun, „was sie christlich und nützlich raten und helfen können". Da aber unter der Christenheit, nicht allein Luthers wegen, sondern auch in vielen anderen Stücken, so große Irrung, Unordnung und Widerwärtigkeit eingewurzelt ist, so wissen Stände kein besser Mittel, als daß der Papst mit Verwilligung des Kaisers (denn diesen beiden Häuptern gebührt das) „ein frei christlich Konzilium an eine bequeme Walstatt gegen deutscher Nation gelegen" auf das förderlichste ausschreibe und spätestens in einem Jahre eröffne. Da aber die Weltlichen wissen, daß die Prälaten dermaßen gebunden sind, daß sie verhindert werden, auf dem Konzilium göttliche und gemeinnützige Wahrheit zu reden, auch die Weltlichen nicht gleiche Stimme mit den Geistlichen haben, woraus ihnen auf früheren Konzilien „großer, verderblicher und unträglicher Schaden und Nachteil an Seele und zeitlichen Gütern entstanden ist", so halten Stände für nötig, das Konzil so auszuschreiben, daß jedermann ungehindert sei, göttliche und evangelische Wahrheit zu reden, vielmehr beim Heil seiner Seelen dazu verpflichtet.

Denn sonst möchte das Konzil für verdächtig und mehr schädlich als nützlich geachtet werden.

Stände haben aber fleißig erwogen, was bis zu diesem Konzil zu geschehen habe, und sich dahin geeinigt: sofern der Papst ihre Bitten und Vorschläge vollzieht, wollen sie nicht allein bei Luther und seinen Anhängern, sondern auch bei dem Kurfürsten von Sachsen so handeln, daß sie gänzlich zu hindern hoffen, „daß Luther und seine Anhänger nichts weiter schreiben oder lehren, was zu Aufruhr und Aergernis des christlichen Volks Ursache und Bewegung geben möge", wozu auch der Kurfürst als ein frommer, löblicher Herr „ohne allen Zweifel nach aller Ziemlichkeit behilflich sein wird". Stände wollen auch mit allem möglichen Fleiß dafür sorgen, daß die Prediger ermahnt werden, alles zu vermeiden, was zu Aufregung des gemeinen Mannes wider die Obrigkeit oder zur Irreführung der Christen dienen könnte, „sondern allein das heilige Evangelium und bewährte Schriften nach rechtem christlichen Verstand zu predigen und zu lehren", die „disputierlichen Sachen" aber, die für den gemeinen Mann unverständlich und überflüssig, ruhen zu lassen, bis sie durch das christliche Konzil entschieden werden. Erzbischöfe und Bischöfe sollen „sonderlich der heiligen Schrift verständige Personen" verordnen, welche die Prediger fleißig beaufsichtigen; finden sie bei ihnen „Irrung", so sollen sie dieselben „gütlich, christlich und bescheidentlich und dermaßen davon abweisen, daß daraus mit nichten verstanden werde, als wollte man die evangelische Wahrheit, die auch keineswegs zu unterdrücken, irgendwie verhindern". Auch wollen sie in allen Druckereien und bei allen Buchführern fleißig nachsehen lassen, „daß nichts Neues weiter gedruckt oder öffentlich feilgehalten werden soll, das zu Empörung und Aufruhr und anderen unchristlichen Irrungen Ursache geben mag. Was derhalben weiter gedruckt oder feilgehalten wird, das soll zuvor durch jeder Obrigkeit verordnete und verständige Personen besichtigt, und wo darin obgemel-

dete Mängel erfunden, soll es zum Druck oder Verkauf nicht zugelassen werden". Wenn nun der Papst die Vorschläge und Bitten der Stände erfüllt, die Beschwerden abstellt und das Konzil beruft, so sind sie in guter Hoffnung, daß durch die von ihnen angegebenen Mittel „diese Empörung, Irrung und Unwille des gemeinen Manns fast gestillt werden soll". Es werden ja dadurch nicht alle Dinge alsbald gebessert, wohl aber so weit beruhigt werden, daß man das Konzil abwarten kann. Aber ohne Erfüllung der an den Papst gerichteten Bitten wissen Stände keinen möglichen Weg, die Empörung zu hindern und in Stillstand zu bringen.

Was die Geistlichen angeht, die Weiber nehmen, und die ausgetretenen Ordensleute, meinen Stände, weil im weltlichen Recht dafür keine Strafe geordnet ist, daß man es bei der im geistlichen Recht bestimmten Strafe, nämlich der Verwirkung der Privilegien, Freiheiten und Pfründen, bleiben lasse; wenn sich jene aber sonst ungebührlich und strafbar hielten, sollten sie nach dem Recht gestraft werden. Stände bitten, der Papst möge ihre Vorschläge als aus getreuer christlicher Meinung geschehen annehmen, „wie denn ihr Wille und Gemüt nicht anders sei, denn sich alle Zeit als fromme, christliche Kurfürsten, Fürsten und Stände zu halten und sich gegen päpstliche Heiligkeit in christlichem Gehorsam nach aller Gebühr zu erzeigen" *).

Dieses merkwürdige Schriftstück scheint der Ausschuß in wenig Tagen gefertigt zu haben; schon am 19. Januar war es den Ständen vorgelegt. Man kann denken, wie wenig es den Nuntius, Ferdinand, Kurfürst Joachim und die geistlichen Herren befriedigte. Diese letzteren waren von Anfang an mit der Aeußerung des Papstes, daß alles Uebel von der Geist-

---

*) „Was der Ausschuß zu pepstlicher Hailigkeit antwurdt den Lutherischen Handel betreffend verordnet deshalb geratschlagt hat." Frankf. R.T.A. Bd. 38 fol. 99^b bis 109^b.

lichkeit ausgegangen, sehr unzufrieden; sie wollten durchaus nicht, daß solche Erklärungen in die Antwort der Stände aufgenommen würden; „wollen wider aller Menschen Opinion,“ schreibt Planitz, „für fromm, gerecht und makellos gelten.“ Sie wollten auch nicht, daß das Konzil in Deutschland gehalten werde, weil alle Reichsstädte gut lutherisch wären. Wenn das Konzil in einer solchen Stadt tagte, müßte es thun, was den Städten gefiele. Sie wollten daher, daß es in Mantua abgehalten werde.

Der Ratschlag des Ausschusses wurde zunächst an einen großen Ausschuß gewiesen. Da und im Regiment wurde in den nächsten Tagen lebhaft gekämpft. Im großen Ausschuß gehörte wiederum die Mehrheit den Geistlichen, wie sie denn überhaupt am Reichstage das entschiedene Uebergewicht hatten. Ferdinand, von Brandenburg und Trier unterstützt, forderte, daß einfach das Wormser Mandat erneuert und exequiert werde. Ferdinand entwickelte einen außerordentlichen Eifer. „Vom Morgengrauen bis ein Uhr nachts,“ schrieb er dem Bruder, „bin ich im Rat und verhandle mit den einen und mit den anderen.“ Er und Joachim versuchten wohl, die Mehrheit zu forcieren. Obwohl im Regiment außer jenen drei niemand für die Erneuerung des Wormser Edikts war, ließen doch Ferdinand und Joachim dem großen Ausschuß melden, das Regiment sehe für gut an, daß man des Kaisers Mandat exequiere. Aber Planitz und seine Freunde wußten den Ausschuß eines Besseren zu belehren*).

Offenbar setzten die Freunde Roms alles daran, eine entschiedene Verurteilung Luthers herbeizuführen. Lange fürchtete Planitz das Schlimmste. Aber der Druck der Verhältnisse war doch zu mächtig. Und was vermochte Ferdinand bei den Ständen, wenn man ihn daran erinnern konnte, wie übel er seinen eigenen Obliegenheiten gegen das Reich nachgekommen sei?

---

*) Planitz den 19. und 28. Januar, 3. Februar.

Früher haben wir gehört, wie er sich für seine Zahlungen Ausstand bis Michaelis erbeten hatte: jetzt, im Februar, hatte er noch nichts gezahlt, weder für den Unterhalt von Regiment und Kammergericht, noch für die Türkenhilfe; ebensowenig war trotz den wiederholten Zusagen des Kaisers von den burgundischen Landen etwas eingegangen. Nun stieg aber die Geldnot gerade jetzt auf den höchsten Punkt. Mitte Januar erklärte das Kammergericht, wenn es in dieser Woche kein Geld bekomme, werde es seine Thätigkeit einstellen. Das mußte denn doch um jeden Preis verhindert werden. Wer aber half in dieser äußersten Not? Weder Ferdinand, noch Brandenburg, noch Trier, sondern das ketzerische Nürnberg; es schoß 2000 Gulden vor. Eben damals stand der Streit der oberen Stände mit den Städten in der gefährlichsten Hitze; die Städte drohten, alle Zahlungen für das Reich einzustellen; zugleich aber erklärten sie sich nachdrücklich für den Entwurf des kleinen Ausschusses*).

Unter diesen Umständen konnte man denn jenen Entwurf nur in Einzelheiten ändern, nicht von Grund aus umgestalten. Man strich den Satz, daß die Sünden des Volks von den Sünden der Priester gekommen, ließ aber das Folgende stehen, wo von dem ärgerlichen Wesen in Rom geredet wurde. Man strich den Satz, welcher über die Unfreiheit der Geistlichen auf den Konzilien und die daraus entstandenen Uebel klagte, ließ aber die Bitte um völlige Unabhängigkeit für das geforderte Konzil stehen. Ja man bat ausdrücklich um die Berufung desselben nach „Straßburg, Mainz, Köln, Metz oder eine andere bequeme Stadt deutscher Nation". Man strich den Satz, in welchem die Stände ihr Vorgehen gegen Luther von der Erfüllung ihrer Bitten durch den Papst abhängig machten, strich auch, daß sie bei Luther und seinen Anhängern handeln wollten, strich vor allem, daß Luther nur solches nicht weiter

*) Frankf. R.T.A. Bd. 38. S. 109 b ff.

schreiben solle, was zu Aufruhr oder Aergernis des christlichen Volks Anlaß geben möge: er sollte überhaupt nichts weiter schreiben. Das war ja allerdings eine sehr wesentliche Verschärfung. Ein lebhafter Kampf entspann sich bei der Festsetzung dessen, was die Prediger künftig allein predigen sollten. Der kleine Ausschuß hatte vorgeschlagen: „allein das heilig Evangelium und bewährte Schriften nach rechtem christlichen Verstand". Das gab ja eigentlich geradeswegs Luthers Weise zu. Dagegen boten die Geistlichen alles auf, eine Fassung durchzusetzen, welche die Lehre der römischen Kirche als Norm aufstellte. Man schlug vor, den vermittelnden Ausdruck zu wählen: „bewährte Schriften nach der Lehre und Auslegung der bewährten und von der christlichen Kirche angenommenen Schriften". Die Geistlichen fanden das aber noch nicht deutlich genug. Besonders der Bischof von Augsburg drang energisch darauf, daß „die vier doctores" der katholischen Kirche namentlich angeführt würden. Planitz mußte darum einen argen Sturm bestehen, viele „böse, hoffährtige und verächtliche Worte" hören. Aber die Stände hielten an jener vermittelnden Fassung fest, wiesen die vier doctores zurück, und so mußten sich denn auch die Herren im Regiment fügen, „wiewohl mit Ungeduld". Am 5. Februar wurde dem Nuntius die Antwort der Stände übergeben*).

---

*) Planitz den 4. Februar. Der Hauptpassus lautete nach ihm: quod nihil praeter verum purum sincerum et sanctum evangelium et approbatam scripturam pie mansuete et cristiane juxta doctrinam et expositionem approbatae et ab ecclesia christiana receptae scripturae doceant et praedicent. Die ganze Erklärung bei Walch 15, 2550 ff.

Krieg und Diplomatie.

Dieser Ausgang war für Luther sehr viel günstiger, als seine Freunde hatten erwarten dürfen; aber man kann doch schwerlich sagen, daß die nach hartem Kampf festgestellte Antwort des Reichstags sich für Luther erklärt, oder gar, daß sich das Regiment an die Spitze der nationalen Bewegung gegen Rom gestellt habe*). Mit der größten Anstrengung nur war es Männern wie Planitz und Schwarzenberg gelungen, die einfache Wiederholung des Wormser Edikts zu hindern. Man wagte nicht, die Acht an Luther zu vollstrecken, aber man erlegte ihm Schweigen auf; man trug Erzbischöfen und Bischöfen auf, die Prediger zu überwachen und diejenigen, welche sich nicht wollten weisen lassen, „mit gebührlicher Strafe" zu treffen; man erklärte sich ausdrücklich und wiederholt zum Gehorsam gegen den Papst verpflichtet. Der Reichstag war weit davon entfernt, irgendwie mit Rom zu brechen. Lediglich in dem, was die weltlichen Beschwerden gegen die Kurie anging, stellte er sich annähernd auf den Standpunkt Luthers. Die weltlichen

*) Wie Ranke 2, 45 thut. Luther freilich nennt die Nürnberger Dekrete in seinem Briefe an Spalatin vom 3. März mire libera et placentia; in welchem Sinne er aber das nur konnte, zeigt sein Schreiben an Statthalter und Regiment (De Wette 2, 367 ff.), welches dem Reichstagsbeschluß eine sehr freie Auslegung gibt.

Stände — nur sie — wiederholten die in Worms aufgestellten Beschwerden deutscher Nation im einzelnen noch schärfer als dort. In dem eigentlich entscheidenden Punkte, in der für die Prediger aufgestellten Norm, war die Ueberlieferung der Kirche so festgehalten, daß dabei Luthers Weise streng genommen kaum bestehen konnte.

Freilich waren das alles nur Worte. Für die Wirklichkeit des Lebens kam es nicht auf das an, was ein Reichstag beschloß, sondern auf das, was die Reichsregierung zur Ausführung brachte. Hatte das Wormser Edikt mit seinen scharfen Sätzen seit bald zwei Jahren so gut wie nichts gewirkt, was konnte man von der Nürnberger Erklärung mit ihren immerhin verschieden auslegbaren Sätzen, mit ihrer nachdrücklichen Wendung gegen die römischen Mißbräuche, von dieser Erklärung, die doch eigentlich alles auf das in deutscher Nation zu haltende Konzil verschob und das eigene Einschreiten von der Beseitigung der Beschwerden abhängig machte, was ließ sich von solcher Erklärung hoffen? Wenn der Nuntius mit Recht über diesen Ausgang im höchsten Grade unzufrieden war, so ging Ferdinand noch weiter, indem er dem Kaiser schrieb, nachdem er ihm gesagt, unter tausend gebe es in Deutschland nicht einen, der nicht ein wenig von der lutherischen Ketzerei angesteckt sei: „Das Ganze ist in so übler Lage, daß es nicht schlimmer sein könnte, und wenn Ihr nicht bald eingreift, könntet Ihr, fürchte ich, zu spät kommen. In meiner Macht liegt es nicht, es zu hindern, obgleich ich keine Mühe spare.“ Wenn er nicht zu dem Reichstage gekommen wäre, würden die Dinge noch viel schlimmer geworden sein*).

Adrian mußte natürlich von dem Ausgange der Nürnberger Verhandlungen in hohem Grade betrübt werden, und wir er-

---

*) Ferdinand an Karl den 27. Januar: Le tout est en si mauvais estat quil ne scauroit pis, et si ne regardez dy pourveoir de bonne heure, je crainds que pourriez venir trop tard.

staunen deshalb von neuem, wenn wir wahrnehmen, daß auch jetzt in seinen Verhandlungen mit Karl von Luther niemals die Rede ist. Als er die unerfreulichen Botschaften von Nürnberg erhielt, stand er mit dem Kaiser in der gereiztesten Korrespondenz; er überhäufte ihn mit den bittersten Vorwürfen, daß er überall seine Pflichten gegen die Christenheit verabsäume: wie konnte er da die deutsche Ketzerei vergessen, welche der Kaiser gewähren lasse wie den Türken? Höchst wunderbare Fügung! Dieser fromme, glaubenseifrige Papst, dem die Behütung der Kirche vor dem Sturm des Wittenberger Mönchs ebenso ernstlich am Herzen lag, wie sie seinem mediceischen Vorgänger gleichgültig gewesen war, er wurde so von der Macht widriger Verhältnisse erdrückt, daß er fast noch weniger dazu kam, sich mit Luther zu beschäftigen, als Leo X. Rom war ganz und gar von anderen Sorgen erfüllt. In keinem einzigen der zahlreichen diplomatischen und sonstigen Berichte aus Rom, welche wir über die Zeit Adrians besitzen, wird Luther nur genannt. Erst am Ende seines Pontifikats hören wir, daß sein Nuntius Karl aufgefordert habe, für die Ausführung des Wormser Edikts zu sorgen*).

So seltsam das vom deutschen Standpunkte erscheint, so begreiflich wird es, wenn wir uns in die Bedrängnisse versetzen, von denen die Regierung dieses armen Papstes keinen Augenblick frei wurde. Als er Rom betrat, war dasselbe nicht nur die Beute der heillosesten politischen und socialen Verwirrung, sondern auch der Pest, welche die Stadt bereits stark entvölkert hatte und in der nächsten Zeit so wütete, daß ihr in den ersten drei Monaten Adrians 28 000 Menschen erlegen sein sollen**), obwohl aus der unglücklichen Stadt alles geflohen war, was konnte. Während die vornehme Klerisei sich in Sicherheit brachte, blieb Adrian als gewissenhafter Hirt am

---

*) Karl an Sessa, den 23. August 1523. Bergenroth p. 580.

**) Hannibal an Wolsey, Rom den 13. Dezember. Brewer p. 1144.

Platze. Aber man hört nicht, daß er etwas gethan, die furchtbare Krankheit zu hemmen. Er suchte die Kirche sofort von den schlimmsten Auswüchsen zu säubern, aber er sah sich bald mit seiner bescheidenen flandrischen und deutschen Umgebung in der römischen Welt vereinsamt. Wie ein frommer Klausner lebte er dahin, mit Werken der Andacht und der Gelehrsamkeit beschäftigt, in höchster Einfachheit, mit einer fast knauserigen Sparsamkeit, welche die Römer in Verzweiflung brachte. Alles, was dieser Hauptstadt schöner Weltlust teuer war, der üppige Lebensgenuß, das Schwelgen in Kunst, Poesie und Schönrednerei, die schamlose Ausbeutung der Christenheit und die Vertiefung in die Herrlichkeiten antiker und moderner Kultur, das alles bedeutete diesem herben Priester nichts, oder vielmehr er verdammte es als gottloses Heidentum*). Aber seine Feindschaft gegen diese Entchristlichung vermochte nicht mehr, als seine Feindschaft gegen die Ketzerei: er war gegen beide gleich ohnmächtig. Denn er hatte nichts und konnte nichts. Seine Hände waren leer und blieben leer. Leo hatte die Kirche so gründlich ausgeplündert, daß seine Nachfolger lange von peinlicher Armut bedrückt wurden. Mit Leo's Künsten hätte sich Adrian bei der äußersten Bedürfnislosigkeit seines Lebens wohl helfen können; aber er wollte von diesen Künsten nichts wissen. Nun aber bedrängten ihn täglich die Gläubiger der Kurie, und er konnte sie nicht befriedigen. Manche behaupteten, er sei nicht nur sparsam, sondern geizig; das Geld liege ihm mehr als alles am Herzen. Allerdings jammerte er so viel und so vor jedermann über seine Geldnot, daß das wohl den Eindruck der Geldliebe machen konnte. Aber bedurfte er nicht des Geldes, um seinen dringendsten Pflichten nachzukommen?

Vor allem beschäftigte ihn die Gefahr von Rhodus wie ein ganz persönliches Schicksal. Gleich in den ersten Wochen seiner Anwesenheit in Rom kamen bedenkliche Nachrichten: die

---

*) Albèri II, 3, 112 f. Lettere di Principi 1, 108. 112.

Türken hätten zwei schwere Stürme auf die Stadt unternommen, in der großer Mangel an Lebensmitteln herrsche. Schon damals war Adrian in so großer Angst um dieses Bollwerk der Christenheit, daß er in Thränen ausbrach, wenn er davon redete.*) Es schien ihm zwingende Pflicht, den tapferen Rittern, welche da gegen die Türken kämpften, beizuspringen. Da seine Ermahnungen an die christlichen Mächte fruchtlos blieben, wünschte er selbst etwas zu thun; dafür brauchte er aber Geld. Und so erklärt es sich doch, wenn wir aus Rom immer wieder hören: der Papst sammelt Geld. Aber diese Sammlung hatte so wenig Erfolg wie alles andere, was er betrieb. Wenige Tage vor Weihnachten mußten die Johanniter eine für sie sehr ehrenvolle und für die Stadt günstige Kapitulation unterzeichnen, nachdem, wie der Großmeister dem Kaiser schrieb, jede Hoffnung auf die so oft vergebens erflehte Hilfe verschwunden und die Kräfte der wenigen übrig gebliebenen Verteidiger durch sechsmonatliche ununterbrochene Anstrengungen erschöpft waren. Seit vierzig Tagen hatten sie in der Stadt selbst mit der Uebermacht der Belagerer gerungen, welche durch breite Breschen 150 Schritte weit eingedrungen waren**).

Eben damals verbreiteten sich in der Christenheit täuschende Gerüchte, der Türke sei nach ungeheuren Verlusten von Rhodus abgezogen, und auch dann, als diese Gerüchte verstummt waren, dauerte es unbegreiflich lange, bis die Wahrheit bekannt wurde, obwohl Suleiman dem Dogen von Venedig die Kapitulation bereits am 29. Dezember angezeigt hatte***). Als der venezia-

---

*) Hannibal an Wolsey, Rom den 12. September.

**) Villers L'Isle-Adam an Karl, Kreta den 1. Februar 1523. Wien. Arch. Vgl. Charrière, Négociations 1, 92 ff.

***) Lettere di Principi 1, 110. Die kaiserlichen Gesandten in Venedig melden allerdings schon am 7. Februar den Fall von Rhodus (Bergenroth p. 526), aber in Rom scheint er erst viel später bekannt geworden zu sein; ein Brief Adrians an die Königin Katharina von England vom 23. Februar erwähnt die unglückliche Thatsache zum erstenmal; Negri meldet noch am 28. aus Rom, es liefen ganz widersprechende Nachrichten um.

nische Gesandtschaftssekretär dem Papst die Schreckenskunde mitteilte, schlug dieser die Augen nieder, seufzte tief und sprach kein Wort. Es war ihm ein unerträglicher Schmerz. Schon im Januar hatte er geklagt, wenn Rhodus falle, könne er nicht in Rom bleiben. Jetzt schrieb er an Wolsey, nachdem die Christenheit mit Belgrad und Rhodus ihre beiden Hauptbollwerke verloren habe, könne der Türke leicht Ungarn, Sicilien, ja ganz Italien überfluten, den Rest der Christenheit, selbst England in die größte Gefahr bringen. In Rom herrschte ein Schrecken ohnegleichen. Der englische Agent behauptete sogar, als Hannibal vor den Thoren des alten Rom gestanden, sei die Angst nicht halb so groß gewesen. Die Fremden und Großen rüsteten sich zur Flucht. Wenn der Türke nach Italien komme, werde er keinen Widerstand finden*).

Eben jetzt schien es, als sollten die päpstlichen Friedensermahnungen geneigteres Gehör als bisher finden. Die hochfliegenden Hoffnungen, von denen wir Karl im August und September erfüllt fanden, hatten seitdem bittere Enttäuschungen erfahren. Der Angriff der vereinigten Engländer und Kaiserlichen auf den Nordwesten Frankreichs, viel zu spät und mit ungenügenden Streitkräften unternommen, hatte lediglich zu einer barbarischen Verwüstung des Landes geführt. „Alles Land," schrieb der englische Oberfeldherr am 12. September mit verwunderlicher Genugthuung an Wolsey, „das wir durchzogen, ist ausgebrannt. Wenn wir noch Dorlans, Corbie, Ancre, Bray und das benachbarte Gebiet ausgebrannt haben, was etwa in drei Wochen geschehen kann, so sehe ich nicht, was wir dann noch thun können." Es überrascht danach fast, daß die Verbündeten vier Tage später die Belagerung von Hesdin unternahmen. Aber schon nach zehn Tagen wurde sie aufgegeben. Der September hatte die gewöhnlichen Regengüsse gebracht; die Wege wurden unergründlich; die Ver-

*) Brewer p. 1196. 1220.

proviantierung, welche von den Niederlanden aus besorgt werden sollte, ließ viel zu wünschen; unter Deutschen und Spaniern richtete die Pest erschreckende Verheerungen an; auch die Engländer hatten viele Kranke. Anfang Oktober begann die Desertion die gelichteten Reihen heimzusuchen: da beschloß man, die wenig rühmliche Kampagne zu beenden. Am 14. Oktober kehrte die englische Armee bis auf 1000 Mann, welche sie in St. Omer gelassen, nach Calais zurück*).

An diesen Mißerfolg knüpften sich natürlich verdrießliche Erörterungen unter den Verbündeten. Margarete klagte, daß die Engländer erst am 3. September ihre Operationen begonnen hätten, einen vollen Monat später, als Karl gewollt, wodurch nicht nur Zeit, sondern auch viel Geld verloren worden sei. Sie glaubte deshalb einmal wieder ihre Zuflucht zum englischen Staatsschatz nehmen zu können. Statt dessen erhielt sie bittere Vorwürfe: das Heer sei von den Niederlanden aus mit allem schlecht versorgt gewesen, mit Pferden, Proviant und Geld; König Heinrich habe die Protektion der Niederlande nicht übernommen, um sich in endlose Ausgaben zu stürzen; wie glücklich sei doch England daran gewesen, ehe es sich auf das Bündnis mit dem Kaiser eingelassen!**) Aehnliche Vorwürfe bekam Karl durch die neuen englischen Gesandten Boleyn und Sampson zu hören, welche Ende Oktober in Valladolid ankamen. Sie schilderten Wolsey die spanischen Verhältnisse in keineswegs rosigem Lichte: ihre Reise durch dieses an sich nicht fruchtbare Land, das jetzt infolge der Revolution noch öder, sei nicht nur mühsam, sondern gefährlich gewesen. Alles habe jetzt den dreifachen Preis wie früher; die Feuerung koste an einem einzigen Tage einen Dukaten. Sie mußten Karl klagen, daß der Feldzug durch die Schuld Margaretens gescheitert sei, daß

*) Brewer p. 1078 f. 1092 f. 1096 f. 1102. 1108.

**) Margarete an Karl den 17. September. Wien. Arch. Brewer 1107. 1113 ff.

die spanische Flotte im elendesten Zustande sich befunden, wegen Mangels an Geld und Lebensmitteln unfähig, die See zu halten, im dringendsten Moment die englische Flotte nicht habe unterstützen können. Er müsse in Zukunft besser sorgen.

Während so der Angriff auf Frankreich im Norden einen sehr wenig befriedigenden Erfolg gehabt hatte, gingen die Dinge an der spanischen Grenze nicht besser. Wie glänzend waren da die Aussichten gewesen, als Karl nach Spanien zurückkehrte! Aber schon am 15. August schrieb er seiner Tante, nach reiflicher Ueberlegung habe er beschlossen, Fuenterrabia in diesem Sommer nicht mit großer Macht zu belagern, son- Frankreich anderweitig zu schädigen. Daraus wurde nun aber nichts. Die ganze spanische Kriegsführung beschränkte sich vielmehr darauf, die Franzosen an der Verproviantierung Fuenterrabia's zu hindern. Ende Oktober gelang es, dem Feinde einige empfindliche Schläge zu versetzen. Anfang Dezember äußerte der Kaiser die Hoffnung, der Platz, um den nun schon so viel Blut geflossen (denn die Scharmützel zu Lande und zu Wasser waren ohne Zahl), werde vor Weihnachten durch Hunger gezwungen werden, zu kapitulieren. Aber diese Hoffnung ging so wenig in Erfüllung wie manche andere. Im Gegenteil nahmen jetzt die Franzosen unter La Palice alle Kräfte zusammen. Der spanische Kommandant bat dringend um Verstärkung; seine Leute waren durch die lange Einschließung und die mit ihr verbundenen Kämpfe, durch den Winter, oft auch durch Mangel an Lebensmitteln schlimm mitgenommen. Aber so viel Karl an Fuenterrabia lag, er sah sich außer stande, Don Beltran nur 2000 Mann zeitig zu senden. Da nun Palice Ende Januar energisch und mit großer Uebermacht angriff, verteidigten sich die Spanier anfangs zwar glücklich, mußten dann aber weichen. Am 1. Februar zog eine neue Garnison mit reichlichen Lebensmitteln ein, die Befestigungen wurden noch erheblich verstärkt: es ließ sich jetzt gar nicht ab-

sehen, wann es gelingen werde, die Franzosen vom spanischen Gebiete zu vertreiben*).

Als diese böse Botschaft in Valladolid eintraf, wirkten mancherlei Umstände zusammen, ihren Eindruck auf den Kaiser zu verstärken. Im August und September hatte König Franz scheinbar ernstliche Anstrengungen gemacht, um durch päpstliche Vermittelung Friede oder doch Waffenstillstand zu erlangen. Auf verschiedenen Wegen ließ er an Karl Anträge gelangen, welche dieser selbst als vorteilhaft bezeichnen mußte. Aber im Vertrauen auf das englische Bündnis wies er damals alle derartigen Anerbietungen zurück, hinter denen er doch hauptsächlich die Absicht witterte, ihn von England zu trennen, zumal er durch den Nuntius am französischen Hofe, den Erzbischof von Bari, genau von den Schwierigkeiten der inneren Lage, der Geldnot des Königs, der drohenden Unzufriedenheit des Volks über die furchtbaren Erpressungen unterrichtet wurde. Aber die Dinge änderten sich, als König Franz wahrnahm, daß seine Feinde weder in der Picardie noch in den Pyrenäen etwas vermöchten. Jetzt, schrieb der Nuntius nach Spanien, wo der König wisse, daß er weder von England und den Niederlanden noch von Spanien her Ernstliches zu fürchten habe, wolle er nichts von Frieden oder Waffenstillstand wissen, sondern rüste sich zu neuem Angriff auf Mailand. Da müsse nun der Kaiser wohl prüfen, in welcher Lage er sich befinde, ob seine Kräfte zu nachdrücklicher Kriegsführung ausreichten. Aus England komme die Nachricht, daß man dort des Kriegs bereits überdrüssig sei, daß die neuen Steuern nur ungern gezahlt würden. Aus den Niederlanden höre er, daß die Erzherzogin außer stande sei, die Abgaben zu erheben, und keinen Pfennig habe, um nur das geringe Kriegsvolk zu be-

*) Karl an Margarete den 15. August, 31. Oktober, 9. Dezember, 10. Januar, 4. und 7. Februar. Petr. Martyr, Epp. 773. 775. 777. Sandoval 1, 564 ff.

zahlen. In der Lombardei wüßten die Leute des Kaisers nicht, woher sie einen Dukaten nehmen sollten, und sähen sich zu Erpressungen genötigt, welche dem Kaiser wenig Ehre machten und ihm die Liebe der Bevölkerung raubten. Unter diesen Umständen scheine es denn doch sehr ratsam, sich zu einem Waffenstillstand zu bequemen, der, wenn er nicht zu einem vorteilhaften Frieden führe, die Möglichkeit biete, sich zu ernstlichem Kriege zu rüsten. Einen besonderen Gewinn werde diese Taktik aber dadurch bringen, daß, wenn sich der Kaiser bereit erkläre, Waffenruhe zu schließen, er dann den Papst auf seine Seite ziehen könne, den er übrigens freundlicher behandeln müsse als bisher, da von französischer Seite alles geschehe, um ihn durch Schmeicheleien und Artigkeiten zu bestechen. Karl möge überzeugt sein, daß der Nuntius, welcher sich zu jeder Vermittelung und Dienstleistung bereit erklärte, nur an des Kaisers Interesse denke. Sei er imstande, Frankreich mit Waffengewalt zu zwingen, gut; besitze er dazu die Kraft nicht, so müsse er günstigen Frieden suchen. Dabei empfehle es sich, dem englischen Bündnis die sorgsamste Pflege zu widmen; denn sobald die Franzosen, welche wüßten, daß in den Niederlanden wenig Ordnung und noch weniger Geld sei, bei England irgendwelche Lauheit spürten, würden sie weder von Frieden noch von Waffenstillstand etwas wissen wollen*).

Dieser merkwürdige Brief traf die Wahrheit in jeder Beziehung. Die Mittellosigkeit war in allen Gebieten des Kaisers gleich groß. Die Geldnot Margaretens war schon im September die äußerste. Sie versicherte dem englischen Gesandten, sie wolle gern ihre Juwelen versetzen, wenn ihr nur jemand etwas dafür geben wolle. Sie verkaufte von Domänen, was

---

*) Erzbischof von Bari an Luis Mejia, seinen Agenten am kaiserlichen Hofe, Paris den 12. Januar 1523. Wien. Arch. Mejia sollte diesen Brief Karl vorlesen. Er übergab das Original selbst.

sie konnte, nahm gegen Verpfändung künftiger Steuern Anleihen auf, bestimmte verschiedene Große zu starken Vorschüssen. Dann wurden die Stände berufen. Sie schlugen einen solchen Ton an, daß Margarete nur in neue Verlegenheit geriet. Die Verhandlungen zogen sich endlos in die Länge und die schließlichen Bewilligungen genügten für das Bedürfnis von ferne nicht. Dazu stieß Margarete auf Unbotmäßigkeiten verschiedener Art. Als sie endlich dem Vertrage mit England zufolge die Schotten ausweisen wollte, widersetzte sich das Volk, das, wie Wingfield bemerkte, „hier mehr Herr als Unterthan zu sein scheint“. Bald gab es auch Schwierigkeiten mit manchen Großen. Die Briefe Margaretens an ihren Neffen wurden immer sorgenvoller.

Nicht besser war es in Italien bestellt. Man mußte den Soldaten jeden Exzeß nachsehen, weil man sie nicht bezahlen konnte. Bis Mitte Oktober hatten der Herzog von Mailand und verschiedene italienische Städte beträchtliche Zahlungen übernommen, die doch nicht genügten. Colonna, der Abt von Nájera, Lannoy, der neue Vizekönig von Neapel, alle bestürmten den Kaiser um Geld: die Armee, schrieb Lannoy, werde sonst auseinander gehen und alles verloren sein. Gattinara erwiderte, er hoffe, der Papst werde etwas für die Armee thun*).

Wie konnte man unter diesen Umständen verständigerweise an Fortsetzung des Kriegs denken, für den überall die nötigsten Mittel fehlten? Die Argumentation des Nuntius war unwiderleglich. Auf jeden Fall aber empfahl sich sein Rat, Karl solle den Papst dadurch zu gewinnen suchen, daß er sich zu friedlichen Verhandlungen bereit erkläre und überhaupt einen freundlicheren Ton anschlage. In der That war die Taktik, welche man bisher gegen Adrian befolgt hatte, eine

*) Lannoy an Karl, Neapel den 26. Oktober.

recht ungeschickte. Karl glaubte sich berechtigt, die Unterstützung des Papstes als die Erfüllung einer gebieterischen Pflicht zu fordern. Es ist, schrieb er einmal, die Pflicht des Papstes und des Kaisers, immer innig verbunden zu sein und miteinander zu wachen, daß nichts Böses in der christlichen Republik geschehe. Gott hat ihn auf den Kaiserthron erhoben, damit er die heilige Kirche verteidige, aber Adrian wird ihm die Erfüllung dieser Pflicht unmöglich machen, wenn er ihm sein Bündnis zur gerechtesten Verteidigung verweigert. Adrian ist ein guter Mann, aber zuweilen dem Einfluß böser Geister unterworfen. Durch seine Neutralität wird er den Krieg verewigen und es unmöglich machen, Rhodus und Ungarn gegen den Türken zu unterstützen. Was in seinen Kräften war, hat der Kaiser für Rhodus gethan, der Papst ihm aber dafür selbst solche Hilfe geweigert, die ihm nichts kostete. Adrian kann viel Blutvergießen hindern, wenn er dem Könige von Frankreich erklärt, er werde den Kaiser als die höchste Autorität der Christenheit unterstützen. Adrian meint den Kaiser mit schweren Vorwürfen heimsuchen zu dürfen, weil seine Truppen Parma und Piacenza besetzt haben; er wird aber sicher nicht nur Parma und Piacenza, sondern wahrscheinlich auch Bologna und andere Städte verlieren, wenn die Franzosen nach Italien zurückkehren. Adrian bildet sich ein, der Kaiser kümmere sich nicht um die Geschäfte, sondern überlasse alles seinen Räten und zwar dem Papste übelwollenden Räten. Wenn sich das so verhielte, so würde aus dem Papste längst ein einfacher Pfarrer von St. Peter geworden sein. In dieser gereizten, empfindlichen Weise schrieb der Kaiser den 10. Januar an den Herzog von Sessa, dem er seine Billigung darüber aussprach, daß er dem Papste (was sich nicht so verhielt), die Obedienz noch nicht geleistet habe. Fast noch verletzender klang ein Brief, den Gattinara an den Papst selbst richtete. Er wolle, begann der Großkanzler, offen über alles reden. Der Papst habe ganz Recht, wenn er allgemeinen Frieden in der Christen-

heit und Krieg gegen die Türken wolle. Eben deshalb müsse die Perfidie des Königs von Frankreich, des größten Störers christlicher Eintracht, gezüchtigt werden. Solange der König geglaubt, daß der Papst und der Kaiser nur eine Seele in zwei Körpern seien, überdies von England unterstützt, habe er Frieden gesucht, aber unter Bedingungen, welche der Kaiser ohne Englands Zustimmung nicht annehmen konnte. Dann habe er in seiner Verzweiflung, nur um Zeit zu gewinnen, darauf hingearbeitet, den Papst durch seine Mutter zur Neutralität zu bestimmen. Der Papst, zu gut, um Verdacht zu hegen, für den Frieden begeistert, habe sich von den süßen Worten der Franzosen berücken lassen. Aber des Papstes Neutralität heiße Kälte gegen den Kaiser, Verweigerung seiner gerechtesten Bitten, Preisgebung der Freiheit Italiens, Schmälerung der kaiserlichen Reputation. Dieses Verhalten des Papstes habe die Franzosen übermütig gemacht, welche sich nun zu neuem Angriff rüsteten und dadurch den Kaiser nötigten, das Gleiche zu thun. Die Folge dieser Zustände werde sein, daß der Türke seine Waffen gegen Sicilien kehre und zuletzt Rom erobere. Wenn Adrian den Frieden wolle, müsse er doch erkennen, daß der Kaiser und der König von England, diese beiden so frommen Fürsten, bereit seien, auf vernünftige Bedingungen Frieden zu schließen, und sich mit ihnen verbinden. Wenn Frankreich gedemütigt worden, werde es lernen, den heiligen Stuhl zu ehren, und nicht mehr seine Hörner gegen das Lamm kehren. Adrian müsse also Frankreich nötigen, unter ehrenvollen Bedingungen Frieden oder doch auf dem status quo Waffenstillstand zu schließen; lehne es das ab, so müsse er sich mit dem Kaiser und König Heinrich verbinden, Venedig in dieses Bündnis hineinziehen, die Eidgenossen bewegen, sich ruhig zu verhalten, und endlich dem Kaiser die kirchlichen Bewilligungen gewähren, damit er mit den Schätzen der Kirche eine mächtige Flotte gegen den Türken ausrüste. Wenn der Papst durch den Geist der Bosheit sich zu anderem

bereden ließe, so würde er mit all seinen guten Absichten scheitern *).

Daß dieser hofmeisternde Ton, in dem man den Papst noch immer wie einen Untergebenen anwies, seine Pflicht zu thun, diese überlegene Weisheit, mit der man seiner Arglosigkeit und Kurzsichtigkeit zu Hilfe kam, dieser stolze Hinweis, daß er seine ganze Existenz doch nur der Güte des Kaisers verdanke, daß diese Art Adrian nur immer mehr reizen mußte, ist leicht zu begreifen. Sie war aber so mit den Grundanschauungen der kaiserlichen Politik verwachsen, daß auch noch viel überzeugendere Ermahnungen als die des Erzbischofs von Bari darin keine Aenderung bewirkt haben würden, wenn ihr nicht andere gewichtige Momente zu Hilfe gekommen wären.

Der englische Kriegseifer war in der That, wie Bari schrieb, bereits sehr abgekühlt. Die mit des Kaisers Mittellosigkeit gemachten Erfahrungen ließen Wolsey die Fortsetzung des Kampfes mit Frankreich in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen und das natürliche Objekt einer gesunden englischen Politik immer stärker in den Vordergrund treten: die Eroberung Schottlands. Wenn sich König Heinrich die französische Krone aufs Haupt zu setzen oder doch die ehemals von seinen Vorfahren beherrschten Provinzen Frankreichs sich wieder zu unterwerfen wünschte, so war das eine freilich ganz im Charakter der damaligen Politik geträumte Chimäre. Einen reellen Nutzen konnte die Verbindung mit dem Kaiser gegen Frankreich nur dadurch bringen, daß sie Frankreich außer stand setzte, den alten schottischen Freund gegen England zu schützen. Diese Wendung suchte jetzt Wolsey dem Bündnis zu geben, indem er am 10. Januar 1523 unter allerlei speziösen Gründen seine Gesandten in Spanien anwies, dem Kaiser einleuchtend zu machen, das Richtigste werde sein, für dieses Jahr die Waffen

---

*) Karl an Sessa den 10. Januar 1523. Bergenroth p. 522 f. Gattinara an Adrian den 18. Dezember 1522. Brewer p. 1145 f.

auf dem Festlande ruhen zu lassen, damit England alle seine Kräfte gegen Schottland wenden könne. Der Kaiser gewinne dadurch die Möglichkeit, sich für das nächste Jahr energisch zu rüsten; England wünsche von ihm nur eine Flotte mit 3000 Mann, um den Franzosen den Kanal zu sperren. Während sich alle Gedanken des Königs Franz auf Italien richteten, behauptete Wolsey, er wolle sich mit ganzer Wucht auf die Niederlande und Calais und auf Schottland werfen. In Italien werde er da nur wenig unternehmen können. Da England mit 33000 Mann Schottland angreifen wolle, sei es unbillig, von ihm eine Unterstützung in Italien, der Schweiz und Deutschland zu begehren.

Etwa gleichzeitig mit diesen überraschenden Eröffnungen erfuhr Karl durch seinen Gesandten in England, Wolsey werfe ihm vor, er habe keine einzige seiner Versprechungen erfüllt. Karl erwiderte gereizt, er habe sein Wort in allen Stücken gehalten bis auf die England zugesagte Entschädigungssumme, von der doch Wolsey in Brügge erklärt habe, das sei eine reine Formalität, um die Räte des Königs für das Bündnis zu gewinnen. Gattinara aber entgegnete auf den Vorwurf Wolsey's, England verwende seine Kräfte nicht gegen den gemeinsamen Feind, sondern gegen Schottland. Aber nicht in Schottland, sondern in Frankreich liege die Entscheidung. Karl erklärte mit Recht einen Waffenstillstand, von dem Schottland ausgenommen werden solle, für unmöglich. Er bezeigte endlich seine Unzufriedenheit mit der Art, wie England eine sehr wichtige Angelegenheit behandelt habe.*)

Seit dem Spätsommer hatte sich den Verbündeten die bestimmte Aussicht eröffnet, in Frankreich selbst einen mächtigen Beistand zu finden. Der größte Vasall der französischen Krone, der Herzog von Bourbon, Auvergne und Châtellerault, Graf von Montpensier, Forez, la Marche und Clermont, Besitzer

*) Brewer p. 1161 ff. 1213 ff. Mignet 1, 388 f.

zahlreicher Herrschaften, Großkämmerer und Connetable von Frankreich, ein Fürst, der in Moulies seinen glänzenden Hof hielt in der Mitte des Adels seiner Herzogtümer und Grafschaften, er war mit König Franz und noch mehr mit dessen Mutter in Konflikte geraten, welche von seiten der Krone derartig gesteigert wurden, daß sich Herzog Karl in seiner ganzen Existenz bedroht sah. Da er fürchten mußte, durch einen gegen ihn angestrengten Prozeß den größten Teil seiner Besitzungen zu verlieren, suchte er mit dem Kaiser und England anzuknüpfen, denen er schließlich seinen bewaffneten Beistand in Aussicht stellte, wenn der Kaiser ihm, dem früh Verwitweten, seine älteste Schwester zur Gemahlin geben und militärisch und finanziell so mit ihm zusammen wirken wolle, daß er den gehaßten König niederwerfen könne. Bereits Anfang September finden wir Karls Interesse lebhaft mit Bourbon beschäftigt. König Franz und seine Mutter, schreibt er da an seine Gesandten in England, hätten alles aufgeboten, um den Herzog wieder auszusöhnen, ihm unter anderem das Kommando über das gegen Spanien bestimmte Heer angetragen, er es aber abgelehnt. Wann Karl zuerst von jenen Anerbietungen Bourbons erfuhr, welche dieser einem seiner Kammerherren, einem Herrn von Beaurain, gemacht hatte, läßt sich nicht genau bestimmen. Wir hören zuerst ausführlich darüber in einer wohl dem Anfang des November*) angehörenden Instruktion Wolsey's für seine Gesandten bei Karl; dieser wird direkt durch Beaurain etwa zu derselben Zeit davon erfahren haben. Es war natürlich eine Eröffnung von höchster Wichtigkeit. Die Erwartung Wolsey's, wenn Bourbon aufstehe, werde ihm der größte Teil des französischen Adels folgen, mochte man im kaiserlichen Kabinett wohl teilen, wo man von der in Frank-

---

*) Wenn Brewer sie S. 1091 f. unmittelbar nach der Instruktion vom 25. September druckt, so ist das ein offenbarer Irrtum. Sie kam den Gesandten in Valladolid erst am 16. Dezember zu.

reich herrschenden Unzufriedenheit eine große Vorstellung hatte. Aber die Forderung Bourbons, der Kaiser solle ihm die Hand seiner ältesten Schwester, der verwitweten Königin von Portugal, geben, mußte starke Bedenken erwecken. Mit welcher Indignation hatte Karl einst die Liebe dieser Eleonore zum Pfalzgrafen Friedrich zurückgewiesen! Und nun sollte er sie einem französischen Vasallen geben, der, wenn er auch dieses Verhältnis brechen wollte, doch zunächst keine Sicherheit ebenbürtiger Stellung bot? Mitte Januar hatte er darüber noch keinen Entschluß gefaßt. Nun aber kam aus Frankreich die Nachricht, der König habe Bourbon die Hand der Prinzessin Renée angetragen; eine andere Zeitung meldete, Bourbon sei darauf eingegangen, mit der Krone vollständig ausgesöhnt. Das war ein Irrtum, nicht so, was Karl Mitte Februar erfuhr, daß der König von Bourbons Plänen ziemlich genaue Kenntnis habe. Und daß dieses der Fall sei, gab er der Unvorsichtigkeit Englands schuld*).

So wirkten damals alle Verhältnisse zusammen, um dem Kaiser eine friedliche Wendung zweckmäßig erscheinen zu lassen. Er sandte am 15. Februar einen der ersten Männer seines Hofes an Sessa, um diesem die Bedingungen anzuzeigen, unter denen er bereit sei, auf Frieden oder Waffenstillstand einzugehen. Die sehr verzwickte Instruktion beweist, daß Karl an einen Erfolg der so einzuleitenden Verhandlungen nicht glaubte, daß

*) Ueber Bourbon verweise ich auf Mignet 1, 361 ff. Was dagegen P. Paris in seinen Études sur François I. t. 2. vorgebracht hat, ist mit so mangelhafter Kenntnis nicht nur der entscheidenden Quellen, sondern der Zeitgeschichte geschrieben und so sehr von Tendenz beherrscht, daß man die Bewunderung der Revue critique vom 2. November 1885 schwer begreift. Der Kenner dieser Zeit stößt in dem Aufsatze von Paris auf so zahlreiche und grobe Irrtümer, namentlich was Karl V. betrifft, daß er auf sein Urteil in einer so verwickelten Frage kein Gewicht legen kann. Siehe außer Mignet Karls Schreiben an seine Gesandten in England vom 5. September 1522 und die Akten bei Brewer p. 1091 f. 1168 f. 1214. 1217.

es ihm wesentlich darauf ankam, dem Papst seine Bereitwilligkeit zu beweisen und ihn dadurch auf seine Seite zu ziehen, vor allem zu erlangen, daß der Papst ihm endlich die so lange umsonst erbetene Unterstützung mit einer Kreuzzugsbulle (cruzada) und dem vierten Teil der kirchlichen Einkünfte in seinen Gebieten gewähre. Zugleich ließ er dem Erzbischof von Bari schreiben, durch die Sendung nach Rom habe er die größte Bereitwilligkeit bewiesen, auf die Wünsche des Papstes einzugehen*).

Es bedeutet für den Gang der Entwickelung nichts, daß, ehe dieser Bote Rom erreichte, Adrian unter dem Eindrucke des Falles von Rhodus die volle Schale seines Zorns über den Kaiser ausgoß in Ausdrücken, daß dieser es für unpassend erklärte, darauf zu antworten**). Als der Papst die friedfertige Sprache Karls hörte, bezeigte er die höchste Freude. Seine Hoffnung, den Frieden in der Christenheit herzustellen, lebte noch einmal auf, obwohl König Franz in den letzten Monaten mit den freundlichsten Worten stets die Erklärung verbunden hatte, auf sein rechtmäßiges Erbe Mailand könne er nicht verzichten***). Von nicht geringer Wichtigkeit war es, daß die Spanier die einflußreichsten Ratgeber und Diener des Papstes durch reiche Gaben gewonnen hatten, ohne daß dieser etwas davon ahnte. Da so der Boden bereitet war, geschah es, daß die Spanier Briefe des Kardinals von Volterra, des Hauptes der französischen Partei, abfingen, aus denen hervorging, daß dieser Kirchenfürst im französischen Interesse ein

---

*) Karls Instruktion für Claude de Bissy, Valladolid den 14. Februar. Allemand an Erzbischof von Bari den 15. Februar. Wien. Arch. Karl an Sessa den 15. Februar. Bergenroth p. 527 ff.

**) Adrian an Karl den 2. März. Bergenroth p. 531 ff. Karl an Sessa den 15. April. Gachard p. 176 ff.

***) Franz an Adrian den 5. und 28. Februar. Kopie im Wien. Arch. Diese beiden Briefe zeigen, wie geschickt die Franzosen zum Papste zu reden wußten.

Komplott in Sicilien eingefädelt hatte und König Franz dringend zu einem neuen Zuge nach Italien antrieb. Volterra hatte lange und bis vor kurzem mehr als ein anderer Kardinal das Ohr des Papstes gehabt: nun sah Adrian durch eben diesen seine teuersten Wünsche durchkreuzt. Denn das war ja klar: erschien König Franz wieder in Italien, so brach der Krieg mit neuer Wut aus. Deshalb hatte Adrian selbst damals, als er ganz zu Frankreich zu neigen schien, erklärt, sobald die Franzosen nach Italien kämen, würde er auf die Seite des Kaisers treten. In dem Augenblicke, wo er von der verräterischen Korrespondenz Volterra's erfuhr, lud er den Kardinal von Medici, das Haupt der Kaiserlichen, der sich im Herbst verdrießlich nach Florenz zurückgezogen hatte, ein, zu ihm zu eilen. Medici erschien am 23. April. Wenige Tage darauf wurde Volterra verhaftet. Mit diesem Schlage war alles in Rom verändert.

Inzwischen hatte sich auch die Lage in Oberitalien für den Kaiser wesentlich gebessert. Das Kastell von Mailand, welches noch immer von den Franzosen behauptet wurde, sah sich im März genötigt, Verhandlungen über die Kapitulation anzuknüpfen. Als dieselben schon sehr weit vorgerückt waren, erschien bei Colonna ein Gesandter Karls mit einem sehr eigentümlichen Auftrage. Der Kaiser hatte am 8. Februar seinem für die Schweiz bestimmten Gesandten Dr. Prantner die Instruktion erteilt, er solle sich zunächst nach Mailand begeben und Colonna eröffnen, der Kaiser finde es in seinem Interesse, daß die lombardischen Kastelle, wenn die Franzosen sie räumen müßten, nicht dem Herzoge Sforza übergeben würden, sondern in die Hand des Kaisers kämen. Der Herzog werde auf diese Weise in seiner Herrschaft viel mehr gesichert sein und überdies die Kosten für die Besatzungen sparen! Eine wahrhaft erstaunliche Weisung. Wie wir eben sahen, befand sich Karl gerade damals im schlimmsten Gedränge. Er wußte namentlich nicht, wie er sein Heer in der Lombardei erhalten sollte. Die

Verhandlungen mit Venedig, dessen Bündnis alle seine Generale und Diplomaten in Italien für ganz unentbehrlich erklärten, hatten noch kaum einen Fortschritt gemacht. Daß es für Venedig die Bedeutung einer Lebensfrage hatte, Mailand im Besitze Sforza's und nicht des Kaisers zu wissen, war allbekannt*); der Uebergang jener Kastelle in die Hand der kaiserlichen Hauptleute mußte also jede Aussicht zerstören, Venedig in das Bündnis gegen Frankreich zu ziehen. Aber das Verlangen, die Kastelle zu besitzen war unwiderstehlich. Zum Glücke für den Kaiser kam Prantner zu spät nach Mailand. Colonna schrieb dem Kaiser, er bedauere, seinen Wunsch zu spät erfahren zu haben, um das Kastell von Mailand in kaiserliche Hand zu bringen, ohne den Verdacht des Herzogs und des Volks zu wecken. Jetzt seien die Verhandlungen schon zu weit vorgerückt, als daß er es ohne des Kaisers ausdrücklichen Befehl wagen möchte, zumal es auf Venedig einen sehr übeln Eindruck machen würde, wenn es den Kaiser als Herrn von Mailand sähe. Zugleich aber versicherte Colonna, daß er jedesmal, wo der Kaiser nicht nur die Festungen, sondern das ganze Land und selbst die Person des Herzogs wolle, sich anheischig mache, sie in seine Gewalt zu bringen. Er wiederholte diese Versicherung vier Wochen später, als er Karl meldete, er habe doch noch versucht, seinen Wunsch zu erfüllen, es sei aber nicht gelungen**).

---

*) Gius. de Leva, Storia documentata di Carlo V. 2, 180.

**) Karls Instruktion für Dr. Prantner, Valladolid den 8. Februar 1523. Colonna an Karl den 29. März und 22. April. Wien. Arch. Die Versicherung lautet in beiden Schreiben fast gleich: Ben la certifico che omne volte che S. M. voglia non solo le fortaleze, ma toto loro stato et anche la persona dil ducha di Milano, me offero darla in suo potere. Karl erwiderte auf Colonna's Brief vom 29. März am 9. Mai, er sei mit seinem Verfahren einverstanden: il nest temps de donner suspicion. Aber er bitte ihn, sobald er es ohne Nachteil für ausführbar halte (quand croirez quil se pourra bonnement faire sans inconveniant a mes affaires), sowohl das Schloß von Mailand als das von Cremona in seine Hand zu bringen. Erst nachträglich sehe ich, daß diese merkwürdigen Schriftstücke bereits in

Um gerecht zu sein, muß man freilich in Anschlag bringen, daß der Kaiser nur auf dasjenige in Italien zuverlässig rechnen konnte, was er direkt in seiner Gewalt hatte. Manuel schrieb ihm einmal, Spanien sei ein loyales Land, aber in Italien sei alles wie Glas und könne jeden Augenblick in Stücke brechen. Die Herrschaft des Fremden trug der Italiener nur, solange er mußte oder es in seinem besonderen Interesse fand. Dieses Interesse konnte jeden Augenblick wechseln. Der Umstand, daß die kaiserlichen Waffen Sforza nach Mailand zurückgeführt hatten, bot doch keine Sicherheit für seine Treue. Schon damals bemühte sich Frankreich, den Herzog durch die Insinuation, der Kaiser wolle ihn aufheben und nach Deutschland bringen lassen, zum Abfall zu bewegen*). Hätte er von Karls Auftrag an Colonna gewußt, so würde er vielleicht schon jetzt auf Pläne eingegangen sein, mit denen wir ihn später beschäftigt finden. Die kaiserliche Politik war in ganz Italien darüber aus, an die Stelle der Freundschaft direkte Herrschaft zu setzen. Einige Monate später hören wir von Lannoy, daß er sich bemühe, durch den Kardinal Medici das Kommando über Florenz auf Pescara übertragen zu lassen, in betreff Siena's und Lucca's ähnliche Praktiken verfolge**).

Wenn Karl im Februar eine friedliche Miene annahm, so finden wir ihn im März bereits ganz wieder von Kriegsgedanken erfüllt. Margarete hatte zu ihm Jean de le Sauch geschickt, um ihm alle ihre Nöte zu klagen und ihn recht dringend zu Frieden oder Waffenstillstand mahnen zu lassen. Darauf entgegnete Karl am 16. März, trotz allen Schwierigkeiten sei er fest entschlossen, sich für diesen Sommer auf einen

---

den Miscellanea di storia italiana 3, 303 ff. nach Brüsseler Kopien gedruckt sind.

*) So meldet der Erzbischof von Bari in seinem oben angeführten Briefe an Mejia.

**) Lannoy an Karl den 15. Juli. Wien. Arch.

großen Krieg zu rüsten, da er einen verständigen Frieden oder Waffenstillstand nicht gewinnen könne*). Die Finanznot, an die er ja schon so lange gewöhnt war, machte ihm keine zu große Sorge. Er wisse, schrieb er, wie sehr sich Margarete um die Tilgung der Schuld an Sickingen und die Zahlung der Pensionen an die deutschen Fürsten bemühe; er wünsche sehr, etwas dafür thun zu können, aber wegen des großen Kriegsaufwandes sei es ihm nicht möglich. Margarete werde deshalb in Zukunft wie bisher aufs beste Rat schaffen. Er wolle an die deutschen Fürsten schreiben und sie bitten, Geduld zu haben; sie möge aber besonders die Pfalzgrafen Ludwig und Friedrich und den Kurfürsten von Mainz zu befriedigen suchen. Wenige Tage darauf schickte er Herrn von Montfort ab, um 4000 Landsknechte für den Dienst in Spanien zu werben. Zu derselben Zeit ging ein außerordentlicher Gesandter an Ferdinand mit dem Auftrage, 10000 oder 12000 Landsknechte für Italien zu werben, und mit der dringenden Mahnung, dem Abschlusse des Bündnisses mit Venedig keine Schwierigkeiten zu bereiten. Karl legte seinem Bruder die außerordentliche Wichtigkeit dieses Abschlusses und seine Bedeutung für Ferdinands eigene Interessen in einem ausführlichen Schreiben ans Herz: erst wenn er Venedig gewonnen, könne er die italienischen Dinge so ordnen, daß er in die Lage komme, seine Kräfte zum Schutze Ungarns gegen den Türken zu wenden. Schon vorher aber hatte er seine Gesandten in Venedig ermächtigt, mit der Republik abzuschließen ohne auf die Vollmacht seines Bruders zu warten; denn rasch zum Ende zu kommen, sei durchaus notwendig**).

---

*) Est delibere, actendu quil ne peult parvenir a paix ou tresve raisonnable, de se preparer ceste este prochaine a faire bonne et grosse guerre a ses ennemis tant en Italie que de pardeça.

**) Karl an Margarete den 16. und 22. März. Instruktion für Montfort vom 22. März. Instruktion für den Gesandten an Ferdinand

Wenn man nach den Gründen fragt, welche eine so ungewöhnliche Thätigkeit veranlaßten, so werden sie hauptsächlich in der Nachricht zu suchen sein, daß sich Frankreich ernstlich zu zu einem Zuge gegen Mailand rüste. Zudem scheint damals Karl stärker als bisher durch Gerüchte beunruhigt worden zu sein, wonach Bourbon durch die Heirat mit der Prinzessin Renée für die Krone wiedergewonnen wäre; wenigstens bat er seine Tante, ihm alles, was sie davon erfahren, mitzuteilen. Endlich hatte gewiß Einfluß, daß Karls Finanzlage zwar noch immer sehr viel zu wünschen ließ, aber sich doch gerade um diese Zeit, wir wissen nicht wodurch, erheblich günstiger gestaltet zu haben scheint, als bisher. Während er Margarete schrieb, für die Zahlung der Schulden an Sickingen und die deutschen Fürsten könne er nichts thun, kündigte er ihr die baldige Sendung von Wechseln über 200 000 Gulden an, ausschließlich zur Bestreitung der Kriegskosten. Prantner hatte er einen Wechsel über 50 000 Gulden auf die Welser mitgegeben, um damit in der Schweiz zu operieren und zugleich die Werbung Ferdinands zu unterstützen. Auch Nájera erhielt endlich einmal für die italienische Armee eine freilich ungenügende Summe. Geradezu glänzend wurden um diese Zeit die kaiserlichen Finanzen den Engländern geschildert: Karl erklärte den Gesandten, seine Schatzmeister versicherten ihn, er könne vom Mai bis September über drittehalb Millionen Dukaten verfügen. Etwas bescheidener taxierte er gleichzeitig seine Hilfsquellen in einem Schreiben an seinen Gesandten in England: er habe sich so eingerichtet, daß er nötigenfalls über anderthalb Millionen Dukaten verfügen könne. Wechsel über 100 000 Dukaten habe er lediglich für Kriegszwecke nach den Niederlanden geschickt*).

---

vom 17. März. Karl an Ferdinand den 25. März. Karl an Carracciolo den 17. März. Wien. Arch.

*) Brewer p. 1216 f.

Das waren nun freilich ganz chimärische Ziffern. Von den anderthalb oder drittehalb Millionen ganz zu schweigen, welche lediglich in der Phantasie existierten, war Karl so weit davon entfernt, jene 100000 Dukaten, wie er am 8. März schrieb, nach den Niederlanden geschickt zu haben, daß er sein Margarete am 16. März gegebenes Versprechen, ihr alsbald 200000 Gulden zu schicken, recht lange nicht erfüllen konnte. Denn am 8. Mai schrieb er ihr, es sei ihm leider nicht möglich gewesen, das Geld früher zu schicken; einstweilen sende er ihr Wechsel über 48000 Thaler, der Rest solle möglichst bald folgen.

Wenn Karl Mitte März zu dem Entschlusse kam, sich energisch auf den Krieg zu rüsten, so war damit doch über seine Politik noch keineswegs definitiv entschieden, die ja von so mancherlei Faktoren, von der Haltung des Papstes und Venedigs, vor allem von der Englands abhing. Natürlich mußte er sich zunächst der Mitwirkung Englands versichern. Aber noch am 8. Mai klagte er Margarete, er wisse nichts von England, habe deshalb König Heinrich zu bestimmter Erklärung aufgefordert, ob er sich in diesem Sommer an dem Angriff gegen Frankreich beteiligen wolle; es scheine, alle seine Gedanken seien noch immer auf Schottland gerichtet. Nun aber kehrte Bissy mit den erfreulichsten Nachrichten aus Rom zurück. Der Papst hatte endlich aus den kirchlichen Einkünften bewilligt, was der Kaiser so lange umsonst erbeten hatte; die Erklärung Frankreichs, einen Waffenstillstand könne es nur auf zwei Monate bewilligen, hatte den Papst noch mehr auf die kaiserliche Seite geschoben. Jetzt eröffnete Karl dem englischen Gesandten, welchem die oben berichteten Vorgänge aus dem März unbekannt geblieben waren, er sei zum Kriege entschlossen, obwohl aus England noch immer keine Antwort eingegangen war. Damit die unleidlich sich hinschleppenden Verhandlungen möglichst abgekürzt würden, sollte Margarete sie selbständig führen und England zu

raschem Entschlusse drängen, da die Zeit schon so weit vorgerückt sei*).

Jetzt endlich wurden auch die Verhandlungen mit Bourbon, welche bis dahin nicht aus der Stelle gekommen waren, energisch in Angriff genommen. Jener Herr von Beaurain, welchem Bourbon im Sommer 1522 die ersten Eröffnungen gemacht hatte, war im Februar mit den Aufträgen Karls nach England zurückgekehrt, ohne welches der Kaiser auch in dieser Sache nichts thun wollte. Während aber Wolsey im November so enthusiastisch auf diese große Aussicht eingegangen war, behandelte er sie jetzt mit entmutigender Gleichgültigkeit, so daß Beaurain, statt die Verhandlungen mit Bourbon zum Abschluß zu bringen, nach Spanien zurückging. Von da wurde er erst Ende Mai abermals nach England geschickt. Er sollte von König Heinrich fordern, daß er gleich dem Kaiser Bourbons Unternehmen namentlich mit Geld unterstütze und, sobald er das erlangt, zu Bourbon eilen und mit ihm abschließen.

In England hatten inzwischen Karls Gesandte vergebens die größte Mühe aufgeboten, Wolsey zu einem erträglichen Abkommen zu bewegen. Der Kardinal, schrieben sie am 1. Juni, sei so darauf aus, den Kaiser durch die genauesten Verpflichtungen zu binden und sich selbst die Hand frei zu halten, überall dem Verbündeten die größere Last aufzubürden, daß es ihnen fast zweckmäßig erscheine, zunächst auf ein Unternehmen zu verzichten**). Aber während Wolsey so in England einen Abschluß unmöglich machte, schickte er den oft genannten Jerningham nach Spanien mit Instruktionen, auf Grund deren dann doch eine Verständigung herbeigeführt wurde. Die am

---

*) Karl an Margarete den 8. und 18. Mai. Wien. Arch. Sampson an Wolsey den 17. Mai. Brewer p. 1274.

**) De Praet und Marnix an Karl, London den 1. Juni. Bradford, Correspondence of Charles V. p. 53 ff. Mignet irrt, wenn er 1, 390 meint, diese beiden hätten im Mai mit Heinrich VIII. abgeschlossen.

26. Juni in Valladolid begonnenen Konferenzen schienen zwar anfangs auf unüberwindliche Schwierigkeiten zu stoßen; fast in allen Stücken gingen die beiderseitigen Absichten und Wünsche weit auseinander. Aber am 2. Juli wurde nichtsdestoweniger ein Pakt unterzeichnet, wonach die beiderseitigen Armeen sich vor dem 16. August gegen Frankreich in Bewegung setzen, der Kaiser mit 20000 Mann in Guyenne eindringen, England mit 15000 Mann Boulogne belagern sollte, von 6000 Mann aus den Niederlanden unterstützt*).

Es kam nun darauf an, die definitive Verständigung mit Bourbon herbeizuführen. Auch in diesem Punkte gingen die Ansichten der beiden Verbündeten ziemlich weit auseinander. Ein jeder von ihnen wollte dem Connetable am nächsten stehen, ein jeder die Hauptlast der ihm zu gewährenden Unterstützung dem anderen zuschieben; vor allem forderte aber König Heinrich, daß Bourbon ihn als rechtmäßigen König von Frankreich anerkenne, ihm als solchen Treue schwöre, was Karl in keiner Weise erwünscht sein konnte. Als Beaurain am 19. Juni in London eintraf, bemühte er sich umsonst, diese Forderung des Königs zu beseitigen: sie wurde in die ihm erteilte Instruktion aufgenommen. Ueberdies wünschte Wolsey auch jetzt noch, den kombinierten Angriff gegen Frankreich auf den nächsten Sommer zu verschieben. Da er aber kaum erwarten konnte, daß Beaurain in diesem Sinne mit Bourbon verhandeln werde, beauftragte er William Knight, welcher seit dem April England bei Margarete vertrat, sich ebenfalls heimlich zu Bourbon zu begeben. Die diesem Knight erteilte Instruktion läßt uns recht deutlich erkennen, wie wenig die Verbündeten einander trauten. Er soll, wenn er in Frankreich, zu entdecken suchen, ob etwa eine geheime Verhandlung zwischen Karl und König Franz im Gange; er soll Karls Wunsch, Bourbons Hilfe für die Eroberung von Languedoc zu verwerten, wovon England

---

*) Brewer p. 1317 f.

keinen Nutzen haben würde, vereiteln; er soll den Vertrag so einrichten, daß England dadurch nicht gehindert wird, unter Umständen mit Frankreich Frieden zu schließen, ohne doch den Verdacht Bourbons zu erwecken, er könne preisgegeben werden. Um England möglichst zu sichern, soll Bourbon König Heinrich nicht nur als seinen rechtmäßigen Herrn anerkennen, sondern diese Anerkennung veröffentlichen. Die Geldzahlungen an ihn sind möglichst vorsichtig einzurichten, so daß er nie mehr als für einen Monat erhält. Endlich hat Knight acht zu geben, daß Bourbon seine Waffen nicht etwa zum Besten Frankreichs verwende und, wenn er mit Colonna zusammen operiert, sich Mailands für König Franz bemächtige*).

Für den Erfolg der Verhandlungen war es ein Glück, daß Knight durch unerwartete Schwierigkeiten verhindert wurde, der Konferenz beizuwohnen, welche Beaurain um die Mitte Juli in Montbrison, der Hauptstadt der Grafschaft Forez, mit Bourbon hatte. Man einigte sich über folgende Punkte: Bourbon verbindet sich mit Karl, Ferdinand und König Heinrich zu festem Bunde gegen König Franz, gegen dessen unerträgliche Bedrückungen er keinen anderen Schutz finden kann; keiner der Verbündeten wird ohne den anderen Frieden mit König Franz schließen; die kaiserliche Armee wird am 26., spätestens am 31. August, in Frankreich einbrechen, womöglich in der Richtung auf Narbonne; zugleich wird die englische Armee in der Normandie landen; unmittelbar danach wird sich Bourbon mit aller Macht erheben; der Kaiser wird 10 000 Landsknechte werben, die zu gleicher Zeit gegen Burgund vordringen. Karl wird Bourbon entweder seine älteste Schwester Eleonore oder, wenn diese nicht einwilligt, seine jüngste Schwester Katharina zur Frau geben. Der Kaiser und England werden

---

*) Brewer p. 1307 f.

Bourbon ein jeder mit 100 000 Thalern zu Hilfe kommen und damit zugleich für die Besoldung der 10 000 Landsknechte sorgen *).

Der Vertrag entsprach im wesentlichen dem, was Karl am 28. Mai Beaurain aufgetragen hatte; dagegen hatten die speziellen Wünsche Englands keine Berücksichtigung gefunden. Bourbon erklärte es für unverständig, König Heinrich als seinen rechtmäßigen Herrn anerkennen zu sollen, stellte aber schließlich die Entscheidung darüber dem Kaiser anheim. Sobald sich Beaurain mit dem Connetable geeinigt, eilte er seinerseits, die Ausführung des Vertrags zu sichern. Er sandte einen Herrn von Locquenghien an Ferdinand, um die Werbung der 10 000 Landsknechte zu betreiben, welche womöglich Mitte August bereit sein sollten; er trug Prantner und Nájera auf, für die Besoldung derselben zu sorgen; er schickte seinen Sekretär nach England, um König Heinrich von dem Verabredeten zu unterrichten und ihn zu möglichster Beschleunigung des Einbruchs in Frankreich zu mahnen; ein anderer Bote ging zu Margarete. Beaurain selbst eilte nach Genua, um von da zugleich Karl und die Kommandierenden in Italien auf dem kürzesten und sichersten Wege zu benachrichtigen.

Frankreich drohte ein furchtbarer Schlag: während Karl mit 34 000 Mann von den Pyrenäen, England und Margarete mit 21 500 Mann von Norden, 10 000 Landsknechte von Osten her in Frankreich einbrächen, sollte sich der mächtigste Mann des Reichs im Innern erheben, um den auswärtigen Feinden die Hand zu reichen, und zwar in dem Augenblicke, wo König

---

*) Beaurain an Karl, Genua den 22. Juli. (Wenn Beaurain in dieser im Wiener Archiv befindlichen und von Bradford [S. 73 ff.] publizierten Depesche sagt, er sei mit Bourbon am 3. Juli im Montbrison zusammengetroffen, so muß das ein Irrtum der Dechiffrierung sein. Sowohl Knights Bericht an Wolsey vom 26. Juli, als namentlich die genauen Daten bei Mignet [1, 398 ff.] beweisen das.) Le Glay, Négociations 2, 589 ff.

Franz Lyon verlassen hätte, um über die Alpen zu ziehen. Aber das gewaltige Komplott war mit so erstaunlicher Unvorsichtigkeit und Langsamkeit betrieben worden, daß nur die Arglosigkeit und der Leichtsinn des französischen Königs es so lange ungehindert hatte gewähren lassen können. Längst klagten die kaiserlichen Gesandten, daß Wolsey vor so vielen von dem Geheimnis rede, als dürfe es jedermann erfahren. Nach dem, was Knight in der Grafschaft Burgund gehört hatte, fand er es undenkbar, daß König Franz von der Sache nicht wissen sollte; er witterte sogar hinter dem unvorsichtigen Benehmen Bourbons einen Trug. Auch Beaurain meinte, ohne die größte Eile würde alles entdeckt und vereitelt werden.

Wir wissen, daß man am französischen Hofe längst ziemlich genau von den Umtrieben des Connetable unterrichtet war und verschiedene Versuche gemacht hatte, ihn wiederzugewinnen. Schon ehe König Franz Ende Juli Paris verließ, um nach Italien aufzubrechen, drang man in ihn, er dürfe Bourbon nicht in Frankreich zurücklassen. Auf der Reise nach Lyon sprach er einem Vertrauten Bourbons ganz offen seinen Verdacht aus. Da erhielt er am 15. August fast vollständige Kenntnis von dem, was Bourbon mit Beaurain verabredet hatte. Er befand sich gerade mitten im Gebiete des Connetable, den er nun in seiner Hauptstadt Moulins selbst aufsuchte. Statt ihn, wie man riet, sofort verhaften zu lassen, trat er in eine eigentümliche Unterhandlung mit ihm. Er hielt ihm seine Verbindung mit den Feinden Frankreichs vor, welche Bourbon nicht ganz leugnen konnte, machte ihm dann aber neue Anerbietungen: er wolle ihm seinen alten Besitz sichern, mit ihm den Befehl in Italien teilen. Bourbon versprach, den König in Lyon aufzusuchen und mit ihm über die Alpen zu ziehen. Es vergingen aber vierzehn Tage, ohne daß Bourbon erschien, der sich mit Krankheit entschuldigte. Da wiederholte Mahnungen nichts fruchteten, ließ der König die Vertrauten des Connetable an seinem Hofe in der Nacht vom 5. September verhaften und

diesen zum letztenmal nach Lyon laden, indem er ihm noch einmal für alle seine verbrecherischen Verbindungen mit dem Auslande, die er jetzt in ihrem vollen Umfange kenne, Verzeihung antrug. Ehe der Connetable diese Botschaft erhielt, schloß er in der Nacht vom 6. auf den 7. September mit einem neuen Abgesandten Heinrichs VIII., Sir John Russell, der ihn glücklich erreichte, ein Offensiv- und Defensivbündnis ab, im wesentlichen dem gleich, was er vor anderthalb Monaten mit Beaurain abgeredet hatte*). Die Anerkennung Heinrichs als seines rechtmäßigen Herrn wurde auch hier von der Entscheidung des Kaisers abhängig gemacht.

Die Lage, in welcher sich der Connetable und sein König befanden, gewann allmählich einen höchst seltsamen Charakter. Seit drei Wochen wußten sie, wie sie miteinander daran waren. Wie konnte der König dulden, daß Bourbon ihn so hinzog, wo er doch die äußerste Eile hatte, nach Mailand zu kommen? Weshalb legte er nicht die Hand an den Vasallen, dessen Verrat nicht dem geringsten Zweifel mehr unterlag? Nur das Gefühl, ihm Unrecht gethan, in seinem Volke gefährliche Unzufriedenheit erregt zu haben, die Besorgnis, sie durch offenen Konflikt mit dem Connetable zu einem bedrohlichen Ausbruch zu bringen, konnte den König zu dieser sonst unerklärlichen Langmut veranlassen. Er begnügte sich damit, Bourbon so auf allen Seiten von seinen Truppen umstellen zu lassen, daß ein Entrinnen unmöglich schien. Weshalb aber verharrte Bourbon so lange in einer mit jedem Tage gefährlicheren Situation? Schwankte er doch noch, ob er den Bruch mit seinem Könige und seinem Lande vollziehen solle? Aber er hatte ihn ja längst vollzogen. Von den Rüstungen, die er in seinen Gebieten anordnete, konnte er nach Lage der Dinge kaum Großes erwarten. Er mußte wissen, daß sich die 10000 Landsknechte bereits der Grafschaft

*) Diese Artikel gedruckt State Papers 6, 174 f. Ueber das Ganze die erschöpfende Darstellung von Mignet 1, 410 ff.

Burgund näherten. Aber von Languedoc hörte er noch nichts. Wünschte er die Dinge hinzuziehen, bis er von Karls Einbruch in Frankreich erführe, der ja nach den Verabredungen mit Beaurain spätestens am 31. August erfolgen mußte, bis er auch mit England abgeschlossen hatte?

In der That, am Morgen nach der Verhandlung mit Russell, am 7. September, brach er nach seiner Feste Chantelle auf, in der er sich monatelang behaupten zu können meinte. Hier hatte er noch einmal eine Unterredung mit neuen Boten des Königs, die er benutzte, um durch mehrfache Täuschungen seine Flucht zu ermöglichen. Denn in Chantelle erkannte er, daß er sich weder da noch in einem seiner anderen Schlösser werde halten können. Am 8. in der ersten Morgenstunde begann die Flucht, den ersten Tag noch mit stattlicher Begleitung, den zweiten mit geringem Gefolge in dichter Vermummung. Der stolze Adel, der dem Herzoge gedient, stob auseinander; die Macht des Connetable in Frankreich verschwand mit seiner Flucht.

Während des Kaisers Hoffnungen so abermals eine bittere Enttäuschung erfuhren, hatte seine Politik in Italien wichtige Erfolge gewonnen. Wir hörten früher, wie großen Wert alle seine Vertreter in Italien auf das Bündnis mit Venedig legten, über das ja schon seit Jahr und Tag verhandelt wurde, und wie er selbst den Abschluß desselben in jeder Weise betrieb. Aber obwohl seine Gesandten in Venedig schon seit dem Januar vom päpstlichen Nuntius eifrig unterstützt wurden, obwohl der englische Gesandte Pace des Kaisers Interesse mit einer Emsigkeit förderte, welche Wolsey schwerlich billigte, kam man doch nicht aus der Stelle. Die Forderungen des Kaisers und namentlich die Ferdinands fand die Regierung der Republik unannehmbar, welche aber überhaupt noch immer mehr zu Frankreich neigte und die für sie und Italien schon zu große Macht des Kaisers noch weiter zu mehren natürliches Bedenken trug. Nun aber sanken ja seit April die Chancen Frankreichs in Rom immer tiefer;

es wurde sehr wahrscheinlich, daß Adrian dem Kaiser die Hand reichen würde. Das längst angekündigte Erscheinen der Franzosen in Italien rückte in unabsehbare Ferne. Die Berichte des Botschafters in Frankreich mochten wohl von den wachsenden Schwierigkeiten des Königs, vielleicht selbst von dem melden, womit Bourbon drohte. Auf der anderen Seite machte es einen sehr guten Eindruck, daß, als am 15. April das Kastell von Mailand kapitulierte, nicht kaiserliche, sondern herzogliche Truppen dasselbe besetzten. Endlich ließen die Gesandten des Kaisers in ihren Forderungen nach und acceptierten fast in allen Stücken die Vorschläge der Republik. So beschloß denn der Senat am 23. Juni, auf das Bündnis einzugehen, aber in so tiefem Geheimnis, daß die kaiserlichen Diplomaten noch wochenlang in peinlicher Ungewißheit blieben. Frankreich bot noch einmal alle diplomatischen Künste auf, um die Republik festzuhalten. Es war umsonst: am 29. Juli wurde der Vertrag unterzeichnet, welcher die Republik mit dem Kaiser, Heinrich VIII., Ferdinand und Sforza verband. Venedig übernahm es, dem Kaiser in acht Jahren 200 000 Dukaten zu zahlen, im Notfalle Neapel mit 15 Galeeren zu verteidigen, Mailand mit 7000 Mann. Dieselbe Hilfe verhieß der Kaiser zur Verteidigung Venedigs. Lediglich der Schutz der italienischen Gebiete gegen irgend welche Angriffe war der Zweck des Bündnisses*).

Wenn Adrian zu diesen Erfolgen der kaiserlichen Politik wesentlich mitgewirkt hatte, offenbar in der Meinung, durch die Verbindung Venedigs mit dem Kaiser den Einbruch der Franzosen in Italien zu hindern, so war er für seine Person be-

---

*) Rawdon Brown p. 320 ff. Bergenroth p. 548. 553 f. 560 ff. 570. de Leva 2, 173 ff. Vgl. Guicciardini 7, 128 ff., welcher den Berichten Badoers aus Frankreich erheblichen Einfluß zuschreibt. Ob mit Recht, läßt sich nicht feststellen, da von jenen Berichten sich nichts erhalten und Sanuto nur auffallend sparsame Auszüge aus ihnen aufgenommen hat.

müht geblieben, die neutrale Linie zu behaupten. Aber die Macht der Verhältnisse sollte ihn unwiderstehlich weiter treiben. Als König Franz von der Verhaftung Volterra's erfuhr, sah er darin einen Akt offener Feindseligkeit. Als ihn dann Adrian unter Androhung von Kirchenstrafen zu einem dreijährigen Waffenstillstand aufforderte, entgegnete er in einem Schreiben voll bitterster Gereiztheit, er werde die von seinen Vorfahren mit teurem Blut errungenen Privilegien nicht preisgeben und sein Volk sie mit dem letzten Blutstropfen verteidigen. Wenn Adrian mit Exkommunikation drohe, so erinnere das an das Verfahren des Papstes Bonifacius VIII. gegen Philipp den Schönen, das jenem übel bekommen. „Ihr werdet in Eurer Klugheit daran denken" *). Ganz anders redete jetzt Karl. Er blieb dabei, seine Bereitwilligkeit zum Frieden zu beteuern, wenn Frankreich denselben nur möglich mache. Aber dieses, das unaufhörlich von Frieden gesprochen, solange Rhodus dem Türken widerstanden, sinne seit dem Falle desselben auf bösesten Krieg. Ebenso beteuerte er Margarete seine Friedensliebe: niemand solle sagen dürfen, daß der Friede, dessen die Christenheit so dringend bedürfe, an ihm gescheitert sei. Und Sessa schärfte er ein, alles aufzubieten, daß Adrian nicht auf den Argwohn komme, er wolle etwas anderes als Frieden, während er ihm zugleich schrieb, daß nach seinem neuen Vertrage mit England nicht mehr daran zu denken sei **).

Aber trotz dieser klugen Taktik Karls und dem verletzenden Auftreten Frankreichs blieben in Adrian die alten, nur zu begründeten Skrupel mächtig und neue traten hinzu. Er erwog, von wie schweren Folgen der Bruch mit Frankreich für die Kurie begleitet sein würde. „Ich will mich nicht gegen Frankreich erklären," schrieb er dem ihm von den Niederlanden

*) Mignet 1, 356 f.

**) Karl an Adrian den 15. Juni, an Margarete den 20. Juni. Wien. Arch. Karl an Sessa den 13. Juli. Bergenroth p. 557.

her befreundeten Vizekönig von Neapel, „weil an demselben Tage die Gelder aus Frankreich stocken würden, von denen mein Hof hauptsächlich lebt, und weil ich aus guter Quelle weiß, daß der König von Frankreich die Ketzerei Luthers begünstigen und die kirchlichen Angelegenheiten in seinem Reiche neu ordnen würde“ *). Er wies denen gegenüber, welche ihn zum Anschluß an den Kaiser drängten, immer wieder auf seine Mittellosigkeit hin. Aber da der französische Einfluß in seiner Umgebung mehr und mehr verstummte, seine vertrautesten Diener vom Kaiser gewonnen waren, natürlich auch Venedig, sobald es sich unter seiner Einwirkung entschieden hatte, in ihn drang, das Gleiche zu thun, so erlag er zuletzt. Am 18. Juli schrieb er an Lannoy, da es der Dienst des Kaisers erfordere, daß er persönlich mit ihm verhandle, solle er sofort nach Empfang dieses Briefes nach Rom eilen. Eine Nachschrift schärfte Lannoy noch einmal Eile ein: es handle sich um wichtige Dinge für den Vorteil und die Ehre des Kaisers und das Heil der Christenheit **). Ueber den Gang der entscheidenden Verhandlung mit Lannoy und Sessa wissen wir nichts; der Bericht des Herzogs vom 28. Juli scheint verloren. Am 29. versammelte der Papst die Kardinäle und teilte ihnen seinen Entschluß mit, sich dem Kaiser und den anderen Fürsten anzuschließen. Nachdem ein Schreiben des Königs Franz an die Kardinäle verlesen war, stimmten diese sämtlich bis auf einen dem Verteidigungsbündnis des Papstes mit dem Kaiser zu. Den Tag vor der Verkündigung desselben wurde in Rom der Vertrag Venedigs mit dem Kaiser bekannt. „Diese zwei Verträge,“ schrieb Sessa, „haben den Stand der europäischen Politik vollkommen verändert.“ Der am 3. August

*) De Leva 2, 172.

**) Non procrastines oro venire ad nos. Res nam arduae sunt et quae commodum Imperatoris concernunt et eius honorem ac reipublicae Christianae salutem. Wien. Arch.

vom Papste unterzeichnete Pakt schloß nicht nur König Heinrich und Ferdinand, sondern auch den Herzog von Mailand, die Republiken Florenz, Genua, Siena und Lucca ein. Alle diese italienischen Staaten verpflichteten sich, für das in der Lombardei zur Abwehr der Franzosen aufzustellende Heer bestimmte Summen zu zahlen, der Papst, Mailand und Florenz monatlich je 20 000, Genua, Lucca und Siena je 10 000 Dukaten. Damit durfte der Kaiser endlich hoffen, der peinlichen Geldnot wenigstens in Italien überhoben zu sein, wo dieselbe eben noch zu den ärgerlichsten Exzessen führte, indem die unbesoldeten Truppen ganz Montferrat verwüsteten*).

Dem Kaiser genügte das Defensivbündnis nicht; um die Franzosen für immer von Italien auszuschließen, schrieb er Sessa, müsse sich der Papst nicht nur zur Verteidigung, sondern auch zum Angriff ihm anschließen. Im übrigen lebte er bereits in der zuversichtlichsten Erwartung eines entscheidenden Triumphes: ein starkes Heer marschiere gegen Burgund, wo er viele Freunde habe und leichten Sieg hoffe; die Engländer würden demnächst in Calais landen, Colonna von Italien her in die Provence eindringen, Genua den Angriff zur See unterstützen. Aber an demselben Tage, wo er so zuversichtlich an Sessa schrieb, mußte ihm dieser melden, Adrian sei bedenklich erkrankt infolge der übertriebenen Anstrengung. Der Kampf der entgegengesetzten Parteien habe ihn in einem Zustande ununterbrochener Aufregung erhalten, der seine längst zarte Gesundheit zuletzt erlegen sei.

Die nach so langen Mühen endlich errungene Verbindung des Papstes mit dem Kaiser sollte für diesen so gut wie nichts bedeuten: ein einziges Mal hat Adrian 10 000 Dukaten an die Armee geschickt. Schon Ende August war sein Zustand hoffnungslos. Am 14. September schloß der letzte Papst aus

---

*) Sessa an Karl den 27. August. Bergenroth p. 582 f.

germanischem Stamme die müden Augen. Von den hochfliegenden Hoffnungen, mit denen Karl vor zwanzig Monaten der Wahl Adrians zugejubelt hatte, war keine einzige in Erfüllung gegangen. Das innige Zusammenwirken kaiserlicher und päpstlicher Autorität, von dem allein die Herstellung der alten katholischen Ordnung und der Schutz der Christenheit erwartet werden konnte, so selbstverständlich es bei diesen beiden Persönlichkeiten schien, hatte sich in keinem Stück erreichen lassen. Dem jugendlichen Kaiser waren unter dem Druck seiner dynastischen Interessen die kirchlichen und christlichen Aufgaben so ferne gerückt, daß er zwar oft von ihnen redete, aber nichts für sie that. Der greise Papst, welcher ganz in diesen Aufgaben lebte, sah sich überall ohnmächtig, sie wirklich zu fördern. Umsonst predigte er anderthalb Jahre lang den Frieden; umsonst härmte er sich um Rhodus; umsonst suchte er die Kirche zu reinigen. Sie gegen die Ketzerei zu schützen, darauf konnte er seine Gedanken nur in einzelnen Augenblicken richten. Die Türkennot, die Kriegsnot, die Geldnot ließen ihm keine Zeit und keine Kraft, sich ernstlich und nachdrücklich gegen Luther zu wenden. Mit großer Beharrlichkeit hielt er daran fest, das Oberhaupt der Christenheit nicht in die Feindseligkeiten ihrer einzelnen Glieder verwickeln zu lassen; aber auch diese Beharrlichkeit blieb unfruchtbar und zuletzt wurde sie vollends besiegt. Als er dem Kaiser die Hand reichte, verneinte er alles, was er bisher erstrebt hatte, sank er fast auf die Linie Leo's X. herab. Was blieb ihm da noch? Der Tod mußte ihm als Erlöser aus einem Dasein erscheinen, in dem er mit allen seinen Bestrebungen gescheitert war. Der Kaiser aber mochte sich fragen, ob er hoffen dürfe, mit irgend einem Papste einträchtig zusammenzuwirken, wo er mit diesem ihm so nahestehenden Papst nichts als Zwist gehabt hatte.

Clemens VII.

Der Kaiser hatte schon am 13. Juli, als er von einem Unwohlsein des Papstes gehört, dem Herzoge von Sessa geschrieben, wenn Adrian sterben sollte, was ein großes Unglück für die Christenheit sein würde, solle er alle Mittel anwenden, um die Wahl des Kardinals Medici zu erreichen. Dieselbe Weisung wiederholte er am 2. Oktober, da er von der ernsteren Erkrankung des Papstes erfuhr. Nach allem, was in den letzten Jahren geschehen war, verstand es sich für ihn von selbst, daß er in Medici den zuverlässigsten Bundesgenossen gewinnen werde, von dessen Geschicklichkeit und politischer Erfahrung er die wichtigste Unterstützung zu erwarten habe. Medici seinerseits unterließ nichts, um dieses Mal seine Wahl durchzusetzen. Wenige Tage nach Adrians Tode ließ er den Botschafter Venedigs, Marco Foscari, rufen und bat ihn um die Unterstützung der Signorie, welche dafür ganz über ihn werde verfügen können. Dieselbe Bitte richtete er an den Dogen. In derselben Weise wird er alle anderen Mittel aufgeboten haben. Aber seine Bewerbung stieß trotzdem dieses Mal auf denselben hartnäckigen Widerstand wie nach Leo's Tode. Wiederum sah man eine Menge Kardinäle miteinander ringen, die, bald der eine, bald der andere, dem Siege nahe kamen, ohne ihn doch ganz zu gewinnen. Medici galt von vornherein für den erklärten Kandidaten des Kaisers, er

hatte deshalb die französische Partei gegen sich, aber keineswegs alle Anhänger des Kaisers für sich. Namentlich Kardinal Colonna bereitete ihm lange trotz allen Bemühungen Sessa's und des Vicekönigs von Neapel die größten Schwierigkeiten. Als der Wahlkampf in voller Glut stand, erschien zu aller Ueberraschung Graf Carpi. „Die Feinde triumphierten zuerst," schreibt Sessa am 28. Oktober, „da er offener Anhänger Frankreichs ist und überdies als Gesandter des Königs Franz kam. Aber seine alte Freundschaft für das Haus Medici ist stärker als sein Parteigeist. Er hat die feindliche Partei geteilt." Foscari meldet am 6. November, er höre, Carpi habe sich bei Frankreich für die Wahl Medici's bemüht. Man habe Sessa auf diese Praktiken des Grafen aufmerksam gemacht, der aber erwidert: Medici ist ein rechtschaffener Mann, von höchster Zuverlässigkeit. Mit Staunen liest man in Foscari's nächster Depesche vom 13. November: „Der Herzog von Sessa hat sich entschieden, den Papat Farnese's zu begünstigen, der ihm außer dem Versprechen, einen seiner Brüder zum Kardinal zu machen, 200000 Dukaten, ich glaube für Rechnung des Kaisers, zugesagt und diese Zahlung vollkommen sichergestellt hat; Medici ist deshalb wenig zufrieden mit Sessa." Sollten wir es für möglich halten, daß sich Sessa einen Augenblick von Farnese's goldenen Verheißungen habe irre führen lassen, in einem Augenblicke etwa, wo Farnese, ebenfalls Anhänger des Kaisers, bessere Aussichten zu haben schien als Medici? Jedenfalls hielten dieses Freunde an dem Vorwurfe fest, um darauf die Behauptung zu gründen, Medici danke seine Wahl dem Kaiser ebensowenig wie Frankreich, sondern Gott allein. Foscari bemerkt, indem er das am 20. November schreibt und noch einmal auf den Handel Farnese's mit Sessa zurückkommt: „Ich begreife, daß der Papst mit den Kaiserlichen nicht sehr zufrieden ist" *).

*) Dieses Mal läßt er Farnese nur 100000 Dukaten versprechen, 80000 für den Kaiser, 20000 für Sessa. Die Auffindung und Mitteilung

Sessa muß von dieser Stimmung zunächst wohl keine Ahnung gehabt haben, denn als endlich am 18. November Medici's Sieg entschieden war, meldete er triumphierend „dem immer siegreichen Caesar", seine Macht sei jetzt, da der neue Papst ganz seine Kreatur, so groß, daß er Steine in gehorsame Söhne verwandeln könne. Aber Sessa war jung und gab sich leicht Illusionen hin. Der erfahrenere Mendoça schrieb dem Kaiser schon den nächsten Tag, wenn er den neuen Papst, welcher sich Clemens VII. nannte, zum Freunde haben wolle, müsse er seine Diener gewinnen, vor allen den jungen talentvollen Giberti, welchen der Papst sehr liebe, auf dessen Meinung er in allen Stücken großen Wert lege und dem er das wichtige Amt des Datars übertragen habe. Dieser Giberti beklage sich aber, daß der Kaiser nicht erfüllt, was er ihm versprochen; das müsse sofort geschehen. Noch bedeutsamer war, was Mendoça hinzufügt: Graf Carpi sei ein Teufel; er wisse alles und mische sich in alles; obwohl Gesandter Frankreichs, habe er doch zu Medici's Wahl beigetragen. Der Kaiser müsse ihn gewinnen oder vernichten.

Sessa befand sich in einem groben Irrtum, wenn er meinte, über den neuen Papst verfügen zu können. Ohne Zweifel hatte Medici schon während des Wahlkampfs, mit Hilfe des unergründlich schlauen Carpi, seine Position so vorbereitet, daß er von vornherein nichts weniger sei als eine Kreatur des Kaisers. Nach seiner Wahl säumte er nicht, diese Stellung zu befestigen. Schon am 22. November hatte er eine vertrauliche Unterredung mit Foscari, in welcher er den Wunsch aussprach, mit Venedig ein intimes Einvernehmen anzuknüpfen, das aber in das tiefste Geheimnis gehüllt werden müsse, so daß außer dem Dogen nur vier oder fünf der angesehensten Senatoren

---

dieser merkwürdigen, besonders weiterhin sehr wichtigen Berichte Foscari's an den Rat der Zehn verdanke ich Herrn Dr. Moritz Brosch in Venedig. Sie befinden sich im dortigen Archiv der Frari.

davon erführen. Foscari glaubte die Absicht des Papstes nach verschiedenen Unterredungen mit Vertrauten desselben, besonders mit seinem Vetter Rucellai, so bezeichnen zu können: der Papst wünsche, daß die (seit September wieder in das Mailändische eingedrungenen) Franzosen Italien verließen, sowohl mit Rücksicht auf Parma und Piacenza, als auch, um leichter einen Waffenstillstand herbeiführen und unbeschränkter über Italien verfügen zu können. Er habe deshalb die Absicht, sich mit Venedig und dem Herzoge von Mailand zu verbinden, sodann die Schweiz von Frankreich zu trennen und sie ebenfalls mit Italien zu verbinden. Durch diese Operationen hoffe er den Franzosen jede Hoffnung auf Italien zu benehmen, ebenso aber auch den Plänen des Kaisers entgegenzuarbeiten, damit er in Wahrheit Papst sei und nicht wie Adrian Knecht. Er wolle deshalb jedoch nichts weiter gegen den Kaiser unternehmen, vielmehr die Freundschaft mit ihm bewahren. An Krieg denke er nicht, sondern an Herbeiführung der Waffenruhe, zumal die Kurie nicht nur von Geld entblößt, sondern noch von Leo her mit Schulden belastet sei. Da er von den Kaiserlichen auf der einen, von Graf Carpi zu Gunsten Frankreichs auf der anderen Seite bestürmt werde, wünsche er wohl, Venedigs Absichten kennen zu lernen, ehe er sich erkläre*).

Clemens wünschte seinen Weg mit äußerster Vorsicht zu gehen. Als er Foscari das nächste Mal sprach, schärfte er ihm von neuem die Notwendigkeit des strengsten Geheimnisses ein und fügte hinzu: wir müssen große Rücksicht auf die kaiserliche Majestät nehmen. Da der Gesandte bemerkte, Venedig sei durch das Bündnis mit dem Kaiser gebunden, es könne mit niemand ohne des Kaisers Teilnahme anknüpfen, erwiderte der Papst, er wisse das sehr gut, sowohl er als Venedig müsse sich jedes demonstrativen Vorgehens enthalten. „Es genügt für jetzt,“ fügte er hinzu, „daß die Signorie diese unsere

*) Foscari an den Rat der Zehn den 23. November.

Absichten kennt, welche nur darauf gerichtet sind, daß Italien nicht der Sklave eines anderen werde, sondern sich in seiner Freiheit behaupte, daß wir uns darüber verständigen, uns gegen jedermann frei zu erhalten und niemand anzugreifen*).

Also die Unabhängigkeit des Papsttums, die Freiheit Italiens, die Selbständigkeit gegen den Kaiser wie gegen Frankreich, das war das hohe Ziel, welches sich dieser Medici vorgesteckt hatte, derselbe Mann, welcher als Vizekanzler Leo's wesentlich dazu beigetragen hatte, die Kurie aufs engste mit dem Kaiser zu verbinden, welcher für den Kaiser ins Feld gezogen, seit Leo's Tode bei jeder Gelegenheit für das kaiserliche Interesse eingetreten, dessen Wiedererscheinen in Rom das Zeichen einer vollständigen Aenderung der Politik Adrians zu des Kaisers Gunsten gewesen war, der endlich hauptsächlich dazu mitgewirkt hatte, daß Adrian nach langem Sträuben jenes Bündnis mit dem Kaiser abschloß, in welches er selbst für Florenz eintrat. Sessa durfte es nach alledem wohl für selbstverständlich halten, daß Clemens den Pakt Adrians ratifiziere, vielmehr das Defensiv- in ein Offensivbündnis verwandle. Als er aber dem Neugewählten mit diesem Ansinnen kam, erwiderte Clemens, er wolle allerdings den ausgemachten Beitrag für die kaiserliche Armee zahlen, auch Venedig mahnen, seiner Verpflichtung nachzukommen, damit die Anschläge Frankreichs vereitelt würden; da er aber eben erst gewählt sei, finde er es nicht schicklich, sich gegen irgend einen christlichen Fürsten zu erklären. Außerdem sei im Konklave beschlossen worden, ohne Zustimmung der Kardinäle dürfe der neue Papst weder Krieg noch Frieden machen. Bei der drohenden Stellung des Türken sei die erste Pflicht des Papstes, den allgemeinen Frieden in der Christenheit herzustellen; er bitte den Kaiser als erstgeborenen Sohn der Kirche, ihn darin zu unterstützen. Was auch Sessa und der Protonotar Carracciolo sagen mochten, es

---

*) Foscari an die Zehn den 27. November.

war umsonst. Clemens blieb dabei, er wolle die innigste Freundschaft mit dem Kaiser erhalten, aber offen dem Bündnis gegen Frankreich beitreten könne er nicht; seine Pflicht gebiete ihm, eine allgemeine Waffenruhe unter den christlichen Fürsten zu erstreben*).

Als der Kaiser den Ausgang der Wahl erfuhr, schrieb er beglückt, ein besserer Papst hätte nicht können gewählt werden. Da der Eintritt in das Bündnis bei Clemens natürlich auf keine Schwierigkeiten stoßen werde, so solle Sessa sofort den Papst nicht nur zur Verteidigung, sondern zum Angriff gegen Frankreich gewinnen. Er glaubte an diese Aussicht die kühnsten Pläne knüpfen zu dürfen, in demselben Augenblicke, wo die großartigen Kombinationen vom Sommer auf eine für den Kaiser höchst demütigende Weise gescheitert waren.

Man erinnert sich, was Beaurain im Juli mit Bourbon verabredet hatte: die kaiserliche Armee sollte am 26., spätestens am 31. August in Frankreich einbrechen, womöglich in der Richtung auf Narbonne, während die englische Armee in der Normandie lande, 10000 Landsknechte gegen Burgund vordringen; unmittelbar nach dem Einfall dieser drei Heere von Süden, Westen und Osten sollte sich Bourbon im Innern erheben. Dieser furchtbare Plan erfuhr, wie wir sahen, eine erste empfindliche Störung dadurch, daß Bourbon die von ihm übernommene Aufgabe nicht lösen konnte, daß er, statt seinem Könige als gefährlicher Feind entgegenzutreten, als einsamer Flüchtling verschwinden mußte. Aber die drei anderen Stöße würden nichtsdestoweniger Kraft genug behalten haben, Frankreich in der Wurzel seiner Macht zu treffen, wenn sie wenigstens der Verabredung gemäß erfolgt wären, zumal König Franz mit charakteristischem Eigensinn trotz der schweren Bedrohung seines Reiches die Hauptmacht desselben unter Ab-

*) Carracciolo an Karl, Rom den 30. November. Bergenroth p. 595 f.

miral Bonnivet nach Italien geschickt hatte. Infolgedessen standen die französischen Grenzen einem kräftigen Angriff überall offen. So gelang es denn auch den vereinigten Engländern und Niederländern, obwohl ihre Bewegungen von vornherein durch allerlei Mängel der Vorbereitung gehemmt wurden, tief in Frankreich einzudringen, da das Land so gut wie wehrlos vor ihnen lag. Ende Oktober standen ihre Vortruppen vor Compiègne und Senlis. Paris wurde eine Beute des Schreckens. Was hätte geschehen müssen, wenn gleichzeitig der Angriff von Süden und Osten in derselben Weise erfolgt wäre?

Wir wissen nicht genau, was die Ursache war, daß der Kaiser selbst an seinem Teil gegen die von ihm selbst herbeigeführte, doch am meisten in seinem Interesse getroffene Abrede in der auffälligsten Weise verstieß. Statt am 26., spätestens am 31. August mit seinem Heere in Frankreich einzudringen, lag er bis Ende August ruhig in Valladolid. Dann machte er sich allerdings nach Norden auf den Weg, weilte aber wieder bis zum 15. September in Burgos. Erst am 20. September traf er in Logroño am Ebro ein. Inzwischen hatte er Bourbon am 21. August nach Empfang von Beaurains Bericht über den mit dem Connetable geschlossenen Pakt geschrieben, sein Heer werde, nachdem es etwa den 15. September in Frankreich eingerückt, direkt auf Toulouse marschieren; früher sei es nicht möglich. Er bat Bourbon, seine Sache zu beeilen, denn an ihm und an England werde es nicht fehlen, ebensowenig an seiner lombardischen Armee, der er befehle, in die Provence einzudringen. So war damals aus dem „spätestens am 31. August“ bereits „etwa der 15. September“ geworden. Aber am 2. Oktober schrieb er Sessa aus Logroño, er hoffe am 12. in Frankreich einzudringen. Der Kampf war allerdings damals schon begonnen. Der Connetable von Castilien hatte einen Handstreich gegen Bayonne unternommen, welcher aber daran scheiterte, daß die Schiffe durch widrige Winde gehindert wurden, in demselben Augenblicke heranzukommen, wo der

Ueberfall von der Landseite erfolgen sollte. Aber zum ernstlichen Angriffe auf Frankreich war auch damals noch lange nicht alles bereit. Am 15. November schreibt der Kaiser an Bourbon: „Es ist nicht möglich gewesen, meine Armee früher in Frankreich einmarschieren zu lassen als jetzt.“ Sie liege bei St. Jean Pied de Port und werde geradeswegs auf Sauveterre in Béarne vordringen und diesen Platz erstürmen. Aber wenige Tage vorher hatten die englischen Gesandten aus Pampelona geschrieben, wann die kaiserliche Armee zum Angriff fertig sein werde, wisse Gott. Die sämtliche Artillerie liege noch in Pampelona. Eben damals fielen solche Schneemassen in den Pyrenäen, daß der Connetable mit seinen Truppen einige Zeit geradezu eingeschneit war. Die Umgebung des Kaisers hatte sehr recht, als sie jetzt von weiteren Operationen abzustehen riet, zumal das Heer noch immer eine keineswegs imposante Stärke besaß. Aber der Kaiser bestand auf dem Angriffe. Mit ungeheueren Anstrengungen setzten sich die Truppen in Bewegung, nahmen das kleine Mauleon, dann St. Palais, um endlich vor Sauveterre zu erscheinen. Auch das erlag ihrem Angriffe rasch. Das Land war offenbar so gut wie ohne Verteidigung. Vor drei Monaten würden die Kaiserlichen hier ebensoleicht ins Herz des feindlichen Gebiets eingedrungen sein wie die Engländer im Norden. Aber im Dezember hatten diese verspäteten Anstrengungen weder Sinn noch Aussicht. Auf Toulouse vorzudringen gestattete weder die Witterung noch der Zustand des von den unnützen Strapazen furchtbar mitgenommenen Heeres. Ein vom Connetable berufener Kriegsrat erklärte sich einstimmig für den Rückmarsch. Darin mußte sich nun auch der Kaiser finden. Anfang Januar 1524 wurde das feindliche Gebiet bis auf wenige Punkte geräumt, und der Marsch auf Toulouse verwandelte sich in einen erneuten Angriff auf Fuenterrabia*).

*) Karl an Bourbon den 21. August und 15. November. Karl an Beaurain den 1. Dezember. Wien. Arch. Karl an Sessa den 2. Oktober.

Während so der Kaiser den großen Plan, soweit es sich um den von ihm übernommenen Part handelte, völlig unausgeführt ließ, ging es mit dem Angriffe der Landsknechte im Osten nicht viel besser. Die Grafen Felix von Werdenberg und Wilhelm von Fürstenberg hatten allerdings im September einen ganz ansehnlichen Haufen in die Grafschaft Burgund geführt und dort auf die Erhebung Bourbons gewartet. Nun aber sah sich ja dieser, wie wir wissen, am 8. September genötigt, die Flucht zu ergreifen. Nach dem Vertrage mit dem Kaiser mußte dieser damals schon in Südfrankreich eingedrungen sein. Bourbon schlug also diese Richtung um so mehr ein, da ihm der Weg nach dem Norden dicht versperrt war. Nachdem er aber einige Wochen unter großen Gefahren durch das Land geirrt und zuletzt ziemlich weit gen Süden gekommen war, ohne von der kaiserlichen Armee das Geringste zu hören, sah er sich durch die Wachsamkeit der Königlichen zur Umkehr genötigt. So wandte er sich dann wieder gegen Norden. Mehr als einmal schien er seinen Feinden nicht entrinnen zu können. Aber am 9. Oktober traf er glücklich in Besançon ein und eilte nun zu den Landsknechten. Nach wenigen Tagen traf er in Lure, einige Meilen westlich von Belfort, mit Herrn von Bissy, einem Abgesandten des Kaisers zusammen, welcher ihm Briefe desselben übergab. Bourbon war noch immer voll der besten Hoffnung, oder stellte sich wenigstens so. Bissy komme gerade recht, sagte er, um mit ihm nach Frankreich zurückzukehren. Den anderen Tag werde er die Landsknechte nach der Champagne aufbrechen lassen. In kurzer Zeit werde er selbst 5000 schwere Reiter und 12 bis 14000 Mann zu Fuß in Frankreich gesammelt haben, welche schon auf ihn warteten. Er wolle dann geradeswegs auf Paris marschieren, das nur 35 Meilen entfernt sei. Das Unternehmen werde mit Hilfe

---

Bergenroth p. 588. Sampson und Jerningham an Heinrich VIII. den 12. November. Brewer p. 1469. Petr. Martyr, Epp. 784. sqq.

der Engländer und Niederländer, mit denen er jenes Heer wie die Landsknechte in der Champagne vereinigen werde, leicht gelingen, da die Stadt von allen Verteidigern entblößt sei, und wer Paris habe, der habe Frankreich. Er zähle viel mehr Freunde in Frankreich, als König Franz denke u. s. w. Bissy war von diesen herrlichen Aussichten nicht wenig entzückt. Er glaube, schrieb er dem Kaiser, nie einen klügeren Fürsten gesehen zu haben als Bourbon*).

Aber die Sache kam sehr anders. Durch die lange Irrfahrt Bourbons hatte König Franz Zeit gewonnen, wenigstens etwas für die Verteidigung seiner östlichen Provinzen zu thun. Als die Landsknechte (wie Bourbon Herrn von Bussy sagte, nur 5—6000 Mann) in die Nähe Chaumonts gekommen waren, machten ihnen die Franzosen so große Schwierigkeiten, daß der Marsch stockte. Das große Heer, von dem Bourbon geprahlt hatte, daß es ihn in Frankreich erwarte, kam natürlich auch nicht zum Vorschein. Nicht selten hatten die Landsknechte über ausbleibenden Sold zu klagen. Die Stimmung wurde übler und übler. Zuletzt meuterten sie und zerstreuten sich, was auch Bourbon that, um sie festzuhalten. Ende Oktober war das Heer, welches er nach Paris hatte führen wollen, verschwunden. Ihm selbst blieb nichts übrig, als sich nach Deutschland zu retten**).

Wir hörten, wie der Kaiser Bourbon am 21. August meldete, an ihm und an England werde es nicht fehlen, ebensowenig an seiner lombardischen Armee, welche in die Provence einbrechen solle. Davon konnte nun aber gar keine Rede sein, da die kaiserliche Armee in Italien, wie wir bald sehen werden, die größte Mühe hatte, sich der Franzosen zu erwehren. Da

*) Mignet 1, 431 f. Bissy an Karl den 13. Oktober. Wien. Arch.

**) Mémoires de Du Bellay (Petitot) 17, 431 f. Bourbon und Bissy an Karl den 31. Oktober. Wien. Arch. Man hatte den Grafen von Fürstenberg in Verdacht, er habe sich von den Franzosen bestechen lassen.

sollte wenigstens zur See ein Schlag gegen Marseille geführt werden. In Genua lag wirklich Ende August ein stattliches, den Franzosen weit überlegenes Geschwader bereit. Es wartete nur auf die Ankunft von Moncada, welcher den Oberbefehl übernehmen sollte. Aber dieser war in Murcia erkrankt. Vermutlich sammelten sich dann die von Malaga erwarteten Galeeren in Cartagena ebenso langsam wie das Landheer in Pampelona. Genug, statt Ende August, erschien Moncada den 11. November an der italienischen Küste und landete gar erst den 2. Dezember in Genua. Aber wie in den Pyrenäen sollte nun auch hier trotz allem der um drei Monate verspätete Angriff ausgeführt werden. Am 16. Dezember lief Moncada mit siebzehn Galeeren gegen Marseille aus. Am 3. Januar kehrte er, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben, zurück*).

Da in dieser Weise Karl gegen Frankreich weder von den Pyrenäen, noch von Burgund, noch von Genua her irgend etwas ausrichtete, mußte natürlich auch der anfangs so glückliche Vorstoß des englisch-niederländischen Heeres unfruchtbar bleiben. Ohne die gehoffte Unterstützung Bourbons und der Landsknechte konnte der Angriff auf Paris nicht unternommen werden, dessen Bewohner König Franz im letzten Augenblicke durch Entsendung tapferer Führer zu mutiger Verteidigung ermunterte. Man dachte trotzdem in Frankreich zu überwintern. Jetzt aber waren die Geldmittel Margaretens vollständig erschöpft; sie mußte den Sold für die Niederländer nicht mehr aufzubringen. Dazu kam die böse Witterung eines ungewöhnlich strengen Winters. So wurde im November der Rückzug angetreten.

Dieser Verlauf des Feldzugs mußte auf die Beziehungen des Kaisers zu England einen übeln Einfluß üben. König Heinrich konnte der Wahrheit gemäß sagen, daß er an seinem

---

*) Korrespondenz Moncada's, Soria's und anderer mit Karl in der Coleccion de docum. inéd. 24. 314 ff.

Teile den Verabredungen vom 2. Juli in vollem Maße nachgekommen sei, daß er, obwohl er ein starkes Heer gegen Albany nach Schottland senden mußte, doch pünktlich mit stattlicher Macht in Frankreich erschienen sei, die Mängel der niederländischen Leistungen durch reichliche Geldsendungen ausgeglichen, dem Kaiser zu Gefallen auf seinen Lieblingsplan einer Belagerung Boulogne's verzichtet, sein Heer, wie der Kaiser gewünscht, in das Herz Frankreichs habe vordringen lassen. Was hatte dagegen der Kaiser gethan? Nur in einem einzigen Stücke, was das niederländische Hilfskorps anging, war er seiner Verpflichtung so ziemlich nachgekommen. Der Führer desselben, der ebenso energische wie kluge Graf Büren, hatte den englischen Feldherrn, den Herzog von Suffolk, mit vollem Nachdrucke unterstützt. Daß aber zuletzt das verbündete Heer umkehren mußte, gab England lediglich Margareten schuld, über welche man ohne Unterlaß zu klagen hatte. Die Zahlung des Soldes an Bourbons Landsknechte und die Aufbringung der diesem selbst zugesagten Summen gab fortwährend zu ärgerlichen Verhandlungen am flandrischen Hofe Anlaß. Nun kamen die verdrießlichen Nachrichten aus Burgund, dann die fast noch ärgerlicheren aus Spanien. Die Berichte der englischen Gesandten am kaiserlichen Hofe waren von der übelsten Laune diktiert. Nachdem sie Wolsey in einem Briefe vom 12. November den traurigen Stand der Kriegsvorbereitungen geschildert, faßten sie ihre Meinung dahin zusammen, sie glaubten nicht, daß der Kaiser in der Lage sei, sich selbst oder seinen Freunden zu helfen; er werde beide betrügen, bis er Frieden habe, um seine eigenen Lande in Ordnung zu bringen. Am 24. November lautete ihre Schilderung noch trauriger: alles sehne sich nach Frieden; der Kaiser werde nie wirklich die Erweiterung des englischen Besitzes wünschen; er werde keinen einzigen Soldaten auch nur einen einzigen Tag länger unterhalten, als es sein eigenes Interesse fordere; Gattinara, der alles leite, sei ein wahrhaft italienisches Ingenium, denke nur

an den eigenen, nie an den Vorteil seiner Freunde; niemand in Spanien wolle von Eroberungen für England hören. Unter diesen Umständen müßten sie nichts so sehr für England wünschen, als ehrenvollen Frieden*).

Wenn so England in der That mit der kaiserlichen Freundschaft eine sehr üble Erfahrung gemacht hatte, so kam für Wolsey noch ein besonderer Grund zur Mißstimmung hinzu. Als er Adrians Tod erfuhr, wachte das alte Verlangen nach der höchsten Würde der Kirche mit voller Lebendigkeit in ihm auf. Er erließ sofort an seine Vertreter in Rom und beim Kaiser die geeigneten Weisungen. Aber wie hätte Karl jetzt die Wahl Wolsey's wünschen können? Da in Rom alles in dem Rufe: Kein Ausländer! einig war, hätte er Wolsey ohne Gefahr empfehlen dürfen. Aber der Befehl an Sessa, alles für Medici zu thun, war ja längst ergangen. Dieser nahm deshalb die Bitten der Engländer sehr kühl auf. Sie hielten, schrieb er dem Kaiser, die Wahl Wolsey's fast für sicher, als ob Gott jeden Tag ein Wunder thäte. Karl seinerseits schrieb, sobald er Adrians Tod erfuhr, zu Gunsten Wolsey's an Sessa, befahl aber, den Brief in Barcelona festzuhalten. Erst Mitte Dezember, als er Medici's Wahl kannte, ließ er den Brief von Barcelona abgehen, welchen dann Sessa den Engländern als einen unzweideutigen Beweis von des Kaisers Freundschaft für Wolsey präsentieren konnte. Es traf sich für Karl sehr bequem, daß ein Schreiben Wolsey's vom 4. Oktober, worin er den Kaiser an die Erfüllung seines Versprechens mahnte, den englischen Gesandten erst am 23. November zukam. Sie eilten sofort an den Hof. Der Kaiser erwiderte ihrem Bericht zufolge, er habe den besten Willen, Wolsey zu Diensten zu sein, habe aber seit Adrians Tode keine Post nach Italien expediert, da er der Thatsache nicht ganz sicher gewesen. Obwohl er glaube, es werde wenig helfen, wolle er doch,

*) Brewer p. 1468 und 1481.

um seinen guten Willen zu beweisen, an die Kardinäle schreiben*).

Ich weiß nicht, ob Karl meinte, Wolsey in dieser Weise über sein wahres Verhalten täuschen zu können; jedenfalls gelang es ihm durchaus nicht. Wolsey sah sich zum zweitenmal in seiner höchsten Hoffnung betrogen, und wenn er auch kaum glauben konnte, das sei lediglich durch des Kaisers Schuld geschehen, immerhin durfte er sich sagen, der Kaiser habe ihm zweimal nicht Wort gehalten. Auch in einer anderen Hinsicht hatte er sich über ihn zu beklagen: die ihm zugesicherte Pension blieb in ärgerlicher Weise rückständig. Von der Zahlung der England verheißenen Entschädigung war vollends keine Rede. Schon am 4. Dezember, ehe er von seinem abermaligen Scheitern in Rom und von dem kläglichen Ausgange des kaiserlichen Feldzuges an den Pyrenäen wußte, richtete er an Sampson und Jerningham ein Schreiben, welches den Rückzug der englischen Armee aus Frankreich ausschließlich der finanziellen Ohnmacht Margaretens und der Meuterei der Landsknechte schuld gab und gegen Karl und Bourbon den Verdacht äußerte, sie neigten zu einer Aussöhnung mit Frankreich. König Heinrich sei über den ganzen Verlauf der Dinge höchst unzufrieden. Es konnte nicht anders sein, als daß alle diese Erfahrungen der letzten Monate auf Wolsey einen Eindruck machten, welcher ihm das kaiserliche Bündnis mehr und mehr in zweifelhaftem Lichte erscheinen ließ.

---

*) Wolsey an Clerk den 4. Oktober. Brewer p. 1416 f. Sessa an Karl den 28. Oktober. Karl an Sessa den 14. Dezember. Bergenroth p. 590. 597. Sampson und Jerningham an Wolsey den 24. November. Brewer p. 1481. Daß Karl sich so gleichgültig geäußert habe, wie die Engländer hier schreiben, ist nicht glaublich. Sein eigener Bericht an seinen Gesandten in England vom 27. November (Bradford p. 88) lautet sehr anders. Danach will er alles nur Mögliche für Wolsey gethan, für ihn an Sessa und die Kardinäle geschrieben haben; De Praet soll die Kopien dieser (in Barcelona festgehaltenen) Briefe Heinrich und Wolsey vorlegen.

Sie würden ebenso auf die Politik des Papstes einen starken Druck ausgeübt haben, wenn Rom nicht zunächst unter dem Einflusse des italienischen Krieges gestanden hätte, welcher doch eine erheblich andere Wendung nahm als die Kämpfe in Frankreich.

König Franz hatte, wie gesagt, trotz den ernsten Gefahren, welche sein Land von allen Seiten bedrohten, im August eine starke Armee unter Admiral Bonnivet über die Alpen entsandt. Der Kaiser, welcher ein solches Wagnis für unmöglich gehalten, hatte nichts gethan, um seine italienische Armee aktionsfähig zu machen. Sie war an Zahl stark reduziert, fortwährend vom drückendsten Geldmangel heimgesucht, überdies ihr Führer Colonna seit Monaten leidend. Da Pescara sich mit dem Italiener nicht vertragen konnte, blieb er dem Heere fern, was auf die Stimmung der spanischen Soldaten übel wirkte. Kurz, Colonna sah sich, als Bonnivet mit fast 30 000 Mann gegen den Tessin heranzog, außer stande, dem Feinde die Spitze zu bieten, dem er nur 12 000 Mann entgegenstellen konnte. Er räumte deshalb alles Land westlich vom Tessin ohne weiteres und stellte sich auf dem linken Ufer desselben auf, um den Franzosen den Uebergang zu wehren. Da aber eine ungewöhnliche Dürre an verschiedenen Stellen des sonst tiefen Stromes gangbare Furten geschaffen hatte, konnte er auch diese Absicht nicht durchführen, sondern mußte sich auf Mailand zurückziehen. Aber die Befestigungswerke dieser Stadt waren seit den letzten um sie geführten Kämpfen in Verfall geraten; die kleine Armee hatte durch den Rückzug empfindlich an Stärke und Mut eingebüßt; so glaubte Colonna unter so mißlichen Umständen Mailand nicht verteidigen zu können. Er war schon darauf gefaßt, auch das beherrschende Zentrum des Landes räumen zu müssen, als der Marsch des Feindes in demselben Augenblicke ins Stocken geriet, wo er rasch vordringend eines vollständigen Sieges gewiß gewesen wäre. Diese unverhoffte Pause benützte Colonna, von dem

rastlosen Morone abermals aufs wirksamste unterstützt, um den wichtigen Platz in Verteidigungszustand zu setzen, die Bevölkerung unter die Waffen zu rufen, Massen von Vorräten zu sammeln. Als dann Bonnivet, welcher am 14. September über den Tessin gegangen war, vor Mailand erschien, konnte von einem raschen Angriff auf dasselbe keine Rede mehr sein. Er mußte sein Glück mit einer Einschließung versuchen. Er hoffte, die Kaiserlichen, der päpstlichen Unterstützung beraubt, von Venedig so gut wie preisgegeben, von ihren anderen italienischen Verbündeten verlassen, würden außer stande sein, die Soldaten zu bezahlen und dann die Meuterei der Truppen zusammen mit dem Hunger der Bevölkerung die Kapitulation erzwingen. Aber die Mailänder bewiesen bei der großen Not, in welche sie wirklich eine Weile gerieten, bewundernswürdige Energie, und die Soldaten, statt demoralisiert zu werden, in zahlreichen Ausfällen ungebrochenen Mut. Da nun das französische Heer unter dem ungewöhnlich strengen Winter litt, welcher die lombardische Ebene mit Schnee bedeckte, der Markgraf von Mantua aus Pavia vorbrach und die Tessinlinie bedrohte, jetzt auch die Venezianer sich wieder für den Kaiser regten, so zog Bonnivet am 27. November von Mailand ab*).

Damit war ja nun freilich noch keine definitive Entscheidung gewonnen, aber die klugen Italiener, welche die Chancen eines Kriegs vortrefflich zu berechnen verstanden, sahen doch in diesem Rückzuge der mit so großer Uebermacht vorgedrungenen Franzosen ein ziemlich sicheres Zeichen des schließlichen Ausgangs. Die Wirkung zeigte sich sofort in Rom sowohl als in Venedig. Als Medici gewählt wurde, konnte noch niemand wissen, wie die Dinge vor Mailand gehen würden. Daher die für seinen Charakter überraschend kühne Initiative gegenüber dem venezianischen Botschafter. Noch gegen Ende November hörte dieser von einem Freunde Giberti's, der Papst werde

*) Du Bellay 17, 423 ff. De Leva 2, 204 ff. Mignet 1, 453 ff.

nichts dawider haben, wenn die Franzosen Mailand eroberten, vorausgesetzt, daß sie Parma und Piacenza der Kirche ließen. Nun aber kam die Nachricht, daß die Franzosen von Mailand abgezogen. Sofort klang die Sprache des Papstes etwas anders. „Wir hoffen," sagte Clemens am 2. Dezember zu Foscari, „daß die Franzosen Italien verlassen," er betonte jetzt seine Absicht, die Freundschaft des Kaisers zu erhalten. Immerhin hielt er an dem früher entwickelten Plane fest, mit Mailand, Venedig und Florenz verbunden, seine volle Unabhängigkeit ebenso gegen den Kaiser wie gegen Frankreich zu behaupten. Er werde, sagte er, mit den Franzosen so handeln, daß sie, obwohl er sie früher gekränkt, ihm die Hand böten, wenn der Kaiser Neuerungen in Italien beabsichtigte. Ebenso zähle er auf die Schweizer, bei denen er mit tausend Dukaten mehr ausrichten könne als Frankreich mit der zehnfachen Summe. Nun sei allerdings zu erwägen, ob sich der Kaiser nicht unter Umständen mit Frankreich verständige. Er habe wohl daran gedacht, glaube aber nicht, daß man Grund habe, das zu fürchten; denn, wenn man den Kaiser nicht kränke, ihm keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gebe, so werde er die Freundschaft Italiens der Frankreichs vorziehen*).

Einige Tage später hatte sich der Wind noch mehr zu Gunsten des Kaisers gedreht. Der Papst wolle nicht, meldete Foscari am 7. Dezember, daß die Franzosen Fortschritte in Italien machten, werde das jedoch nicht verraten. Er hoffe die Kaiserlichen zu befriedigen, ohne doch den Franzosen feindlich entgegen zu treten. Am 17. schreibt Foscari gar, Graf Carpi habe sich umsonst beim Papste für Frankreich bemüht**);

---

*) Foscari an die Zehn den 1. und 3. Dezember.

**) Wie sich Clemens damals wirklich zu Frankreich stellte, wissen wir nicht. Aus dem von Balan, Monumenta saeculi XVI. historiam illustrantia 1, 267 gedruckten Dankschreiben des Königs Franz an den Papst vom 2. Januar 1524 läßt sich nur entnehmen, daß Carpi von Clemens

derselbe sehe seine Sicherheit in der Verbindung mit dem Kaiser, in der ja auch Venedig stehe. Dieses hatte inzwischen die weit entgegen kommenden Eröffnungen des Papstes mit vorsichtiger Reserve erwidert. Nun sollte man wohl meinen, die Kunde von dem, was inzwischen in Frankreich geschehen, von dem Rückzuge der englisch-niederländischen Armee, von der Auflösung der Truppen Bourbons, von der Unthätigkeit des Kaisers hätte die hochfliegenden Projekte des Papstes beleben müssen. Das Gegenteil schien der Fall zu sein. Als Foscari am 27. Dezember wieder Audienz beim Papste hatte, schwieg derselbe vollständig von den früher so lebhaft erörterten Plänen. Foscari bot ihm wiederholt Gelegenheit, darauf zurückzukommen. Zu seinem Erstaunen fand er den Papst völlig schweigsam. „Hat derselbe etwa," schreibt er, „seine Sachen so mit dem Kaiser geordnet, daß er das Einvernehmen mit uns nicht mehr so nötig zu haben meint?" *).

---

irgend eine für Frankreich wertvolle Erklärung erlangt hatte; über den Inhalt derselben erfahren wir nichts.

*) Foscari an die Zehn den 7., 19. und 27. Dezember.

Kaiser und Reich.

Clemens konnte seinen politischen Plänen nicht ungestört nachgehen. Gleich im Beginn seines Papats trat ihm die große deutsche Sorge entgegen. Da er als Leo's Vicekanzler während des Wormser Reichstags die Korrespondenz mit Aleander geführt hatte, war er natürlich mit den kirchlichen Verhältnissen Deutschlands wohl vertraut. Wie bedenklich die Dinge dort für die Kurie standen, konnte ihm nicht verborgen sein, und so setzte er bereits Mitte Dezember eine Kommission von drei Kardinälen ein, um zu beraten, was gegen Luther zu thun sei. Schon war ja das Gift der Ketzerei in die für die politischen Anschläge des Papstes so wichtige Schweiz eingedrungen; sogar in Italien selbst meinte er ihr begegnen zu müssen *). Jene Kommission beschloß die Entsendung eines Legaten zu dem abermals nach Nürnberg ausgeschriebenen Reichstage; und damit ja keine Zeit verloren werde, sollte demselben ein päpstlicher Kämmerer vorauseilen, um die zu-

*) Foscari schreibt am 21. Dezember den Zehn, der Papst habe ihn gebeten, die Signorie möge doch nicht dulden, daß ein Augustinermönch in Venedig predige, der von Luthers Geist angesteckt scheine, sie möge auch die Bücher Luthers verbrennen lassen. Vgl. die angebliche Aeußerung Campeggi's bei Förstemann, Neues Urkundenbuch 1, 168, wonach der Papst das Eindringen der Ketzerei in Venedig mehr fürchten sollte als die Bewegung in Deutschland.

verläſſigſten Fürſten und Prälaten zu beſonderer Thätigkeit anzuſpornen *).

Ehe wir aber dieſer neuen Verhandlung über Luther unſere Aufmerkſamkeit zuwenden, müſſen wir uns vergegenwärtigen, wie überhaupt die deutſchen Zuſtände ſich im Laufe des Jahres 1523 geſtaltet hatten.

Der zweite Nürnberger Reichstag war, wie man ſich erinnert, hauptſächlich ausgeſchrieben worden, um über die Reformpläne des Regiments, beſonders über die Aufrichtung eines Reichszolls, die Erhebung eines gemeinen Pfennigs, die Beſteuerung der Geiſtlichkeit und eine wirkſame Exekutionsordnung definitive Beſchlüſſe zu faſſen, zu welchen ſich der erſte Reichstag wegen des geringen Beſuchs nicht kompetent gefühlt hatte. Um ſich im Voraus der kaiſerlichen Zuſtimmung zu verſichern, hatte das Regiment am 16. April 1522 einen ausführlichen Bericht über die beabſichtigten Reformen an den Kaiſer gerichtet. Derſelbe traf in den Niederlanden ein, als Karl bereits ganz von den Vorbereitungen für ſeine Reiſe nach England und Spanien in Anſpruch genommen war. Er übertrug deshalb wohl die Prüfung der Sache ſeinen „hochdeutſchen Räten", konnte aber nicht mehr dazu kommen, ſie zu erledigen. Das Regiment erinnerte im Juli, Auguſt und September wiederholt an ſeine Eingabe; alle dieſe Schreiben kamen dem Kaiſer aber erſt am 13. Oktober in Valladolid zu. Anfang November erging dann endlich eine ausführliche Antwort. In betreff des Reichszolls wünſchte er zu wiſſen, auf welche Waren derſelbe gelegt werden ſolle und in welcher Höhe, und an welchen Orten man Zollſtellen einzurichten gedenke; erſt dann könne er ſich entſcheiden. Was die Annaten angehe und die Beſteuerung der Geiſtlichkeit,

*) Siehe die Briefe Clemens' vom 24. Dezember an Ferdinand, die Kurfürſten von Brandenburg, Trier und andere. Balan, Monum. reform. Lutheranae p. 312 ff. Unter demſelben Datum erging ein anders gefaßtes Schreiben an alle in Nürnberg verſammelten Stände. Förſtemann 1, 141.

so seien ihm diese Artikel nicht zuwider, wenn die Zustimmung des Papstes erlangt werden könne; er habe deshalb an denselben ein Schreiben gerichtet, das er beilege. Die Stände hatten auch Vorschläge über die großen Handelsgesellschaften gemacht, unter deren monopolistischer Ausbeutung Deutschland damals seufzte: der Kaiser erklärte sehr vage, Stände sollten darin thun „was recht ist". Daß die Juden zu den Reichsausgaben herangezogen würden, wie Stände gewünscht, fand er nicht zulässig, da sie der kaiserlichen Kammer gehörten, empfahl dagegen „Gott dem Allmächtigen und dem christlichen Glauben zu Lob und Ehre gemeine Judenschaft aus dem heil. Reich und deutscher Nation zu verjagen". Auf die Bitte der Stände, er möge mit Rücksicht auf die Türkengefahr mit Frankreich Frieden oder wenigstens einen Anstand machen, erwiderte er mit denselben Argumenten, welche wir aus seiner Korrespondenz mit Adrian zur Genüge kennen. Ueber die vorgeschlagene Exekutionsordnung äußerte er sich nicht im Einzelnen, sondern forderte das Regiment nur auf, mit aller Energie Friede, Recht und Ordnung zu handhaben. Auf die Wünsche der Stände in betreff des Regiments erklärte er sich in einem besonderen Schreiben damit einverstanden, daß dasselbe bereits mit zehn Mitgliedern beschlußfähig sei, bewilligte auch einige andere Erleichterungen in der Geschäftsordnung. Sein lebhaftes Bedauern sprach er darüber aus, daß die Anschläge zur Unterhaltung des Regiments seinen Befehlen zuwider für seine Erblande noch nicht bezahlt worden seien; er schreibe darüber an seine Tante, daß es sofort geschehe*).

Am 26. Dezember trafen diese kaiserlichen Schreiben, welche für einige der wichtigsten Reformen nicht gerade ermutigend

---

*) Die beiden Schreiben an das Regiment in den Frankfurter R.T.A. Bd. 38. fol. 55 ff. Beim ausführlichen Schreiben fehlt das Tagesdatum, das kürzere ist vom 1. November, der Brief Karls an Adrian (fol. 64 ff.) vom 31. Oktober.

lauteten, in Nürnberg ein. Planitz meinte: die päpstliche Einwilligung zur Besteuerung der Geistlichkeit und Verwendung der Annaten werde natürlich nie erfolgen; gegen den Reichszoll sei wohl der Kaiser aus Rücksicht auf seine Erblande. Trotzdem machten sich die Stände, sobald sie die Verhandlungen über Luther beendet, daran in betreff des Zolls und der Handelsgesellschaften genau präcisierte Vorschläge zu machen. Bereits unter dem 8. Februar 1523 erließen sie dazu ein Begleitschreiben an den Kaiser, welches ihm namentlich die Genehmigung des Zolls dringend ans Herz legt. Wenn für Regiment und Kammergericht nicht anders als bisher gesorgt würde, so müßten diese wesentlichen Organe des Reichs zu Michaelis *) eingehen, woraus Empörung und alle möglichen Mißstände erfolgen würden. Von den Zollgefällen solle aber nicht nur Regiment und Kammergericht unterhalten, sondern auch die Exekution und andere Bedürfnisse des Reichs bestritten werden. Es sei deshalb von der höchsten Wichtigkeit, daß der Zoll sobald als möglich ins Leben trete. Damit an ihnen deshalb kein Mangel sei, hätten Stände einen neuen Reichstag auf St. Margareten (13. Juli) beschlossen; damit aber des Kaisers Genehmigung bis dahin erfolgt sein könne, sendeten sie ihm ihre Vorschläge mit eilender Post zu**).

Die Stände hatten in ihrem Entwurfe die Einwendungen der Städte gegen den Zoll eingehend widerlegt. Es sei ein Irrtum, war da ausgeführt, wenn die Städte meinten, die Kaufleute allein würden den Zoll tragen müssen; vielmehr würden ihn alle diejenigen zahlen, welche zollbare Güter verbrauchten, auch alle mit Deutschland verkehrenden Fremden.

---

*) Bis dahin hatten Stände die Erhebung der bisherigen Anschläge verlängert.

**) Das Schreiben der Stände an den Kaiser Frankfurter R.T.A. Bd. 38. fol. 186 f., der Entwurf der Zollordnung ebendaselbst fol. 191 ff., der über die Monopole und Handelsgesellschaften fol. 241 ff.

Daß ein Zoll von vier Prozent, wie er vorgeschlagen war, den Handel nicht schädigen werde, sei gewiß, denn niemand werde deshalb auf eine ihm nötige Ware verzichten, weil sie 26 statt bisher 25 Gulden koste. In anderen Nationen würden viel höhere Zölle erhoben, ohne daß der Verkehr dadurch gemindert worden. Im Gegenteil habe er sich gehoben, weil die Zolleinkünfte die Möglichkeit geboten, für die Sicherheit der Straßen zu sorgen. An nichts habe der Handel ein größeres Interesse, als daran, daß die ununterbrochene Unordnung im Reiche beseitigt, eine wirksame Exekution hergestellt, die Sicherheit des Verkehrs geschaffen werde. Das werde durch die Zolleinnahmen möglich werden. Um die Städte durch einen ganz bestimmten Vorteil zu gewinnen, war ein Artikel aufgenommen worden, wonach diejenigen Kaufleute, denen das Geleit gebrochen werde, zur Hälfte aus den Reichszöllen, zur anderen Hälfte durch die Geleitgeber entschädigt werden sollten. Endlich war, um sonstige Besorgnisse zu beseitigen, die Zusicherung gegeben, die Zolleinkünfte sollten nur für die angegebenen Zwecke verwendet werden. Sollten Regiment und Kammergericht aufhören, so würde auch der Zoll aufhören; auf jeden Fall solle er nur für zehn Jahre bewilligt werden, nach deren Ablauf dann eine neue Bewilligung nötig sein werde. Um auch für den Kaiser mit der Bewilligung des Zolls einen direkten Gewinn zu verbinden, hatten die Stände dem Pfalzgrafen Friedrich eine beträchtliche Gehaltserhöhung bewilligt, aber nur für den Fall, daß der Reichszoll in Gang käme.

Die Opposition der Städte konnte durch alle Gründe und Zusicherungen nicht überwunden werden. Vielmehr war ihre Verbitterung durch die fruchtlosen Bemühungen, den widrigen Beschluß der Stände über ihr Stimmrecht rückgängig zu machen*) und ihre Beschwerden über die unbilligen Anschläge

---

*) Die schließliche Antwort des Reichstags auf die Beschwerde der Städte erklärte kategorisch, die Städte hätten nie wie Fürsten und andere

u. a. zur Geltung zu bringen, auf den höchsten Punkt gestiegen: sie weigerten sich entschieden, dem Reichstagsabschied zuzustimmen. Aber das schien ihnen nicht zu genügen. Da die Stände wegen des Zolls und anderer Sachen „mit großer Eil" an den Kaiser schrieben, fanden sie es nötig, denselben auch ihrerseits anzurufen und zu bitten, daß er in nichts willige, bis sie ihm anderweitig ihre Anliegen vorgetragen. Sie beschlossen dafür eine besondere Botschaft nach Spanien zu entsenden. Das Nähere darüber sollte auf einem Städtetage ausgemacht werden, der auf den 22. März nach Speier zu berufen sei, wo dann auch zu beraten, wie sich Städte „durch einen ziemlichen, freundlichen und einigen Verstand" gegen die bedrohlichen Unruhen und Empörungen im Reiche schützen möchten. Schon in diesem Abschiede vom 6. Februar erklärten die Städte, sie fänden sich durch das Regiment in so mancherlei Weise beschwert, daß sie nicht wüßten, „ob ihnen das Regiment in dieser Gestalt nützlich und erspießlich sein möge oder nicht" *).

In Speier einigte man sich leicht über die Absendung einer Botschaft an den Kaiser, zu welcher Straßburg und Metz für die rheinische, Augsburg und Nürnberg für die schwäbische Bank je einen Vertreter stellen und der überdies ein erfahrener, geschickter Doktor beigegeben werden sollte. In dem Abschiede vom 2. April finden wir namentlich das Stimmrecht der Städte

---

Stände eine Stimme auf den Reichstagen gehabt; keiner aus den Städten werde sich erinnern können, „das sie ein stimm im reichsrat gehapt haben." Wenn hie und da Städte in die Ausschüsse genommen worden, so sei das nicht wegen ihres Stimmrechts geschehen, „sondern aus gnedigem und gunstigem willen und mermals aus mangel anderer personen". Man wolle es bei dem alten Herkommen bleiben lassen, wonach die Städte die Eröffnung der Beschlüsse der anderen Stände erwartet und denen zugestimmt hätten.

*) Dieser gedruckte Abschied in der Sammlung „Stett Abschied" des Frankfurter Stadtarchivs.

und den Zoll eingehend erörtert. Ueber das Regiment drückte man sich hier noch schärfer aus als in Nürnberg: dasselbe habe sich fast in allem den Städten feindselig und ungerecht bewiesen; da nun auch Kurfürsten und Fürsten mit demselben unzufrieden seien, werde man den Kaiser leicht von seiner Untauglichkeit überzeugen können. Wenn man ein tüchtiges Kammergericht habe, brauche man kein Regiment. Solle es aber doch sein, so könne jeder Stand seinen Abgeordneten zu demselben aus eigenen Mitteln unterhalten *).

Obwohl die Gesandten der Städte schon am 3. Juni in Lyon zusammentrafen, erreichten sie Valladolid doch erst am 6. August. Der Kaiser empfing sie zwei Tage darauf in feierlicher Audienz. Der gelehrte Redner der Städte, der bekannte Dr. Scheuerlein aus Nürnberg, überreichte ihre Vollmacht mit einer Rede, deren Weitläuftigkeit ebenso geschmacklos wie ihre Unterthänigkeit maßlos war **). Gattinara erwiderte in des Kaisers Auftrag. Derselbe werde alsbald geeignete Personen bezeichnen, um der Städte Aufträge entgegenzunehmen und ihm darüber zu berichten. Diese Männer waren der bekannte Herr de la Roche ***), der bereits seit fast zwanzig Jahren als Sekretär in kaiserlichen Diensten erprobte Jehan Hannart,

---

*) Der ebenfalls gedruckte Abschied vom 2. April in der genannten Frankfurter Sammlung; zum Teil gibt ihn Klüpfel, Urkunden zur Geschichte des Schwäbischen Bundes 2, 244 ff. Vgl. übrigens Kluckhohn, Zur Geschichte der Handelsgesellschaften und Monopole im Zeitalter der Reformation (Historische Aufsätze dem Andenken von G. Waitz gewidmet S. 691 ff.).

**) Sie liegt freilich nur in sehr unbeholfener deutscher Uebersetzung vor; wenn aber Gattinara in seiner Erwiderung sie eine diffusa et amplissima oratio nannte, so sieht man wohl, welchen Eindruck sie auch im lateinischen Gewande machte. Man findet alles auf diese Städtebotschaft Bezügliche in einem ausführlichen amtlichen Bericht in der Frankfurter Sammlung fol. 63 ff. und fast gleichlautend in den Frankf. R.T.A Bd. 39. fol. 37 ff.

***) Nur ihn kann ich in dem erkennen, welchen der Bericht bald Herrn v. Roscha, bald Herrn v. Rolle nennt.

der uns bekannte Max. von Zevenbergen und der Probst von Waldkirch. Am 11. begannen mit denselben die Verhandlungen. Die Städteboten übergaben ihre Wünsche in sechs Artikel gefaßt, lateinisch und deutsch. Am ausführlichsten war auch hier „Stimm und Session“ der Städte auf dem Reichstage und der Zoll behandelt. Die Städte insinuierten, der Kaiser und sein Bruder Ferdinand würden für ihre Lande den Zoll schwerlich dulden. Aber, sagten sie, die ganze Belästigung sei unnötig. „Denn, wo ein Römischer König im heil. Reich gemacht würde, dazu die ehrbaren Städte Ew. Majestät Bruder am liebsten erleiden möchten“, so würde das Regiment überflüssig und Friede und Recht viel besser erhalten werden, „und würden alle Stände, zuvorab unsere Freunde von Städten geneigt sein, einem Römischen Könige, wo Ew. Kaiserl. Majestät nicht im Reich wäre, zu Erhaltung Friedens und Rechtens nach allem ihrem Vermögen zu helfen.“ Der Probst von Waldkirch teilte darauf mit, obwohl Regiment und Stände zweimal an den Kaiser geschickt und ihn dringend um seine Antwort gebeten, habe er sie doch bis zur Ankunft der Städteboten verschoben. Sie würden ihm die Wünsche derselben vortragen.

Zwei Tage danach fand die erste eigentliche Verhandlung statt. Die kaiserlichen Räte führten zunächst eine ziemlich abweisende Sprache. In betreff des Stimmrechts, hieß es, prätendierten die Städte etwas, „so vor alters nie gewesen wäre“. Zu Erhaltung von Fried und Recht wie zur Abwehr des Türken müsse durchaus Geld aufgebracht werden. Die Städte sollten sich deshalb den Zoll wenigstens „eine kleine Zeit“ gefallen lassen, etwa in der Höhe von zwei Procent. Der Kaiser könne sich den Städten zuliebe die andern Stände nicht „aufladen“. Allerdings seien ja die von den Städten vorgebrachten Beschwerden zahlreich und begründet. Günstiger schon ließen sich die Räte bei der nächsten Zusammenkunft vernehmen. Der Zoll, erklärten sie, sei offenbar der Hauptartikel; wie aber könne der Kaiser zu Gunsten der Städte gegen alle anderen Stände ent-

scheiden? Städte möchten sich darüber äußern, was der Kaiser von ihnen zu erwarten habe, wenn er die Reichsregierung in seine Hand nehme, Regiment und Zoll beseitige. Darüber sich zu erklären, hatten nun die Boten keine Vollmacht. Sie baten deshalb um Bedenkzeit. Den anderen Morgen eröffneten sie dem Probst, welcher jetzt die Verhandlungen allein weiter geführt zu haben scheint, sie seien zu bestimmten Anerbietungen nicht ermächtigt, wenn aber Majestät den Städten in allen ihren Artikeln gnädig willführe und ihnen darüber einen unzweideutigen Abschied gäbe, so würden sich die Städte unzweifelhaft so dankbar und unterthänig erweisen, daß der Kaiser daran sein gnädiges Gefallen habe. Das erkannte der Probst als ein ehrbares Anerbieten an. Nachdem er es dem Kaiser mitgeteilt, ließ er sich weiter aus. Der Kaiser, sagte er, sei an sich der Aufrichtung des Zolls „als eines hässigen Dings“ ebensowenig geneigt, als der Erhaltung des Regiments. Vor anderen Ständen setze er sein vornehmstes Vertrauen auf die Städte. Ihnen zuliebe habe er ja auch die Antwort auf das dringende Werben der anderen Stände mehr als zwei Monate hinausgeschoben. Nun aber seien die Städte mit einer Vollmacht erschienen, welche eigentlich nicht so genannt werden könne. Der Kaiser sei mit vielen schweren Kriegen beladen. Wenn er nun gegen die einmütigen Beschlüsse der übrigen Stände für die Städte entscheide, so lade er den Unwillen jener auf sich. Es sei deshalb billig, daß die Städte dagegen für den Kaiser mehr thäten als die anderen Stände; die Botschaft könne darin wohl über ihre Vollmacht hinausgehen. Man finde in den Registern, daß die Städte einst beim Regierungsantritt Friedrichs III. und Maximilians Erhebliches gethan, diesem jungen Kaiser hätten sie aber bis jetzt noch nichts verehrt: ob sie ihn weniger achteten als seine Vorfahren, daß sie ihm in seinen Nöten keine Hilfe leisten wollten?

Obgleich die Boten darauf nicht mehr thun konnten, als ihre frühere, doch recht vage Zusicherung wiederholen, sieht man

doch den Kaiser den städtischen Wünschen immer mehr zuneigen. Der Abschied, welchen am 19. August Karl persönlich durch den Probst bei verschlossenen Thüren geben ließ, klang allerdings noch ziemlich unverbindlich. Nachdem aber dieses vom Kaiser unterzeichnete Schriftstück verlesen worden war, ließ er „vertraulich und in geheim“ zu erkennen geben, „sein Gemüt und Meinung sei keineswegs den beabsichtigten Zoll zu bewilligen“; er wolle vielmehr die Regierung in seine Hand nehmen, einen tapfern Statthalter und ein stattliches Kammergericht verordnen, damit Friede und Recht im heil. Reich erhalten werde. Was die Monopole der großen Handelsgesellschaften angehe, für welche sich die Botschaft gegen den Auftrag des Speierer Städtetages bemühte*), so werde er befehlen, daß nichts ohne seine Zustimmung geschehe; sein Gemüt sei keineswegs, den Handel zu schmälern. Nun sei er aber „mit schweren Kriegsläufen hart beladen“. Hätten die Städte, welche doch lange genug beraten, ihren Boten genügende Vollmacht erteilt, so würde man jetzt zu einem definitiven Abschluß haben gelangen können. So müsse es der Kaiser seinem an den nächsten Reichstag abzusendenden Bevollmächtigten übertragen. Wenn ihm die Städte eine „tapfere Hilfe und Steuer“ bewilligten, so würden sie bei ihm „allenthalben gnädigen Bescheid, auch endliche Abschaffung des Zolls finden“.

Hierauf kam der Probst mit einer sehr heiklen Sache vor. Der Papst, sagte er, habe sich durch ein Breve (er hielt es in der Hand) beim Kaiser höchlich über Nürnberg, Augsburg und Straßburg beklagt, daß sie vor anderen der „verdammten, verworfenen“ lutherischen Lehre zu Verachtung päpstlicher Heiligkeit und kaiserlicher Gebote anhingen, ketzerische Prediger duldeten, Luthers Schriften drucken und verkaufen ließen, statt sie zu verbrennen. Der Kaiser erwarte bestimmt, daß sie in Zukunft hierin seinen und des Papstes Befehlen gebührenden Gehorsam

*) Siehe Kluckhohn a. a. O.

erwiesen. Das war ja nun, wenigstens was Nürnberg und Straßburg anging, ein durchaus der Wahrheit entsprechender Vorwurf. Dazu hatten die Städte insgesamt auf dem letzten Speierer Tage beschlossen, keine Stadt solle sich hinfort auf einem Städte- oder Reichstage, wenn es irgend umgangen werden könne, durch eine geistliche Person vertreten lassen. Nach dem allen war es in der That ein starkes Stück, daß sich die Boten über einen solchen Vorwurf, der nur von ihren Mißgönnern ausgehen könne, höchlich verwundert zeigten, da die drei Städte bisher stets der christlichen Kirche angehangen, nach kaiserlichem Befehl den Druck und Verkauf lutherischer Schriften verboten, höchstens den Verkauf anderswo gedruckter Bücher nicht immer hätten hindern können. Die Städte wären es nicht, „so den Luther enthielten, ihm anhingen oder verteidigten“. Sie baten, daß sich der Kaiser wegen so ganz grundloser Anschuldigungen nicht zu Ungnaden bewegen lasse. Bei ihrer Rückkehr würden sie das päpstliche Breve und den kaiserlichen Befehl ihren Freunden treulich anzeigen, die sich darin so gehorsam erweisen würden, daß sie immer mehr einen gnädigen Kaiser gewönnen.

Die Boten suchten in den nächsten Tagen in vertraulichen Unterredungen mit dem Probst noch bindendere Zusicherungen zu erlangen, daß der Kaiser gegen die Zahlung einer bestimmten Summe sich verpflichte, die Wünsche der Städte zu erfüllen; aber schließlich fand der Probst, welcher zuerst selbst diese Idee angeregt, es doch unpassend, daß sich der Kaiser in solcher Weise binde. Die Boten konnten nicht mehr erreichen, als daß ihnen die vertraulichen Zusicherungen vom 19. jetzt auch schriftlich übergeben wurden. „So die Frei- und Reichsstädte“, hieß es darin, „J. Maj. ziemlich Hilfe und Steuer thun, werden sie bei J. Maj. und deren Botschafter gnäd. und ehrbare Antwort und endliche Abschaffung des Zolls finden“. Desgleichen werde der Kaiser bei Ständen und Regiment verfügen, daß sie in Sachen der Monopole und Handelsgesellschaften nichts ohne seine Zu-

stimmung ausgehen ließen; er aber werde nichts „dem Rechten Ungemäßes" dulden, denn sein Gemüt sei nicht den Handel zu schmälern. Vom Regiment war jedoch in diesem Schriftstück nicht die Rede.

Daß auf diesen Gang der Verhandlungen, welcher den Städten wenigstens in Bezug auf Zoll und Monopole die kaiserliche Unterstützung ihrer Wünsche ziemlich bestimmt in Aussicht stellte, die „Verehrungen" einen nennenswerten Einfluß geübt hätten, welche die vier Räte erhielten *), kann ich kaum glauben. Es handelte sich da doch um zu große Interessen der kaiserlichen Politik. Karl selbst schrieb seiner Tante am 18. August, wegen des neuen Zolls, den man in Deutschland aufrichten wolle „zur großen Beschwerde meiner Unterthanen", und wegen anderer wichtiger Sachen sende er Hannart nach Deutschland. Unter diesen Unterthanen verstand er ohne Zweifel hauptsächlich die Niederländer, welchen er ein dringendes Interesse hatte, nicht neuen Grund zu Beschwerden zu bieten. Noch viel wichtiger aber war für ihn, die großen Bankiers von Augsburg in guter Stimmung zu erhalten, von deren Vorschüssen und Darlehen ja gewissermaßen seine Existenz abhing. Man kann nicht wohl zweifeln, daß die Fugger, Welser u. a. längst bei ihm gegen die wirtschaftlichen Reformpläne des Regiments und Reichstags gearbeitet haben werden, welche namentlich, insofern dieselben auf Beseitigung der Monopole gerichtet waren, eine der wesentlichsten Quellen ihres Reichtums zu verstopfen drohten. Ueberhaupt aber gebot die Lage des Kaisers, wenn irgend möglich die geldreichen Städte an sich zu ziehen, von denen allein er eine wirksame Unterstützung seiner Politik hoffen durfte. Wenn wir uns an das erinnern, was Zevenbergen vor vier Jahren über die finanzielle Bedeutung der deutschen Städte für den Kaiser und auf der anderen Seite über die Gefahr ge-

---

*) De la Roche, Waldkirch und Zevenbergen erhielten je 200, Hannart später in Nürnberg 500 Gulden. Kluckhohn S. 697.

schrieben hatte, die oberdeutschen Städte an die Schweiz verloren gehen zu sehen (1, 312), so dürfen wir wohl annehmen, daß dieser bedeutende Kopf jetzt in jeder Weise dafür thätig war, die Städte für die kaiserliche Politik zu gewinnen, zumal von einem kaiserlichen Agenten in Deutschland die Nachricht eingegangen war, Straßburg sei wirklich in geheime Verhandlungen mit der Schweiz eingetreten*).

In hohem Grade überraschen muß uns dagegen, wie sich der kaiserliche Hof jetzt über das Regiment äußerte. Wir wissen ja, welchen hohen Wert der Kaiser früher immer auf die Erhaltung desselben gelegt hatte: was war geschehen, daß er jetzt so unumwunden von seiner Absicht reden ließ, das Regiment zu beseitigen? War etwa Ferdinand auf seine Pläne vom November 1522 zurückgekommen? In seinen mir bekannt gewordenen Briefen an Karl findet sich nichts derartiges. Aber seine Stellung zum Regiment und die ganze Lage desselben hatte allerdings eine wesentliche Aenderung erlitten.

Die Städte sprachen nur die Wahrheit, wenn sie Anfang April in Speier erklärten, auch die Fürsten seien mit dem Regiment unzufrieden. Wenigstens einige der mächtigsten, die Gegner Sickingens, waren frühzeitig mit dem Regiment darüber in Konflikt geraten, daß sie von demselben unbedingte Unterstützung gegen den aufrührerischen Ritter forderten, das Regiment aber das eigenmächtige Vorgehen der drei nicht einfach billigen konnte, vielmehr eine vermittelnde Stellung ein-

---

*) Michiel Gillis an Karl, Konstanz den 8. August: Sire, Je croy vous avoir adverty, comment du temps que lon disait que les Contes Palatins vouloient faire la guerre a ceulx de Strasbourg, pour ce quilz avaient favorise a Francisque de Sickingen, ceulx de Strasbourg estoient entre en practiques avec les Suisses bien avant etque a continue jusques a oyres. Er empfahl dringend, der Kaiser möge einen freundlichen Brief an Straßburg schreiben. Wien. Arch. Planitz hatte schon am 24. Februar die Besorgnis geäußert, daß sich einige Reichsstädte zu den Schweizern schlügen.

nahm, ein neues Auflodern der Kriegsflamme durch friedliche Verhandlungen zu hindern suchte*). Da die Fürsten davon nichts hören wollten, ihren Kriegszug gegen Sickingen fortsetzten, als wenn eine Reichsregierung nicht existierte, und mit diesem ihrem eigenwilligen Vorgehen überraschend schnell den einst so gefürchteten Ritter zu Falle brachten, erlitt natürlich die Autorität des Regiments einen schweren Stoß.

Nun aber geschah bald ein weiteres. Das Regiment hatte längst mit dem Schwäbischen Bunde, welcher für Oberdeutschland so ziemlich die Macht einer obersten Behörde in Anspruch nahm, allerlei Händel bekommen, welche einen ernsten Charakter gewannen, seit der Bund Miene machte, gegen verschiedene Mitglieder des fränkischen Adels einzuschreiten. Jene Schweinfurter Versammlung dieses Adels hatte sich bei dem Regiment ganz besonders darüber beschwert, daß der Bund Richter in eigener Sache sein, auch diejenigen seinem Gericht unterwerfen wolle, welche ihm nicht angehörten. Die Eingabe der Ritter erklärte, sie würden einzig und allein Regiment und Kammergericht als Richter anerkennen. Das Regiment hatte dann natürlich auch da dem Bunde gegenüber ebenso, wie gegenüber den drei Fürsten den Anspruch erhoben, alle solche Streitigkeiten gehörten vor sein und des Kammergerichts Forum. Der Bund aber hatte diese Forderung in verletzender Weise zurückgewiesen und schließlich, von den ihm angehörenden Gegnern Sickingens aufgerufen, trotz aller Abmahnungen des Regiments einen Kriegszug gegen seine fränkischen Feinde beschlossen, der dann wirklich im Juni und Juli zur Ausführung kam. Die Städte, vor allen Nürnberg, leisteten dem Bunde dabei den wirksamsten Beistand, wie denn überhaupt die Opposition der Städte und des Bundes um diese Zeit mehrfach Hand in Hand ging. Wie zum Hohn auf die Ohnmacht des Regiments hielt das Heer des Schwäbischen Bundes, nachdem es zwanzig Schlösser

---

*) Siehe das Nähere bei Ulmann S. 344 ff.

ohne den geringsten Widerstand niedergebrannt, am 17. Juli seinen triumphierenden Einzug in Nürnberg*).

So standen also seit dem Frühling 1523 dem Regiment nicht nur Pfalz, Trier und Hessen, sondern auch der mächtige Schwäbische Bund, und in ihm aus besonderem Anlaß die Herzoge von Bayern, in erklärter Feindschaft gegenüber. Auf wen konnte es seinerseits rechnen? Das Kammergericht hatte sich schließlich genötigt gesehen, seinen Fiskal gegen diejenigen Stände, welche gar zu sehr mit ihren Zahlungen rückständig geblieben waren, einschreiten zu lassen; aber das brachte nur neue Mißstimmung und wenig Geld. Wenn man gegen alle prozedieren wollte, schrieb Planitz, welche in Zahlung der Anschläge ungehorsam seien, so werde man viele Kurfürsten und Fürsten in die Acht thun müssen, daß vielleicht der Aechter mehr sein würden, als der anderen. „Steht wahrlich überall nicht wohl, ist der Ungehorsam und Verachtung fast groß." Die Geldnot stieg so hoch, daß man den Kaiser um Hilfe anrief, obwohl man doch wußte, wie es mit seinen Finanzen bestellt war. Von den Städten konnte man jetzt natürlich keine Vorschüsse mehr erwarten. Aber zu der Geldnot kam ein anderes. Die Fürsten, welche man immer nur schwer und nie vollzählig hatte bestimmen können, ihren Sitz im Regiment einzunehmen, blieben jetzt so gut wie ganz aus: im Mai war von ihnen nur der Kurfürst von Mainz durch den Hochmeister von Preußen vertreten. Aber auch die Sitze der Grafen und Aebte sah man leer. Anfang Juli erschien Herzog Georg, sein „Vierteljahr zu ersitzen", erklärte aber sogleich, da die Kurfürsten und Fürsten, welche nach der Regimentsordnung hätten kommen müssen, nicht erschienen wären, so wolle er allein nicht im Regiment sitzen. Trotz aller Vorstellungen reiste

---

*) Klüpfel 2, 235 ff. Baader, Verhandlungen über Thomas von Absberg. Es war übel für das Regiment, daß der Strafzug hauptsächlich diesen berüchtigten Raubritter traf.

er nach wenigen Tagen wieder ab. Schlimmer war, daß Pfalzgraf Friedrich, welchen Ferdinand bis dahin mit großer Mühe festgehalten hatte, gleichzeitig seinen Entschluß kundgab, zurückzutreten. Am 10. Juli reiste er ab. Jetzt war gar kein Fürst mehr im Regiment, das unthätig in seiner unmittelbaren Nachbarschaft den Schwäbischen Bund mußte wirtschaften lassen, überall nur Spott und Hohn fand. „Und glaub in Wahrheit," schrieb Planitz, „daß es im Reich in viel hundert Jahren nie wunderlicher gestanden denn jetzt" *).

Eben damals erreichte der Hader des Regiments mit der Pfalz, Trier und Hessen einen gefährlichen Grad. Am 9. Juni hatte das Regiment in einem Streit Frowins von Hutten, eines der eifrigsten Anhänger Sickingens, mit dem Landgrafen von Hessen entschieden. Jene drei Fürsten erklärten nicht nur das Urteil für nichtig, wider Recht und Ordnung, appellierten dagegen an den Kaiser, sondern kündigten dem Regiment in starken Ausdrücken jeden Gehorsam auf. Jetzt wandte sich das Regiment an den seit Mitte Februar von Nürnberg abwesenden Ferdinand: wenn man so offene Rebellion so hochstehender Fürsten dulden müsse, so gerieten dadurch nicht allein die Personen des Regiments, sondern auch Kaiserliche Majestät, alle Kurfürsten, Fürsten und andere Stände des heiligen Reiches in Verachtung, alle gute Ordnung, Friede und Recht in Zerrüttung; denn wenn man den Fürsten solche Auflehnung nachlasse, müsse man sie den Geringeren auch gestatten. Das Regiment bat Ferdinand zu kommen, oder doch einen Fürsten als seinen Stellvertreter zu senden. Wenn das nicht geschähe und die Autorität des Regiments hergestellt würde, so würden seine noch anwesenden Mitglieder fortgehen **).

Wie hatte sich nun Ferdinand zu all diesen Dingen ver-

---

*) Planitz an Kurfürst Friedrich den 28. Mai, 13. Juni, 8., 10., 16. Juli, 1. August.

**) Planitz den 22. Juli.

halten? Man hat ihm nachgerühmt, er habe sowohl in der Sickingenschen Sache als in dem Konflikt des Regiments mit dem Schwäbischen Bunde zum Regiment gestanden*). Das verhält sich aber doch nicht so. In betreff Sickingens teilte er allerdings eine Weile das Streben des Regiments, eine friedliche Verständigung herbeizuführen. Da das aber mißlungen war, that er, wie er sich selbst rühmt, was er nur konnte, um den Sieg der Fürsten über den Ritter zu erleichtern. Was vollends den Schwäbischen Bund angeht, so nahm er entschieden und offen für ihn gegen das Regiment Partei. Er erließ an dasselbe im Mai ein Schreiben, das wegen seiner scharfen Worte und seines diktatorischen Tones in Nürnberg lebhafte Indignation hervorrief. Das Regiment wies das Ansinnen des Statthalters entschieden zurück, welcher dadurch natürlich nur noch mehr auf die Seite des Schwäbischen Bundes gedrängt wurde. Schon damals setzte sich im Regiment die Ansicht fest, der Statthalter sehe überhaupt Regiment und Kammergericht, wie es jetzt sei, nicht gern, werde ganz zufrieden sein, wenn es zerfiele, um dann als Statthalter ein Regiment nach seinem Gefallen einzurichten, das in allen Dingen ihm und dem Hause Oesterreich zu Willen sei. Es wurde sogar behauptet, er habe jemand nach Spanien geschickt, um des Kaisers Zustimmung zu einem derartigen Vorgehen zu erwirken**).

Wie es sich in Wirklichkeit damit verhielt, weiß ich nicht zu sagen. Unwahrscheinlich wird man es aber kaum finden, daß Ferdinand, welcher schon im November 1522 das damals noch von niemand angefochtene Regiment auf ganz andere Grundlagen zu stellen riet, jetzt, da sich alles gegen die hilflose Behörde erhob, mit vermehrtem Nachdruck auf jene Pläne zurückgekommen sei. Er hatte in der That an der Erhaltung

---

*) Ulmann S. 356. 358.

**) Ferdinand an Karl, Innsbruck den 12. Mai. Wien. Arch. Planitz den 28. und 31. Mai, 6. Juni.

dieses machtlosen und doch selbstbewußten und in manchen Beziehungen unbequemen Regiments gar kein Interesse mehr. Die Hoffnung, von dem Reich in seiner gegenwärtigen Verfassung irgendwelchen Beistand gegen den Türken zu erhalten, war jetzt vollständig geschwunden. Indem er seinem Bruder am 12. Mai die fürchterlichen Verwüstungen der Türken in Ungarn und Oesterreich schilderte, welche beide verloren wären, wenn der Kaiser keine Hilfe brächte, fügte er hinzu, das Reich thue nichts. Von den 4000 Knechten, welche der letzte Reichstag bewilligt, sei bis jetzt trotz allen Mahnungen nicht einer gekommen, werde auch in Zukunft keiner kommen. Das Reich war nichts; nur einzelne Fürsten und besonders der Schwäbische Bund hatten eine reelle Bedeutung; den Bund, diese Schöpfung der habsburgischen Politik, diese Hauptstütze seiner Herrschaft über Württemberg, konnte Ferdinand unmöglich dem Regiment zuliebe aufgeben.

Aber nach seinem Triumphzuge durch Franken, den Ferdinand nach Kräften gefördert, trat eine andere Seite der Dinge hervor. Dieser Bund, schreibt Anfang August der kluge Gillis, welchem im Frühling die Pfalzgrafen, der Landgraf von Hessen und der Bischof von Würzburg beigetreten, stehe jetzt so mächtig da, daß er sich in Zukunft um den Kaiser nur so weit kümmern werde, als es ihm passe. Vielleicht werde er eines Tags dem Kaiser seinen Willen aufzunötigen versuchen. Karl müsse das wohl überlegen. Und da er den Schwäbischen Bund nicht beseitigen könne, werde das beste sein, einen allgemeinen, das ganze Reich umfassenden Bund zu bilden. Wenn man die Dinge so ansah, mußte man natürlich doch wieder die Erhaltung des Regiments im kaiserlichen Interesse finden. Und so empfahl denn Gillis auch dringend, Pfalzgraf Friedrich dem Regiment zu erhalten und seine Klagen über Karls Undankbarkeit zu beschwichtigen*).

*) Gillis an Karl, Konstanz den 8. August.

Aber alle Bemühungen ebenso Karls und Margaretens wie Ferdinands beim Pfalzgrafen waren vergeblich. Zu Michaelis legte er sein Amt förmlich nieder, nachdem er es thatsächlich schon seit Monaten verlassen hatte. Jetzt würde sich auch das Regiment aufgelöst haben, wenn sich nicht Ferdinand zur Zahlung für die nächsten drei Monate verpflichtet und einen Ersatzmann für den Pfalzgrafen bestellt hätte*). Vermutlich that er das auf eigene Hand. Denn der Kaiser scheint ihm damals über seine Absichten mit dem Regiment noch keinerlei Eröffnungen gemacht zu haben. Schwerlich hatte man in Valladolid auch nach den Verhandlungen mit der Botschaft der Städte einen bestimmten Plan, wie die Dinge im Reich neu geordnet werden sollten. Zu allen übrigen Schwierigkeiten, welche dem entgegen standen, war seit einiger Zeit eine gewisse Unzufriedenheit mit dem Verhalten Ferdinands gekommen. Was dieser über seine Verhältnisse, über die Lage des Reiches schrieb, was er von dem Bruder wünschte, konnte ja an sich nicht angenehm berühren. Auf jene Werbung Hemericourts scheint Karl nur in geringem Umfange eingegangen zu sein. Wir hören von Ferdinand, er habe zugesagt, wenn dieser die Schuld an Herzog Georg übernehmen wolle, solle die Uebertragung der österreichischen Lande auf ihn bald veröffentlicht werden, trotz der großen Nachteile und der Verminderung der Reputation, welche für Karl damit verbunden sei. Dagegen verwahrte sich nun Ferdinand mit auffallender Lebhaftigkeit. Ueber die Zahlung der 200 000 Dukaten, über die Regelung der Schulden Maximilians war Karls Antwort noch weniger befriedigend gewesen. Ferdinand wiederholte seine darauf bezüglichen Wünsche in dringender Form und stellte sich damit von neuem in die lange Reihe lästiger Gläubiger**).

---

*) Ferdinand an Karl den 18. Dezember. Wien. Arch. Planitz den 21. November.

**) Ferdinand an Karl den 12. Mai.

Nun kamen aber an den kaiserlichen Hof allerlei Klagen über Ferdinands Regierung. Bei diesem hatte ein Spanier, Salamanca, wie er uns geschildert wird, ein höchst gewandter und rühriger, aber nicht gerade uneigennütziger Herr, einen Einfluß gewonnen, über den nicht nur die deutschen, sondern auch die flandrischen Räte und Diener des Erzherzogs wachsenden Unwillen empfanden. Im Frühling war auf dieses Salamanca Betreiben die Regierung Tirols vollkommen umgestaltet worden und zwar so, daß das ganze Finanzwesen in Salamanca's Hand kam. Wie Planitz erfuhr, machten diese Aenderungen in Tirol sehr böses Blut. Man höre von heimlichen Versammlungen der Bauern. Wenn dem nicht vorgebeugt würde, „so möchte wohl Schweiz des Orts Herr und Meister werden". Die abgesetzten Regenten Tirols säumten natürlich nicht, ihre Vorstellungen und Klagen mit denen vieler anderen an den Kaiser zu bringen.

Wohl schon früher hatte derselbe zweckmäßig gefunden, durch den öfter genannten Gillis nachforschen zu lassen, wie es eigentlich mit Ferdinands Regierung bestellt sei. Nach den Aeußerungen, welche jener Mitte Juli gegen einen bayerischen Agenten that, fand er die Beschwerden über Salamanca durchaus begründet. Seine darauf bezüglichen Berichte an den Kaiser sind mir leider unbekannt geblieben, aber eine kurze Bemerkung in seinem Schreiben vom 8. August zeigt deutlich genug, wie er von Ferdinands Regierung dachte. Boten, welche dieser zu den Eidgenossen geschickt, hatten ihm über die geringe Einsicht geklagt, welche im erzherzoglichen Rate herrsche. Das sei, meinte Gillis, kein Wunder. „Denn Leute, welche deutsch weder sprechen noch verstehen, und die Natur des Landes, die Menschen, ihre Parteiungen und Bestrebungen nicht kennen, können nicht leicht über Dinge urteilen, welche ihnen unbekannt sind" *).

---

*) Car gens qui ne scavent ne parler ne entendre lalemand et qui ne cognoisssent la nature du pays, les gens, factions et intencions

Wir werden später hören, wie Karl es nötig fand, gegen Salamanca energisch einzuschreiten. Für jetzt genügt es festzustellen, daß das Verhältnis der beiden Brüder viel zu wünschen ließ und daß die am kaiserlichen Hofe herrschende Unzufriedenheit mit Ferdinand es sehr erschweren mußte, ihm die Neuordnung der Reichsregierung anzuvertrauen, während man doch seinerseits in Spanien außer stande war, über das im Reiche Mögliche und Wünschenswerte zu einem sicheren Urteile zu gelangen.

Wie früher erzählt, hatte der Reichstag im Februar 1523 beschlossen, zur definitiven Ordnung der dringendsten Angelegenheiten eine neue Versammlung auf den Juli nach Nürnberg zu berufen. Da aber die Hoffnung, bis dahin die Entscheidung des Kaisers über Zoll, Monopol u. s. w. zu erhalten, nicht in Erfüllung ging, und das Regiment die Stände auch nicht zum Erscheinen mahnen konnte, so kamen weder Fürsten noch Boten. Das Regiment beschloß daher mit Ferdinands Zustimmung, einen neuen Reichstag auf Martini auszuschreiben mit der Mahnung, jeder Stand möge persönlich erscheinen, und zwar auf das pünktlichste; denn bereits Freitag nach Martini solle der Reichstag seine Geschäfte beginnen. Als aber Kurfürst Friedrich am 28. November in Nürnberg einritt, fand er noch niemand. Ferdinand erschien wenige Tage darauf, aber es verging Woche auf Woche, bis die Stände sich allmählich sammelten. Am 18. Dezember waren außer dem Kurfürsten nur der Großmeister von Preußen und Markgraf Casimir eingetroffen, und diese wollten wieder heim, da bereits fünf Wochen seit Martini verflossen seien. Ferdinand befand sich in größter Verlegenheit. Er sei, schrieb er dem Kaiser,

---

diceulx, ne peuvent facilement juger de ce quilz ignorent. Vgl. den Bericht des bayrischen Agenten bei Jörg S. 75.

obwohl seine Gegenwart in seinen Landen dringend nötig gewesen, auf Karls Befehl hierher gegangen und verliere nun ganz nutzlos eine kostbare Zeit und viel Geld. Der Zustand des Reichs sei schlimmer als je. Es gebe keine Justiz und keinen Gehorsam, werde ihn auch nicht geben, solange das Regiment bleibe, wie es jetzt sei. Dasselbe stehe in unversöhnlichem Gegensatze zu dem Schwäbischen Bunde. Uebrigens sehe er keine Möglichkeit, das Regiment über Weihnachten hinaus zu erhalten, wenn er vom Kaiser nicht die Mittel dafür bekomme*).

Mit der größten Ungeduld erwartete er die Ankunft Hannarts, dessen Entsendung der Kaiser schon im August angekündigt hatte. Wenn derselbe nicht die nötige Vollmacht bringe für eine durchgreifende Aenderung, so werde alles in Trümmer gehen. Aber am 13. Januar war Hannart immer noch nicht da. Er könne diese Verzögerung, klagte Ferdinand, gar nicht begreifen. Er habe Hannart gleich nach seiner Ankunft in England gebeten, seine Reise möglichst zu beschleunigen, er habe diese Mahnung vier- oder fünfmal wiederholt und noch immer höre er nichts von ihm. Nun könne er doch, ohne des Kaisers Weisungen zu kennen, gar nichts unternehmen, und auf der anderen Seite lasse sich die Eröffnung des Reichstags nicht länger hinausschieben. Denn die wenigen Fürsten, welche gekommen, wollten wieder fort, und diejenigen, welche noch unterwegs, kehrten zum Teil wieder um, weil sie meinten, der Reichstag komme gar nicht zustande. Das war auch die Meinung der in Nürnberg Versammelten, selbst nachdem die Eröffnung am 14. Januar stattgefunden hatte**).

Man ist erstaunt, die nachdrückliche Sprache zu vernehmen, welche das Regiment trotz all seinen Bedrängnissen in der Pro-

---

*) Ferdinand an Karl den 18. Dezember. Wien. Arch.

**) Ferdinand an Karl den 13. Januar 1524. Wien. Arch. Holzhausen an Frankfurt den 17. Januar.

position an die Stände führte. Man habe erwartet, begann es, daß bei den dringlichen Geschäften, welche das Ausschreiben angekündigt, Stände in größerer Zahl und zeitiger erschienen sein würden; länger könne man aber nicht warten. Die Hauptaufgabe sei, für die regelmäßige Unterhaltung des Regiments und Kammergerichts zu sorgen, für welche seit Michaelis alle Mittel fehlten. Stände hätten nichts Besseres gefunden als die Aufrichtung eines Reichszolls, um dessen Genehmigung sie den Kaiser gebeten; der habe aber bis jetzt sein Gemüt darüber nicht eröffnet. Sodann handle es sich um die endliche Feststellung der Exekutionsordnung, über welche nun schon so lange beraten worden, und um den Anschlag für die beharrliche Türkenhilfe. Man hoffe, daß jetzt ein stattlicher Beschluß gefaßt werde. Auch die schon in Worms erörterte Halsgerichtsordnung habe das Regiment dem Auftrage jenes Reichstages gemäß in Beratung genommen und lege sie nun den Ständen vor. Ebenso sei dem Regiment in Worms aufgelegt worden, wegen der Polizei Ordnung zu machen. Es entledige sich dieses Auftrags, indem es Ständen über alle in Betracht kommenden Punkte eine Vorlage mache. Um dem Unwesen zu steuern, das die Handelsgesellschaften mit ihren Monopolen trieben, lege es einen Tarif für diejenigen Waren vor, bei denen der Unfug am ärgsten sei. Endlich eine Maß- und Gewichtsordnung.

Werfen wir einen Blick auf diese Vorlagen, so finden wir darin hie und da Gedanken ausgeführt, von denen noch das heute lebende Geschlecht Nutzen ziehen könnte. Nachdem das Regiment in seiner Kleiderordnung gezeigt, wie der seit kurzem in „Hochdeutschland" eingerissene Kleiderluxus in allen Ständen seine verderblichen Wirkungen äußere, nachdem es daran erinnert, wie man auf verschiedenen Reichstagen über dieses Unwesen gehandelt, ohne daß bis jetzt irgend eine Besserung eingetreten sei, erklärte es, jetzt endlich müsse man Ernst machen. Wirksamer aber als alle Vorschriften und Strafen werde sein, wenn die Fürsten mit gutem Beispiel vorangehen und auf

ihren Adel dahin wirken, daß er demselben folge. Ebenso habe man auf den Reichstagen in Augsburg und Köln über das verderbliche Zutrinken verhandelt und Strafen darauf gesetzt. Dieselben seien aber nicht zum Vollzug gekommen und infolgedessen das Zutrinken nicht gemindert, sondern immer ärger geworden, „nicht allein bei den minderen Ständen, sondern auch bei den großen Häuptern". Das wirksamste Mittel gegen diese verderbliche Unsitte werde sein, wenn sich die Fürsten gegeneinander verpflichteten und verschrieben, unter sich das Zutrinken nicht zu dulden, ebenso ihre Grafen, Herren und Ritter zu demselben anhielten. Wenn nicht die oberen Stände mit gutem Beispiele vorangingen, würden alle Anstrengungen bei den minderen Ständen verloren sein. Das Regiment versuche noch ein anderes Mittel, indem es in seiner Halsgerichtsordnung bestimme: wer in der Trunkenheit ein Verbrechen begehe, dem solle die Strafe deshalb nicht geringert, sondern gemehrt werden. Endlich sollen die Geistlichen in jedem Gebet Gott bitten, daß er „solche große Plage und Sünde des Zutrinkens, daraus andere unsägliche Uebel entstehen, auch eine Grundfeste aller Unordnung ist", von dem christlichen Volke gnädig abwenden wolle*).

Aber das von allen Seiten angefeindete Regiment wagte nicht nur in dieser ernsten Weise den Hochstehenden ins Gewissen zu reden, ihnen die so oft verkannte Wahrheit einzuschärfen, daß die Laster der Masse zum großen Teile aus dem schlechten Beispiele der Vornehmen entspringen, es tastete sogar diejenigen an, welche im damaligen Reiche fast die Mächtigsten waren, die großen Geldherren. Auf seinen Befehl ging der Fiskal Ende Januar gegen die Fugger, Welser, auch große Nürnberger Häuser wegen der Monopole vor.

Während des Januar konnte am Reichstage keine Verhandlung zustandekommen, weil unter den Kurfürsten von

---

*) Frankf. R.T.A. Bd. 39. fol. 1 ff.

Sachsen und Mainz wieder einmal der Streit über die Umfrage entstand, welcher wochenlang alles in der Schwebe hielt. Inzwischen war endlich Hannart, den große Ueberschwemmungen aufgehalten, am 22. Januar eingetroffen, konnte aber jenes Streits wegen vor dem 4. Februar nicht zu Worte kommen. Da wurde er durch Unwohlsein ins Zimmer gebannt und mußte durch Jörg Truchseß von Waldburg vortragen lassen, was der Kaiser auf die Beschlüsse des letzten Reichstags entschieden hatte. Die Eröffnung begann mit dem Zolle. Der Kaiser habe denselben, wie er früher geschrieben, gern gesehen. Nun aber sei ihm glaubliche Kunde geworden, daß die Frei- und Reichsstädte sich heftig und mit Ernst gegen denselben setzten, so daß Aufruhr und Empörung im heiligen Reiche zu besorgen. Deshalb erfordere die Notdurft, daß der Kaiser als das oberste Haupt, „sonderlich in diesen sorgfältigen und fährlichen Zeiten“, gebührendes Einsehen habe, damit unter den Ständen Aufruhr und Uneinigkeit verhütet, Friede, Liebe und Freundschaft erhalten werde, zumal er genötigt sei, in der Ferne zu weilen. Vor allem müsse auf die Einigkeit der Stände gesehen werden. Der Reichstag möge also von anderen, allen Ständen leidlichen Mitteln handeln, damit Regiment und Kammergericht ferner unterhalten werden könne. Denn des Kaisers Meinung sei, daß Regiment und Kammergericht der Wormser Ordnung gemäß bestehen sollte*).

Ueber die Bewilligung der Stände für den Türkenzug bezeigte der Kaiser sein Wohlgefallen. Da aber die Beschlüsse nicht zur Ausführung gekommen und die Städte sich über den Anschlag beschwert, auf der anderen Seite der von ihnen empfohlene gemeine Pfennig wenig ersprießlich und nur langsam einzubringen und doch die Hilfe gegen den Türken hoch von

---

*) „J. Maj. entliche mainung ist, das ein Regiment und Cammergericht der Verordnung nach zu Worms aufgericht in esse und in irem wesen besteen solle.“

nöten, so sei des Kaisers ernstliches Begehren, daß Stände dieser Sache alle Aufmerksamkeit schenken und von anderen Mitteln und Wegen handeln, um besonders eine eilende Hilfe aufzubringen.

Danach wandte sich der Vortrag zu der lutherischen Sache. Der Kaiser hat Hannart befohlen, Ständen anzuzeigen, daß er in Worms „mit dem zeitigen Rate und aller Kurfürsten, Fürsten und Stände Gutdünken etliche Mandate gegen Luther und seine Anhänger gefertigt, demnach sich Ihre Majestät versehen, die Stände des heiligen Reichs als Schützer des christlichen Glaubens sollten solchen Mandaten gehorsamlich gelebt und nachgekommen sein, auch dieselben gehandhabt haben, damit diese Lehren unterdrückt werden. Dieweil aber solches, wie Ihre Majestät vernommen, nicht geschehe, trägt Ihre Majestät dessen von gemeiner Christenheit, deutscher Nation und des heiligen Reichs wegen nicht kleine Beschwerde. Demnach sei Ihrer Majestät gnädiges Ansinnen und Begehren, daß ein jeder bei seinen Unterthanen daran und darob sein wolle, daß jenem Mandat nachgelebt werde" *).

Entsprach dieser Vortrag der Hannart gegebenen, uns leider unbekannten Instruktion? In betreff Luthers, des Zolls und des Türkenzugs gewiß, aber auch in Bezug auf das Regiment? Hätte der Kaiser danach seine der Städtebotschaft im August kundgegebenen Absichten ganz geändert? Wo doch die Hannart ausgestellte Vollmacht das Datum des 28. August trägt? Schwerlich wird man, wie schon bemerkt, damals in Valladolid gewußt haben, was auf dem nächsten Reichstage in betreff des Regiments wünschenswert und möglich sei. Dieser nächste Reichstag sollte damals ja eigentlich längst gewesen sein! Ich denke, man wird Hannart sehr im allgemeinen angewiesen haben, je nach Befund der Umstände

*) Frankf. R.T.A. Bd. 39. fol. 231 ff. Vgl. den Abdruck bei Förstemann, Neues Urkundenbuch 1, 142.

das kaiserliche Interesse so oder so zu wahren*). Dagegen sollte er auf jeden Fall mit großer Autorität, als eigentlicher Vertreter des Kaisers zu den Ständen und auch zu Ferdinand reden. Wenn es in der Vollmacht hieß, der Kaiser sende, um seine besondere Teilnahme am Wohlergehen des Reichs zu beweisen, seinen lieben getreuen Johann Hannart, Burggrafen von Lombeke, seinen Rat und obersten Sekretär als Kommissär und Botschafter, damit er Ständen sein Gemüt anzeige und in seinem Namen alles mit ihnen handle, so war damit der Statthalter doch einigermaßen auf die Seite geschoben.

Hannart nun fand die Dinge schwierig genug. Mit wenigen Ausnahmen wollte niemand mehr etwas von dem Regiment wissen. Wie notwendig Ferdinand die Aenderung desselben fand, haben wir eben gehört. Aber der Sinn vieler ging bedenklich weiter. Am 12. Februar ließ der Pfalzgraf durch seinen Kanzler vortragen, er sei durch Brief und Siegel zum Vikar des Reichs bestimmt, was er festhalten wolle. Man möge demnach das Regiment abschaffen und ihn in seine alten Rechte einsetzen. Damit wäre aber nicht nur das Regiment, sondern auch der Statthalter beseitigt, aller kaiserliche Einfluß auf die Reichssachen zerstört worden. Anderer Gedanken verfolgten anderes. Man redete davon, das Reich könne nicht bestehen, wenn der Kaiser so lange abwesend sei; Ferdinand könne ihn nicht vertreten, da er zu jung sei und ganz von

*) Aus Hannarts ausführlichem Bericht über seine Verhandlung mit den Ständen (Lanz, Korrespondenz 1, 98 ff.) kann man nur schließen, daß er keinen bestimmten Auftrag in Bezug auf das Regiment hatte. Wenn es in der bei Förstemann 1, 142 gedruckten Werbung Hannarts an Kurfürst Friedrich heißt, der Kaiser wolle die in Worms beschlossene Ordnung handhaben und das Regiment gegen den Schwäbischen Bund aufrecht halten, so weiß man nicht recht, was es mit diesem Schriftstücke auf sich hat, noch weniger, ob es die ernstliche Absicht des Kaisers ausdrückt, von der es in Bezug auf die früher mit dem Kurfürsten verabredete Heirat das genaue Gegenteil sagt.

Salamanca regiert werde; man müsse also einen römischen König wählen. Andere richteten gar ihre Blicke wieder auf König Franz*). Unter diesen Umständen sprach das kaiserliche Interesse entschieden für die Erhaltung des Regiments.

Samstag den 19. Februar begann die Verhandlung über Regiment und Kammergericht. Stände erklärten, das Kammergericht müsse bleiben und für seine Erhaltung gesorgt werden. Was aber das Regiment angehe, so seien gegen die Personen desselben von so vielen Seiten so große Beschwerden erhoben worden, daß Stände in die Verhandlung über des Regiments Unterhalt nicht eintreten könnten, ehe wegen der Regimentspersonen notdürftige Aenderung beschehen sei. Gegen diesen durch den Mainzer Kanzler vorgetragenen Entschluß erhoben sich die Räte des Kurfürsten Friedrich. Nach des kaiserlichen Orators Instruktion solle Regiment und Kammergericht erhalten werden. Der Kurfürst könne sich gegen das Regiment so nicht erklären, wenn nicht bewiesen werde, daß es sich unrechtlich gehalten. Er müsse dem Kaiser gehorchen. Nichtsdestoweniger beharrten Stände bei ihrem Beschluß.

Montag den 21. eröffnete der Truchseß folgende Antwort des Statthalters und kaiserlichen Orators: die in Worms aufgerichtete Ordnung enthalte klare Bestimmungen über die Zusammensetzung des Regiments. Der Kaiser wolle diesen Bestimmungen nachkommen und erwarte das Gleiche von den Ständen, daß sie in kürzester Zeit das Regiment nach jenen Vorschriften besetzten und für seinen Unterhalt sorgten. Wenn man gegen die Personen etwas habe, so möge man sich an die Stände, von denen sie abgeordnet, wenden; dieselben würden sich darin wohl nach Gebühr halten. Aber für eine solche neue Besetzung müsse ohne Zeitverlust gesorgt werden, damit die Regierung nicht unterbrochen werde. Der Kaiser werde auch dafür sorgen, daß die Häuser Oesterreich und Burgund ihre

---

*) Hannart an Karl. Lanz 1, 106 f.

angemessene Vertretung im Regiment fänden. Aber Stände erwiderten, sie würden sich mit dem gegenwärtigen Regiment in keine Handlung einlassen, sondern nur mit dem kaiserlichen Statthalter und Orator verkehren. Es war vergeblich, daß der Truchseß nochmals auf die Wormser Ordnung hinwies, nach der ja die Stände durchaus in der Lage wären, selbst für die ihnen wünschenswerte Besetzung des Regiments zu sorgen. Das mußten sie ja allerdings anerkennen, aber, sagten sie am 25., eine solche Aenderung werde zu langsam vor sich gehen. Man könne sich so vergleichen, daß Statthalter und Stände erklärten, die in Worms bewilligte Unterhaltung des Regiments sei zu Ende, dasselbe werde also beurlaubt; Stände würden dann ein neues Regiment berufen und für dessen Unterhalt sorgen*).

Läßt sich etwas Seltsameres denken als dieser Streit? Hatten sich nicht die Stände seit dreißig Jahren bemüht, ein Regiment aufzurichten, wie es jetzt bestand? War es nicht in Worms ihr hauptsächliches Anliegen gewesen, dasselbe vom Kaiser zu erlangen? In der That konnten sie unmöglich einen wirksameren Einfluß auf die Reichsregierung üben, als wenn sie nach der Wormser Ordnung ihre regelmäßig wechselnde Vertretung im Regiment benützten, um ihre Wünsche zur Geltung zu bringen. Das hatten sie nun allerdings in auffälliger Weise unterlassen. Die 22 Personen, aus welchen es bestehen sollte, sind niemals im Regiment beisammen gewesen. Häufig genug schrumpfte es auf zehn oder acht zusammen, und diese geringe Zahl erfuhr nur zum kleinsten Teil den vorgeschriebenen Wechsel. Gewisse Personen, wie Planitz und Schwarzenberg, finden wir fast ununterbrochen im Regiment, welches so durch die Gleichgültigkeit der einen, den Geldmangel der anderen, aus einer wechselnden Vertretung der verschiedenen Stände eine Körperschaft geworden war, welche sich so gut wie unab-

*) Alle diese Erklärungen in den Frankf. R.T.A. Bd. 39. fol. 262 ff.

hängig von den Ständen bewegte. Das konnten ja nun die Stände, wie ihnen von kaiserlicher Seite mit Recht entgegengehalten wurde, jeden Augenblick ändern, indem sie das Regiment nach der Wormser Ordnung zusammensetzten. Aber das kostete Geld. Und war das Regiment nicht überhaupt eine lästige Einrichtung, eine verdrießliche Schranke für den zügellosen Egoismus? Ein jeder will, schreibt Hannart, daß die Dinge nach seinem Geschmack gemacht werden; niemand will, daß in sein Haus und seine Herrschaft eingegriffen werde. Daneben muß berücksichtigt werden, daß dieser Reichstag auch jetzt noch nur eine sehr kümmerliche Vertretung des Reichs darstellte. Außer dem Kurfürsten von Sachsen waren die beiden Herzoge von Bayern, der Großmeister von Preußen, Markgraf Casimir und die Bischöfe von Würzburg, Bamberg und Trient die einzigen in Person anwesenden Fürsten*).

Ferdinand und Hannart sahen sich durch die wunderlichste Verschiebung der natürlichen Interessen zur Verteidigung des Regiments gegen die Stände genötigt. Nicht weil sie irgendwelchen Grund hatten, dieses Regiment zu lieben, in dem ihnen namentlich einige „große Lutheraner" verhaßt waren, sondern weil sie fürchteten, es werde gar kein Regiment zustande kommen, der Reichstag, ohne irgend etwas geschaffen zu haben, auseinandergehen**) und dann der greulichste Wirrwarr im Reiche entstehen, wenn nicht gar jene gefährlichen Absichten des Pfalzgrafen und anderer erreicht würden.

Von den Fürsten vertrat einzig und allein der Kurfürst

---

*) So schreibt Hannart, Lanz 1, 105. Nachher kam allerdings noch eine ziemliche Anzahl, namentlich geistlicher Fürsten hinzu.

**) Hannart an Karl den 6. März (Wien. Arch.): et faiz grand doubte, que ceste journee se dissolvera sans rien faire. Vgl. Lanz 1, 102. Holzhausen schreibt am 26. Februar: „und furter ist aller Kurfursten, Fursten und Stend meinung, kein Regiment mer zu haben." Am 6. März wiederholt er, die Fürsten wollten kein Regiment mehr.

von Sachsen die Sache des Regiments. Nachdem die Stände durch jene Erklärung vom 25. Februar gezeigt hatten, daß von ihnen eine Nachgiebigkeit nicht zu hoffen sei, verließ er den nächsten Tag Nürnberg. Ferdinand und Hannart setzten aber ihren Kampf unermüdlich fort. Da man auf dem bisherigen Wege nicht aus der Stelle kam, beschloß man die Verhandlungen in einer Kommission weiter zu führen, in welcher jeder Teil durch vier Personen vertreten wäre. Am 9. März legte dieselbe ihren Bedacht vor. Stände erklärten sich darin bereit, das Regiment, welches aber nicht wie bisher in ihre Freiheiten eingreifen dürfe, zu erhalten, wenn der Kaiser die Hälfte der Kosten sowohl für Regiment als Kammergericht übernähme. Immerhin blieb die Beseitigung der gegenwärtigen Mitglieder die unablässige Forderung der Stände; dieselben sollten ferner Rechenschaft über ihre Verwaltung ablegen und alle Prozesse wegen nicht bezahlter Anschläge eingestellt werden. Wiederum stritt man sich länger als eine Woche über diese Forderungen, welche Statthalter und Orator zu weitgehend fanden. Daß sie nun aber in den Wechsel der Personen willigten, sobald sie die Sicherheit gewannen, daß ein neues Regiment zustande komme, versteht sich von selbst, und durch diese Konzession brachten sie denn die Stände dahin, die Erhaltung des Kammergerichts wie bisher bestreiten zu wollen, wenn nur der Kaiser das Regiment übernehmen wolle*). Sie wollten dann bis

*) „Dweil solich Regiment," lautete das seltsame Argument, „Ksl. Maj. zusteht und ire das zu unterhalten pillich gepurt." Wenn Planitz am 1. April (Förstemann 1, 176) schreibt, Ferdinand sei, nachdem er 9 Wochen festgehalten, jählings abgefallen, so entspricht das den Akten und dem inneren Zusammenhange nicht. Ebensowenig Wert möchte ich auf die Worte legen, welche Ferdinand am 17. April zu Balth. Wolf gesagt haben soll (Förstemann 1, 187). Aus ihnen redet nur Ferdinands Verdruß über das anderweitige Verhalten der Fürsten, wie noch deutlicher aus dem hervorgeht, was Ferdinand nach Förstemann (1, 192) beim Schluß des Reichstags zu demselben Wolf über seine Absicht gesagt haben soll, das alte Regiment herzustellen.

Pfingsten ihre Boten zum neuen Regiment schicken und zwar nach Speier. Endlich am 22. März wurde man dahin einig, daß sowohl für das Regiment wie für das Kammergericht die Stände und der Kaiser je die Hälfte der Kosten tragen sollten. Dafür wollten dann Ferdinand und Hannart die Konzession machen, daß das Regiment nach Augsburg, Ulm oder Eßlingen verlegt werden dürfe. Aber zu Pfingsten müsse das neue Regiment dort seine Thätigkeit beginnen und derjenige Stand, welcher bis dahin seinen Rat nicht geschickt habe, tausend Gulden zahlen*).

So weit war es also mit der Umkehr aller natürlichen Ordnung gekommen, daß den Ständen die Erhaltung ihres wertvollsten Organs vom Kaiser in schwerem Kampfe abgerungen werden mußte, daß sie behaupten konnten, das Regiment sei nicht ihre, sondern des Kaisers Sache, daß sie am liebsten, wenn denn überhaupt ein Regiment sein müßte, dasselbe ganz und gar dem Kaiser in die Hand gegeben haben würden. Denn wenn der Kaiser die Kosten desselben allein übernommen hätte, so würde es natürlich sein Werkzeug geworden sein. Sie hatten denn auch weiterhin nichts dagegen, daß das neue Regiment nicht in Nürnberg, dem natürlichen Mittelpunkte des Reichs, auch nicht in Augsburg, Ulm oder Speier, sondern in Eßlingen, mitten in dem von Ferdinand beherrschten Württemberg, seinen Sitz erhielt. Jedes Verständnis allgemeiner Reichsinteressen, jede Teilnahme an denselben war geschwunden. Fürsten und Städte wetteiferten, wer am wirksamsten die von ihnen selbst so lange erstrebte ständische Reichsgewalt untergraben könne. Und derselbe kleine und kurzsichtige Egoismus, welcher so das Ganze zerriß, arbeitete in den einzelnen Ständen. Die Städte, welche bisher wenigstens gegen die oberen Stände zusammengehalten hatten, auch jetzt noch den Streit über „Stimm und Session" nachdrücklich fortführten, gerieten auf diesem

*) Frankf. R.T.A. Bd. 39. fol. 276 ff.

Reichstage zuerst über die Monopole miteinander in Hader, welche Augsburg um jeden Preis retten, die anderen der allgemeinen Gehässigkeit opfern wollten, dann auch über das Regiment, welches Nürnberg doch gerne behalten hätte. Die Städte „trabten in zwei Haufen". Zwietracht war das Wesen des Reichs.

Hätte etwa die kaiserliche Gewalt sie heilen können? Man muß neben den Briefen Ferdinands die Berichte Hannarts lesen, um eine deutliche Vorstellung von den erdrückenden Schwierigkeiten zu gewinnen, denen die beiden Brüder fast in jedem deutschen Lande begegneten. In allen Teilen des Reichs standen ihnen höchst ungeduldige, zum Teil drohende Gläubiger gegenüber, welche sie auch nicht zum kleinsten Teile zu befriedigen wußten. Wie oft war der Kaiser seit Jahren gemahnt worden, doch wenigstens den Pfalzgrafen Friedrich einigermaßen zufrieden zu stellen, welcher ihm für seine ganze Stellung im Reiche so wichtig war. Statt dessen mußte jetzt Hannart berichten, des Kaisers Schuld an ihn sei auf mehr als 25000 Gulden gewachsen. Alle Anstrengungen, ihn zu beschwichtigen, blieben erfolglos. Wir werden bald hören, wie sich aus dieser allgemeinen Unzufriedenheit bedenkliche Anschläge gegen den Kaiser entwickelten. König Franz konnte schon jetzt einen Versuch machen, sich bei den Reichsstädten mit dem Hinweis auf ihre Handelsinteressen zu insinuieren. Nur mit den stärksten Mitteln gelang es zuletzt Ferdinand, die Stände davon abzubringen, daß sie die Friedensvermittelung zwischen Frankreich und dem Kaiser auf eine Weise in die Hand nähmen, welche für Karl sehr verdrießlich gewesen sein würde*).

---

*) Ferdinand an Karl den 28. April. Wien. Arch. Die Absicht war, den Kurfürsten von Trier an König Franz, Herzog Ludwig von Bayern und Pfalzgraf Friedrich an Karl zu senden. (Vgl. Förstemann 1, 179. 186 f.) Ferdinand mußte zuletzt geradezu erklären, weder er noch Hannart werde in eine solche Sendung willigen, sondern öffentlich dagegen prote-

Zu all diesen Streitigkeiten und Gegensätzen kam nun endlich noch ein ernstlicher Zwist unter den beiden Brüdern. Ferdinand hatte heute noch ebensoviele Beschwerden wie im November 1522. Die vor einem Jahre doch sozusagen verheißene offene Einsetzung in die Herrschaft über die österreichischen Lande war noch immer nicht erfolgt. Die Briefe des Jahres 1523 zeigen denn auch auf seiten Ferdinands eine wachsende Mißstimmung. Nun aber kam Hannart mit der Weisung, in Ferdinands Mißregierung, die ihn mit ähnlichem Schicksale, wie den Dänenkönig bedrohe, eine tiefgreifende Aenderung vorzunehmen, vornehmlich den allmächtigen Salamanca zu beseitigen. Sobald Ferdinand, welcher schon am Reichstage allerlei Kollisionen mit Hannart gehabt, von derartigen Absichten Wind bekam, geriet er in begreifliche Aufregung und erhob beim Bruder die bittersten Beschwerden*).

Man sieht, der fremde, weit entfernte, von tausend Nöten gefesselte Kaiser hätte unmöglich die trostlose Zerrissenheit, die egoistische Zersetzung bewältigen können, von welcher das ganze deutsche Wesen ergriffen war. Auf dem Gebiete des Staatslebens hatte Deutschland zunächst keine Hoffnung. Alles drohte in kleinlichstem Hader zu versinken. Es gab nur einen Punkt, an dem eine große schöpferische Kraft wirkte, nur einen Mann, der über alle zwieträchtigen Interessen hinaus die Nation im Innersten zu fassen, ihr eine hohe, zugleich nationale und menschliche Aufgabe vorzuhalten, für diese Aufgabe die edelsten Kräfte zu

---

stieren. Da fügten sich denn die Stände, protestierten nun aber ihrerseits, es sei nicht ihre Schuld, wenn durch den Fortgang des Kriegs nicht nur dem heiligen Reiche, sondern der ganzen Christenheit Schaden erwüchse. Sie erklärten zugleich, nie von einem Kaiser oder einem römischen Könige einen solchen Bescheid erhalten zu haben. Ferdinand gab seiner äußersten Verstimmung über die Fürsten auch gegen Fernerstehende unverhohlenen Ausdruck. (Förstemann 1, 187 f.)

*) Ferdinand an Karl den 10. und 12. Juni, besonders den 11. Juli. Wien. Arch.

sammeln und zu begeistern vermochte. Freilich sollte ja auch diese Bewegung Deutschland den bittersten, so recht das Herz der Nation treffenden Kampf bringen. Aber es ist etwas anderes, ob ein großes Volk um die höchsten Probleme ringt, oder ob es im engsten Eigennutz zerfällt. Der Kampf, welchen Luther entzündete, war es wert, daß die Nation ihr Alles an ihn setzte. Indem sie in diesen Kampf eintrat, erhob sie sich aus dem kümmerlichen Gezänk, in welchem sie so lange ihre Kraft zerrieben und ihr Wesen erniedrigt hatte. Dasselbe Jahr, welches die politische Impotenz der deutschen Stände so traurig offenbart hatte, sollte zu diesem religiösen Kampfe den entscheidenden Impuls geben.

Schon im Sommer 1523 hatte Planitz mehrfach ernstlich gefürchtet, sein Kurfürst werde Luthers wegen überzogen werden. Bald wollte er von der Absicht des Schwäbischen Bundes gehört haben, den Kurfürsten anzugreifen, bald von Anschlägen der Kurfürsten von Brandenburg und Mainz mit Herzog Georg, bald hatte er die drei gegen Sickingen verbündeten Fürsten im Verdacht, sie möchten auf die Pläne des Sachsenherzogs eingehen. Dieser selbst hatte ihm geradezu erklärt, man gehe damit um, die Kur vom Hause Sachsen zu nehmen, weil der Kurfürst Luther gegen kaiserliche Mandate und päpstliche Gebote in seinem Lande dulde. Nun fürchtete er, daß jene drei mit Hilfe und Rat des Herzogs „sich unterstehen dürften, etwas bei Ew. Kurf. Gnaden zu suchen“. Wenn der Kaiser und die Fürsten Luthers Auslieferung forderten, so würde das dem Kurfürsten beschwerlich fallen, und wenn er sie weigerte, so würde ohne Zweifel gegen ihn eingeschritten werden. „Darum wäre mein unterthäniges Bedenken, weil diese Sache so gar beschwerlich und sorgfältig steht, daß sich Dr. Martinus doch eine Zeitlang von Wittenberg und aus Ew. Kurf. Gn. Fürsten-

thümern gethan hätte.“ Es geschähe das besser jetzt, ehe der Kurfürst aufgefordert würde; denn diese Aufforderung käme gewiß*).

Es mochte damals wohl vielfach erwogen werden, wie man dem gefährlichen Manne in Wittenberg beikommen könne, aber bis zu einem bestimmten Plane ist es doch schwerlich gediehen. Ferdinand hat im Jahre 1523 kaum einen Brief an seinen Bruder geschrieben, in dem sich nicht heftige Klagen über „diese verfluchte lutherische Sekte“ fänden. Er versichert wiederholt, in seinen Landen thue er alles nur Mögliche, um die Ketzerei auszurotten. Aber von irgend einer Absicht des Statthalters, zusammen mit anderen Fürsten gegen den Kurfürsten Friedrich und Luther persönlich einzuschreiten, oder andere zu solchem Vorgehen zu bestimmen, findet sich keine Spur. Dazu war doch auch in der That die Lage der Dinge nicht angethan. Die Bewegung breitete sich gerade damals so unwiderstehlich aus, daß niemand gewagt hätte, an Luther die Hand zu legen. Selbst in denjenigen Gebieten, wo die Fürsten entschieden den Wunsch hegten, die alte Kirche nachdrücklich zu verteidigen, wie in Bayern, geschah doch für sie nicht gerade viel**). Auch hier breitete sich die neue Lehre immer mächtiger aus. „Die lutherische Sekte,“ schreibt Ferdinand dem Kaiser am 18. Dezember, „herrscht in diesem ganzen deutschen Lande so, daß die guten Christen sich fürchten, dagegen aufzutreten. Wenn Gott, Ihr und der Heil. Vater nicht in kurzem helft, so ist zu fürchten, daß die Sache noch viel schlimmer wird.“

Nun thaten ja Kaiser und Papst, was sie konnten. Wie nachdrücklich Karl im August die Städte, jetzt eben den Reichstag gemahnt hatte, das Wormser Edikt auszuführen, haben wir gehört. Aber über diese Mahnungen hinauszugehen,

---

*) Planitz an den Kurfürsten den 23. Mai, 16. und 27. Juli.

**) Siehe die kürzlich von Druffel in seiner Abhandlung „Die bayrische Politik im Beginne der Reformationszeit“ gegebenen Nachweise.

lag nicht in seiner Macht. Auch der Papst konnte nicht mehr, als den Fürsten immer wieder ihre Pflicht gegen die heilige Kirche einzuschärfen, wie er in jenen Briefen vom 24. Dezember 1523 that, und noch nachdrücklicher durch die Sendung des Kardinals Campeggi. Es war bezeichnend, daß dieser, welcher sich früher einmal sehr nach einer Verwendung in Deutschland gesehnt hatte, jetzt die Mission dahin erst nach mancherlei Verhandlungen übernehmen wollte, und nachdem ihm der Papst die Zahlung von 2000 Dukaten vor seiner Abreise und eine reichliche Versorgung seiner Kinder für den Fall versprochen hatte, daß er auf der Reise den Tod finde*). Erst Anfang März traf er in Deutschland ein, um gleich in der ersten größeren Stadt, in Augsburg, von der Bevölkerung eine sehr unfreundliche Aufnahme zu erfahren, so daß es ihm rätlich schien, in Nürnberg nicht so, wie es für einen apostolischen Nuntius und Legaten sich ziemte, sondern als schlichter Reiter einzuziehen. Sogleich begrüßten ihn die Prediger in fünf Kirchen mit heftigen Angriffen auf den in Rom herrschenden Antichrist, obwohl der Rat alle seine Untergebenen dringend ersucht hatte, gegen den Legaten nichts mit Worten und Werken vorzunehmen. Die Stimmung der großen Stadt gab sich so bedrohlich kund, daß, wie ein Nürnberger schreibt, die Bischöfe ganz verzagt wurden. Dem entsprechend brachte Campeggi, als er am 17. März vor dem Reichstage erschien, sein Begehren so schonend und mit so viel schönen Worten über seine Freundschaft zu deutscher Nation vor, als nur möglich. Er komme, sagte er, gar nicht, um etwas zu fordern, sondern um mit den Ständen über die beste Arznei für ein so böses Uebel zu beraten. Stände erwiderten ebenso freundlich, wiesen auf ihre vorjährigen Beschlüsse hin, erinnerten aber doch auch an die darin abgegebene Erklärung, daß ohne Abstellung der

*) Rawdon Brown p. 353.

mannigfachen Beschwerden deutscher Nation gegen Rom eine wirkliche Besserung kaum zu hoffen sei; sie würden gern hören, wenn der Legat darauf etwas zu eröffnen habe. Campeggi ließ sich danach vernehmen, er wisse allerdings, daß der Reichstag voriges Jahr ein Mandat gegen die neuen Lehren erlassen habe, leider sei aber demselben von sehr vielen nicht nachgelebt worden. Wie das zugehe, verstehe er nicht; vor allem werde man wohl dafür sorgen müssen, daß Beschlüsse des Reichstags zur Ausführung kämen. Er beteuerte, er sei nicht gekommen, Feuer und Schwert zu bringen, sondern mit väterlicher Milde die Rettung der Verirrten zu suchen. Was aber die Beschwerden deutscher Nation angehe, so wisse er nicht, ob dieselben von den Ständen in Rom angebracht worden. Er habe sie allerdings gedruckt gelesen, aber weder er, noch die anderen Kardinäle, noch Se. Heiligkeit habe glauben können, daß etwas so „übermäßig Ungeschicktes" von den Ständen ausgegangen sei; sie hätten gemeint, irgend ein Feind des römischen Stuhls habe das „zusammengesucht". Er habe deshalb keinen Befehl darüber erhalten, wolle aber gern in Verhandlung eintreten, nur nicht über Beschwerden, welche gegen die Ehre Roms verstießen und nach Ketzerei schmeckten*).

Mit dieser Erklärung gegen die Gravamina war ja nun eigentlich alle vorausgegangene Freundlichkeit ausgelöscht. Aber im Reichstage überwogen jetzt die Geistlichen und auch unter den weltlichen Fürsten die Freunde Roms dergestalt**), daß

---

*) Förstemann 1, 160 ff. Daß Campeggis Behauptung, die Gravamina seien der Kurie gar nicht offiziell übergeben worden, unrichtig war, beweist das Schreiben des Regiments an Adrian vom 27. Juni 1523. (Notizenblatt 2, 58.)

**) Nach dem bei Förstemann (1, 192) gedruckten Verzeichnis zählte der Nürnberger Reichstag zuletzt 13 weltliche Fürsten und Herren in eigener Person oder in Vertretung und 17 Geistliche. Unter den weltlichen Fürsten hatten die Feinde Luthers, Ferdinand, die Herzoge von Bayern, die Boten des Herzogs Georg u. s. w. das Uebergewicht.

man nichtsdestoweniger die Verhandlungen mit Campeggi in einer ihm möglichst entgegenkommenden Richtung begann. Wie dieselben im einzelnen verliefen, läßt sich bis jetzt nicht feststellen. Wir hören nur von den Bevollmächtigten des Kurfürsten Friedrich Anfang April wiederholt, man habe vor, „ein hart und geschwindes Mandat des Luthers halben ausgehen zu lassen, welches gewißlich zu merklichem Aufruhr und Empörung im Reich Ursach geben wird". Die Geistlichen hätten die Mehrheit, sie wollten das Wormser Edikt erneuern*). Nun aber erhob sich dagegen doch von verschiedenen Seiten lebhafter Widerspruch. Namentlich erklärten die Städte mit großem Nachdruck, bei ihnen sei derartiges durchzuführen ganz unmöglich; wollten sie es versuchen, so würde das nur „viel Aufruhr, Ungehorsam, Totschlag, Blutvergießen, ja ein ganzes Verderben" herbeiführen. Sie könnten in einen solchen Beschluß nie willigen**). Nun wird eifrig darüber verhandelt worden sein, inwieweit der Stimmung des Volkes Rechnung zu tragen sei oder nicht. Campeggi, Ferdinand, Hannart, verschiedene Bischöfe thaten ihr Möglichstes für die einfache Erneuerung des Wormser Edikts; aber schließlich entschied sich doch die Mehrheit dagegen, wie Planitz schreibt, nicht aus gutem Willen, sondern weil sie für ihre Haut fürchtete. Nichtsdestoweniger bezeichnet er den Abschied, wie er dann endlich nach schwerem Ringen zustandekam, als ein Werk der „Bayern und Pfaffen"***).

Schon dieser Hergang zeigt, daß man den Abschied vom 18. April 1524 in keiner Weise als das Werk „der alten, mit Rom unzufriedenen Majorität in den Reichsständen"†) auf-

---

*) Förstemann 1, 181.

**) Förstemann 1, 150 f. Das Schriftstück ist wohl nicht in den März, sondern in den Anfang April zu setzen.

***) Förstemann 1, 187. 189. 193.

†) Wie Ranke (2, 97) schreibt.

fassen darf, sondern vielmehr als das Werk der zu Rom stehenden Mehrheit, welche sich soweit gegen Luther erklärte, als ihr die Zeitverhältnisse zu gestatten schienen.

Die betreffenden Sätze des Abschieds knüpfen an die durch Hannart überbrachte Aufforderung des Kaisers an, das Wormser Mandat zur Ausführung zu bringen. „Stände," heißt es dann, „haben beschlossen, als gehorsame Glieder des heiligen Reichs demselben Mandat gehorsam, wie sie sich des schuldig erkennen, soviel ihnen möglich, nachzukommen"*). Die Vorschriften des Wormser Mandats in betreff der Druckereien sollen durchgeführt werden, und wo eine Obrigkeit dabei auf Schwierigkeiten stößt, soll sie sich an Statthalter und Regiment wenden, welche ernstlichen Befehl haben, jener Beistand zu leisten, „und dasselbig unser Mandat mit allem Fleiß zu exequieren". „Und damit," fährt nun der Abschied mit einer überraschenden Wendung fort, „damit nicht das Gute neben dem Bösen unterdrückt, und endlich erörtert werden möge, wie sich ein jeder darin zu verhalten," haben Stände beschlossen, daß sobald nur immer möglich, ein „gemeines, freies Universalkonzil der Christenheit" an einer gelegenen Malstatt in deutscher Nation durch den Papst mit kaiserlicher Zustimmung ausgeschrieben werde. Der Legat hat übernommen, das treulich beim Papst zu fördern. Nichtsdestoweniger soll auf nächsten Martini in Speier eine „gemeine Versammlung deutscher Nation" zusammentreten, auf der alle Stände zu beraten haben, „wie es bis zu Anstellung des gemeinen Concilii gehalten werden soll"**). Stände, besonders diejenigen, welche hohe Schulen haben, sollen durch ihre ge-

---

*) In der Campeggi übergebenen lateinischen Uebersetzung lautet die Stelle: concluserunt se velle dicto nostro mandato obedienter (quemadmodum et ad id se obligatos esse recognoscunt) pro virili sua et in tantum quantum possibile sit, parere et illud adimplere et observare. Balan, Monum. ref. Luth. p. 330.

**) Walchs: „Wie es bei Anstellung eines gemeinen Concilii gehalten werden soll" ist falsch. Die lateinische Uebersetzung sagt: Quo pacto usque

lehrten Räte einen Auszug aller neuen Lehren und Bücher machen lassen und ihn auf dieser Versammlung vorlegen, um desto fruchtbarer darüber auf künftigem Concilio handeln zu können. „Es soll auch unser Statthalter und Regiment, dazu Kurfürsten, Fürsten u. s. w. mit sonderm hohen Fleiß sehen, daß mittlerzeit das heilige Evangelium und Gottes Wort nach rechtem wahrem Verstand und Auslegung der von gemeiner Kirchen angenommenen Lehrer ohne Aufruhr und Aergernis gepredigt und gelehrt werde.“ Auch über die Beschwerden deutscher Nation wider den Stuhl zu Rom, wie sie auf letztem Nürnberger Reichstage beschlossen worden, soll auf jener Speierer Versammlung beraten und entschieden werden*).

Unter demselben 18. April erließ Ferdinand ein Mandat, welches sich erheblich schärfer und unumwundener gegen Luther erklärte als der Abschied, die Ausführung des Wormser Mandats unbedingter einschärfte, aber in betreff jenes Speierer Reichstags am Abschied nichts änderte**). Man sieht, eine scharfe, klare Konsequenz ist hier nirgends zu entdecken. In demselben Aktenstücke scheinen entgegengesetzte Tendenzen zum Ausdruck zu kommen. Wer die Idee der Speierer Versammlung angeregt und durchgesetzt hat, wissen wir nicht. Wäre es von den Freunden Luthers, namentlich von den Vertretern des Kurfürsten Friedrich geschehen, so müßte sich in ihrer Korrespondenz doch wohl eine Spur davon finden. Die große nationale Bedeutung, welche man in unseren Tagen jener Speierer Versammlung beigelegt, hat damals, soviel ich sehe, niemand geahnt. Vielleicht wurde damit nicht mehr beabsichtigt, als eine bestimmtere Entscheidung in dem widerwärtigen und gefährlichen Handel weiter hinauszuschieben.

---

ad indicendum generale concilium sit agendum. Demgemäß heißt es in den Frankfurter R.T.A. Bd. 39. fol. 381 b: „wie es bis zu anstellung“ u. s. w.

*) Walch 15, 2687.

**) Walch 15, 2732 ff.

Wenn die Freunde Luthers wie Luther selbst alle Ursache hatten, mit Abschied und Mandat unzufrieden zu sein, so mußte der Abschied dagegen bei Campeggi und Ferdinand, in Rom und bei dem Kaiser noch größeren Unwillen erregen. Der Legat erließ, noch ehe der Abschied festgestellt war, einen energischen Protest gegen alle diejenigen Sätze des Entwurfs, welche nicht zu der unbedingten Durchführung des Wormser Edikts stimmten, und wiederholte denselben, als die Stände nichtsdestoweniger an jenen Sätzen festhielten. Der Papst aber richtete eine ausführliche Instruktion an seinen Nuntius beim Kaiser, worin er den ganzen Hergang während des letzten Jahres rekapitulierte und die arge Verwüstung der katholischen Kirche im Reiche mit lebhaften Farben schilderte. Er erzählte, wie übel es Campeggi in Deutschland ergangen; er sprach mit Entrüstung über die „böseste und gottloseste" Erklärung der Städte und verbreitete sich dann eingehend über den Beschluß des Reichstages. Derselbe scheine zwar katholisch, indem er die Pflicht, das Wormser Edikt auszuführen, anerkenne, enthalte aber viel Gift, besonders da, wo er von einer Prüfung der neuen (doch längst von der Kirche verurteilten) Lehren spreche und zu diesem Zwecke einen Reichstag ankündige, von welchem geradezu ein Schisma zu befürchten sei. Der Kaiser müsse gegen diese enormen Verirrungen sofort mit der größten Energie einschreiten, wenn er nicht seine und der Kirche Autorität im Reiche völlig wolle zerstören lassen. Es werde sich empfehlen, zunächst den Kurfürsten von Sachsen, als das Haupt der Ungehorsamen, der Kur zu berauben und eine der gottlosen Städte mit dem Banne zu belegen*). Nach allen Richtungen entfaltete der Papst eine rührige Thätigkeit. Er belobte Ferdinand und den Kurfürsten von Trier wegen ihres in Nürnberg bewiesenen Eifers und spornte sie an, den Kampf gegen die Ketzerei rastlos fortzusetzen; er setzte Wolsey, welcher bereits im Herbst

*) Balan, Monum. ref. Luth. p. 332 ff. 339 ff.

1523 durch eine Gesandtschaft in Deutschland für die Kirche zu wirken gesucht hatte, von den Nürnberger Beschlüssen in Kenntnis und mahnte ihn, den christlichen Glauben gegen die drohenden Gefahren zu schützen; er ließ endlich durch Campeggi an jener Verbindung der gut katholischen Fürsten und Prälaten arbeiten, welche dann der ketzerischen Ueberflutung den ersten wirksamen Damm entgegenstellte *).

Soweit es der überaus schwerfällige Verkehr zwischen Deutschland und Spanien möglich machte (so trafen die Briefe Ferdinands vom 18. Dezember und 13. Januar dort erst im April ein), verfolgte der Kaiser den Gang der Dinge, namentlich der religiösen Angelegenheiten im Reiche mit gespannter Aufmerksamkeit, ohne päpstlicher Mahnungen zu bedürfen. Auf jene Briefe Ferdinands erwiderte er am 15. April, die schlimme Ausbreitung der lutherischen Sekte im Reiche mißfalle ihm höchlich; er hoffe, daß Ferdinand zusammen mit dem Legaten Campeggi, seinem „guten Freunde", alles thun werde, um jene Sekte auszurotten. Zugleich schrieb er an Hannart und den Schwäbischen Bund. Jenem befahl er, dem Regiment seinen ernstlichen Willen anzuzeigen, daß zunächst in Nürnberg Ordnung gemacht und ein Beispiel für die anderen aufgestellt werde durch Entziehung aller Gnaden, Privilegien und Freiheiten; auch solle, wenn die Stadt nicht gehorche, Regiment und Kammergericht von da verlegt werden. Den Ständen des Schwäbischen Bundes erklärte er, es sei ihm unerträglich, daß unter seiner Regierung im Reiche ein so kläglicher Abfall von der Kirche eintrete; er befahl ihnen nachdrücklich, das Wormser Edikt in ihren Gebieten streng durchzuführen **).

Nun hörte er im Juni von Rom über den Ausgang des Nürnberger Reichstages. Sofort, ehe er nur durch Ferdinand

---

*) Balan p. 346 ff. 328.

**) Karl an Ferdinand den 15. April (Wien. Arch.), an (Hannart) und den Schwäbischen Bund. Notizenblatt 2, 85 f.

oder Hannart darüber Bericht empfangen, ließ er vier Schreiben an Statthalter und Regiment, Hannart, die Kurfürsten, Fürsten und Prälaten und an die vornehmsten Reichsstädte ausfertigen. Da er den Reichstagsabschied noch nicht kannte, sondern nur den römischen Bericht darüber, sah er in demselben lediglich den Beschluß, „ein Konzil in gemein oder insonderheit, oder andere dergleichen Versammlung" ohne des Papstes und seine Erlaubnis auszuschreiben. Er habe niemand, erklärte er, seine kaiserliche Hoheit, Autorität und Gewalt für ein Konzil gegeben, wolle auch niemand gestatten, sich derselben anzumaßen. Den Kurfürsten, Fürsten und Prälaten gebot er ernstlich, sich dieses Konzils nicht zu unterstehen, sondern es zu hindern. Den Städten aber drohte er mit der Strafe des Majestätsverbrechens, mit dem Verlust aller ihrer Privilegien und Freiheiten, wenn sie sich eines so unerhörten Vorgehens schuldig machten. Schließlich schien es denn aber doch nicht geraten, ohne weiteres, allein auf den römischen Bericht hin, so scharf einzuschreiten. Es wurden deshalb jene Schreiben an Ferdinand übersandt mit der Weisung, er möge prüfen, ob es zweckmäßig sei, dieselben auszufertigen; jedenfalls aber solle er den Papst und Campeggi davon unterrichten. Ferdinand scheint die Expedition der Schriftstücke nicht gut gefunden zu haben*).

Es verging vielleicht noch ein Monat, bis dem Kaiser die Akten des Reichstags selbst zugingen. Denn erst am 15. Juli**) erließ er den Bescheid auf die Beschlüsse desselben, „der lutherischen Sekten und Irrsal halben". Auch jetzt noch sah er ganz wie der Papst in diesen Beschlüssen nur das dem Wormser Edikt Widersprechende, durch welches nach seiner Meinung die

---

*) Sie sind, soviel ich weiß, erst durch den Abdruck im Notizenblatt 2, 97 ff. bekannt geworden.

**) Nicht am 27., wie Ranke 2, 113 schreibt. Sowohl die Kopie in den Frankfurter R.T.A., auf welche sich Ranke beruft, als der Abdruck bei Walch 15, 2705 ff. haben: „Geben in unserer stadt Burgos in Castilien am funfzehenden tag des monats Julii."

Sache ein für allemal erledigt war. Er sprach sein höchliches Befremden darüber aus, daß der Reichstag die Beobachtung dieses Edikts nur soviel einem jeden möglich sei, befohlen habe. Er fand es ärgerlich, daß die Stände ein Konzil beschlossen hätten, was doch allein dem Papste und ihm zustehe, erklärte übrigens, ein solches Konzil nicht abschlagen, sondern sich dafür beim Papste bemühen zu wollen. Wenn nun aber Stände eine Versammlung deutscher Nation auf nächsten Martini ankündigten, um da zu beschließen, wie es bis zum Konzil mit dem Gottesdienste gehalten werden solle, „solichs können noch wollen wir keineswegs gestatten". Das sei eine unerhörte Anmaßung, daß die deutsche Nation für sich allein unternehmen wolle, was doch alle christlichen Fürsten samt dem Papst sich nicht unterfangen dürften, die uralten christlichen Ordnungen abzuthun. Der „unmenschliche und unchristliche" Luther meine zwar mit seinem „unseligen bösen Gift" und seiner „arglistigen Bosheit" sich wie einst Mahomet vor den Menschen groß zu machen. Aber Gott der Allmächtige werde solches verhüten und er als Kaiser es nicht dulden. „Deshalb befehlen wir Euch bei den Pflichten, mit denen Ihr uns und dem heiligen Reiche verwandt seid und bei Vermeidung Criminis laesae Majestatis, unser und des Reiches Acht und Aberacht und Verlust aller Gnaden und Freiheiten", daß Stände von dem Wormser Edikte in keiner Weise abweichen, sondern dasselbe stracks durchführen, am wenigsten sich mit den vorgenommenen Konzilen und anderen Disputationen befassen.

Pavia.

Im Grunde wiederholte der Kaiser mit diesem vehementen Gebot ja nur, was er vor drei Jahren in Worms verkündigt hatte; aber es bestand doch der große Unterschied, daß er damals in wenigstens scheinbarer Uebereinstimmung mit dem Reichstage gehandelt hatte, jetzt dagegen sein verdammendes Urteil gegen den Beschluß eines Reichstags kehrte und zwar eines Reichstags, welcher in der fraglichen Beziehung für ihn so günstig wie möglich zusammengesetzt war. Sein Wormser Edikt, seine neuerlichen Mahnungen an die Städte und Stände hatten bisher nicht gewirkt: was sollte die Drohung aus Burgos wirken? Mit Worten ließ sich hier nichts ausrichten, wie ihm Ferdinand so oft vorgestellt hatte. Befand sich nun damals, als er dieses gewaltige Verbot ausgehen ließ, der Kaiser in der Lage, dem Worte die That folgen zu lassen, gegen die ungehorsamen Stände einzuschreiten?

Es ist nicht leicht, eine klare Vorstellung von den Gesamtverhältnissen des Kaisers und von den Gründen zu gewinnen, welche sein Auftreten in den verschiedenen Momenten bestimmten. Wie sorgfältig man z. B. alle erreichbaren Nachrichten aus dem Spätsommer und Herbst 1523 prüft, man versteht doch nicht recht, wie der Kaiser in dem großen Moment des allseitigen Angriffs auf Frankreich mit seiner eigenen Aktion so vollständig zurückbleiben konnte. Wir erinnern uns, daß er im

Frühling seine Finanzlage als eine besonders günstige gerühmt hatte. Im August waren ihm dann von den Cortes Castiliens 400 000 Dukaten bewilligt worden. Wenn wir da freilich schon Anfang Oktober hören, er habe alles für Private in Sevilla aus Indien angekommene Gold an sich genommen, so wird uns wohl klar, daß es trotz allem mit den kaiserlichen Finanzen schon wieder übel bestellt war. Aber in dem Maße, daß dadurch allein der Angriff auf Frankreich unmöglich geworden wäre, doch kaum.

Fast noch größer als die Geldnot war die Arbeitsnot des Kaisers. Seine Lage brachte es mit sich, daß in jedem Augenblick eine so große Masse von Geschäften auf ihn eindrängte, daß auch die reichsten und bedeutendsten Kräfte sie nicht zu bewältigen vermochten. Vergegenwärtigen wir uns einmal, wie verschiedene Sorgen und Aufgaben den Kaiser in dem Augenblicke in Anspruch nahmen, wo er alle seine Kräfte und Gedanken auf den Krieg gegen Frankreich hätte konzentrieren müssen. Während des August standen sehr wichtige Verhandlungen mit den Cortes im Vordergrunde, auf die wir später zurückkommen. Daneben gingen die uns bekannten Unterhandlungen mit der Botschaft der deutschen Städte. Sodann mußte die Instruktion für Hannart aufgesetzt werden, in welcher der Kaiser nicht etwa nur über die Behandlung der Angelegenheiten des Reichs zu entscheiden hatte. Fast noch mehr als diese beschäftigten ihn damals die dänischen Dinge. Er fand es unerträglich, daß Unterthanen ihren König verjagten, wie übel derselbe auch gehaust haben mochte. Er hegte deshalb ebenso wie Heinrich VIII. den dringenden Wunsch, daß diese Empörung, dieses gefährliche Beispiel gezüchtigt werde*). Er empfand den besonderen Ver-

*) Siehe darüber besonders Karls Brief an Margarete, Valladolid den 18. August 1523, worin er seinen Entschluß ausspricht, wenn die Verhandlungen mit dem Herzoge von Holstein und der Hanse nicht zu befriedigenden Resultaten führten, im nächsten Frühling proceder par la

druß, daß dadurch seine Schwester einer Königskrone beraubt worden sei. Das Schicksal derselben lag ihm, wie er bei jeder Gelegenheit ausspricht, sehr am Herzen, und Isabelle wußte diese Teilnahme des Bruders durch rührende Briefe zu steigern. Wie aber sollte er wirksam in die skandinavischen Dinge eingreifen? Die Korrespondenz darüber ist so umfassend, daß sie allein eine ziemliche Beschäftigung geboten haben würde. Weiterhin erhielt Hannart recht komplizierte Aufträge für den König von Polen, dessen Freundschaft mit Rücksicht auf die Verteidigung Ungarns gegen die Türken wichtig war, der sich aber von Karl in verschiedenen Beziehungen zurückgesetzt fühlte.

Dringender als diese nordischen Dinge machten sich natürlich die italienischen Sorgen geltend, eine fast unübersehbare Welt der verwickeltsten Aufgaben. Mit Savoyen, Genua, Mailand, Venedig, Ferrara, Florenz, Neapel, Sicilien war eine endlose Korrespondenz zu führen, von Rom ganz zu schweigen. Man erhält eine Vorstellung von dem Umfang und der komplizierten Natur dieser italienischen Beziehungen, wenn man die Instruktion liest, welche Karl unter dem 23. April 1522 Lannoy erteilte. Sie füllt nicht weniger als 47 Folioseiten. Welche Mühe es bereitete, die Freundschaft mit England leidlich zu erhalten, wissen wir. Die Verhandlungen mit Portugal nahmen ebenso die Thätigkeit der kaiserlichen Regierung fast ununterbrochen in Anspruch. Es handelte sich da um die verschiedensten Dinge, um den wichtigen Streit über die Gewürzinseln, um die Heirat des Königs Johann mit der einen oder der anderen von Karls Schwestern, um seine eigene Vermählung mit einer portugiesischen Infantin, um die Auslieferung

---

force. Das Regiment soll gegen die Hanseaten, welche seinen Befehlen nicht gehorchen, mit der Acht einschreiten. Den Papst hat er gebeten, die dänische Geistlichkeit mit strengen Strafen zur Ordnung zu bringen u. s. w. Bald freilich erkannte er die Notwendigkeit, sich auf friedliche Verhandunglen zu beschränken.

der nach Portugal geflohenen Comuneros u. s. w. Was die Verwaltung der indischen Kolonien bedeutete, haben wir früher gesehen. Welche Regierung würde nicht alle Hände voll zu thun gehabt haben, der allein die Sorge für diese neue Welt neben der Verwaltung Spaniens obgelegen hätte? Von einer besonders wichtigen und schwierigen Aufgabe der kaiserlichen Regierung, ihrem Verkehr mit den großen Bankhäusern von Augsburg, Antwerpen, Genua, überhaupt von ihren Finanzoperationen wissen wir bisher so gut wie nichts.

Allen diesen Anforderungen zu genügen, würde es für den Kaiser nur eine Möglichkeit gegeben haben: wenn er sich entschlossen hätte, seinen Vertretern in Italien, Deutschland, Flandern, Indien die umfassendsten Vollmachten zu selbständigem Vorgehen zu erteilen. Nun geschah es ja allerdings zuweilen, in besonders dringenden Momenten, daß er seiner Tante Margarete oder Lannoy schrieb, sie sollten die oder die Angelegenheit nach eigener Einsicht entscheiden, ohne weitere Befehle von ihm einzuholen. Im allgemeinen aber finden wir den Kaiser von einer wahren Passion erfüllt, nicht nur über die großen politischen Fragen, sondern auch über die Details der Verwaltung selbst zu befinden. Am überraschendsten tritt das in seinem Verkehr mit Margarete an den Tag. Dieser klugen, eifrigen, unbedingt ergebenen Frau, sollte man meinen, hätte er mit vollem Vertrauen die Regierung der Niederlande überlassen können, wie er das auch in seiner Instruktion vom 15. April 1522 zu beabsichtigen schien. Statt dessen finden wir, daß sie ihm regelmäßig über den ganzen Betrieb der Verwaltung mit der größten Ausführlichkeit zu berichten hat und er ihr mit derselben Ausführlichkeit antwortet. Es haben sich Schreiben der Fürstin erhalten, welche 98 einzelne Artikel behandeln, worauf der Kaiser jeden derselben beantwortet. Je größer der Drang der Zeiten wird, desto eifriger scheint er sich fast in diese Einzelheiten zu vertiefen. Wenn man nur die Korrespondenz des Kaisers mit seiner Tante aus den zwanziger

Jahren veröffentlichen wollte, würde man damit manchen Band füllen müssen.

Natürlich wurde Margarete mehr als einmal empfindlich davon berührt, daß ihr Neffe sie unter so peinlicher Ueberwachung hielt, ihr gar keine Selbständigkeit gönnte, ihre Verfügungen auch da durchkreuzte, wo ihre Autorität an der Durchführung derselben hing. Sie beschwerte sich dann wohl bei den vornehmen Niederländern in Karls Rat, oder auch bei Gattinara. Dieser erwiderte ihr einmal, er sei, solange er wieder in Spanien, „mit großen und übermäßigen und fast unerträglichen Geschäften beladen" gewesen, so daß er, zumal er oft von Krankheiten heimgesucht worden, sich um die niederländischen Dinge gar nicht habe kümmern können, sondern sie ganz Herrn De la Roche überlassen müssen*). Dieser aber seinerseits schreibt, was des Kaisers widrige Verfügungen über die von Margarete verliehenen Benefizien angehe, so habe er seiner Gewohnheit gemäß darüber niemand um Rat gefragt, und es gebe in seinem Reiche niemand, möge er noch so klug oder groß sein, der imstande sei, den Kaiser zu anderer Meinung zu bringen, wenn er nicht selbst die Richtigkeit der Aenderung erkannt habe. Er, De la Roche, habe in verschiedenen Zeiten viele Fürsten gekannt, aber nie einen gefunden, der mit größerer Sorgfalt seinen Geschäften nachgehe und absoluter darüber entscheide als der Kaiser. Was speziell die Verleihung der Benefizien und Bistümer betreffe, so nehme er sie vor,

---

*) Gattinara an Margarete, Pampelona den 24. Dezember 1523 (Wien. Arch.): Pour les grandes et excessives et quasi insupportables charges que jay eu puys que suys pardeça: tant aux afferes destat: que en toutes les consultes des conceaulx de tous ces royaulmes de Castille et d Aragon et Naples et aussy des Indes: et de lassemblee des Courtes (sic), auxquelles me failloit presider personnellement pour laddresse des afferes et des loys et ordonnances necessaires pour le bon gouvernement desdicts royaulmes, joinctz les empeschemens des maladies que souvent me sont survenues etc.

wie Gott es ihm eingebe, ohne sich um die Bitten irgend jemandes zu kümmern*). In diesem Falle gab nun allerdings der Kaiser seiner Tante volle Genugthuung. Er schrieb ihr, da er das größte Vertrauen zu ihr hege, sollten ihre Kompetenzen so, wie sie es wünsche, erweitert werden, sie Benefizien und Aemter selbständig verleihen, solange der Krieg dauere sogar über wichtige Stellen verfügen, jedoch immer unter Vorbehalt seiner Bestätigung. Aber das war nur eine geheime Verfügung, von der niemand erfahren sollte; im wesentlichen blieb das Verhältnis nach wie vor dasselbe**).

Der Kaiser wollte also nicht nur die Verwaltung all der verschiedenen und weit entlegenen Gebiete an die Entscheidungen seiner Zentralregierung binden, sondern er wollte diese Entscheidungen persönlich geben. Daß das nun ein vollkommen unmögliches Vorhaben war, bedarf keiner Erörterung. Wie sehr wir auch schon damals seine unermüdliche Arbeitslust von den verschiedensten Personen seiner Umgebung rühmen hören,***) das größte Genie würde an dieser Aufgabe gescheitert sein. Und hätte selbst Karl diese ungeheure Arbeitslast so zu bewältigen vermocht, daß er seine Entscheidung wenigstens über alle wichtigen Angelegenheiten zu rechter Zeit expediert hätte, seine Thätigkeit würde dennoch an der Weite der Räume zu

---

*) Gerard de Pleine (seigneur De la Roche) an Margarete Vitoria den 17. Januar 1524 (Wien. Arch.) Lempereur nen a demande nul advis, comme il fait des choses dependantes de son vouloir et auctorite. Il ne y a sy grand ne si saige en son royaulme qui luy fasse changer son opinion, se il ne luy semble que la raison luy doibve faire changer. Jay cogneu beaucoup de princes en divers aiges, mais je nen ay cogneu nul qui meist plus de peine de entendre ses affaires et qui disposast du sien plus absolument que luy.

**) Karl an Margarete Vitoria den 16. Januar 1524. Wien. Arch.

***) Man lese z. B. die begeisterte Schilderung, welche Phil. de Harchies in einem Schreiben vom 7. Februar 1524 an Margarete (Wien. Arch.) von Karls Persönlichkeit entwirft, der alle ebenso an Geschicklichkeit in den Waffen wie an diligence en son conseil übertreffe.

schanden geworden sein. Da die Briefe ebensowohl aus Italien als aus den Niederlanden im Durchschnitt sechs Wochen gebrauchten, bis sie ihn in Valladolid oder Burgos erreichten, und seine Antworten wiederum erst nach sechs Wochen an ihre Adresse gelangten, nicht selten aber die Post aus und nach diesen Ländern zwei, drei Monate unterwegs war, so sieht jeder, daß allein hieran alles scheitern mußte. Die zentrale Lage Frankreichs, welches Karl zu Lande wie zu Wasser den Verkehr mit den hauptsächlichen Schauplätzen der kriegerischen wie der diplomatischen Aktion immer sehr erschwerte, nicht selten für Monate abschnitt, während König Franz seine Befehle nach Italien wie an die spanische und niederländische Grenze rasch und sicher beförderte, — dieser Umstand allein gab ihm einen unschätzbaren Vorteil über den Kaiser.

Nach dem traurigen Ausgang der Operationen des Jahres 1523 sah Karl wohl ein, daß in der bisherigen Weise schwer zum Ziele zu kommen sei. Er schrieb Margarete, wenn drei oder vier verschiedene Heere Frankreich angreifen sollten, würden die weiten Entfernungen es unmöglich machen, ihre Bewegungen in den notwendigen Zusammenhang zu bringen. Es empfehle sich deshalb, die Kräfte auf einen Punkt zu konzentrieren. Sein italienisches Heer eigne sich dazu ebenso durch die Tüchtigkeit der Soldaten wie durch seine ausgezeichneten Führer. Wenn man ihm alle Geldmittel zuwende, werde es endlich den Krieg zu dem erwünschten Ziele bringen. Das war nun aber ein Gedanke, für welchen man England schwerlich zu gewinnen hoffen durfte. Denn was konnte König Heinrich für seine Interessen davon erwarten, wenn das kaiserliche Heer, nachdem es die Franzosen glücklich aus Italien herausgeworfen, in das südöstliche Frankreich selbst mit glänzendem Erfolge eindrang? Wie groß die Mißstimmung in England über den verdrießlichen Ausgang des letzten Feldzugs war, haben wir gesehen. Sie wurde noch gesteigert, als man erfuhr, daß Karl, nachdem endlich Fuenterrabia in den letzten Tagen des Februar den

kaiserlichen Waffen erlegen war, sein Heer entlassen hatte und, wenn der Friede nicht zu erreichen sei, nur noch vom Kampf in Italien hören wolle, für welchen er die Geldmittel Englands in Anspruch nehme. Wolsey erklärte darauf Ende März sehr bestimmt, derartige Pläne seien ganz unzulässig, und da ihm seine Gesandten, weit über die Wahrheit hinaus, berichtet hatten, die Gedanken des Kaisers schienen jetzt vornämlich auf den Frieden gerichtet zu sein, so erwiderte er, auch ihm scheine in Anbetracht der Haltung des Papstes, der Ohnmacht des Kaisers und der allgemeinen Geldnot der Friede mehr als notwendig, nur daß der Kaiser bei den Verhandlungen darüber nicht ebenso Englands Interesse vernachlässigen dürfe wie bei seinen kriegerischen Unternehmungen. Schon zwei Monate vorher hatte Wolsey seinen Vertretern beim Kaiser den Wunsch nach Frieden geäußert, wenn es sich so wenden ließe, daß die Verhandlungen darüber in England geführt würden. Sollte aber der Krieg fortgehen, so müßte der Hauptstoß von Calais aus geführt werden und zu diesem Zwecke Bourbon nach England kommen*).

Der Kaiser hatte aus Rücksicht auf den Papst nicht umhin gekonnt, sich wenigstens zum Schein auf die von diesem betriebenen Verhandlungen über Frieden oder Waffenstillstand einzulassen, zumal Clemens mit den ersten Vorbereitungen dazu den dem Kaiser geneigten Erzbischof von Capua, Nikolaus Schomberg, betraute, welcher Anfang März an die Höfe von Frankreich, Spanien und England geschickt wurde, um persönlich auf die Souveräne einzuwirken. Karls wahre Gedanken waren aber mehr als je auf die kräftigste Fortsetzung des Kriegs gerichtet, wie er Margarete in einem charakteristischen Schreiben vom 26. März auseinandersetzte, nachdem sie ihm abermals die trostlose Lage ihrer Finanzen und die Unmöglich-

*) Wolsey an Sampson und Jerningham den 25. März und 24. Januar 1524. Brewer IV, 1, 72 ff. und 24 f.

keit geklagt hatte, die Mittel für einen neuen Krieg aufzubringen. Er bedauere, antwortete er, daß sie in so großen Nöten stecke, aber er könne ihr nicht helfen. Unter den von Frankreich geforderten Bedingungen könne er weder auf Frieden noch auf Waffenstillstand eingehen. Denn er wolle seine Verbündeten (unter denen er hier namentlich an Bourbon dachte) nicht im Stiche lassen und unter keinen Umständen das Herzogtum Mailand aufgeben. Denn die Behauptung desselben sei für seine Reputation im Reich, für Neapel und Sizilien, für seine Freundschaft mit dem Papste und den übrigen italienischen Staaten, für seine ganze Machtstellung unentbehrlich; er werde es mit allen seinen Kräften und um jeden Preis festhalten. Ueberdies sei Frankreich jetzt so weit herunter, daß man mit der äußersten Anstrengung jetzt dahin streben müsse, es zur Vernunft und zu einem verständigen Frieden zu bringen. „Deshalb," rief er, „wie groß unsere Not sei, unterlassen wir nicht, weder hier noch dort, alles zu thun, was irgend möglich ist, um einen sicheren, ehrenvollen und vorteilhaften Frieden zu erzwingen, denn sonst müssen wir alle Tage von neuem anfangen." An diese nachdrückliche Erklärung schloß der Kaiser eine Darlegung seiner Operationspläne. Er wollte England zuliebe nicht mehr alles auf die italienische Armee setzen, einen Angriff auf die Picardie von den Niederlanden her unterstützen lassen: aber das Zentrum der Aktion müsse dem italienischen Heere bleiben. Deshalb habe er Bourbon zum Generalkapitän desselben ernannt, der bereits alle seine Freunde in Frankreich von dem beabsichtigten Angriffe auf die Provence unterrichtet habe. Er, der Kaiser, werde alle seine Mittel auf dieses italienische Heer konzentrieren, habe deshalb auch nicht die Absicht, jetzt Frankreich von Spanien her anzugreifen*).

Da König Franz mit derselben Zähigkeit darauf bestand, daß Mailand in der einen oder anderen Form in seinen Be-

*) Karl an Margarete den 26. März. Wien. Arch.

sitz oder doch unter seinen Einfluß komme, wie Karl das verneinte, hatten die Friedensverhandlungen trotz aller Betriebsamkeit des Papstes in keinem Augenblick eine reelle Bedeutung, wenn nicht dafür, daß sich Clemens und Wolsey in diesem diplomatischen Feldzuge einander immer näher rückten, der eine den andern in seiner Abneigung gegen das Bündnis mit dem Kaiser bestärkte. Aber wie sehr auch Wolsey auf König Heinrich in friedlichem Sinne wirkte, er konnte doch nicht hindern, daß die von den kaiserlichen Waffen abermals in Italien errungenen Erfolge seinen Herrn dem Kaiser noch einmal näher rückten.

Wir haben früher gehört, wie der Angriff Bonnivets auf Mailand, nachdem der Beginn des Kriegs den Franzosen die glänzendsten Aussichten eröffnet, Ende November 1523 gescheitert war und dieser Mißerfolg sofort einen dem Kaiser günstigen Eindruck in Italien hervorbrachte. Zunächst hatte dann der Kampf eine Weile geruht. Der auf den Tod kranke Prospero Colonna konnte nichts unternehmen, und ehe der zu seinem Ersatz herbeigerufene Lannoy aus dem fernen Neapel erschien, vergingen Wochen. Nachdem Colonna am 30. Dezember sein ruhmreiches Leben geendet, trat Lannoy an die Spitze des kaiserlichen Heeres. Er hatte einiges Geld, 4000 Mann zu Fuß und 400 schwere Reiter mitgebracht und, was mehr als das bedeutete, Pescara den jubelnden Soldaten wieder zugeführt. Da jetzt auch von der Kurie und auf ihr Betreiben aus den mittelitalienischen Staaten ziemlich beträchtliche Zahlungen einliefen, Mailand allein 90 000 Dukaten aufbrachte, so konnten nicht nur die Truppen wenigstens zum Teil bezahlt, sondern sogar starke Werbungen in Deutschland vorgenommen werden. Während so alles im besten Zuge war, stellte die Meldung des Kaisers, er habe beschlossen, Bourbon als Generalkapitän das Kommando des Heeres zu übertragen, Lannoy und Pescara auf eine schwere Probe. Aber beide fügten sich. Nachdem 6000 Landsknechte über die Alpen gestiegen waren, zählte die kaiserliche Feldarmee 7000 Spanier, 4000 Italiener,

10000 Landsknechte und 1600 Reiter; daneben stand Leyva mit 5000 Mann zu Fuß und 1100 Reitern in Pavia. Gleich der ernstliche Wiederbeginn des Kampfs zeigte eine gewisse Ermattung der Franzosen. Namentlich seit die Kaiserlichen am 2. März über den Tessin gegangen, wurden sie aus einem Platz, einer Position nach der anderen herausgedrängt oder herausgeworfen. Da nun ein Haufe von 5000 Graubündnern, den sie geworben, in dem Augenblicke, wo er italienischen Boden berührte, sich zur Umkehr veranlaßt sah, später ein Heer von 8000 Schweizern, ihre letzte Hoffnung, ihnen ebensowenig wirksamen Beistand bot, dann Bonnivet verwundet, Bayard, der an seine Stelle getreten, am 30 April durch einen Schuß getötet wurde, brach die letzte Widerstandskraft zusammen. Anfang Mai eilten die Franzosen über die Berge zurück. Alle Plätze, welche sie noch in der Lombardei besetzt hielten, kapitulierten.

Diese Nachricht weckte auch bei denjenigen Freunden des Kaisers neue Kriegslust, welche ihn bisher am ernstlichsten zum Frieden gemahnt hatten. Margarete, deren letzte Briefe namentlich mit Rücksicht auf die bedenkliche Lage im Reiche sehr verzagt gelautet und Karl gewarnt hatten, irgend etwas von den Freunden Bourbons in Frankreich zu erwarten, sie schrieb jetzt triumphierend, die großen Siege in Italien hätten Karls Lage mächtig gehoben. Nach ihrer Ansicht müßten jetzt Karl und König Heinrich rasch zu energischem Angriff auf Frankreich schreiten. Dann könnten sie einen beträchtlichen Teil dieses Landes erobern und damit das einzige Mittel gewinnen, König Franz zu vorteilhaftem Frieden zu zwingen. Sie bat den Kaiser inständig, jetzt alles aufzubieten: sie ihrerseits werde mehr als das Mögliche thun. Aber lange könne sie nicht mehr aushalten, da sogar Anlehen unmöglich geworden seien*).

---

*) Margarete an Karl, Antwerpen den 29. Mai. Wien. Arch.

Wenn so die kluge Margarete von den italienischen Siegesbotschaften berauscht wurde, so kann man denken, wie sie auf den kriegslustigen Heinrich VIII. wirkten. Alle Mahnungen Wolsey's konnten ihn nicht abhalten, am 25. Mai einen neuen Vertrag mit dem Kaiser abzuschließen, dessen Inhalt dann freilich die Spuren seines Einflusses deutlich genug zeigt. Den Tag zuvor hatte der König seine Gesandten in Rom abermals bevollmächtigt, unter Vermittlung des Papstes mit Frankreich über Frieden oder Waffenstillstand zu unterhandeln: jetzt verband er sich mit dem Kaiser zu neuem Angriff. Bourbon sollte so rasch als möglich mit dem italienischen Heere in Frankreich eindringen. Sobald er französisches Gebiet betreten, wollte ihm England 100 000 Goldkronen zahlen und wenn nötig, nach fernerer Uebereinkunft, ihm weitere Summen senden. Wenn König Heinrich seinerseits Frankreich angreife, müsse ihn Margarete mit 4000 Mann unterstützen. Sobald dieser englische Angriff erfolge, höre die Zahlung an Bourbon auf; dieselbe werde überhaupt nicht erfolgen, wenn Bourbon nicht Heinrich VIII. als König von Frankreich huldige*). Diese sehr bedenklichen Klauseln wurden einigermaßen dadurch aufgewogen, daß Pace Bourbon als Englands Vertreter begleiten sollte, welcher der kaiserlichen Kriegspolitik ebenso eifrig ergeben war, als sich Wolsey von ihr abwandte.

Wenn Bourbon unmittelbar nach Vertreibung der Franzosen aus Italien in die Provence hätte eindringen können, würde er den Feind so gut wie wehrlos gefunden haben. Aber wie immer fehlte auch jetzt wieder das Geld. Der Kaiser hatte allerdings im Mai für die Armee Wechsel über 200 000 Dukaten geschickt, aber dieselben konnten in Genua

---

*) Brewer IV, 1, 148. Mignet (1, 509) giebt den Inhalt des Vertrags nach einem französischen Manuskript wesentlich anders an. Danach sollte der englische Angriff unbedingt erfolgen und der Kaiser ein Heer durch Roussillon in Frankreich eindringen lassen; auch wäre der Vertrag von Windsor erneuert worden.

erst Anfang August realisiert werden. Inzwischen hatten die Bemühungen Lannoy's und des Abts von Nájera, vorher die nötigsten Mittel flüssig zu machen, nur langsamen Erfolg. So mußte Bourbon fast zwei kostbare Monate am Fuße der Alpen still liegen. Andere Schwierigkeiten kamen hinzu. Als Pace Mitte Juni die Armee in der Nähe Turins erreichte, mußte er Bourbon auffordern, Heinrich VIII. den Huldigungseid zu schwören. Das erklärte der Connetable jetzt ebenso wie früher für unmöglich, und ließ sich schließlich mit vieler Mühe nur dazu bewegen, König Heinrich einen Eid der Treue zu leisten. Pace drang nichtsdestoweniger mit überraschender Wärme in Wolsey, den großen Augenblick nicht zu versäumen, den Angriff auf Frankreich vom Norden her kräftig zu unterstützen. Bourbon schrieb dem Könige, wenn er seinerseits unverzüglich in Frankreich eindringe, solle er ihm die Augen ausreißen, wenn das italienische Heer nicht vor Allerheiligen in Paris sei. Ebenso trieben Karl und Margarete in London zur Eile. Aber es war alles umsonst. Wolsey wußte seinen König in voller Unthätigkeit zu halten. Das englische Heer erschien ebensowenig in der Picardie als das englische Geld, von einer geringfügigen Summe abgesehen, bei Bourbon*).

Dieser hatte aber auch in seiner unmittelbaren Umgebung von vorn herein mit manchen Widerwärtigkeiten zu ringen. Pescara war dem ganzen Unternehmen abgeneigt und konnte nur durch Lannoy und große persönliche Zugeständnisse Bourbons bestimmt werden über die Alpen zu gehen. Bourbon redete freilich trotz alledem fortwährend mit unbedingter Zuversicht, aber die anderen Führer hatten weder zu seiner militärischen Fähigkeit, noch zu seiner politischen Einsicht großes Vertrauen. Schon Mitte Juli schrieb Soria dem Kaiser, er fürchte, das nötige Geld werde nicht aufzutreiben sein; wenn

---

*) Bergenroth p. 640. 651. Brewer p. 179 ff. 186 ff. Mignet 1, 513 ff.

England nicht kräftig im Norden angreife, werde Bourbon bald zum Rückzuge genötigt sein und dann ihm die Franzosen nach Italien folgen.

Am 1. Juli überschritt endlich Bourbon die französische Grenze, aber auch jetzt noch nicht mit seinem ganzen Heere; ein beträchtlicher Teil, namentlich die schwere Reiterei war jenseits der Alpen zurück geblieben, weil der Sold nicht gezahlt werden konnte. Und vor allem fehlte noch das Geschütz, welches Moncada mit seiner Flotte heran bringen sollte. Als die Schiffe am 7. Juli zu landen versuchten, wurden sie von der überlegenen französischen Armada angegriffen. Nur ein verzweifelter Kampf, in den sich Bourbon und Pescara stürzten, rettete drei auf den Strand gelaufene Galeeren vor Vernichtung. Die von ihnen geführten Kanonen hatte jetzt Bourbon, aber die Masse des Geschützes konnte erst später gelandet werden. So gingen wieder zwanzig Tage verloren. Erst am 22. Juli erreichte das Heer Draguignan. Schon damals litt es empfindlichen Mangel an Lebensmitteln und Geld. Moncada mußte 6000 Scudi, welche Lannoy mit großer Mühe in Genua für die Mannschaft der Flotte aufgetrieben, an Bourbon senden, weil die Landsknechte zu meutern drohten. Natürlich hatte der Admiral mit seinen Leuten um so größere Not. Schon vor Monaten hatte er den Kaiser beschworen, seine Flotte erheblich zu verstärken und Geld zu senden. Das ganze Unternehmen hänge davon ab, daß die kaiserlichen Schiffe das Meer beherrschten; jetzt aber sei ihre Zahl ungenügend, ihre Ausrüstung höchst mangelhaft. Von Spanien kamen weder Schiffe noch Geld *).

Man erstaunt, daß das von solchen Schwierigkeiten bedrängte Heer, sobald endlich die schwere Reiterei eingetroffen war, unaufhaltsam in das feindliche Land eindrang. Am 9. August hielt es seinen Einzug in Aix, die Hauptstadt der Provence. Was sollte nun aber weiter geschehen? Bourbon

*) Col. de doc. inéd. 24, 380 ff.

hatte mit Bestimmtheit darauf gerechnet, daß der Kaiser seinen Angriff durch ein von Catalonien her vordringendes Heer unterstützen werde. Statt dessen schrieb ihm dieser am 14. August, England komme seinen Verpflichtungen übel nach, er allein könne eine so schwere Last nicht tragen. Er habe König Heinrich aufgefordert, Bourbon 300000 Dukaten zu senden, und Lannoy befohlen, ihm so bald als möglich weitere 100000 Dukaten zu verschaffen. Er habe auch seinen deutschen Truppen in Spanien (einige tausend Mann!) Befehl gegeben, auf Perpignan zu marschieren. Er hoffe, Bourbon werde dadurch in den Stand gesetzt werden, sich so lange in Frankreich zu halten, bis ein günstiger Friede abgeschlossen werde. Wenn er aber nicht glaube, den Krieg mit Vorteil fortsetzen zu können, möge er lieber nach Italien zurückkehren und dann sofort Herrn de la Roche*) davon benachrichtigen, damit derselbe Frieden oder wenigstens Waffenstillstand schließe. Man könne vielleicht durch Diplomatie erreichen, was die Waffen versagten!**)

An demselben Tage, wo dieser trostlose Brief geschrieben wurde, begann Bourbon den Angriff auf Marseille. Nach dem Wunsche Englands über Lyon ins Herz Frankreichs vorzudringen, hatte er sich natürlich versagen müssen. Schon die Einnahme Marseille's würde für den Kaiser einen sehr wichtigen Erfolg bedeutet haben, da dieser Hafen der Ausgangs- und Stützpunkt aller Operationen war, durch welche die französischen Schiffe die spanische Ostküste heimsuchten und den Verkehr des

---

*) Diesen hatte der Kaiser Ende Mai nach Rom geschickt, um die Friedensverhandlungen zu führen. Er starb dort Ende August an der Pest.

**) Bergenroth p. 655 f. Am 7. Oktober schrieb Karl, er werde das Mögliche thun, um Bourbon zu helfen, werde ihm aus Catalonien 4000 Spanier und die Landsknechte aus Roussillon senden (Bergenroth p. 672). Waren diese also wirklich über die Pyrenäen gegangen? Am 18. August hatte Karl an Sessa geschrieben, er habe 5000 Landsknechte und eine beträchtliche Reiterei nach Roussillon geschickt: kamen sie dort auch an? Jedenfalls haben sie auf den Gang des Kriegs nicht im mindesten eingewirkt.

Kaisers mit Italien hemmten. Nach dem bisherigen Verlauf des Feldzugs, nach dem passiven Verhalten der Städte der Provence (Aix hatte freiwillig die Thore geöffnet), durfte man wohl hoffen, auch Marseille's Meister zu werden. Aber hier stießen die Kaiserlichen auf den kräftigsten Widerstand. König Franz, von dessen Thätigkeit Bourbon sonst noch nichts verspürt, hatte Marseille zeitig in trefflichen Verteidigungszustand gesetzt. Eine nicht sehr starke Besatzung unter dem rührigen und entschlossenen Renzo da Ceri wurde von der patriotischen Begeisterung der Bürger so nachdrücklich unterstützt, daß sie die Belagerungsarbeiten des Feindes durch häufige Ausfälle erschweren und wo die Kugeln doch Breschen gelegt, dieselben durch neue Bollwerke versperren konnte. Endlich am 21. September glaubte Bourbon einen Sturm wagen zu können. Aber die durch Mangel an Geld und Lebensmitteln verstimmten Soldaten versagten sich einem Wagnis, das Pescara selbst widerriet. Acht Tage darauf mußten die Belagerer abziehen*).

König Franz war durch den unglücklichen Ausgang seiner letzten italienischen Invasion nicht im geringsten entmutigt worden. Daß sein vom langen Kriege erschöpftes Land infolge des ungewöhnlich harten Winters von schwerer Teurung heimgesucht wurde**), daß seine Gemahlin am Tode lag, das alles machte auf ihn keinen Eindruck. Bereits im Juni ließ er dem Papst sagen, im Herbst werde er an der Spitze von 30000 Mann nach Italien kommen. Aber gegen Bourbon brachte er nur langsam ein Heer zusammen. Er schien mehr von England befürchtet zu haben, da er seine nordwestlichen Provinzen wiederholt persönlich besuchte, um dort alles für die Abwehr des

---

*) Man sehe die vortreffliche Schilderung der Belagerung bei Mignet 1, 521 ff.

**) Das Maß Getreide, welches im Herbst 1523 21 Sous gekostet, mußte im Frühling 1524 mit 5 Livres bezahlt werden. Reben und Obstbäume hatte der Frost massenhaft zerstört. Journal d'un bourgeois de Paris p. 186. 205.

Feindes zu rüsten. Erst im September sammelte sich ein Heer an der Rhone, welches dann zuletzt allerdings stark auf die Belagerer Marseille's drückte. Der König, welcher über die Mittel seines Landes unbedingt verfügte, z. B. im Dezember 1523 von den Ständen Languedocs allein 239000 Livres fordern, in demselben Monate alle bei den Gerichten deponierten Gelder als Anlehen nehmen*), von seinen großen Städten beliebig 10—100000 Livres erheben konnte, von seiner Geistlichkeit Millionen geschenkt erhielt, dieser König war nie in Verlegenheit, wenn es sich um einen neuen Krieg handelte. Aber trotz alledem kam er diesmal nicht leicht vorwärts. Als er von den Schweizern wiederum 6000 Knechte forderte, hielt man ihm entgegen, er sei den Eidgenossen 300000 Livres an Sold, Pensionen und Darlehen schuldig: die müsse er zunächst bezahlen. Wieviel ihm an den Schweizern lag, er war außer stande, jene Summe aufzubringen. Von Anfang Juni schleppten sich die Verhandlungen bis gegen den Herbst fort**). Endlich bekam er aber doch die 6000 Mann, dazu 8000 Landsknechte. Das eigene Land stellte ihm 6000 Aventuriers und 2000 Lanzen, nebst einer vortrefflichen Artillerie.

Sobald er erfuhr, daß Bourbon von Marseille abgezogen sei, ließ er den jungen Marschall Montmorency mit der leichten Reiterei und einigen tausend Landsknechten dem Feinde nachsetzen. Den Kaiserlichen wäre es auf dem schwierigen Rückzuge

---

*) Herr Picot hat die große Freundlichkeit gehabt, mir von der wichtigen Publikation der Ordonnances de François I. den Ende 1885 veranstalteten Probedruck mitzuteilen, woraus ich jene Befehle vom 6. und 24. Dezember entnommen habe. Merkwürdigerweise finden sich ähnliche Maßregeln aus dem ganzen Jahre 1524 nicht angeführt, welche damals doch sicher in beträchtlich erhöhtem Maße stattgefunden haben werden. Vgl. die Bemerkungen über Franz' Finanzwirtschaft bei Gorges, La dette publique (Paris 1884) p. 20 ff. Wie er von den Städten Geld erhob und durch massenhaften Verkauf neuer Aemter seine Kassen füllte, zeigt das Journal d'un bourgeois p. 120 f. und 123 ff.

**) Eidgenössische Abschiede IV, 1 A. S. 446. 449. 468 f. 481 f.

wohl übel ergangen, wenn nicht Pescara mit seiner eisernen, bis zur Grausamkeit gehenden Energie denselben gedeckt hätte. Fast alles Geschütz ging trotzdem verloren. Während so Bourbon über die Seealpen zurückeilte, zog König Franz mit der Masse seines Heeres in schleunigem Marsch das Thal der Durance hinauf, um wo möglich vor den Feinden Italien zu erreichen. Ein ungewöhnlich milder Herbst kam ihm dabei zu statten, so daß er den Weg von Briançon nach Pignerolo in drei Tagen zurücklegen konnte*).

Die kaiserliche Armee war nicht, wie man hatte fürchten müssen, aufgelöst, aber in hohem Grade geschwächt und ermüdet, als sie den italienischen Boden erreichte. Die wenigen Truppen, welche ihr der in Piemont zurückgebliebene Lannoy zuführte, setzten sie auch nicht in stand, den Franzosen entgegenzutreten. Nachdem sie einige tausend Mann in Allessandria gelassen, ging sie eilig über den Tessin zurück. Wenigstens Mailand hofften die Führer zu halten. Aber diese Stadt war wie Genua, Rom und andere italienische Orte in diesem Jahre furchtbar von der Pest heimgesucht worden. Man konnte deshalb jetzt nicht wie früher erwarten, daß die Bevölkerung wirksam zur Verteidigung beitragen werde. Selbst der unerschrockene Morone fand es unmöglich, den Platz zu halten. Nachdem die Kaiserlichen das Kastell mit einer Besatzung versehen, wichen sie auf Lodi zurück. Am 26. Oktober zog eine französische Abteilung in die Hauptstadt der Lombardei ein.

So standen die Dinge hier fast wieder wie vor drei Jahren, da der Kampf begann, aber mit dem großen Unterschiede, daß damals eine kaiserlich-päpstliche Armee zuversichtlich gegen die Lombardei vordrang, während es jetzt sehr zweifelhaft war, ob die Kaiserlichen sich an der östlichen Grenze der Lombardei

---

*) Am 14. Oktober finden wir ihn in Briançon, am 17. in Pignerolo. Champollion-Figeac, Captivité du roi François I. p. 29. 31.

würden behaupten können, oder nach Neapel zurückweichen müssen. Während damals König Heinrich mit frischer Kriegslust zum Bündnisse mit dem Kaiser drängte, hatte jetzt Wolsey dieses Bündnis vollständig lahm gelegt. Die Mittel des Kaisers waren überall erschöpft. Die Passivität, mit welcher er den Angriff Bourbons auf Frankreich ohne Unterstützung gelassen hatte, mußte alle seine Anhänger in hohem Grade entmutigen.

Niemand aber wurde stärker von dem plötzlichen Wechsel des Kriegsglücks betroffen als der Papst. Wir haben früher gesehen, wie er noch vor seiner Wahl sich von der innigen Verbindung mit dem Kaiser losgelöst und in eine neutrale Stellung über den Parteien zurückgezogen hatte. Indem er aber so mit allem, was er seit dem Frühling 1521 gethan und erstrebt hatte, in grellen Widerspruch trat, gelang es ihm keineswegs, seine neue Politik klar und würdig hinzustellen. Nicht nur die Schwierigkeiten der europäischen Verhältnisse und die eigene Machtlosigkeit, sondern vor allem die innere Unwahrhaftigkeit lastete wie ein Fluch auf diesem Papste, dessen große Klugheit, Welterfahrung und Skrupellosigkeit nichts erreichen sollte, als bittere Demütigungen für ihn selbst, namenloses Elend für Rom und unermeßliche Verluste für die katholische Kirche. Wenn er den streitenden Mächten erklärte, er könne für keine von ihnen Partei nehmen, seine Pflicht gebiete ihm, nur auf die Herstellung des Friedens in der Christenheit, die Abwehr der Ungläubigen und der Ketzer zu sinnen, so kündigte das eine Politik an, welche zwar, wie das Schicksal Adrians gezeigt hatte, wenig Erfolg verhieß, die aber, mit dem größeren Geschick des gewandten Mediceers durchgeführt, wenigstens der Kurie eine würdige Stellung sichern und immerhin in günstigen Momenten eine wohlthätige Einwirkung auf die Geschicke der katholischen Christenheit ermöglichen konnte. Aber diese uneigennützige Friedenspolitik war nur eine täuschende Phrase. Denn so oft eine Möglichkeit erschien, daß sich der Kaiser und König

Franz ohne päpstliche Vermittlung die Hand reichten, zeigte man sich in Rom von solcher Aussicht peinlich berührt*). Während der Papst zum Kaiser und den Königen von Frankreich und England als oberster Hirt der Christenheit von der Notwendigkeit des Friedens, des gemeinsamen Kampfes gegen Türken und Lutheraner redete, während er gegen die Venezianer die Sprache des italienischen Patrioten führte, dem nur an der Befreiung der Halbinsel von den Fremden liege, lebten in seinem Herzen die alten mediceischen Wünsche nach Erweiterung der Macht seines Hauses. Und stärker noch als diese weltlichen Begierden wirkte in Clemens die Angst. Er hatte nie den Mut er selbst zu sein, weder als Papst noch als Mediceer. Sowohl das Interesse des allgemeinen Friedens, als das Beste Italiens und der Vorteil seines Hauses hätte erfordert, daß er seinen Einfluß dem jedesmal Schwächeren zu gute kommen ließe; aber seine Angst trieb ihn fast immer auf die Seite desjenigen, welcher im Vorteil war, wenn dieser Vorteil nicht so groß wurde, daß er noch größere Angst erweckte und dadurch den Papst auf die entgegengesetzte Seite scheuchte. Die innerste Natur dieser Politik brachte es mit sich, daß sie immer auf Täuschung aller ausging. Heute wurden dem Kaiser, morgen König Franz zu weit gehende Konzessionen gemacht, um ihnen den Verdacht zu benehmen, der Papst halte zum Gegner, was ihn aus einer Unwahrheit in die andere trieb. Aber wie die größte Klugheit niemals klug genug gewesen ist, um der Lüge auf die Dauer Macht zu geben, so wurden auch die höchst verschmitzten Anschläge dieses Papstes immer und zwar auffallend rasch durchschaut.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir den verschlungenen Wegen der päpstlichen Politik das ganze Jahr 1524 hindurch nachgehen wollten. Clemens' Bemühungen um den Frieden,

---

*) Siehe oben S. 299 und Foscari's Depesche an die Zehn vom 29. Dezember 1524.

seine wiederholten Sendungen nach Frankreich, Spanien und England, seine unermüdlichen Verhandlungen mit den Botschaftern dieser Mächte in Rom führten nicht nur deshalb zu keinem Ziele, weil der Kaiser und König Franz einander mit unversöhnlichen Ansprüchen gegenüberstanden, sondern doch auch deshalb, weil der Friedensvermittler keinem Teile den Eindruck zuverlässigen Ernstes machte, sondern in jeder Partei die Hoffnung lebendig ließ, sie könne ihn auf ihre Seite bringen. Was konnte für den Papst, dem wirklich am Frieden lag, verdrießlicher sein, als der Zug der Kaiserlichen in die Provence? Nichtsdestoweniger munterte er sie im Mai dazu auf*), um den Siegern einen angenehmen Eindruck zu machen. Mitte Juli freilich, als der Zug auf Schwierigkeiten stieß, sagte er den Engländern, deren Abwendung vom Kaiser er kannte, er sei dagegen gewesen. Immerhin war der Kaiser damals noch im Vorteil. So finden wir den Papst auch noch im Juli mit dem alten Plane beschäftigt, die Schweiz von Frankreich abzuziehen, was eine Gefälligkeit für den Kaiser, zugleich aber eine Stütze für die italienische Politik des Papstes und Venedigs sein sollte**). Um jeden Preis wünschte er zu hindern, daß die Franzosen abermals in Italien einbrächen***). An dieser Richtung hielt er selbst dann noch fest, als der Rückzug der Kaiserlichen begonnen hatte. Nicht ohne Verwunderung lesen wir in einem Schreiben der Zehn an Foscari vom 2. Oktober, sie müßten höchlich den Wunsch des Papstes loben, Mailand gegen die Franzosen zu verteidigen; auch sie hätten ihre Mannschaft bereits aufgeboten. Also selbst damals, als man in Rom längst von dem Aufbruch des Königs Franz nach Italien wußte, wünschte der Papst noch ihm entgegenzuwirken.

---

*) Bergenroth, p. 638 f.

**) Die Zehn an Foscari den 6. Juli.

***) Foscari an die Zehn den 11. Juli.

Als nun aber die Nachrichten von der widerstandslosen Ueberflutung der Lombardei durch die Franzosen kamen, da schlug diese Politik ins Gegenteil um. Clemens war in unbeschreiblicher Angst. Der Verlust Mailands, sagte er Sessa, sei nichts im Vergleich mit dem, was noch kommen werde. Zunächst suchte er allerdings den Kaiserlichen noch eine gewisse Stütze zu bieten*): er zahlte ihnen einmal heimlich 6000 Dukaten; er bemühte sich durch mehrfache Sendungen an Lannoy und König Franz einen Waffenstillstand herbeizuführen. Da aber der Vicekönig mit Mailand keineswegs die Lombardei verloren sah, König Franz Bedingungen stellte, auf welche die Gegner niemals eingehen konnten, dagegen den Papst mit verlockenden Anerbietungen umwarb, sank dieser immer tiefer in die französischen Schlingen. Vielleicht nicht ohne inneres Widerstreben. Aber er stand unter dem Druck von zwei Männern, welche seine unentschlossene, furchtsame Seele unaufhaltsam fortschoben, seines Lieblings Giberti und des Grafen Carpi. Giberti war, wie wir wissen, von Anfang an für Frankreich gewesen. Da mußte es denn dem französischen Interesse sehr zu statten kommen, daß derjenige Mann, welcher neben Giberti den größten Einfluß auf den Papst übte, und zwar zu Gunsten des Kaisers, daß Schomberg einen großen Teil des Jahres

---

*) Wenn der Brief Lautrecs an König Franz (Captivité de Françoys I. p. 23 ff.), in welchem er „aus dem Lager vor Pavia" meldet, der Papst und die Florentiner hätten ihn wiederholt dringend gebeten, die französische Flotte nach Neapel zu senden, wirklich vom 10. Oktober 1524 wäre, so läge darin allerdings, wie Busch (Kardinal Wolsey 1522—1525 S. 62) meint, der unwiderlegliche Beweis einer sehr frühen Feindseligkeit des Papstes gegen den Kaiser. Aber dieser Brief gehört nicht, wie der Inhalt deutlich zeigt, in das Jahr 1524, sondern in eine spätere Zeit. Am 10. Oktober 1524 war noch kein Franzose über die Alpen gekommen, noch viel weniger lag Lautrec damals schon vor Pavia. Es ist auffallend, daß Champollion-Figeac einen solchen Irrtum begehen konnte, da die vorhergehenden wie die nachfolgenden Briefe es unmöglich machen, Lautrecs Schreiben ins Jahr 1524 zu setzen.

hindurch, und so auch jetzt wieder, auf diplomatischen Sendungen abwesend war. Indem nun der Papst diesen Giberti mit der wichtigen Sendung an Lannoy und König Franz betraute, gab er den Franzosen gewissermaßen von vornherein gewonnenes Spiel. Und was wußte Carpi nicht alles zu sagen? Schon damals regte er den Gedanken an, welcher erst am Ende von Clemens' Pontifikat zur Ausführung kommen sollte: die Vermählung seiner Nichte Katerina de' Medici mit dem zweiten Sohne des Königs Franz. Ueber Ferrara, gegen welches Carpi persönlichen Haß trug, und nach welchem Clemens nicht viel weniger verlangte als einst Leo X., regte er allerlei Phantasien an, obwohl der Herzog die Franzosen aus allen Kräften unterstützte. Und noch mehr. König Franz genügte die Vertreibung des Kaisers aus Oberitalien nicht, er sollte auch Neapel und Sicilien verlieren. Das leuchtete dem Papst gewiß nicht sehr ein: Carpi beteuerte, der Allerchristlichste denke nicht daran, Neapel für sich zu behalten, sich dadurch zum Herrn Italiens machen zu wollen: der Papst und Venedig könnten über das Königreich verfügen*).

Bei den widersprechenden Aussagen der Zeitgenossen ist es bis jetzt nicht möglich, den Gang der Verhandlungen Giberti's mit den Franzosen genau festzustellen. Am 12. Dezember wurde im tiefsten Geheimnisse zu Rom zwischen Frankreich, dem Papste und Venedig „Friede und Bündnis“ geschlossen. Die drei sagten sich durch diesen Akt nur Freundschaft untereinander zu, und daß keiner von ihnen etwas thun werde, um einem Gegner des anderen zu helfen**). Aber die Macht der

---

*) Foscari an die Zehn den 4., 12. und 15. Dezember. Schon am 4. November schrieb Nájera aus Rom, König Franz verspreche dem Papste Parma, Piacenza, Reggio, Ferrara und Neapel mit vielen andern Vorteilen. Bergenroth p. 676.

**) Foscari an die Zehn den 12. Dezember. Carpi an König Franz den 13. Dezember. (Mignet 2, 24.) Captivité p. LXXVIII. Ehses, Die Politik Clemens VII. in dem historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft 6, 602.

Verhältnisse trieb den Papst rasch weiter. Denn kaum hatte Giberti diesen Triumph seiner Politik gefeiert, so sah er sich dadurch in große Not versetzt.

Denn der Krieg in der Lombardei hatte keineswegs den Verlauf genommen, welchen alle Welt auch da noch erwarten mußte, als Giberti mit König Franz verhandelte. Die Franzosen waren am 26. Oktober fast zu derselben Zeit durch das Thor von Vercelli in Mailand eingezogen, wo die Kaiserlichen durch die Thore von Como und Rom die Stadt verließen. Wenn die Sieger den Abziehenden rasch nachsetzten, sie nicht zur Ruhe kommen ließen, so konnten diese kaum an irgend einem Punkte der Lombardei Widerstand leisten. Mehrere seiner Hauptleute empfahlen König Franz so zu handeln; aber Bonnivet war anderer Meinung. Er riet, sich lieber gegen Pavia zu wenden, welches Leyva fast nur mit Landsknechten besetzt hielt; da er dieselben nicht bezahlen könne, würde er bald kapitulieren müssen, während man von Pescara an der Spitze seiner Spanier energischen Widerstand zu erwarten habe. Der König folgte dem Admiral und marschierte auf Pavia, während Pescara in Lodi unbehelligt blieb. Dieser hatte den Platz, als er ihn mit seinen demoralisierten, entblößten, hungernden, lange nicht mehr bezahlten Soldaten betrat, in trauriger Verfassung, schlecht befestigt, ohne Munition und Lebensmittel gefunden. Er hatte wohl Grund, den raschen Angriff des Feindes zu fürchten. Da dieser ihm aber Zeit ließ, die Befestigungen herzustellen, seine Truppen physisch und moralisch aufzurichten, sagte er: „Wir waren besiegt, in kurzem werden wir Sieger sein.“ Aehnlich schrieb der Abt von Nájera, der Generalkommissär des Heeres, dem Kaiser schon am 4. November, er möge am schließlichen Siege nicht verzweifeln; seine Hauptleute hätten das Vertrauen, daß König Franz seinen Ruf und seine Armee verlieren, endlich fallen oder in Gefangenschaft geraten werde, wie es ihm Astrologen prophezeit hätten.

Bonnivet hatte sich sehr geirrt, wenn er meinte, Leyva werde bald die Waffen strecken müssen. Dieser hatte freilich neben 5000 Landsknechten nur 500 spanische Arkebusiere, 250 schwere und ebensoviele leichte Reiter zu seiner Verfügung, aber er war ein Feldherr, der selbst die Landsknechte über den Egoismus des Soldes zu erheben wußte, ebenso klug und erfinderisch wie unerschrocken, von größter Wachsamkeit und unerschütterlicher Festigkeit. Und Pavia, diese große, reiche Stadt, im Westen und Süden von dem tiefen Tessin, auf allen Seiten von starken Mauern und breiten Gräben umgeben, reichlich mit Proviant und Munition versehen, bot einem solchen Feldherrn die Möglichkeit nachdrücklicher Abwehr. Am 6. November begannen die französischen Batterien im Westen und Osten die Beschießung. Nachdem das Feuer fast drei Tage ununterbrochen gedauert und gangbare Breschen gelegt hatte, befahl der König an beiden Seiten gleichzeitig den Sturm. Aber hier trat Graf Hohenzollern, da Graf Lodron mit seinen Landsknechten den Stürmenden so fest entgegen, daß die Franzosen mit empfindlichem Verlust zurückgeschlagen wurden*). Ebenso scheiterte ihr Versuch, durch Ableitung eines Tessinarmes den Angriff auf den schwächsten Punkt der Festung im Süden zu ermöglichen. Heftige Herbstregen vereitelten die mühsamen Arbeiten. Jetzt blieb nichts übrig, als die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln.

Inzwischen verstärkte sich die Stellung der Kaiserlichen in Lodi immer mehr, obwohl ihnen Venedig wie der Papst jeden Beistand verweigerte, Ferrara die Franzosen mit Geld und Pulver unterstützte, der Papst den Verkehr zwischen Ferrara und dem französischen Lager möglichst erleichterte, sogar Genua im November auf einen Monat Waffenstillstand schloß und die furchtbarste Geldnot im Lager herrschte. Da dachte König Franz den Feind durch eine Diversion zum Abzuge zu nötigen. Er

---

*) Du Bellay p. 458 ff. Miscell. di storia Ital. 3. 334.

sandte den Herzog von Albany mit 6600 Mann über den Po, um durch den Kirchenstaat gegen Neapel zu marschieren. Der Papst gewährte freien Durchzug. Das versetzte nun Lannoy doch in ernste Sorge. Er kannte den unbefestigten Zustand Neapels, dessen schwankenden Gesinnungen kein Heer Achtung gebot. Er meinte, zur Verteidigung des seiner speziellen Fürsorge anvertrauten Königreichs nach Süden eilen zu müssen, und als ihn Pescara von der Gefährlichkeit und Vergeblichkeit eines solchen Schrittes überzeugt hatte, da forderte er Sessa auf, schleunig Frieden zu schließen; der Kaiser sei außer stande, den Krieg fortzuführen *).

Da nun aber Albany's Bewegung bald ins Stocken geriet, die Kaiserlichen in Lodi ausharrten, wurde die Verlegenheit nicht nur im französischen Hauptquartier, sondern auch in Rom groß. Am 18. Dezember machte Giberti dem Botschafter Venedigs folgende Eröffnung: der Papst und Venedig seien in der Lage, daß sie notwendig den Franzosen zum Besitz der Lombardei verhelfen müssen. Da dieselben nun vor Pavia so harte Arbeit fänden, die Kaiserlichen nicht freiwillig nachgeben wollten, so bleibe nichts übrig, als an den Grenzen Neapels eine Bewegung hervorzurufen, welche die Kaiserlichen nötigen werde, alle ihre Truppen dahin zu senden. Venedig möge zusammen mit dem Papste Carpi das nötige Geld geben, der dann die Sache schon besorgen werde. Als Foscari erwiderte, er glaube nicht, daß die Signorie auf ein solches Manöver eingehe, sagte Giberti: „Sowie der Friede und das Bündnis heimlich abgeschlossen worden ist, so würde auch diese Operation im tiefsten Geheimnis geschehen. Eure Herrlichkeit kann das Geld in meine Hand befördern, das dann der Papst Signor Alberto (Carpi) geben wird, so daß niemand davon erfahren wird, als Se. Heiligkeit und ich.“ Am 23. machte der Papst selbst dem Botschafter eine andere Andeutung. Um die Kaiser-

---

*) Bergenroth p. 686 f.

lichen, meinte er, zur Nachgiebigkeit zu nötigen, würde es sehr zweckmäßig sein und eine Sache von großer Bedeutung, wenn Genua sich von ihnen abwendete. Als Foscari darauf Giberti fragte, ob etwa der heil. Vater eine Praktik mit dem Dogen von Genua betreibe, sagte der Datar „in großer Heimlichkeit", daß alles gethan werde, um Genua auf französische Seite zu bringen; man habe aber mit dem Dogen große Mühe, da er ohne jeden verständigen Grund am Kaiser festhalte *).

Während der heil. Vater so in großer Heimlichkeit gegen den Kaiser cabalierte, rückte die Notwendigkeit heran, den Akt vom 12. Dezember zu veröffentlichen, da Frankreich von ihm natürlich nur dann den vollen Nutzen hatte, wenn alle Welt erfuhr, daß der Papst den Kaiser im Stiche gelassen und ihm die Hand gereicht habe. Der Papst kündigte diesen Schritt dem Kaiser am 5. Januar 1525 in einem Schreiben an, das nicht schöner hätte lauten können. Lediglich die Unmöglichkeit, dem Heere Albany's Widerstand zu leisten, hat den Papst zu dem Vertrage mit Frankreich genötigt, um dadurch sich und das Seinige zu sichern. Dieser Pakt thut seinen „alten und ihm überaus teueren Verbindungen", keinerlei Eintrag. Zu seiner größten Freude hört er gerade jetzt von Schomberg, daß auch der Kaiser zum Frieden geneigt ist. „Diese wie vom Himmel gesandte Botschaft hat alle Zweifel und Sorgen unseres Gemüts hinweggenommen;" sein mit Frankreich aus Not geschlossener Vertrag wird nun auch dem allgemeinen Frieden nützen. Böswillige werden ihm zwar beim Kaiser eine andere Bedeutung geben: „aber wir rufen Gott zum Zeugen unserer Aufrichtigkeit an und versichern, daß wir nicht durch irgend ein Sonderinteresse oder durch Haß gegen irgend jemand, sondern lediglich durch die Notwendigkeit, das öffentliche Wohl und die Friedensliebe zu diesem Schritte bestimmt worden sind." Der Papst schloß mit der Beteuerung, er werde dem Kaiser immer die

*) Foscari an die Zehn den 18. und 23. Dezember.

Treue der wärmsten Freundschaft bewahren und nie seine frühere Liebe zu ihm ändern *).

Auf den Kaiser machte dieser Abfall des Papstes den widerwärtigsten Eindruck. Schon seit Monaten befand er sich in sehr peinlicher Lage. Das Verhältnis zu England sah er sich mehr und mehr lockern; die Beziehungen zu Portugal waren freilich durch die im August entschiedene Heirat seiner Schwester Katharina mit dem Könige etwas gebessert, aber diese Heirat selbst bereitete wieder Schwierigkeiten, indem sie den kaiserlichen Finanzen durch Aussteuer und Mitgift eine große Last auflegte; auf der anderen Seite ging der Streit mit Portugal über die indische Welt unabsehbar fort, und die große Frage der Verheiratung des Kaisers konnte nicht vorwärts kommen. Denn wie wenig er auch noch von England erwartete, er wagte doch nicht offen mit ihm zu brechen, was durch die Verbindung mit der potugiesischen Infantin geschehen sein würde. Die dänische Angelegenheit gestaltete sich immer hoffnungsloser. Die Posten aus dem Reich meldeten von den ersten Empörungen der Bauern in Ferdinands Gebiet und bedenklichen Machinationen der Fürsten. Margarete erklärte, die Mittel der Niederlande seien völlig erschöpft, sie könne nichts mehr für den Krieg thun **). Wie sollte nun der Kaiser allein die Last tragen? Allerlei Gedanken tauchten da auf. Bald nachdem man von dem Ende Juli erfolgten Tode der Königin Claude erfahren, hörte man am spanischen Hofe davon reden, der Friede mit Frankreich könne vielleicht dadurch gewonnen werden, daß König Franz des Kaisers Schwester Eleonore

*) Balan, Monum. saeculi XVI. 1, 48 ff.

**) In einem Briefe vom 31. Dezember (Wien. Arch.) schreibt sie unter anderem: Ceulx des pays de Luxembourg, Artois et Haynault ont tant souffert et perdu par la guerre, que est une chose pitoyable et quasi incroyable de ce quil est de leurs miseres. Ilz ont faict leurs mieulx jusques a present, mais ilz nen peuvent plus. Es sei mehr als nötig, daß Karl darauf Rücksicht nehme.

heirate. Gattinara wies zwar diesen Einfall schroff ab; als aber einige Monate später Schomberg nach Madrid kam, hörte er sehr ernstlich von der Sache sprechen, welche er seinerseits empfahl. Auch in betreff Mailands wurden die verschiedensten Kombinationen erörtert. Gattinara fand es nötig, daß jetzt endlich die förmliche Belehnung des Herzogs Sforza erfolge; andere meinten, der Kaiser müsse das reiche Land für sich behalten; andere rieten, mit Mailand entweder König Franz oder den Papst zu ködern. Die buntesten Heiratspläne wurden damit in Verbindung gebracht; sogar eine vor achtzehn Monaten in Valladolid geborene Tochter des Kaisers glaubte man dabei verwenden zu können *).

Hundert Dinge wurden erwogen und wenige entschieden. Die Lage gewann dadurch einen besonders peinlichen Charakter, daß der Kaiser seit Ende August am Fieber litt und davon mehrfach so mitgenommen wurde, daß er, verdrießlich und verstimmt, von Geschäften nichts hören wollte. Dann wieder überkam ihn ein Mißtrauen gegen seine Räte, so daß er ihnen von wichtigen Dingen gar keine Kenntnis gab, und neben jenem Mißtrauen regte sich das in die eigene Einsicht. Als Schomberg Ende November mit neuen Friedensplänen nach Madrid kam und nach einer langen Konferenz mit dem Kaiser äußerte, dieser werde es nun mit seinem Rate überlegen und den ihm gut scheinenden Entschluß fassen, erwiderte Karl: „Meint nicht, daß ich jetzt alles meinem Rate mitteile; allerdings, so lange Chièvres lebte, lenkte er mich; wollte Gott, er lebte noch, denn ich erkenne, daß er klug war" **).

---

*) Contarini's Berichte vom 1. September, 1. und 3. Oktober.

**) So schreibt Contarini am 4. Dezember nach dem Bericht des Florentiners Corsi, welchem Schomberg alles anvertraute. Die Worte des Kaisers lauten: Non pensate che io communichi hora ogni cosa a lo consiglio; vero é che quando monsignor di Chièvres viveva, che allora luj me governava, et Dio volesse che hora fusse vivo, perche cognosco che era prudente.

Also die kriegerische Wendung, welche er seiner Politik nach Chièvres Tode gegeben, erschien dem Kaiser jetzt in bedenklichem Lichte. Mußte er da nicht den Friedensmahnungen des Papstes sein Ohr leihen? Ja, zu einem ehrenvollen Frieden war er mehr als je geneigt. Aber solange die Franzosen siegreich in Italien standen, konnte davon doch kaum die Rede sein. Er mußte um jeden Preis die Behauptung seiner Position in der Lombardei erstreben. Er that, was ihm seine zerrütteten Finanzen irgend gestatteten, um die leeren Kassen seines Heeres wenigstens etwas zu füllen. Aber wie wenig konnte er thun und wie überaus sorglich lauteten die Berichte seiner Hauptleute! Und da kam nun die Nachricht vom Abfall des Papstes.

Der Florentiner Corsi hatte von Clemens den Auftrag erhalten, sein Verfahren beim Kaiser zu rechtfertigen. Karl erwiderte, er müsse ja immer, was der heilige Vater thue, gut aufnehmen, aber er könne nicht umhin, in aller Ehrerbietung die Gefühle seines Herzens auszusprechen. Clemens wisse wohl, daß er, der Kaiser, als junger Mann, da er noch kaum gewußt, was er thue, nur für ihn, den Papst, in diesen Krieg eingetreten sei, nicht etwa für Papst Leo, sondern für Clemens, denn dieser habe jenen regiert. Was damals zwischen ihm, dem Kaiser und dem Könige von Frankreich gelegen, habe eine Verständigung nicht ausgeschlossen. Aber auf Clemens' Anstiften habe er sich in den Krieg gestürzt. Er habe in demselben ungeheure Schätze, viele Tausende von Soldaten und zahlreiche Freunde verloren, und, was ihn noch mehr bekümmere, seine Ehre und sein Seelenheil aufs Spiel gesetzt. Und nun lasse ihn der Papst in dem nur von ihm selbst angestifteten Kriege im Stiche! Er habe nie für möglich gehalten, daß der heilige Vater so handeln werde. Er verzweifle aber trotzdem nicht; er werde seinen Feinden nicht nachgeben, im äußersten Falle alle seine Reiche dransetzen. Auch brauche er an der Wiederkehr des Glücks, das ihn schon so oft begünstigt, nicht

zu verzagen. Dann werde sich ihm auch der Papst wohl wieder anschließen*).

Karl ließ zehn Tage verstreichen, ehe er dem Papste antwortete. Nichts von der Entrüstung, welche ihn erfüllte, kam hier zum Ausdruck. Er sei weit davon entfernt, schrieb er, gegen den Papst feindselige Gesinnungen zu hegen, da er ihn als seinen Vater verehre. Derselbe werde von den Anhängern Frankreichs in seiner Umgebung betrogen worden sein u. s. w. Aber gegen Sessa machte er seinem Herzen Luft: er habe Clemens zum Papst gemacht, in Clemens' Interesse den Krieg unternommen, da er mit Frankreich in Frieden gelebt. Einzig und allein durch Leo, vielmehr durch Clemens sei er in diesen Kampf verwickelt worden. Einen „Brunnen voll Gold" habe er geopfert, um die Medici groß zu machen. Und jetzt lasse ihn Clemens nicht allein im Stiche, sondern bestimme Venedig zu demselben Schritte, weil er meine, es sei für ihn gefährlich Treue zu halten. Er könne sich wohl an Clemens rächen, ziehe aber das Wohl der Christenheit der Rache vor. Unter angemessenen Bedingungen wolle er Frieden oder Waffenstillstand annehmen; aber seine Ehre müsse unverletzt bleiben. Sessa erhielt Auftrag, dem Papste zu erklären: trotz seinem Abfall werde der Kaiser seine Armee halten und seine Pläne ausführen, sollte es Krone und Leben kosten**).

Wie weit die Erbitterung gegen den Papst ging, beweist der Umstand, daß unmittelbar auf die Kunde von seinem Abfall am Hofe die Rede umging, man werde seine Wahl auf Grund seiner illegitimen Geburt anfechten. Die beiden Gewalten, welche bis dahin trotz allen politischen Differenzen doch immer ein freundliches Verhältnis gewahrt hatten, sie standen jetzt mit kaum verhüllter Feindseligkeit einander gegenüber.

---

*) Contarini den 28. Januar 1525. Rawdon Brown p. 400.

**) Karls Briefe an Clemens vom 7., an Sessa vom 9. Februar bei Bergenroth p. 699 f., der letztere auch bei Gachard p. 212 f.

Hatte der Papst wohl erwogen, was das bedeutete? Hatte er Luther ganz vergessen? Ende November hatte ihn Sessa gebeten, recht zu bedenken, wie unentbehrlich für ihn des Kaisers Freundschaft sei, da er so gefährliche Feinde habe wie Luther und den Türken, gegen welche ihn nur der Kaiser schützen könne. Clemens hatte diese gewichtige Mahnung in den Wind geschlagen. Vielleicht meinte er, der Kaiser werde gegen die Ketzer doch thun, was er könne. Aber der Brief an Sessa schloß mit den bedeutsamen Worten: „Von der Sache Luthers zu reden ist jetzt keine Zeit"*). Der Papst war der wirksamste Bundesgenosse Luthers geworden.

Während sich diese unendlich folgenreiche Entfremdung zwischen Papsttum und Kaisertum vollzog, bereiteten sich im Felde Ereignisse von nicht viel geringerer Tragweite vor. Des Kaisers unerschütterliche Beharrlichkeit würde ihn nicht gerettet haben, da ihm die Möglichkeit fehlte, sein Heer wirksam zu unterstützen, wenn nicht die Führer desselben die Kraft besessen hätten, aller Schwierigkeiten Herr zu werden. Bourbon war im November über die Alpen geeilt, um persönlich die Anwerbung eines großen Heeres von Landsknechten zu betreiben; Ferdinand hatte ihn dabei, den Hader mit dem Bruder vergessend, aus allen Kräften unterstützt. Am 11. Januar erschien

*) En la materia de Luter no es tiempo ahora de hablar. Der Kaiser hatte im Konzept hinzugesetzt, er werde sich darin nach den Diensten des Papstes richten, das jedoch wieder gestrichen. Aber seine Gedanken gingen fast noch weiter. Er äußerte in jenen Tagen: „Ich erwarte schlechte Nachrichten sowohl aus dem Mailändischen als aus Neapel, aber ich kümmere mich nicht das mindeste darum. Ich werde nach Italien gehen und mich an denen rächen, welche mich gekränkt haben, besonders an dieser Memme, dem Papst. Heute oder morgen wird Martin Luther vielleicht ein wertvoller Mann sein." Contarini, welcher diese Worte am 6. Februar berichtete, fand sie um so bemerkenswerter, als der Kaiser in seinen Aeußerungen immer sehr vorsichtig und maßvoll sei. Die Treulosigkeit des Papstes hatte in Karl eine leidenschaftliche Erregung geweckt, wie wir sie bisher nie wahrgenommen haben.

der Connetable mit dem Grafen Salm und Marx Sittich an der Spitze des ersten Haufens, wenige Tage später folgte Frundsberg mit dem Hauptcorps. Das Heer zählte jetzt 13000 Landsknechte, 6000 Spanier, 3000 Italiener, 600 schwere und mehr als 1500 leichte Reiter; es war damit fast so stark als die französische Armee, welche nur an Artillerie und schwerer Reiterei eine große Ueberlegenheit besaß. Die Truppen waren von dem besten Geiste erfüllt. „Alle Soldaten," schrieb der Abt von Nájera, „haben das größte Verlangen zu kämpfen, als ob jeder von ihnen sicher wäre, den französischen König zu verwunden und gefangen zu nehmen. Alle, vom höchsten Offizier bis zum letzten Soldaten, sind des Siegs gewiß." Aber wie sollte man diese vortrefflichen Truppen bezahlen? Der Kaiser hatte einmal 50000 Dukaten geschickt, während der Monatssold 130000 Dukaten betrug. Jetzt waren wieder Wechsel über 200000 Dukaten unterwegs, aber wann konnten sie eintreffen, wann versilbert werden?

Nach Ankunft der Landsknechte trat diese Schwierigkeit peinlicher als je hervor. Vier Tage lang berieten Bourbon, Lannoy und Pescara mit Nájera, wie zu helfen sei. Da sie keine Möglichkeit entdeckten, Geld aufzutreiben (Lannoy hatte sein Silbergeschirr bereits verpfändet), kehrten die Führer verzweifelt zu ihren Truppen zurück. Da suchte der Abt Pescara auf, „dessen großer Geist und unbefleckte Ehre, wie jener schreibt, ihm einen unermeßlichen Einfluß auf die ganze Armee erworben haben". Pescara beschloß, den Versuch zu machen, ob er die Soldaten bereden könne, ohne Sold bis zum 10. Februar zu dienen, wo Pavia entsetzt sein müsse. Zuerst redete er am 15. Januar zu den Spaniern: sie jubelten ihm begeistert zu, sie wollten alles verkaufen, um Geld für die nötigen Lebensmittel und für diejenigen zu beschaffen, welche ohne Sold nicht marschieren wollten. Dann sprach er mit den Italienern, welche sich ebenfalls bereit erklärten. Zuletzt wendete er sich an die Deutschen; auch sie wollten wenigstens für eine geringe

Abzahlung oder für den halben Sold bis zum 10. Februar dienen*).

Nachdem man sich so für drei bis vier Wochen gesichert hatte, brach man am 24. Januar von Lodi auf. Leyva hatte zuletzt sehr dringend um Beschleunigung des Entsatzes gebeten, da die Lebensmittel allmählich sehr knapp geworden, oder vielmehr so gut wie ausgegangen waren und er die Landsknechte, auf deren Sold er nur geringe Summen abzahlen konnte, nicht lange mehr hinzuhalten wisse. Aber ein direkter Angriff auf das französische Heer, welches sich stark vor Pavia verschanzt hatte, schien kaum ausführbar. Die Kaiserlichen marschierten deshalb nicht südwestlich, in der Richtung auf Pavia, sondern nordwestlich auf Marignano, als ob sie Mailand angreifen wollten; sie hofften dadurch den Feind aus seinen Schanzen herauszulocken. Dieser aber rührte sich nicht. So mußte man denn gegen Pavia rücken. Nachdem Pescara das kleine, von den Franzosen besetzte Santangelo erstürmt, erschien die kaiserliche Armee am 2. Februar einige Meilen von Pavia. Am 6. rückten sie auf Kanonenschuß-, am 7. bis auf Flintenschußweite an das französische Lager heran. Von da an gab es täglich Scharmützel. „Der Boden," schrieb Nájera am 17. Februar, „muß Zoll für Zoll erobert werden, bis die beiden Heere einander so nahe stehen, daß sie sich mit den Piken erreichen können. Die Franzosen sind stark befestigt, haben tiefe Gräben rund um ihr Lager. Sie sofort anzugreifen ist unmöglich, aber sie werden in ihren Verschanzungen zur Schlacht gezwungen werden, wenn sie es am wenigsten erwarten." Der Spanier redet mit großer Geringschätzung von dem Feind. König Franz, schreibt er, habe Soldaten, welche daran gewöhnt seien und es sogar für eine Auszeichnung hielten zu fliehen. Die kaiserlichen Truppen verlangten dagegen so

*) Nach dem ausführlichen Bericht des Abts vom 19. Januar. Bergenroth p. 691 ff.

nach dem Angriffe, daß derselbe jeden Tag gewagt werden könne, wo die Geldnot dazu zwinge; bei den Arbeiten zur Befestigung des eigenen Lagers thäten sie mehr als ihre Pflicht, Lannoy, Pescara, Alarcon, Bourbon und der Marques del Gasto (Pescara's Neffe) ruhten weder bei Tag noch bei Nacht, setzten sich jeder Gefahr und Strapaze aus. Von den Deutschen zu reden fand der Spanier nicht nötig.

Inzwischen war aber der 10. Februar erschienen, ohne daß das Geld vom Kaiser eingetroffen. Es galt die Truppen abermals zu beschwichtigen. Pescara gab den Landsknechten aus eigenen Mitteln 4000 Dukaten, womit sie sich für den Augenblick zufrieden gaben. Wenn aber, schrieb Nájera, die Sendung des Kaisers in zwölf Tagen nicht anlange, werde das Heer sich auflösen. In diesem kritischen Moment suchte der inzwischen nach Italien zurückgekehrte Schomberg noch einmal einen Waffenstillstand zu vermitteln, wie immer vergeblich. Alle Gedanken der Kaiserlichen waren auf Kampf gerichtet. Leyva hatte mehrfach glückliche Ausfälle gemacht und dadurch seinem Mangel an Pulver und Lebensmitteln etwas abgeholfen. Es war auch gelungen, ihm mitten durch das feindliche Heer Munition und Geld zuzusenden. Aber die Schwierigkeiten, vor denen man stand, waren doch enorm. Man mußte bald schlagen und wußte nicht recht, wie man dem Feinde beikommen sollte. In dieser Bedrängnis, schrieb Lannoy dem Kaiser am 21. Februar, habe er beschlossen, auf Gott, sein gutes Glück, besonders aber auf die Tapferkeit der Armee zu vertrauen und etwas zu wagen. In drei oder vier Tagen werde er seine Armee mit den Belagerten vereinigt haben, oder nicht mehr leben.

Am 23. Februar traten die Führer der Kaiserlichen zu einer Beratung über den Angriff zusammen. Auch ein Abgeordneter Leyva's war dazu erschienen. Man beschloß, in der nächsten Nacht nicht auf die französischen Verschanzungen vorzubringen, sondern den weitausgedehnten Park von Mirabello

im Norden Pavia's zum Kampfplatz zu wählen. Die starke Mauer, welche denselben umgab, sollte in der Nacht an drei Stellen niedergelegt werden und durch diese Lücken das Heer eindringen, um Leyva, der durch zwei Kanonenschüsse zu unterrichten, die Hand zu reichen. Aber die Mauer leistete so starken Widerstand, daß der Tag herangraute, ehe die Kaiserlichen in den Park einzudringen vermochten, auch dann noch durch die Trümmer des Mauerwerks gehemmt. Sobald König Franz von der feindlichen Bewegung erfuhr, beschloß er den Angriff nicht in seinen Schanzen zu erwarten, sondern in dem Park, welcher für seine überlegene Artillerie und Reiterei den günstigsten Kampfplatz bot, die Schlacht anzunehmen. Zunächst richteten seine Kanonen, dann der unwiderstehliche Angriff seiner Panzerreiter unter den Feinden eine so große Verwirrung an, daß er des Sieges gewiß ausrief: „Heute will ich mich Herzog von Mailand nennen." Aber die rasche Geistesgegenwart Pescara's und die Festigkeit Frundsbergs wandte das Schicksal. Das stürmische Vordringen der Franzosen nötigte ihre Geschütze zum Schweigen, um nicht die eigenen Leute zu töten, und als nun die spanischen Arkebusiere mit großem Geschick ihre Schüsse von der Seite her auf die feindlichen Reitermassen richteten, die Landsknechte mit ihnen um die Wette vordrangen, die Reiter wichen, entstand unter den Franzosen eine verhängnisvolle Verwirrung. Ihre Schweizer, vor einigen Tagen durch den Abzug der Graubündner geschwächt, blieben an diesem Morgen weit hinter ihrer alten Tapferkeit zurück; die Italiener, denen ihr Führer, Giovanni d'Medici, wegen einer vor kurzem erlittenen Verwundung fehlte, hielten noch weniger stand. Am hartnäckigsten wehrten sich die Landsknechte, ohne aber den Kampf herstellen zu können. In diesem Augenblicke, da die Dinge für die Franzosen schon bedenklich genug standen, brach Leyva mit seiner freilich sehr zusammengeschmolzenen Mannschaft aus der Stadt vor und vollendete die Auflösung des feindlichen Heeres, dem seine Nachhut

unter dem Herzoge von Alençon völlig versagte. König Franz suchte das Glück zu retten. Er stürzte sich mit seinem Gefolge in das Getümmel. Aber sein Roß wurde niedergestochen; zusammenbrechend begrub es ihn zum Teil unter seinem Körper. Die unbarmherzigen Spanier würden den König wie alle anderen Gefangenen, da sie auf Pescara's Befehl keinen Pardon gaben, getötet haben, wenn ihn nicht ein Edelmann Bourbons erkannt hätte. Man rief Lannoy herbei, der sich an diesem Tage keineswegs ausgezeichnet hatte: ihm übergab der König seinen Degen. Sein Heer war so gut wie vernichtet, die besten Führer desselben gefallen, viele andere wie er selbst gefangen*).

„Heute," schrieb Nájera dem Kaiser nach errungenem Siege, „ist das Fest des Apostels St. Matthias, da Ew. Majestät vor fünfundzwanzig Jahren geboren sein soll. Fündundzwanzigtausendmal sei Gott Dank und Preis für seine Gnade! Von diesem Tage an ist Ew. Majestät in der Lage, Christen und Türken nach Belieben das Gesetz vorzuschreiben."

---

*) Ueber die Litteratur und die Schlacht selbst siehe K. Häbler in den Forschungen zur deutschen Geschichte 25, 511 ff. Mignet 2, 49 ff.

Viertes Buch.

Der Bauernkrieg.

Was ist es doch, das seit vierthalbhundert Jahren die Teilnahme aller Kulturvölker immer wieder auf den Sieger von Pavia hingelenkt hat? Dieser wunderbare Tag hatte ihn plötzlich aus verzweifelter Bedrängnis auf die sonnige Höhe des Glücks und der Macht gehoben, alle früheren noch so erstaunlichen Wendungen seines Schicksals an Erstaunlichkeit weit überbietend. Aber was hatte er selbst daran gethan? Sein eigener Anteil an der Katastrophe des Franzosenkönigs war nicht größer als an den Glückstagen von Villalar und Bicocca, als an der Wahl Adrians, den Wunderthaten von Cortés und all den anderen Ereignissen, welche seine so oft dem Abgrund nahe Macht immer glänzender aufrichteten. Persönlich hatte er wesentlich nur das Verdienst, dem Glück die Möglichkeit seiner Wirkungen zu erhalten, nie zu verzagen noch zu weichen; die Thaten vollbrachten für ihn immer andere. Nicht einmal eine weise Ausnutzung dieser Thaten konnten wir ihm bisher nachrühmen. Weil er seine überspannten, in sich undurchführbaren Bestrebungen nie zu mäßigen verstand, das, was er wollte, nie nach dem, was er konnte, bemaß, so führten alle Siege und sonstigen Erfolge nur immer in neue Verlegenheiten. Und so sollte es sein ganzes Leben hindurch bleiben. Aber dieses Leben, arm an positiven Ergebnissen, an segensreichen Früchten, war ebenso reich an tief-

greifenden Einwirkungen auf das Schicksal der Menschheit. Es lebte kaum ein Volk in Europa, das nicht von den Erfolgen oder Mißerfolgen der kaiserlichen Politik berührt wurde. Sie war Weltpolitik im weitesten Sinne des Wortes. Sie war mit allen großen und kleinen Sorgen der verschiedenen Völker mehr oder weniger verwachsen. Der Tag von Pavia berührte die Interessen von Ungarn, Polen, Skandinavien fast ebenso nahe wie das innerste Leben von Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien und England; er bedeutete für den Sultan fast ebenso viel wie für den Papst. Er schien Luther mit sicherem Verderben zu bedrohen. Dieser Kaiser, möchte man sagen, war der Schicksalsmann der modernen Welt in ihrer Geburtsstunde. Er gehört den verschiedenen Nationen nahezu gleichmäßig an. Alle haben durch ihn gelitten, alle mit ihm oder gegen ihn ringen müssen. Sein persönliches Leben hat eine recht beschränkte Bedeutung, seine Geschichte die größte.

Wie verhängnisvoll der Tag von Pavia für Frankreich und Italien werden zu müssen schien, schlimmer noch bedrohte er Deutschland, das eben damals von einer furchtbaren Volksbewegung völliger Auflösung entgegengeführt und damit dem Willen des jetzt allmächtigen Kaisers widerstandslos unterworfen zu werden Gefahr lief.

Wir erinnern uns, wie Karl die Beschlüsse des dritten Nürnberger Reichstages aufgenommen hatte. Ferdinand aber wartete diese Entscheidung des Bruders nicht ab, um seinerseits im Einvernehmen mit Campeggi einen neuen Weg zur Ausrottung des ketzerischen Verderbens zu betreten. Wenn in Nürnberg ihre Absichten gescheitert waren, so wollten sie nun diejenigen geistlichen und weltlichen Fürsten, deren Zustimmung ihnen sicher war, zusammenbringen, um ungehindert durch die Erregtheit einer von dem lutherischen Gift angesteckten Gemeinde, wie durch die Einreden unzuverlässiger Räte ein energisches Vorgehen gegen den Abfall zu verabreden. Zugleich sollte auf diesem Tage das kirchliche Wesen so weit gereinigt werden, als

notwendig schien, um es in der bösen Zeit behaupten zu können, und endlich Ferdinand die finanziellen Mittel gesichert werden, deren er so dringend bedurfte, um sowohl gegen die Ketzer als gegen die Türken seinen Stand halten zu können. Adrian hatte ihm zu diesem Zwecke den dritten Teil aus dem Einkommen des Klerus in seinem eigenen, den fünften in den benachbarten Landen für ein Jahr bewilligt, Ferdinand aber gegen den Widerstand sowohl der geistlichen als der weltlichen Herren das Bewilligte nicht erheben können. Am 8. Mai erließen Ferdinand und Campeggi aus Stuttgart an die oberdeutschen Kirchenfürsten und die Herzöge von Bayern die Aufforderung, am 24. Juni in Regensburg, einer dem alten Glauben treugebliebenen Stadt, zu dem vorhin genannten Zwecke zusammenzutreffen*).

Ferdinand begab sich von Stuttgart ins Breisgau, um da seinerseits den Angriff auf die Ketzerei sofort zu beginnen, welche in seinen vorderen Landen besonders an zwei Orten, in dem kleinen Kenzingen bei Freiburg und in Waldshut, die Oberhand gewonnen hatte. Ein nach Breisach geladener Landtag beschloß nach des Fürsten Wunsch. In Kenzingen wurden die Abtrünnigen zur Unterwerfung gebracht, in Waldshut aber stieß das landesherrliche Gebot auf unerwarteten Widerstand. Dieses der Eidgenossenschaft unmittelbar benachbarte Städtchen war ganz von dem Geiste Zwinglis ergriffen, welcher soeben Zürich vollständig von Rom losgerissen und gegen den zornigen Einspruch der anderen Orte namentlich Schaffhausens Zustimmung gefunden hatte. Nun geschah es, daß diese Züricher

*) Siehe das Nähere bei Friedensburg, Der Regensburger Konvent (in den dem Andenken von Waitz gewidmeten Abhandlungen). Es könnte auffallen, daß man von den norddeutschen Freunden Roms, namentlich dem Herzog Georg von Sachsen und Kurfürst Joachim, bei dieser Einladung absah. Aber mit dem sächsischen Herzog bestand noch immer die alte Verlegenheit wegen der Schuldforderung, und mit dem Hohenzollern scheint das gute Verhältnis durch den mißlichen Stand der Heiratsfrage ernstlich getrübt worden zu sein.

Bewegung auch sonst in der Nachbarschaft Waldshuts eifrige Anhänger gewann, und endlich kam gerade damals die Bauerschaft des südlichen Schwarzwaldes in Aufruhr.

Von der bedrohlichen Stimmung des niederen Volkes in Stadt und Land haben wir fortwährend gehört. Die Furcht, das Volk könne aufstehen, wenn man gegen Luther Gewalt brauche, ist uns bei jeder Gelegenheit als maßgebend für das Verhalten der Reichsgewalten wie der meisten einzelnen Stände entgegengetreten. Wir erinnern uns auch, wie verschiedentlich, besonders aus den vorderösterreichischen Gebieten, von Ansammlungen der Bauern, von einem Bundschuh berichtet wurde. Ohne Zweifel haben die schweren und oft willkürlich gemehrten Lasten, welche in früheren Jahren das Landvolk am Oberrhein, in Schwaben und im Algäu mehrfach zu Verschwörungen und Aufständen getrieben hatten, auch in den ersten zwanziger Jahren ähnliche Bewegungen hervorgerufen. Inwieweit dieselben mit Luthers und seiner Anhänger Predigten zusammenhängen, läßt sich nicht sagen, da wir überhaupt nur dunkle Kunde von ihnen haben. Gewiß scheint, daß als im Mai 1524 die Bauern des Abts von St. Blasien auf dem oberen Schwarzwalde ihrem Herrn die bisherigen Abgaben weigerten und dann am 23. Juni die Stühlinger Bauern gegen den Grafen von Lupfen aufstanden, religiöse Motive nichts damit zu thun hatten. Die Stühlinger sollen sogar ursprünglich jede Gemeinschaft mit Luther abgewiesen haben, dessen Lehre damals an dieser Südgrenze des Reichs die ländliche Bevölkerung kaum erst berührt zu haben scheint.

Nun aber konnte es doch nicht anders kommen, als daß zwei so benachbarte Bewegungen, welche wesentlich denselben Gegner zu fürchten hatten, früher oder später in Verbindung traten. Ferdinand war der Schutzherr des Grafen von Lupfen, erkannte auch ohne weiteres die Verpflichtung an, ihn gegen seine aufrührerischen Bauern zu unterstützen. Für ihn unterlag es nicht dem geringsten Zweifel, daß jede Art Aufruhr oder

Unruhe, welche damals irgendwo entstand, in der „verfluchten lutherischen Sekte“ ihren eigentlichen Grund habe. Er warf deshalb ohne weiteres die Stühlinger Bauern und die Waldshuter Bürger in einen Topf und that so das Seinige, um beide zusammen zu binden, um den Bauern, welche ursprünglich nur ihren besonderen Notstand im Auge gehabt hatten, den Weg zu einer universalen Bewegung zu weisen.

Anfang September zogen achthundert Bauern mit weiß-rot-schwarzer Fahne zur Kirchweih nach Waldshut und begründeten da zwar nicht eine „evangelische Bruderschaft“, wie man lange gemeint hat*), einen Bund zu einer großartigen Propaganda über das ganze Reich, knüpften aber Beziehungen zu gegenseitiger Verteidigung an, wie sie sich aus der Situation ganz unvermeidlich ergaben. Zugleich fanden die Stühlinger Bauern freundliche Vermittelung bei dem evangelischen Schaffhausen, das in ihrer Landschaft mehrfach begütert war. Etwas später, da Waldshut ein ernstlicher Angriff zu drohen schien, zog ihm eine Züricher Freischar zu Hilfe, während Zürich die durch mannigfache Beziehungen mit ihm verbundenen Bauern des Klettgau seines Beistandes versicherte, wenn sie in seiner Weise das Wort Gottes predigen ließen.

---

*) Man entnahm diese Thatsache der von Mone gedruckten Villinger Chronik, welche unsere reichste Quelle für diese Anfänge des Bauernkriegs ist. Nun aber hat sich herausgestellt, daß das den Ereignissen nahezu gleichzeitige und in der Hauptsache glaubwürdige Original jener Chronik von einem solchen Vorgang nichts weiß, während die von der „evangelischen Bruderschaft“ erzählenden Abschriften dem Ende des 16. Jahrhunderts angehören. Die anderweitigen gleichzeitigen Zeugnisse wissen zwar von einem Schutzverhältnisse zwischen Stadt und Bauern, enthalten aber keine Spur von einer auf großartige Propaganda berechneten Organisation, von deren Thätigkeit auch um diese Zeit nirgends Zeichen zu entdecken sind. Vgl. Roders Ausgabe der Villinger Chronik S. 98 mit den Akten bei Schreiber und Baumann und den scharfsinnigen Ausführungen bei Scheidel, Kritik der Villinger Chronik (Ansbach 1885), welcher schon vor dem Erscheinen der Roderschen Ausgabe die Unmöglichkeit dieser „evangelischen Bruderschaft“ nachwies.

Unter dieser Gunst mannigfacher Umstände bildeten sich hier am Südabhange des Schwarzwaldes, in unmittelbarer Nachbarschaft der Schweiz, deren freiere bäuerliche Zustände längst den Unterthanen des Reichs höchst verlockend erschienen waren, ein Herd der Bewegung, der an sich noch keine ernste Gefahr barg, der aber durch die Lage der Zeiten eine ungeahnte Bedeutung gewinnen sollte. Wäre Ferdinand von vornherein nachdrücklich gegen diese Anfänge eingeschritten, so vermochten weder die Stühlinger noch die Waldshuter sich zu behaupten. Wie alle früheren, so konnte auch dieser Versuch einer Auflehnung im Keime erstickt werden, wenn es eine Regierung gab, welche über die dafür notwendigen Mittel verfügte.

Der im ganzen glückliche Verlauf des Regensburger Tages schien ja nun allerdings Ferdinands Machtstellung erheblich zu verstärken. Alle Geladenen hatten ihre Boten geschickt, daneben die eifrigsten litterarischen Vorfechter Roms, Eck, Fabri und Cochlaeus, sich zur Förderung der Sache eingefunden. Die bayerischen Herzöge erschienen freilich nur für einige Tage und auch von den Prälaten nur der Kardinal von Salzburg und die Bischöfe von Trient und Wien. Was aber den Kampf gegen die Ketzerei angeht, herrschte in der Versammlung die erfreulichste Uebereinstimmung. Man ging einfach davon aus, daß die letzten Reichstagsschlüsse die strenge Durchführung des Wormser Edikts zur Pflicht gemacht, die Predigt an die Lehre der römischen Kirche gebunden hätten. Keinerlei Abweichung sollte hinfort geduldet, die ketzerischen Bücher vernichtet, die Presse wie der Klerus unter genaue Aufsicht gestellt, der Besuch Wittenbergs gehindert werden. Die Teilnehmer versprachen einander mit Rat und That für den Fall zu helfen, daß einigen von ihnen aus diesem christlichen Vornehmen Schwierigkeiten entstünden oder die Unterthanen sich widersetzlich zeigten. Ebenso einigte man sich über bessere Zucht des Klerus, der in seinem Leben keinen Anstoß geben, die Gläubigen nicht durch unbillige Geldansprüche belästigen, noch durch übertriebene Strenge ärgern

sollte. Die Zahl der Feiertage wurde beschränkt, der alte Brauch, in jeder Diözese jährlich Synoden zu halten, hergestellt. Weniger erfreulich verliefen die Verhandlungen über die Ferdinand zu leistenden geistlichen Beisteuern. In diesem Punkt hatten die Boten nur beschränkte Vollmachten mitgebracht und bewilligten denn auch meist trotz allen Bemühungen Ferdinands und Campeggis nur auf „Hintersichbringen und Ab- oder Zuschreiben". In Ferdinands eigenen Gebieten, namentlich in Tirol, stießen die Bewilligungen auch jetzt noch auf hartnäckigen Widerspruch*).

Wenn aber so auch finanziell zunächst noch nichts oder doch nur wenig gewonnen war, so bedeutete es doch wahrlich viel, daß durch die Regensburger Beschlüsse fast das ganze oberdeutsche Land zu einmütigem Kampfe gegen die Ketzerei zusammengetreten war. Gleichzeitig hatten sich überdies in Leutkirch die Bischöfe von Konstanz und Augsburg mit einer Reihe mächtiger Herren, wie den Truchsessen von Waldburg, dem Grafen Wolf von Montfort und Georg von Frundsberg, und in Windsheim die Bischöfe von Würzburg, Bamberg und Eichstädt persönlich zu festem Zusammenwirken gegen die Abtrünnigen geeinigt. Die Anhänger Roms von den Alpen bis zum Main schlossen so dicht ihre Reihen. Ferdinand war denn auch voll zuversichtlichen Eifers. Wie er schon vor dem Regensburger Tage gegen Kenzingen und Waldshut, dann gegen Reutlingen eingeschritten war, in Eßlingen dem dort neu eingerichteten Kammergericht die strenge Durchführung des Wormser Edikts eingeschärft hatte, so wollte er nun gleichfalls in Niederösterreich schonungslos mit der Ketzerei aufräumen. „Täglich," rühmte er dem Papst Ende Juli, „gebe ich unzweideutige Beweise meines

*) Friedensburg S. 522 ff. Kirchmairs Denkwürdigkeiten (Fontes rerum Austriacarum Bd. 1) S. 466. Es ist auffallend, daß Ferdinand Karl gegenüber weder in seinen Briefen aus Regensburg vom 29. Juni und 7. Juli, noch in dem aus Linz vom 11. Juli (Wien. Arch.) die Regensburger Verhandlungen erwähnt.

reinen Glaubens. Nichts unter der Sonne ersehne ich heißer, als daß ein so abscheuliches Volk aus meinen Gebieten entfernt werde"*). Durch keine Rücksicht auf finanzielle Nachteile werde er sich hindern lassen. Indem er nun aber so scharf einschritt, erregte er in der österreichischen und namentlich in der Wiener Bevölkerung bedrohliche Unzufriedenheit. Nachdem er am 4. Oktober einen lutherischen Kaufmann in Wien hatte verbrennen lassen, schrieb der venezianische Gesandte Carlo Contarini, er wecke dadurch so großen Haß im Volke, daß eines Tags ein arger Skandal entstehen könne. Einige Wochen später meldet derselbe aus Wien von öffentlichen Kundgebungen, welche Ferdinand, Campeggi und Salamanca mit dem Tode drohten. In Tirol herrschte längst namentlich gegen Salamanca ein grimmiger Haß. Das Land, schreibt Contarini, wolle keine Steuern zahlen, wenn Ferdinand nicht dort seine Residenz nehme; das könne er aber nicht, weil er fürchte, daß die Wiener, sobald er sich entferne, Unruhen stiften würden**).

Wenn nun andere Regensburger Verbündete ähnlich vorgingen, so begreift man, daß sich über das ganze oberdeutsche Gebiet während der zweiten Hälfte des Jahres 1524 wachsende Aufregung ausbreitete, welche die Prälaten und Herren in gleicher Weise hemmte, wie Ferdinand. Dazu kam die unerfreuliche Wirkung der kaiserlichen Julierlasse. Das Reichsregiment konnte auch in Eßlingen nur sehr mühsam zusammengebracht werden. Pfalzgraf Friedrich lehnte es trotz aller Bemühungen Ferdinands ab, ihn wieder im Regiment zu vertreten, da er ihm die geforderte Besoldung von 10000 Gulden nicht zu verschaffen wußte. Markgraf Philipp erklärte sich zwar zur Uebernahme des mißlichen Postens bereit, aber nur unter Bedingungen, welche Ferdinand ohne Karls Zustimmung nicht erfüllen konnte. So mußte denn Jörg Truchseß von Wald-

---

*) Ferdinand an Clemens VII., Wien den 30. Juli. Balan, Monum. reform. Lutheranae p. 357.

**) Thomas, Auszüge aus Sanuto S. 53 f. Kirchmair S. 462 ff.

burg die Stellvertretung übernehmen. Er war politisch und kirchlich ein Mann nach dem Herzen Ferdinands, aber all sein Eifer konnte die Konstituierung der Behörde nur langsam fördern. Nicht allein Kursachsen, sondern auch Brandenburg trat Mitte Juli mit einer nachdrücklichen Verwahrung gegen die in Nürnberg über das Regiment gefaßten Beschlüsse auf: eine so kleine Versammlung, wie die Nürnberger, sei nicht berechtigt gewesen, die vom ganzen Reich in Worms aufgerichtete Ordnung zu ändern. Der Truchseß erwiderte, das noch in so geringer Zahl versammelte Regiment könne darüber nicht entscheiden. Er bat Ferdinand um Weisung, was zu thun sei. Einige Wochen später brachte Herzog Georg das Regiment in Verlegenheit. Er ließ erklären, er sei durchaus bereit, die kaiserlichen Mandate gegen Luther und seine Anhänger zu vollstrecken, müsse aber wissen, wo und wie er Unterstützung finden werde, wenn er dadurch in Schwierigkeiten gerate. Das Regiment erwiderte, die Frage sei „dermaßen wichtig, daß ihnen in solcher Anzahl", zumal noch kein einziger Fürst gekommen sei, „eine endliche Antwort zu geben nicht möglich ist". Am 3. August mußte Truchseß berichten, das Vierteljahr für das Kammergericht sei am 31. Juli abgelaufen, das für das Regiment werde bald ablaufen; daß Stände pünktlich zahlten, sei nicht zu erwarten, Ferdinand möge also für rasche Zahlung der vom Kaiser übernommenen Hälfte sorgen, sonst müßten verschiedene Mitglieder des Kammergerichts und Regiments abreisen; auf Vorschüsse der Städte, von denen Ferdinand geredet, könne man nicht hoffen.

In dieser trübseligen Lage kam nun nach Eßlingen das Gerücht, der Kaiser habe den auf Martini nach Speier ausgeschriebenen Reichstag verboten. Diese Nachricht machte auf das Regiment, welches sich doch ganz als Instrument Ferdinands gebärdete, den peinlichsten Eindruck. Wenn sich das so verhielte, schrieb es den 10. September an Ferdinand, so wäre das dem Abschiede des letzten Reichstags, den doch Ferdinand als des

Kaisers Statthalter, der kaiserliche Orator, Kurfürsten, Fürsten und Stände beschlossen, stracks zuwider. Jedermann werde den Eindruck bekommen, als ob der Kaiser dem von ihm selbst zugesagten und besiegelten Abschiede, den er doch als des Reiches Haupt zum vordersten vollziehen sollte, zum ersten entgegenhandle. Dadurch würden solche, welche ohnedies sich nicht nach dem Abschiede zu richten vorhätten, den besten Vorwand erhalten, sich nicht um des Kaisers und Reichs Ordnungen und Beschlüsse zu kümmern. Sodann würden verschiedene dringliche Sachen, wie die beharrliche Türkenhilfe, hinfallen, vor allem aber die Ordnung wegen der neuen Lehre. Dadurch würde vermutlich eine Weiterung entstehen, die zu großer Empörung und schwerem Schaden des Reichs führen müßte. Der kaiserliche Fiskal habe Befehl erhalten, gegen diejenigen zu prozedieren, welche sich dem Wormser Edikt ungehorsam zeigten, insbesondere gegen Reutlingen einzuschreiten. Das lasse sich in keiner Weise ausführen, wenn der Reichstag verhindert werden sollte. Zudem seien in verschiedenen Städten allerlei „Neuigkeiten" in der Religion vorgefallen. Das Regiment habe bisher dagegen nur mit der Vertröstung aufkommen können, daß auf dem Reichstage über diese Irrung entschieden werden solle. Wenn derselbe nun verhindert und die auf ihn gesetzten Hoffnungen vereitelt würden, „so ist gewißlich zu vermuten und zu fürchten, das der gmein man, der sunst diser zeit bewegig, sich zu großerer ufruhr und emporung erheben werde". Das Regiment bat deshalb Ferdinand dringend, den Kaiser von so unheilvollem Vorhaben abzubringen*).

*) Alle diese Dinge habe ich dem Wiener Archiv („Reichsakten in genere Fasc. 3") entnommen. Dieses Urteil des so zusammengesetzten und gesinnten Regiments bildet gewiß eine starke Instanz für meine oben S. 341 ausgesprochene Ansicht, daß der Beschluß wegen des Speierer Reichstags in keiner Weise die ihm von Ranke und anderen zugesprochene Bedeutung gehabt habe. Ebenso spricht dafür, daß sogar der Regensburger Konvent in gewisser Beziehung die Beschlüsse dieses Speierer Tages vorbehielt. Balan, Monum. reform. Lutheranae p. 365.

In der That konnte für das Reich kaum etwas Verderblicheres gedacht werden, als dieses Auftreten des Kaisers gegen einen von seinem Statthalter und seinem Gesandten gutgeheißenen Reichstagsschluß. Wenn auch längst alle Ordnungen des Reichs dem Wesen nach in heillose Verwirrung geraten waren, einen gewissen Schein der Gesetzlichkeit hatte man immerhin zu wahren gewußt. Bei aller Ohnmacht der Reichsregierung hatte doch die äußerliche Uebereinstimmung zwischen Kaiser und Regiment, Regiment und Ständen eine gewisse Illusion eines legalen Zustandes zugelassen. Das Verfahren des letzten Reichstags gegen das Regiment war gewiß bedenklich genug, eine neue Erschütterung des längst wankenden Reichsgebäudes. Immerhin hatte man schließlich mit scheinbarer Korrektheit ein neues Regiment zustande gebracht. Trotz allem inneren Widerstreit hatten die Vertreter des Kaisers mit den Ständen einen Abschluß herbeigeführt, der, wenn er auch gar nichts Haltbares schuf, keine einzige der großen Fragen der deutschen Gegenwart entschied, doch die Hoffnung nicht geradezu ausschloß, daß man in Zukunft vielleicht eine erträgliche Lösung finden werde. Allen diesen Täuschungen und Hoffnungen machten die kaiserlichen Erlasse vom 15. Juli ein unbarmherziges Ende. In der Lebensfrage der Nation trat der Kaiser mit grellster Verletzung des politischen Herkommens den geordneten Gewalten des Reichs autokratisch entgegen. Wie das Regiment mit Recht sagte: der Kaiser, der als Haupt des Reichs den durch seine Bevollmächtigten besiegelten Abschied zuvorderst hätte vollziehen sollen, handelte ihm zuerst entgegen und erteilte damit gewissermaßen jeder Auflehnung im Reich einen Freibrief. Der letzte Rest gesetzlicher Ordnung schien durch den Kaiser selbst umgestürzt worden zu sein, und zwar durch einen seit drei Jahren in weiter Ferne weilenden, mit dem Stande der Reichsangelegenheiten doch nur sehr mangelhaft vertrauten, in der Erfüllung seiner eigenen Verpflichtungen gegen das Reich und zahlreiche Stände höchst säumigen, endlich von schwerster Bedrängnis fast

erdrückten Kaiser. Konnte es nach diesem Akt kaiserlicher Willkühr noch irgend eine Autorität im Reiche geben, noch irgend einen Damm gegen die stürmischen Leidenschaften, welche längst alles zu überfluten drohten? Der Kaiser selbst hatte gewissermaßen das Signal zum Ausbruch der Revolution gegeben.

Wenn man alle diese Verhältnisse berücksichtigt, kann man sich nur darüber wundern, daß nicht bereits im Herbst 1524 der Sturm losbrach, welcher im Frühling 1525 das Reich ins Chaos zu stürzen drohte. In Wirklichkeit brannte das im Juni zwischen Wutach und Alb entzündete Feuer so still und leise fort, als hätte es im ganzen Deutschen Reiche gar keine entzündlichen Stoffe gegeben. Man verhandelte auf unzähligen Tagen über einen Ausgleich zwischen den Bauern und ihren Herren, zwischen Waldshut und der österreichischen Regierung; man zückte dazwischen mehr als einmal das Schwert; aber man kam weder zum Vertragen noch zum Schlagen. Wenn man den rücksichtslosen Eifer Ferdinands bedenkt, der sich doch nicht darüber täuschen konnte, was es für seine und Roms Autorität bedeutete, wenn sich das kleine Waldshut im vollständigen Abfall von der alten Kirche behauptete, so begreift man dieses träge Gehenlassen nicht. Sieht man aber in die Akten der Innsbrucker Regierung, so wird es sehr verständlich. Vom ersten Beginn der Bewegung an finden wir die Herren von Innsbruck höchst ängstlich. Sie fürchten, der Aufruhr der Stühlinger könne im Elsaß Nachahmung finden. Ende August befiehlt zwar Ferdinand die Werbung von 2000 Mann, da die Bauern keinen Vergleich annehmen und mit Waldshut zusammenstecken. Aber den nächsten Tag schreibt der Innsbrucker Hofrat, da sich Schaffhausen der Bauern annehme, müsse man einen „Hauptkrieg" fürchten. Dafür habe man kein Geld. Die Kammer sei ganz erschöpft, Ferdinand durch einen drohenden Angriff der Türken in Oesterreich festgehalten, endlich der gemeine Mann allenthalben in Aufruhr und Empörung: unter diesen Umständen müsse man, wenn irgend möglich, den Auf-

ruhr gütlich beilegen. Mitte September freilich, da Ferdinand eine Anweisung über 20 000 Gulden geschickt, mahnt der Hofrat, man solle Waldshut nicht zu weit nachgeben. Aber zehn Tage darauf erfährt er, daß Herzog Ulrich rüste. Derselbe erscheint wirklich auf dem Hohentwiel, in unmittelbarer Nachbarschaft des aufrührerischen Gebiets. Am 14. Oktober befiehlt der Hofrat, die Stühlinger sofort anzugreifen, Herzog Ulrich aber zu ignorieren, damit „nichts Größeres erweckt“ werde*).

So war nichts Durchgreifendes geschehen, um den noch immer kaum über den ursprünglichen Bezirk hinausgewachsenen Brand zu ersticken, als die Schreckensnachrichten aus Italien kamen. Die Gefahr, Mailand, vielleicht auch Neapel zu verlieren, erschien Ferdinand unendlich viel größer, als alles, was ihm von den Stühlingern und Waldshutern begegnen konnte. Auf die Nachricht vom Verluste Mailands, schrieb er dem Bruder am 1. November, habe er dem Regiment in Innsbruck befohlen, alles mögliche zu thun, um die Wünsche Lannoys und Sforzas zu erfüllen, ein Heer von 10 000 Landsknechten schleunig über die Alpen zu senden. Am 5. November fügte er hinzu, die üblen Nachrichten aus Italien bestimmten ihn, mit Hintansetzung aller anderen Interessen nach Innsbruck zu eilen, sowohl um die Werbung der 10 000 Landsknechte zu beschleunigen, als auch jeden anderen Beistand zu leisten. Von der Bewegung im Schwarzwalde hatte er noch gar nicht nötig gefunden dem Kaiser zu melden.

Von da an waren alle Gedanken und Kräfte Ferdinands und seiner Räte monatelang vorwiegend der italienischen Not zugekehrt. Die Stühlinger und Waldshuter konnten so ziemlich machen, was sie wollten. So kam es, daß sechs Monate lang weder gegen das religiös-rebellische Waldshut, noch gegen die sozial-revolutionären Bauern etwas Energisches geschah. Die Schwäche der österreichischen Regierung, wie der mit ihr

---

*) Baumann, Akten zur Geschichte des Bauernkriegs S. 3 ff.

verbündeten Herren hinderte jede durchgreifende Aktion, obwohl man gleich hier die Erfahrung machte, daß, wenn es doch einmal zu einem Zusammenstoße mit den Bauern kam, dieselben militärisch sich äußerst schwach zeigten. Da so das Feuer ungelöscht fortbrannte, die Nachbarn sahen, wie die Hegäuer und Klettgäuer ungestraft alle Lasten abwerfen konnten, mußte es endlich weiter greifen. Wie der Aufstand der Bauern früh vom Hegau nach dem Klettgau übergegangen war, so kletterte er gegen Ende des Jahres 1524 hier den Schwarzwald hinauf, versuchte von dort ins Breisgau und Elsaß hinabzusteigen, drang da ins Württembergische ein, senkte sich da zum Bodensee und nach dem Algäu hinab. Und mit dieser äußeren Ausbreitung wird wohl die innere Stärkung durch festeren Zusammenschluß mit dem religiösen Element Hand in Hand gegangen sein. Man wird sich vermutlich immer vergebens bemühen, genau festzustellen, wie der Dr. Hubmair von Waldshut und Thomas Münzer, der während der letzten Monate des Jahres in der Nähe der aufständischen Bauern weilte, auf dieselben gewirkt haben mögen. Aber das kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die durch den kaiserlichen Ukas und das Regensburger Bündnis in die äußerste Gefahr versetzten oberdeutschen Prädikanten, wenn sie irgendwie zu radikalem Handeln neigten oder taugten, in der bäuerlichen Bewegung eine willkommene Stütze erblicken mußten. So gut Herzog Ulrich kein Bedenken trug, die Bauern als Bundesgenossen anzunehmen, welche er doch einst im Armen Konrad unbarmherzig niedergetreten hatte, so wenig konnte ein so bedrohter Mann wie Hubmair in Waldshut oder Schappeler in Memmingen vor dem Gedanken zurückschrecken, die scheinbar dem Untergange nahe religiöse Sache durch die soziale Bewegung zu retten. Auch dieser Prozeß scheint dann wieder mit auffallender Langsamkeit vor sich gegangen zu sein. Ende Oktober sehen wir die Klettgäuer Bauern ihre ökonomischen Forderungen mit dem „göttlichen Recht“ in Zusammenhang bringen; im

Dezember tritt dieses göttliche Recht noch stärker hervor; aber es vergehen noch Monate, bis die Forderungen der Bauern ganz ausdrücklich und unumwunden auf das Evangelium begründet werden.

Selbst als die Bewegung an der Jahreswende vom Oberrhein an die obere Donau und ins Algäu übergesprungen ist, nehmen wir anfangs hier einen ähnlichen Gang wahr wie dort. Auch hier treten zuerst ganz lokale Bewegungen einzelner Dörfer und Herrschaften hervor, welche das religiöse Moment nicht kennen*). Dann hören wir das „Evangelium" nennen, welches übrigens damals die der alten Kirche treu Gebliebenen fast ebenso oft im Munde führten wie die Anhänger Luthers. Die eine Bauerschaft fordert, daß ihnen das Wort Gottes lauter und klar gepredigt und die Leibeigenschaft beseitigt werde, weil sie nirgends in göttlicher Schrift gefunden werde; andere entschuldigen sich damit, die Empörung rühre nicht von ihnen her, sondern von den geistlichen Herren, welche allenthalben predigten, nach göttlichem Gesetz dürfe kein Mensch über dem anderen sein**). Es erscheint das indessen noch gewissermaßen wie eine Einwirkung von ferne und von außen. Aber endlich dringt diese religiöse Strömung mit reißender Geschwindigkeit, mit unwiderstehlicher Macht vor. Schon am 19. Februar wird aus Ulm geschrieben, daß sich die Bauern fast alle über Forderungen geeinigt haben, welche nahezu wie die berühmten zwölf Artikel klingen***), und am 24. Februar, am Tage der Schlacht bei Pavia, formulieren die Memminger Bauern ihre Forderungen ganz im Stil dieser Artikel. Jetzt ist das „göttliche Wort" der Ausgangs- und Stützpunkt für alles. Jetzt erscheinen die Bauern als „christ-

*) Korrespondenz des Ulrich Artzt in der Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben 6, 316. 330. 337. Denselben Charakter tragen noch die Artikel der Kislegger Bauern vom 22. Februar bei Baumann, Akten S. 113.

**) Ulrich Artzt 6, 302. 306. 320.

***) Lorenz Fries, Geschichte des Bauernkriegs 1, 7.

liche Vereinigung", welche sich gebildet hat, um dem Evangelium den Weg zu bahnen, um dem bedrohten göttlichen Recht Beistand zu leisten*).

Einen gefährlicheren Augenblick hat Deutschland kaum erlebt: nicht politische Formen, nicht einzelne Besitztitel, das ganze nationale Wesen sah sich von wüstem Umsturz bedroht. Denn so bescheiden anfangs die Bauern sich meist gehalten hatten, so wild und zügellos kochten die Leidenschaften über, sobald sie ihre Scharen ins Ungeheure wachsen sahen. Wie es das Schicksal aller Umwälzungen ist, daß sie den giftigen Bodensatz der Gesellschaft obenauf bringen, so mußte das hier ganz besonders eintreten. Indem die rohen, durch langen Druck erbitterten Massen das Joch abwarfen und sich durch das göttliche Wort zu völligem Umsturz aller überlieferten Ordnungen berechtigt hielten, indem diese Massen vergebens sich zu organisieren suchten, die Autorität ihrer oft einsichtigeren Hauptleute an den wüsten Begierden der Haufen scheiterten, ergoß sich über das Land eine Flut der Zerstörung, in welcher nicht nur unzählige Klöster und Herrensitze versanken, sondern die deutsche Kultur selber zu versinken drohte.

Anfang Februar erkannten endlich die regierenden Gewalten, welche ungeheure Gefahr sie hatten groß wachsen lassen. Nun suchte der längst von Ferdinand angerufene Schwäbische Bund dem Verderben zu steuern. Aber fast überall sahen sich die Obrigkeiten gelähmt. Nahezu alle steckten in Geldnot; alle fürchteten, wenn sie ihre Reisigen und Knechte dem Bunde zuschickten, würde die Empörung zu Hause losbrechen. Die am besten mit Geld gefaßten Reichsstädte mußten mit Sorge auf ihre eigene niedere Bevölkerung blicken, welche aus ökonomischen oder religiösen Gründen nur zu oft mit den Bauern sympathisierte. Da so die Kräfte des Bundes sich nur langsam sammelten, kam die Kunde vom Einbruch des Herzogs Ulrich in sein Württemberger Land. Mit einigen tausend Schweizern und

---

*) Baumann, Akten S. 119 ff. Ulrich Artzt 6, 344. 349. 354.

starken Haufen Landvolks zog er durch das von den Bauern aufgewühlte Land. Die Eidgenossenschaft, die Verbündete Frankreichs, folgte einer richtigen Rechnung, wenn sie in dem Augenblicke, wo König Franz vor Pavia ins Gedränge geraten war, eine wirksame Diversion dadurch herbeiführte, daß sie Herzog Ulrich ihre Knechte zulaufen ließ, um die habsburgische Herrschaft in Schwaben über den Haufen zu werfen. Kam der Herzog ans Ziel, so war bei der augenblicklichen Verwirrung der oberdeutschen Verhältnisse, bei der Hilflosigkeit Ferdinands die Macht der Habsburger über das Reich aufs ernsteste bedroht. Zog der Schwäbische Bund gegen den Herzog den kürzeren, so war zugleich der einzige aktionsfähige Gegner der Bauern lahm gelegt. Nun hatte aber die Eidgenossenschaft im Thurgau bereits selbst die Empörung der Bauern gekostet. Der katholische Eifer der meisten Orte hatte sie mit Ferdinand längst zu gemeinsamer Abwehr der religiösen Bewegung zusammengeführt. Mußte ihnen so von dieser Seite das Unternehmen des Herzogs doch in bedenklichem Lichte erscheinen, so schwand jeder Zweifel in dem Augenblicke, wo sie die furchtbare Niederlage der Ihrigen vor Pavia erfuhren. Jetzt konnten sie nicht mehr daran denken, den plötzlich furchtbar gewordenen Kaiser dadurch zu reizen, daß sie ihr Volk seinem erbittertsten Gegner zur Verfügung ließen. Sie bedurften dieser Streitkräfte überdies möglicherweise zur eigenen Verteidigung. Sofort riefen sie ihre Knechte von Ulrich ab, welcher sie um so weniger festzuhalten vermochte, als er sie nicht pünktlich zahlen konnte. Von dem Augenblicke an war sein Unternehmen gescheitert. Vor den Thoren Stuttgarts mußte er umkehren.

Nach diesem wichtigen Erfolge trat der Schwäbische Bund den Bauern anders als bisher entgegen. Hatte er bis dahin durch freundliche Verhandlungen Zeit zu gewinnen gesucht, so brach er jetzt den geschlossenen Stillstand, den die Bauern ihrerseits nicht streng eingehalten hatten. Bei Leipheim, unweit Ulms, erlitten sie am 4. April die erste blutige Niederlage.

Nun aber wirkte der Schlag von Pavia auch insofern, als allmählich die Landsknechte über die Berge heimkehrten und wenigstens teilweise die Reihen des Schwäbischen Bundes füllten, Ferdinand auch einige hundert Reiter aus Italien geschickt werden konnten*). Alle Anhänger Habsburgs fühlten sich natürlich durch den gewaltigen Sieg des Kaisers gestärkt. Vor Pavia waren auch die Bauern, waren auch die Ketzer geschlagen worden. Alle Unruhen, schrieb der venezianische Gesandte aus Innsbruck, werden jetzt aufhören; denn Pavia hat den Stolz der Deutschen, welche der Vergrößerung des Kaisers und des Erzherzogs zuwider sind, gebrochen. Aber inzwischen hatte sich der Aufstand über ganz Oberdeutschland ausgebreitet. Den Schwaben waren die Franken gefolgt. Eine Menge kleinerer Reichsstädte sahen sich genötigt oder veranlaßt, mit den Bauern gemeinsame Sache zu machen. Die altösterreichischen Gebiete, vor allen Tirol, wurden in den Strudel hineingezogen, bald auch das Elsaß, die Pfalz, dann Hessen und Thüringen von der wilden Flut bedeckt.

Es fragte sich jetzt lediglich, ob die elementaren Kräfte, welche allem Gewordenen mit Vernichtung drohten, sich so zu ordnen und solche Ziele aufzustecken vermochten, daß sie siegen und den Sieg behaupten konnten. Es gelang ihnen weder das eine, noch das andere. Die Fahne des Aufstandes wurde überall nur von tumultuarischen Massen getragen, welche jede Zucht abwiesen und damit jede kriegerische Leistung unmöglich machten. Und die aus der Mitte der Bauern hervorgegangenen Reformpläne trugen überall den Stempel des Utopischen, wie begründet viele ihrer Beschwerden waren. Der alte Sebastian Frank sagt von den Kämpfen der Bauern: „Wo sie so viel waren, daß sie die Feind mit eitel Filzhüten zu Tod sollten geworfen haben, hundert gegen einen Reiter, so war doch

*) Nájera schreibt am 18. April aus Mailand, über die Hälfte von Frundsbergs 6000 Landsknechten sei schon nach Deutschland zurück; Lannoy habe Ferdinand auf seine Bitte 300 Reiter geschickt.

Fliehen ihre beste Wehr, so sehr hatte ihnen Gott ihr Herz genommen." Diese militärische Ohnmacht und der für die Regierenden unblutige Charakter des Kampfes milderte aber nicht die Unbarmherzigkeit der Strafe. Nirgends so wie hier zeigt sich, wie tief doch die deutsche Gesittung noch stand. Die siegenden Fürsten und Prälaten hausten, als müßten sie die Barbarei der Bauern überbieten. Die unmenschliche Rachgier wurde nicht einmal durch den Egoismus gezügelt. Vergebens flehten die Bauern, die Herren möchten doch bedenken, daß sie nicht allein das Land bauen könnten*). Ganze Dörfer wurden verwüstet, weite Landschaften verödet, zum empfindlichsten Schaden der Sieger selbst.

So hatte auch Deutschland seine wilde, zerstörende Revolution erlebt, und die Sieger, zum großen Teil schuldig an der Revolution, standen vor der Versuchung einer universalen Reaktion. Es ist überraschend, in allen katholischen Aufzeichnungen der Zeit Luther als den eigentlichen Urheber des Aufruhrs bezeichnet zu sehen. Anfänglich hatte das Gerücht Glauben gefunden, Kurfürst Friedrich ziehe den oberdeutschen Bauern mit einem großen Heere zu Hilfe. Einzelne gingen so weit, Luther die Abfassung der zwölf Artikel anzudichten**). Jetzt waren die Regensburger Verbündeten in der Lage, ihre Absichten rücksichtslos auszuführen. Das Volk, vor dessen Unwillen die Gegner Luthers bisher zurückgescheut waren, lag am Boden oder war wenigstens tief eingeschüchtert. Durch die Reichsstädte, bis dahin die einzigen erklärten Vertreter Luthers, ging bange Besorgnis; denn überall wurde die Anklage laut, sie hätten durch Begünstigung der Ketzerei den Aufruhr verschuldet. In den gebildeten Kreisen der Nation regte sich der

*) Wie die Elsässer Bauern am 17. Mai dem Straßburger Rat schrieben: „Und wurt den herren nit möglich, das sie uns all döbten und allein uf erdrich wonen." Virck, Politische Korrespondenz der Stadt Straßburg 1, 170.

**) Baumann, Quellen zur Geschichte des Bauernkriegs in Oberschwaben S. 250.

Zweifel, ob eine Lehre fromme, welche zu so entsetzlichen Erschütterungen wenigstens mitgewirkt habe. Wenn auch nicht Eck, so schien vielen doch jedenfalls Erasmus im Buche der Zeiten richtiger gelesen zu haben als der stürmische Wittenberger.

Vor allem war nun aber für den Kaiser der Augenblick gekommen, die deutschen Dinge im Sinne des Wormser Mandats zu ordnen. Sobald als möglich, schrieb er Ferdinand Ende März, werde er in diesem Jahre nach Italien gehen, um sich krönen zu lassen; darauf werde er für die Wahl Ferdinands zum römischen Könige sorgen und daran gehen, die deutschen Lande zu guter Devotion gegen das heilige Reich zu bringen. Als er dann vom Aufstand der Bauern erfahren, der natürlich auch ihm lediglich als eine lutherische Bewegung erschien, schrieb er dem Bruder, sobald er vom Papst gekrönt sei, werde er seine ganze Macht aufbieten, um die lutherische Sekte auszurotten. Ferdinand werde inzwischen, wie bisher, sein mögliches dafür thun*).

Im Zusammenhange seiner Politik ergab sich diese Absicht für den Kaiser von selbst. Trug der Sieg von Pavia die Früchte, welche er hoffte, war durch denselben der Widerstand Frankreichs gebrochen, die Autorität über Italien fest begründet, so gab es für Karl keine dringendere und wichtigere Aufgabe, als das heilige römische Reich, wie er es auffaßte, als universale, katholische Ordnung in seinem Hauptsitze, in Deutschland, zu durchgreifender Anerkennung zu bringen, die ihm über alles verhaßte Ketzerei auszurotten. Nur das gehorsame, zum rechten Glauben zurückgeführte Deutschland konnte die unentbehrliche Basis für die letzte Aufgabe der kaiserlichen Politik bieten, den Kampf gegen den Türken. Daß Deutschland innerlich für dieses Unternehmen die günstigsten Aussichten bot, daß die von Luther entzündete Bewegung in sich durch den Aufstand der

---

*) Karl an Ferdinand, Madrid 25. März und Toledo 25. Juni (Wien. Arch.). Den Bauernkrieg nennt er schlechthin le mouvement des Lutheriens.

Bauern einen furchtbaren Stoß erlitten hatte, scheint weder Karl noch Ferdinand wahrgenommen zu haben. Aber die Thatsache verlor dadurch nichts an Bedeutung. Sie mußte die Absichten der Brüder unendlich erleichtern, welche in ihrem katholischen Eifer, in ihrer Ueberzeugung, daß mit der Ketzerei zugleich der gefährlichste religiöse und politische Feind vernichtet werden müsse, eines weiteren Spornes in keiner Weise bedurften. So hing denn das Schicksal Deutschlands lediglich davon ab, ob Pavia dem Kaiser wirklich die Macht geben werde, welche er und jedermann anfangs erwarteten.

Nach Pavia.

Zwischen neun und zehn Uhr am Morgen des 24. Februar war König Franz der Gefangene seiner Gegner geworden. Die meisten französischen Hauptleute, soweit sie nicht den Tod fanden, teilten sein Schicksal, darunter der junge d'Albret, der Marschall Montmorency, Ludwig von Nevers, Graf Saint-Pol u. s. w. Der weitaus größte Teil des Heeres fand in der Schlacht, im Tessin oder auf der Flucht den Tod*). Mailand und alle übrigen Plätze wurden ohne weiteres geräumt. Albany mußte froh sein, sich nach der Provence einschiffen zu können.

Der gefangene König wurde zunächst in sein Lager zurückgeführt. Die Ueberraschung des Sieges war für die Kaiserlichen so groß, daß sie erst am nächsten Tage dazu kamen, einen Boten an Karl abzusenden, den spanischen Komtur Peñalosa, der nach eigener Anschauung über den Verlauf der Schlacht berichten sollte. Um die Reise zu beschleunigen, gab ihm Franz sicheres Geleit durch Frankreich. Seiner Mutter, welche er als Regentin zurückgelassen hatte, schrieb er mit diesem Boten, von allem sei ihm nichts geblieben als die Ehre und das Leben. Sie möge ihre gewohnte Klugheit bewähren, für seine Kinder sorgen; er hoffe, Gott werde ihn nicht verlassen. Die Regentin, welche die furchtbare Nachricht

*) Das Verzeichnis der Gefallenen Champollion, Captivité p. 85, der Gefangenen ib. sq.

in Lyon empfing, gab dem Komtur einen Brief an Karl mit. Sie nannte ihn darin ihren „guten Sohn", lobte Gott, daß Franz in die Hand des Fürsten gefallen sei, den sie am meisten liebe, seine Größe werde die Verwandtschaft des Bluts nicht vergessen. Der ganzen Christenheit könne aus ihrer Freundschaft das größte Glück erwachsen. Sie bitte ihn, den Gefangenen so zu behandeln, wie es ihre beiderseitige Ehre fordere*).

Peñalosa eilte über die Pyrenäen nach Madrid, wo der Kaiser, endlich vom Fieber befreit, jeden Augenblick darauf gefaßt war, ein großes Unglück aus Italien zu vernehmen. Am Mittag des 10. März trat der Komtur vor Karl, der gerade mit seiner Umgebung von Italien sprach. „Sire," sagte Peñalosa, „die Schlacht ist unter den Mauern von Pavia geschlagen, der König von Frankreich ist Euer Gefangener, seine ganze Armee vernichtet." Der Kaiser war wie versteinert. Er fragte nicht, wie das Unglaubliche geschehen. Er wiederholte: „Der König von Frankreich ist gefangen in meiner Hand, die Schlacht gewonnen." Dann ging er in sein Schlafgemach, warf sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau, das über seinem Bette hing, nieder und erleichterte seine vom Glück übermannte Seele in langem Dankgebet. Danach erst ließ er sich von Peñalosa die Einzelheiten berichten. Indem er darauf den Sieg verkündigen ließ, verbot er jeden öffentlichen Jubel, da der Sieg über Christen erfochten sei. Er hoffe von Gott eine andere, größere Gnade, gegen die Ungläubigen; dann sollten öffentliche Lustbarkeiten veranstaltet werden.

Sobald sich die Wunderkunde verbreitete, strömten Hofleute, Granden, Prälaten, die fremden Gesandten herbei, ihre Glückwünsche darzubringen. Unter den ersten befand sich Contarini. Als er eintrat, ging Karl mit Gattinara, dem Gouver-

---

*) Champollion (Captivité p. 258) datiert den Brief des Königs an seine Mutter falsch aus Pizzighettone. Er wurde im französischen Lager vor Pavia geschrieben, wie Lannoys Brief an Karl vom 25. Februar (Lanz 1, 150 ff.) beweist.

neur von Bresse, und de la Chaux in einer Galerie auf und ab; er allein sprach. Da Contarini ihm die Hand küssen wollte, erlaubte er es nicht. Auf die etwas schwierige Gratulation des Venezianers, der meinte, dieser Sieg sei das größte Glück für die ganze Christenheit, da Karl nichts anderes suche als das allgemeine Wohl; Gott werde ihm noch größere Gnade verleihen, daß er in Konstantinopel die Kaiserkrone empfange — darauf entgegnete Karl, er verdanke den Sieg nur Gottes Gnade, der ihm weit über Verdienst gegeben. Nicht nur seine Freunde, auch seine Feinde würden sich darüber freuen. Er habe keinen anderen Wunsch, als den Frieden unter der Christenheit herzustellen und seine Waffen gegen die Ungläubigen zu kehren. Aehnlich sprach er zu den übrigen Gesandten. Alle waren erstaunt, an ihm weder in Miene noch in Benehmen die geringste Veränderung wahrzunehmen. Den anderen Morgen, nachdem er gebeichtet, ging er mit einer Prozession zur Schutzheiligen von Madrid, Unserer Frau von Atocha, deren Kapelle damals noch eine ziemliche Strecke von der Stadt entfernt lag. Dem Prediger hatte er verboten, ihn zu loben oder über den Sieg zu jubeln. Er trug seinen gewöhnlichen schwarzen Flausrock*).

So wußte dieser eben fünfundzwanzigjährige Herrscher seine Empfindungen zu meistern. Denn daß es in seinem Innern gewaltig kochte, bedarf keiner Erörterung. Wenn er alles Gottes Gnade zu verdanken erklärte, so sprach er damit gewiß nur seine aufrichtige Empfindung aus; wenn er allen ohne Ausnahme, mit welchen er damals redete, die immer wiederholte Beteuerung gab, er ersehne jetzt nichts so sehr als den allge-

---

*) Nach den in allem Wesentlichen übereinstimmenden Berichten des mantuanischen Gesandten Suardino (Rawdon Brown p. 415 f.), des englischen Gesandten Sampson (Ellis, Original letters I, 1, 260 ff.), beide vom 15., und Contarini's vom 12. März. Letzterer mir in Abschrift vorliegende trägt zwar das Datum des 16. März; der fragliche Passus ist aber schon am 12. geschrieben.

meinen Frieden der Christenheit, so entsprach auch das nur einer wahren Empfindung, der wir stets bei ihm begegnet sind. Aber wir wissen auch, wie er mitten in den ärgsten Bedrängnissen des Krieges diesen Frieden verstand. Daß die alte Forderung, Frankreich müsse außer stand gesetzt werden, den Frieden immer von neuem zu stören, jetzt mit erhöhtem Nachdruck und in erweitertem Umfang hervortreten werde, ergab sich aus der Natur der Dinge. Wie sollte nun aber dieses Ziel erreicht werden? Sollte man den Krieg gegen das im Augenblick so gut wie wehrlose Frankreich fortsetzen, die Gebiete, welche man ihm zu nehmen wünschte, in seine Hand bringen, oder sollte man durch Verhandlung mit dem gefangenen König das Notwendige zu erreichen suchen? Von den Erörterungen, welche im Rat des Kaisers hierüber angestellt wurden, erfahren wir leider nichts*). Am 25. März schreibt Karl seinem Bruder, obwohl mehrere der Ansicht gewesen seien, er solle sofort ins Feld rücken, so schiebe er das doch für einige Zeit auf, um zu sehen, ob er durch Verhandlungen mit König Franz und seiner Mutter zum Ziel komme; in vier bis sechs Wochen könne er wissen, ob sie seine Bedingungen annehmen; wenn nicht, werde er sein gutes Glück verfolgen. Eine Reihe gewichtiger Gründe schien für diesen Weg zu sprechen. Man durfte doch wohl annehmen, daß Frankreich durch den Schlag von Pavia furchtbar erschüttert sei und daß es zu großen Opfern bereit sein werde, um seinen König zu befreien. Zur Fortsetzung des Krieges bedurfte man großer Summen, die niemand aufzubringen wußte, bedurfte man der Unterstützung Englands, die man lieber nicht in Anspruch nahm. Die Lage der Christenheit forderte gebieterisch den Frieden unter ihren Hauptmächten. Die kaiserliche Stellung endlich gebot jetzt, nach

---

*) Die Angabe Sandovals 1, 652 ist selbstverständlich verkehrt. Sie stammt aus Guicciardini, welcher den Beichtvater eine schöne Rede darüber halten läßt, daß der Kaiser, um sich dankbar zu erweisen, dem Gefangenen großmütig die Freiheit schenken müsse.

so glänzendem Sieg, wenigstens einen ernstlichen Versuch mit dem Frieden zu machen. Aus allen diesen Gründen wird, denke ich, die Entscheidung sehr rasch für diesen Weg gefallen sein. Bereits am Morgen des 16. März sprach sich Gattinara gegen Contarini, der in seinen häufigen Berichten aus diesen Tagen*) die Möglichkeit einer Fortsetzung des Krieges gar nicht erwähnt, ungefähr so aus, wie dann zuletzt beschlossen wurde. Obwohl der Kaiser, sagte der Kanzler, ganz Frankreich fordern könne, weil Papst Bonifacius Philipp den Schönen der Herrschaft entsetzt und das Königreich dem Kaiser Albrecht von Oesterreich übertragen habe, obwohl er auch als Imperator qui est dominus orbis die Huldigung der Krone Frankreich fordern könne, so wolle Se. Majestät doch nur das, was ihm gehöre und bis vor kurzem im Besitz seines Hauses gewesen sei, das Herzogtum Burgund mit allem, was einst Karl der Kühne besessen. Die Provence gehöre dem Kaiser mit demselben Recht wie Neapel. Languedoc komme der Krone Aragon zu, und die Dauphiné sei ein Lehen des Reichs. Dem Herzog von Bourbon werde der Kaiser seine früheren Besitzungen in Frankreich zurückgeben, ihn unabhängig von der französischen Krone stellen und mit seiner Schwester vermählen. Von England war an diesem Morgen keine Rede. Einige Tage vorher hatte Gattinara lachend geäußert, er wisse nicht, was die Engländer vorhätten, ob sie etwa gegen den gefangenen König, der sich nicht wehren könne, Krieg führen wollten. In einer Denkschrift erklärte er sich entschieden gegen fortgesetzte Kooperation mit England. Wolle dieses dennoch den Krieg fortführen, so müsse sich der Kaiser jeder Teilnahme daran enthalten. Wenn England seine Ansprüche auf Frankreich durchsetze, könne das den Niederlanden wie Spanien schaden**).

Gleich in den ersten Tagen nach dem Eintreffen der Sieges-

*) Er schrieb am 12., 14., 16., 20., 23. und 26. März. Kopien dieser Briefe liegen vor mir.

**) Siehe den Auszug aus dieser Denkschrift bei Bucholtz 2, 278 ff.

nachricht scheinen so die wesentlichen Entschlüsse gefaßt worden zu sein. An demselben Morgen, wo der Kanzler Contarini die oben mitgeteilten Eröffnungen über die Friedensbedingungen machte, sagte er, Herr de la Chaux werde nach Portugal gehen, um die Infantin Isabella zu gewinnen. Er sagte nicht geradezu, um sie für den Kaiser zu gewinnen*), aber das verstand sich nach allem Vorhergegangenen von selbst.

Des Kanzlers Programm liegt klar vor uns: Schwächung Frankreichs bis zur Unschädlichkeit, Zurückweisung Englands, Schonung Italiens. Ich bin ein guter Italiener, liebte er Contarini zu sagen, und dieser erkennt das geradezu an. Sforza sollte jetzt endlich mit Mailand belehnt werden. Wenn nun aber auch Gattinara's Ansicht in allen Hauptpunkten durchdrang, so lag es doch nicht in des Kaisers Art, so unendlich wichtige Beschlüsse zu übereilen. Lannoy hatte ihn allerdings dringend gebeten, keine Zeit zu verlieren, den günstigen Augenblick auszunützen, der vielleicht nie wiederkehre. Aber hier, wo es sich um die Entscheidung über die ganze Zukunft handelte, war doch die reiflichste Prüfung geboten. Standen dem beabsichtigten Verfahren nicht doch auch die schwersten Bedenken entgegen? Ließ sich irgend erwarten, daß Frankreich in eine solche Vernichtung seiner Nationalexistenz sich fügen, daß England in eine so erdrückende Uebermacht des Kaisers einwilligen werde? Und wenn das nicht geschah, bedeutete dann der Verlust von vier bis sechs Wochen nichts? War Frankreich Ende April noch in derselben Wehrlosigkeit wie jetzt? Vielleicht brachten auch die nächsten Tage wichtige Nachrichten über die Haltung Englands, Italiens und Deutschlands. Es war ja doch sehr gewagt, einen so unendlich folgenreichen Akt zu vollziehen, ohne zu wissen, wie Pavia in jenen Ländern gewirkt habe. In der That trafen am 25. März ein Bote Ferdinands ein, der über England gereist war, und ein Kurier aus Rom**).

*) „Azio poy la possiamo maritar a nostro modo," lauten seine Worte.

**) Contarini, Madrid 26. März.

Man erfuhr durch jenen, daß König Heinrich den Sieg aufs glänzendste habe feiern lassen, durch diesen, daß der Papst sich gegen Sessa in der erfreulichsten Weise geäußert habe.

So wurden dann am 28. März die Instruktionen für die Verhandlung mit Frankreich festgestellt. Der Kaiser, heißt es darin, will für die große Wohlthat, welche ihm Gott erwiesen, nicht undankbar sein, er will mehr an den Dienst Gottes und das Wohl der ganzen Christenheit denken als an seinen besonderen Vorteil, will mehr Milde und Erbarmen als Strenge und Rache üben, den Frieden dem Kriege vorziehen. Er findet es passender, die Waffen ruhen zu lassen, bis er weiß, ob der König von Frankreich in die vernünftigen Bedingungen willigt, welche der Kaiser für sich und seine Verbündeten fordern muß. Er könnte auf Grund jenes Urteils Bonifacius' VIII. gegen Philipp den Schönen ganz Frankreich, er könnte auf andere Rechtstitel hin Languedoc, Dauphiné, Champagne fordern. Aber um sein großes Verlangen nach Frieden zu beweisen, damit kein Christenblut mehr vergossen und die gemeinsamen Waffen gegen die Ungläubigen gekehrt werden, will er auf alle diese alten Ansprüche verzichten und nur die unzweifelhaften und neuen Rechte seines Hauses Burgund wahren. Es soll zwischen ihm und Frankreich, unter all ihren Unterthanen und Freunden ein wahrer, fester, unverletzlicher Friede und volle Eintracht herrschen, alle Kriege, Fehden und Streitigkeiten beigelegt sein. Da dieser Friede hauptsächlich dem Wohl der Christenheit dienen soll, damit die verfluchte mohammedanische Sekte und andere ketzerische Sekten ausgerottet werden, sollen beide Herrscher dazu ihre Kräfte vereinigen und gehalten sein, ein jeder 5000 Pferde und 15 000 Mann zu Fuß zu stellen; sie werden gemeinsam den Papst und die übrigen christlichen Fürsten zur Teilnahme an diesem heiligen Unternehmen auffordern, für welches die Kirche die angemessenen Mittel zu bieten hat. Karl wird als Kaiser die Führung haben. Um den Frieden fester und dauerhafter zu machen, soll die Heirat des Dauphin mit der Prin-

zessin Marie von Portugal, des Kaisers Nichte, beschlossen werden. Der König von Frankreich wird, um seine Befreiung zu erlangen und die Wurzel alles Mißtrauens und Streites auszureißen, dem Kaiser sein altes Erbland, das Herzogtum Burgund und alles Dazugehörige, wie es des Kaisers Urgroßvater, Herzog Karl der Kühne, besaß, zurückgeben, überdies die Städte Therouenne, Hesdin und was er von der Grafschaft Artois hat. Er wird dem Herzog von Bourbon die Provence und alles, was derselbe früher in Frankreich besaß, ausliefern, und zwar so, daß diese Gebiete in keinerlei Abhängigkeit von der Krone Frankreichs stehen. Der Kaiser kann sie zu Gunsten des mit seiner Schwester Eleonore zu vermählenden Herzogs zu einem Königreiche erheben. Ebenso müssen alle Anhänger Bourbons in Besitz, Ehren und Rechte wieder eingesetzt werden. Dem Könige von England wird Frankreich alles zurückgeben, was demselben rechtmäßig gehört, oder sich mit ihm darüber verständigen, auch die von Karl verheißene Entschädigung übernehmen. Hierauf folgt eine lange Liste von Anhängern des Kaisers, welche ihre in Frankreich gelegenen Besitzungen und Rechte verloren haben und sämtlich voll entschädigt werden sollen. Nachdem das alles bereinigt ist, wird unter den beiderseitigen Ländern volle Freiheit des Verkehrs zu Wasser und zu Lande herrschen, sie werden gemeinsam die Sicherheit des Meeres von Korsaren und Piraten herstellen. Ehe der König von Frankreich seine Freiheit erhält, wird er die Friedensbedingungen von allen Ständen und Parlamenten seiner Lande beschwören lassen. Von den italienischen Verhältnissen war merkwürdigerweise in dieser Instruktion keine Rede*).

Adrian von Croy**), Herr von Beaurain und Roeulx,

---

*) Sie ist vollständig gedruckt Champollion, Captivité p. 149—159.

**) Nicht Ferry von Croy, wie Weiß und Lanz schreiben. Dieser Adrian war von Jugend auf intim mit Karl, dem er jetzt als sein zweiter Kämmerer diente, nachdem der Kaiser ihn zum Gouverneur von Artois und der Pikardie ernannt hatte. Wir kennen ihn aus der ersten geheimen

begab sich mit dieser für ihn selbst wie für Bourbon und Lannoy aufgesetzten Weisung zunächst nach Lyon zur Regentin. Er hatte ihr zugleich die Antwort Karls auf ihr Schreiben zu überbringen. Dieselbe stimmte natürlich nicht in die plötzliche Zärtlichkeit der Herzogin von Angoulême ein, redete sie förmlich Madame la regente an, sagte ihr übrigens für den Gefangenen, von dem sie jederzeit Nachricht erhalten könne, alle nur mögliche Rücksicht zu und forderte sie schließlich auf, die Friedensbedingungen, welche Beaurain ihr vorlegen werde, im Interesse der Christenheit nicht zurückzuweisen. Als aber der kaiserliche Bote am 9. April in Lyon eintraf, fand er die Lage sehr anders, als man in Madrid gedacht hatte. Frankreich war durch die furchtbare Niederlage und die Gefangenschaft seines Königs nicht niedergeschmettert, stand vielmehr zur äußersten Verteidigung seiner nationalen Unabhängigkeit entschlossen da. Die Regentin hatte mit bewunderungswürdiger Klugheit und Tapferkeit alle Kräfte des Landes geweckt und aus allen Provinzen, vornehmlich aus der Hauptstadt die Zusicherung erhalten, daß man ihr mit Gut und Blut zur Seite stehen werde. Durch einen sehr überraschenden Aufschwung des Nationalgefühls zeigte sich Frankreich ohne seinen König einiger, stärker, als es mit ihm gewesen war*). Wenn noch etwas fehlte, um diese stolze Haltung zu befestigen, so bot das der Feind durch seine Forderungen, welche Frankreich als Macht zu vernichten, den allerchristlichsten König zu einem Vasallen des Kaisers zu machen drohten. Die Regentin war schon vorher geschäftig gewesen, mit den Kräften ihres Landes die Italiens und Englands zur Verteidigung der gemeinsamen Interessen gegen die drohende Uebermacht des Kaisers zu vereinigen, und was sie aus diesen beiden Ländern erfuhr, konnte sie nur in dem Entschlusse bestärken, der Würde und Macht

---

Verhandlung mit Bourbon. Siehe über ihn die Biographie nationale 4, 533 ff. und das Urteil Contarini's bei Albèri I, 2, 57.

*) Siehe das Nähere bei Mignet 2, 84 ff.

Frankreichs nichts zu vergeben. So empfing sie denn Beaurain, von den Großen ihres Reiches umgeben, und erwiderte auf die von ihm vorgetragenen Forderungen des Kaisers: gern sei sie bereit, über ein Lösegeld für den gefangenen König zu verhandeln, dafür die größte Summe zu zahlen, die sie aufbringen könne; auch auf „die italienischen Angelegenheiten" wolle sie verzichten, von französischem Gebiet werde sie aber nie einen Fuß breit abtreten, darin sei das ganze Reich mit ihr einig*).

Am 11. April sandte Beaurain einen Sekretär mit dieser stolzen Abweisung an Karl, den er am 18. in Toledo erreichte. „Diese hier," schreibt Contarini, „denken an Rüstungen zum Kriege, sie erwarten nur zwei Gesandte aus England. Ich glaube, sie werden sich mit den Engländern verbinden, wenn diese sich zu anständigen Bedingungen verstehen und nicht, wie früher, ganz Frankreich fordern."

Wir haben gesehen, wie sich Karl vor der ihm in Lyon erteilten Abweisung zu England zu stellen gedachte. Er ging nicht so weit, wie Gattinara empfohlen hatte, in seiner Verhandlung mit Frankreich das englische Interesse ganz zu ignorieren; was er aber für die Wahrung desselben that, ging nicht über ziemlich bedeutungslose Allgemeinheiten hinaus. In der That waren seine Beziehungen zu dem Inselreiche längst bedenklich erkaltet. Wolsey hatte ihm nach allen früheren Differenzen nicht nur in der gefährlichen Bedrängnis des letzten Winters jeden Beistand verweigert, sondern mit Frankreich hinter des Kaisers Rücken Verhandlungen angeknüpft, welche ohne Pavia wohl zu offenem Abfall geführt haben würden, wie König Franz sich beeilte, den Kaiser wissen zu lassen. Karls Vertreter, de Praet, hatte diese Praktiken des Kardinals in sehr unbequemer Weise ausgespürt und nach Spanien berichtet. Der leidenschaftliche Prälat griff, um sich dieses lästigen

*) So faßte Gattinara in einer Unterredung mit Contarini die französische Antwort zusammen, wie der Venezianer am 26. April meldet. Vgl. Beaurains Schreiben an Margareta vom 10. April bei Le Glay 2, 598 f.

Beobachters zu entledigen, zu einem erstaunlichen Mittel. Er ließ einen Boten desselben überfallen, seine Briefschaften fortnehmen, lud darauf de Praet vor sich, überhäufte ihn mit den heftigsten Vorwürfen, untersagte ihm jeden Verkehr mit dem Hofe, ja verbot ihm sogar, ferner an Karl oder Margareta zu schreiben. Dieser plumpe Gewaltakt ließ sich trotz der Erregbarkeit des Kardinals doch nur so auslegen, daß Wolsey um jeden Preis den Bruch mit dem Kaiser herbeiführen wolle. Gattinara sah sich durch den unerhörten Vorfall in seiner Animosität gegen Wolsey bestärkt, und auch Karl konnte trotz aller kühlen Zurückhaltung nicht anders, als die Mißhandlung seines Botschafters empfindlich zu rügen. Doch ließ sich erwarten, daß Pavia auch in England einen Umschwung herbeiführen werde. Wie König Heinrich wirklich den großen Sieg feierte, den zu hindern er genug gethan hatte, ist bereits erwähnt. Indem er dann Karl zu seiner Genesung und dem Siege Glück wünschte, zeigte er ihm die Sendung einer außerordentlichen Botschaft an*).

Dieselbe wurde den uns wohlbekannten Diplomaten, Tunstal, Bischof von London, und Rich. Wingfield übertragen. In ihrer sehr ausführlichen Instruktion**) betonte der König seinen Wunsch, in diesem kritischen Moment, wo das Wachstum der lutherischen Ketzerei das Schlimmste drohe, der Christenheit zu dienen; wenn man die dafür jetzt gebotene Gelegenheit versäume, müsse man Gottes Zorn fürchten. Es sei aber kein Heil zu hoffen, solange über Frankreich der Stifter der Zwietracht herrsche, dieses Haus, das schon lange keinen Kaiser zur Ausübung seiner Rechte habe kommen lassen. Das einzige Mittel zur Beseitigung aller Gefahren sei die Entsetzung dieser verderblichen Dynastie. Um das zu erreichen, müßten Karl und

*) Wenn dieses Schreiben wirklich erst (Brewer p. 528) am 26. März aufgesetzt wurde, so nahm sich Heinrich Zeit genug, da die Kunde von Pavia London schon am 9. März erreicht hatte. Busch, Kardinal Wolsey S. 70.

**) State-Papers 6, 412—436.

Heinrich sofort persönlich in Frankreich eindringen, um Heinrich die französische Krone zu gewinnen. Sollte der Kaiser dagegen Bedenken tragen, so hätten die Gesandten ihn an die Versprechungen zu erinnern, welche er mehrfach dem Könige und Wolsey erteilt habe. Ueberdies werde ja Karl als Gemahl der Prinzessin Maria dermaleinst dieses französische Königreich mit seinen übrigen Ländern vereinigen und so der Herr der ganzen Christenheit werden. Endlich sei der König bereit, Teile Frankreichs an Karl und Bourbon abzutreten. Als König von Frankreich werde Heinrich den Kaiser nach Rom geleiten. Wenn Karl etwa auf die Unzuverlässigkeit Englands hinwiese, auf seine Verhandlungen mit Frankreich und Schottland über anderweitige Vermählung der Prinzessin Marie, sollten sie anbieten, ihm die Prinzessin zu übergeben, wenn er dafür Franz an England abtrete, oder nachdem die Krönung Heinrichs in Paris erfolgt sei. Ginge Karl aber überhaupt nicht auf die Entthronung des König Franz ein, so sollten sie für Heinrich die Normandie, Bretagne, Picardie, Gascogne, Guienne u. s. w. fordern, allerwenigstens aber die Picardie mit einer Pension von 100000 Kronen.

Ehe diese englischen Zumutungen in Toledo eintrafen, hatte sich die Situation anderweitig in ebensowenig erfreulicher Weise aufgeklärt. Als Beaurain Bourbon und Lannoy erreichte, begaben sie sich miteinander zu dem Gefangenen, der seit Ende Februar in dem festen Pizzighettone unter der persönlichen Obhut eines der ältesten spanischen Hauptleute, Fernando de Alarcon, auf das sorgfältigste bewacht wurde. Der König ließ sich auf eine Erörterung der kaiserlichen Friedensbedingungen gar nicht ein, sondern wies die ganze Verhandlung an seine Mutter, äußerte aber, er wolle lieber den Kopf verlieren, als etwas gegen seine Ehre thun*). Beaurain mußte also auch hier unverrichteter Dinge abziehen. Er brachte dem Kaiser nur Briefe Bourbons und Lannoy's, welche die Lage Italiens nichts weniger als rosig

*) So Gattinara an Contarini nach dessen Bericht vom 16. Mai.

erscheinen ließen. Der Kaiser, schrieb Lannoy, habe ihn angewiesen, sich zum Einfall in Frankreich bereit zu halten; man schulde aber den Truppen eine erschreckende Summe; ehe er große Geldsendungen erhalten habe, könne er an eine Erneuerung des Krieges nicht denken, die Erhaltung der Freundschaft Englands scheine ihm unentbehrlich *). Beaurain überbrachte ein genaues Verzeichnis der den Soldaten geschuldeten Summen, das wir leider nicht kennen. Schon Ende März hatte Lannoy an Margareta geschrieben, der rückständige Sold betrage mehr denn 600 000 Dukaten. Mitte April mußte Nájera dem Kaiser klagen, die deutschen Landsknechte forderten drohend Geld; sie würden sich empören, wenn er sie in einer Woche nicht bezahlen könne. Auch dann würden nur wenige bleiben. So stand es mit dem einzigen Heere, auf das Karl rechnen konnte, wenn er sich durch Frankreichs schroffe Abweisung genötigt sah, den Krieg fortzusetzen. Im höchsten Grade bedenklich klangen aber die Nachrichten aus Deutschland. Ferdinand, der noch Mitte März sehr kriegslustig geschrieben hatte, war seitdem sehr kleinlaut geworden. Anfang Mai schrieb er, wenn der Kaiser seine Ansicht hören wollte, so würde er wegen der schwierigen Lage der Verhältnisse, sowohl in Deutschland als in Italien, zu einem ehrenhaften Frieden raten, damit man dem Türken und den Lutheranern begegnen könne, welche nicht weniger Unheil anrichteten als jener **). Der Schrecken, welchen die deutschen Bauern verbreiteten, drang bis nach den Niederlanden. An Margareta's Hofe fürchtete man ihren Einfall in Luxemburg, zu dessen Schutz 400 Pferde abgeschickt wurden. Viele angesehene Personen versicherten dem englischen Gesandten, wenn die Bauern in die Nähe der Niederlande kämen, so würden dort 20 000 Lutheraner zu den Waffen greifen.

Nur an einem Orte schienen die Dinge damals eine für

---

*) Le Glay 2, 599 ff.

**) Ferdinand an Karl, Innsbruck 3. Mai (Wien. Arch.).

Karl günstigere Wendung zu nehmen, in Rom. Vielleicht mehr noch, als die nächsten Angehörigen des gefangenen Königs, war der Papst durch die Kunde von Pavia erschüttert worden. Als sie in der Nacht vom 26. Februar Rom erreichte, wollte er ihr zuerst keinen Glauben schenken; da sie bestätigt wurde, war er wie tot (rimase morto). Er hatte dann zwar die Contenance, die Nachricht selbst Sessa mitzuteilen und dabei die denkbar höchste Genugthuung zur Schau zu tragen, aber der Schrecken war doch zu groß, um verhüllt werden zu können. Da kam der erste Trost von England. Clerk glaubte sich ermächtigt, dem Papste den Schutz seines Königs zuzusagen für den Fall, daß die Kaiserlichen Aenderungen in Italien unternehmen sollten; ebenso erklärte er diesen, sie müßten den Papst mehr als je respektieren. Clemens blieb zwar trotzdem in der übelsten Laune, die man je bei ihm gesehen, aber in seiner Umgebung begannen die alten Praktiken sofort von neuem. Schon am 28. Februar*) meldete Foscari dem Rat der Zehn, es solle mit den Kaiserlichen um den Preis Ferrara's über ein Bündnis verhandelt werden; auf der anderen Seite hören wir von eifrigen Bemühungen, die sämtlichen italienischen Staaten unter päpstlicher Führung zum Schutz gegen die drohende spanische Uebermacht zu vereinigen. Vor allen drängte neben den französischen Agenten Venedig dazu. In Rom herrschte großer Unwille gegen den Papst, dessen Unentschlossenheit man alles Unglück Schuld gab**). Ueberaus rührig war auch jetzt wieder Giberti. Wie man Sessa glauben machte, kümmerte er sich gar nicht mehr um die Politik, zog sich ganz auf sein geistliches Amt zurück; in Wirklichkeit minierte er unermüdlich, um die verhaßten Spanier zu Falle zu bringen. Vornehmlich kam es ihm darauf an, England zu gewinnen, dessen Herrschern er mit den ausgesuchtesten Schmeicheleien um den Bart ging, über

*) Diese Depesche ist leider für lange die letzte, welche sich erhalten hat. Erst vom 14. August haben wir wieder einen Bericht Foscari's.

**) De Leva 2, 246 f.

deren Haltung er aber doch in großer Sorge schwebte, trotz Clerks rettendem Auftreten. Sodann mußte Venedig, dem der Schrecken natürlich doch auch in die Glieder gefahren war, beruhigt, in Mailand angeknüpft, hauptsächlich aber Frankreich ermutigt werden. Zu diesem Zwecke schrieb Canossa am 8. März aus Rom an Robertet, in dessen und Duprats Händen damals die Leitung der französischen Politik lag. „Jetzt," mahnte der geriebene, in französischen Diensten stehende italienische Prälat, „jetzt ist es Zeit, Mut zu fassen und sich nicht aufzugeben. Wenn Ihr das thut, wird Euch weder Gott noch die Menschen verlassen. Wenn Ihr Euch das ganze oder auch nur einen Teil Eures Reiches nehmen laßt, dürft Ihr auf die Freigebung Eures Königs wenig hoffen; haltet Ihr es fest, so kann die Zeit viele Gelegenheiten bringen, ihn zu befreien." Vor allem müsse Frankreich sich bemühen, England zu gewinnen, etwa vermittelst Verheiratung des Dauphin mit Prinzessin Marie. Dadurch werde man nicht nur Frankreich sichern, sondern den Kaiser in solche Bedrängnis versetzen, daß er durch eine Heirat die Freundschaft des Königs Franz zu gewinnen suche. Sodann dürfe man die Schweiz nicht aus der Hand lassen, wie übel sich auch ihre Leute vor Pavia gehalten, besonders, weil man dadurch den Italienern Mut machen werde, einen Angriff des kaiserlichen Heeres auf Frankreich nicht zu dulden. Der Papst werde alles mögliche für die Befreiung des Königs thun*).

Alles mögliche, d. h. alles, was ihm seine ängstliche Natur möglich machte. „Dieses Wollen und Nichtwollen," wie der Erzbischof de' Monti seine Politik vortrefflich bezeichnete, dieses furchtsame, nach allen Seiten Umsichblicken, erzeugte ein Verfahren, das weder Frankreich noch Italien ermutigen, noch dem Kaiser Vertrauen einflößen konnte. Die nächste Gefahr drohte unter allen Umständen von den Kaiserlichen. Wenn auch Frunds-

---

*) Lettere di Principi 1, 158.

bergs Rat, gegen Rom zu marschieren, nicht viel bedeutete, nichts konnte sie hindern, beliebig um sich zu greifen, wie sie denn auch Carpi besetzten und ihre Haufen beliebig da in Garnison legten, wo sie die noch immer nicht bezahlten Soldaten am besten zufrieden zu stellen hofften. Deshalb redete Clemens zwar mit den Italienern über ein gemeinsames Bündnis und horchte auf die französischen Vorspiegelungen, er könne leicht die Herzöge von Mailand und Ferrara für sich gewinnen, wenn er jenem Parma und Piacenza, diesem Modena und Reggio gegen reichliche Zahlungen überließe, um dann Neapel für sich zu nehmen, dessen Eroberung keine Schwierigkeit haben werde*), fand es aber doch klug, vor allem die Kaiserlichen zu beschwichtigen und sie womöglich zur Befreiung Parma's und Piacenza's von den Truppen zu bestimmen, welche da wie in Feindes Land hausten. So ließ er sich dann, nachdem er bereits am 10. März seinen Nuntius bei Karl ermächtigt hatte, über ein Bündnis zu verhandeln**), darauf Lannoy 25000 Dukaten geschickt, am 1. April bereit finden, mit Sessa und Clerk einen Vertrag zu unterzeichnen, wodurch er sich mit dem Kaiser, Ferdinand und England zu gegenseitigem Schutz und Trutz verband. Den italienischen Staaten war der Zutritt vorbehalten, welchen Mailand, Florenz und Mantua bereits vollzogen hatten. Wenn Karl nach Italien käme, um sich krönen zu lassen, versprach ihm der Papst jede Unterstützung mit geistlichen und

---

*) Clerk an Wolsey, 19. März. Brewer p. 523.

**) So meldet Contarini am 1. April. Der Kaiser, ließ Clemens auseinandersetzen, müsse vor allem, um die Hände gegen Frankreich frei zu haben, die italienischen Zustände sichern. Er schlage deshalb ein Bündnis mit dem Kaiser und England vor zum Schutze Italiens und zum Angriffe gegen den Türken. Zur Feststellung der näheren Bedingungen werde er Bartolomeo di Gattinara senden, des Kanzlers Vetter, worüber dieser sehr erfreut war. Außerdem schrieb Schomberg an Gattinara, der Papst beabsichtige, ihm die Kardinalswürde zu verleihen. Endlich meldete Kardinal Salviati, alle Vertrauten des Papstes seien erzürnt auf Giberti. Schomberg schien jetzt alle Macht zu haben.

weltlichen Waffen, ebenso sagte er den Schutz der kaiserlichen Herrschaft über Neapel zu; dafür verpflichteten sich Karl, Heinrich und Ferdinand die Ketzer mit all ihrer Macht zu verfolgen und den Papst in der Reform der Kirche zu unterstützen. Diesem Vertrage, welcher in vier Monaten ratifiziert werden sollte, waren zwei Separatartikel beigefügt, wonach Mailand sein Salz aus päpstlichen Salinen beziehen und dem Papst die von Ferrara besetzten Städte Modena und Reggio zurückgegeben, die Frage der kaiserlichen Oberhoheit über dieselben aber späterer Entscheidung vorbehalten werden sollte*).

Mit der Unterzeichnung dieses Pakts war noch nichts entschieden; ohne die kaiserliche Ratifikation bedeutete er nichts. Nun aber fand es Lannoy in seinem Interesse, das Bündnis Ende April bekannt zu machen. Clemens war inzwischen durch verschiedene Schreiben Karls und Gattinara's beglückt worden, welche die früheren Differenzen vollständig ignorierten, nur von der Eintracht der beiden Leuchten der Welt und Karls sehnlichem Verlangen redeten, den Frieden in der Christenheit herzustellen und die vereinten Kräfte gegen Türken und Ketzer zu richten**). Clemens zeigte sich von diesen Briefen höchlich beglückt und ließ, um seine Freundschaft mit dem Kaiser über jeden Zweifel zu erheben, am 1. Mai auch seinerseits das Bündnis mit großer Feierlichkeit verkündigen.

Die Hoffnungen der Italiener auf Clemens schienen also

---

*) Den Vertrag gibt Gayangos S. 115 f. nach einer gleichzeitigen lateinischen Kopie in Simancas, welche von den Separatartikeln nichts erwähnt. Ich kann nicht verschweigen, daß mir der von Gayangos gegebene Text mehrfache Zweifel erweckt; was aber am auffälligsten darin erscheint, die Teilnahme Englands, wird durch Clerks Brief vom 6. April erläutert: er habe, ohne Vollmacht zu haben, unterzeichnet, weil der König rather for reputation than any benefit on either side genannt werde (Brewer p. 547). Ueber die Separatartikel siehe die ausführliche Erörterung, welche der Kaiser im September 1526 gab, in Pro divo Carolo ... apologetici libri duo p. 33 sqq. und De Leva 2, 245 f.

**) Balan, Monum. Saeculi XVI. p. 383 sqq.

abermals bitter getäuscht zu sein; aber in den allgemeinen europäischen Verhältnissen so gut wie in den besonderen italienischen lagen Momente, welche den Papst bald anders stellen sollten. Sobald er die kaiserlichen Forderungen an Frankreich kennen lernte, war er überzeugt, dieselben würden zurückgewiesen werden. Die französischen Agenten bestärkten ihn in dieser Ansicht und drangen unermüdlich in ihn, er möge helfen, Frankreich in die Lage zu bringen, daß es seine Selbständigkeit gegen den Kaiser behaupte. Es lag auf der Hand, daß die Kurie, ganz Italien, in völlige Abhängigkeit vom Kaiser geraten müsse, wenn es diesem gelinge, Frankreich zur Annahme seiner Bedingungen zu nötigen. Daß Clemens das zu vereiteln suchen mußte, versteht sich von selbst. Durfte er aber wagen, etwas dafür zu thun? Waren die Kaiserlichen nicht Herren Italiens? Konnten sie ihn nicht jeden Augenblick erdrücken? Nur die Furcht davor hatte ihn ja zum Bündnis mit Karl getrieben. Nun aber geschah es, daß einmal dieses Bündnis nicht die gehofften Früchte trug, daß auf der anderen Seite die kaiserliche Armee in immer schlimmere Zerrüttung geriet. Der Papst hatte dem Kaiser die Hand gereicht in der Erwartung, daß seine Gebiete von der erdrückenden Last der kaiserlichen Einquartierung befreit werden und der Kaiser ihm Modena und Reggio vom Herzog von Ferrara verschaffen werde. Weder das eine noch das andere geschah. Der Kaiser genehmigte zwar das Bündnis, verwarf aber die Separatartikel; Clemens klagte bitter, Parma, Piacenza und Bologna würden fort und fort von den Kaiserlichen wie feindliches Land behandelt, vollständig zu Grunde gerichtet. Aber trotzdem, daß die Truppen hier, wie im Mailändischen und Piemontesischen, die Einwohner durch ihre Erpressungen und Exzesse zur Verzweiflung brachten, die Hauptleute ihnen jeden Frevel nachsahen, wuchs ihre Unbotmäßigkeit von Tag zu Tag. Denn von dem seit vielen Monaten rückständigen Solde konnten immer nur geringe Abzahlungen gemacht werden. Eine Armee, welche jeden Tag zu meutern drohte, welche auf weite Fernen

hin verzettelt lag, deren Zahl fortwährend abnahm, verlor natürlich rasch an ihrer Furchtbarkeit.

Da so die Dinge schon kritisch genug standen, geschah etwas, wodurch sich die Lage der Kaiserlichen bedenklich verschlimmerte. Der gefangene König hatte in dem Kastell von Pizzighettone, wo er von Alarcon auf das strengste bewacht, im übrigen aber vortrefflich behandelt wurde, sehr wechselnde Stimmungen durchgemacht. Nachdem er Karls Forderungen kennen gelernt, hatte er den Großen seines Reiches geschrieben, wie er um seiner und seines Volkes Ehre willen Gefangenschaft schimpflicher Flucht vorgezogen, werde er nie sein Land schädigen, um die Freiheit zu erlangen; im äußersten Falle werde er sich glücklich schätzen, für die Freiheit Frankreichs sein ganzes Leben im Gefängnisse zu bleiben. Aber König Franz war nicht danach angethan, so heroische Entschlüsse durchzuführen. Nicht lange nachher wurde in ihm das Verlangen nach Freiheit stärker, als das königliche Pflichtgefühl, zumal er von der Absicht hörte, ihn noch weiter von Frankreich zu entfernen, nach Neapel zu bringen. Da trug er dem Kaiser folgende Bedingungen an: derselbe möge ihm seine Schwester Eleonore und deren Tochter dem Dauphin zur Gemahlin geben; den Streit über das Herzogtum Burgund möge er richterlicher Entscheidung unterwerfen. Falle dieselbe für Frankreich aus, so werde das Herzogtum Eleonore als Mitgift übertragen werden, deren Söhne es später erben würden. Der König verzichtete auf alle Ansprüche in Italien, auf die Suzeränität über Flandern und Artois, auf Hesdin und Tournai. Er verhieß dem Kaiser, wenn er sich in Italien krönen lasse oder irgend etwas in Deutschland unternehmen wolle, die Hälfte der dafür nötigen Streitkräfte aufzubringen; für die Fahrt nach Italien stellte er ihm seine ganze Flotte zur Verfügung. Wolle der Kaiser gegen die Ungläubigen ziehen, so werde er persönlich daran teilnehmen und die Hälfte der Kosten tragen. Wolle der Kaiser dieses Heer nicht selbst führen, so werde er das Kom-

mando übernehmen und sein Land und seine Familie im Schutze des Kaisers lassen. Er werde England alles zahlen, was Karl demselben schulde. Dem Herzog von Bourbon werde er alle seine früheren Besitzungen, Aemter und Ehren zurück- und die Prinzessin Renée zur Gemahlin geben*).

Während diese Anerbietungen in Lyon als ganz unzulässig betrachtet wurden, fand sie Karl nicht genügend, trotz der dringenden Mahnung Lannoy's, der Gefahren zu gedenken, denen er eben mit Mühe entgangen sei. Da aber lange Zeit vergehen mußte, bis die Antwort aus Toledo eintreffen konnte, verstärkte in dem Gefangenen die Ungeduld einen anderen Wunsch, den er schon gegen Beaurain geäußert hatte. Wie, wenn er persönlich mit Karl verhandeln könnte? Auf jeden Fall müßte dadurch die Lösung beschleunigt werden. Dieser Wunsch, nach Spanien geführt zu werden, wurde aber übermächtig, als er erfuhr, daß die kaiserlichen Feldherren, welche ihn in Pizzighettone bei der wachsenden Mißstimmung Italiens nicht sicher genug glaubten, fest beschlossen hätten, ihn nach Neapel zu bringen, dessen Entfernung und dessen Klima er während der Sommerhitze fürchtete. So drang er inständig in Lannoy, welcher ihm unter den kaiserlichen Hauptleuten am nächsten stand, welcher den Frieden mit Frankreich unerläßlich fand, ihn statt nach Neapel nach Spanien zu führen. Dieser Plan leuchtete Lannoy um so mehr ein, als er dadurch auf den Gang der Verhandlungen einen hervorragenden Einfluß, über seine Rivalen Bourbon und Pescara einen entschiedenen Vorteil gewinnen mußte. Es stand nur das Bedenken im Wege, ob die Fahrt nach Spanien der französischen Flotte nicht die Möglichkeit bieten werde, den Gefangenen zu befreien. Der König verhieß Lannoy in dieser Richtung alle erwünschte Sicher-

*) Champollion p. 159 f., 170 ff. Die Angabe Champollions, diese Artikel seien Beaurain übergeben, ist irrig. Vielmehr überbrachte sie Moncada, welcher am 6. Juni in Toledo eintraf. Siehe State-Papers 6, 445 ff.

heit zu schaffen. Der mit ihm gefangene Marschall Montmorency wurde nach Lyon geschickt, um von der Regentin eine Anzahl französischer Galeeren zu fordern, welche mit spanischen Matrosen bemannt das spanische Geschwader verstärken würden. Schon vor der Rückkehr Montmorency's brach Lannoy mit dem Gefangenen nach Genua auf. 3000 Spanier unter Alancons Befehl sorgten für die Sicherheit der Reise, über welche die Spanier mit äußerster Aengstlichkeit wachten. Als der Zug am 24. Mai Genua erreichte, wurde der König auf Bergwegen um die Stadt herum ins Kastell geführt, damit in den engen Straßen der Hafenstadt, welche so viele Freunde Frankreichs zählte, kein Handstreich gewagt werden könne. Die castilianische Galeere Capitana schmückte man mit großem Aufwand für die Fahrt des Königs. Sobald Montmorency mit den gewünschten Befehlen der Regentin und der Zusicherung, daß die französische Flotte sich still halten werde, in Genua eingetroffen war, wurden am 28. die Schiffe bestiegen. Aber die Ankunft der verheißenen französischen Galeeren verzögerte sich. Lannoy war schon auf dem Punkte, von Porto Fino, wo er vor Anker gelegen, doch nach Neapel zu segeln, als endlich am 8. Juni die Galeeren eintrafen. Am 10. ging das Geschwader unter Segel*).

Sobald diese Thatsache in Italien bekannt wurde, machte sie einen geradezu erstaunlichen Eindruck. „Diese Italiener," schrieb Sessa am 19. Juni aus Rom, „haben ein so feines und scharfes Urteil, daß sie auch einem kleinen Ding unendliche Bedeutung beilegen, wie viel mehr einer so wichtigen Sache." Der Papst war von dem plötzlichen Entschlusse Lannoy's aufs

*) Decrue (Anne de Montmorency p. 54 ff.) gibt über diese Dinge Notizen, welche die Darstellung Mignets 2, 104 ff. nicht unwesentlich modifizieren. Vgl. den Bericht Nájera's an Karl, Genua 31. Mai (Gayangos S. 179 f.) und den Brief Lannoy's vom 10. Juni (Lanz 1, 164). Daß Franz schon gegen Beaurain den Wunsch geäußert hatte, nach Spanien geführt zu werden, erfuhr Contarini durch Gattinara.

peinlichste überrascht. Voll Erbitterung sprach er zu Clerk über den Betrug der Kaiserlichen, welche ihn in jeder Beziehung so schlecht als möglich behandelten *). Er würde in Verzweiflung sein, wenn er nicht auf Karls persönliche Güte vertraute. Sofort zeigte er eine veränderte Haltung. Das Gleiche meldeten alle Agenten des Kaisers von Mailand, Venedig, Genua. Ueberall war die gleiche Empfindung: Karl werde sich mit Franz auf Kosten Italiens verständigen, Italien völlig unter das spanische Joch sinken. Augenblicklich setzten sich alle Köpfe und Hände in Bewegung, um dem drohenden Unheil zu wehren, mit um so größerer Zuversicht, als die zurückgebliebenen Feldherren des Kaisers über die Eigenmächtigkeit Lannoy's die lebhafteste Entrüstung kund gaben. Bourbon, Pescara, Leyva, alle erhoben beim Kaiser Beschwerde, daß Lannoy, dessen Verdienst es nicht sei, daß König Franz sein Gefangener geworden, gegen den von ihnen allen gefaßten Beschluß, den König nach Neapel zu führen, ohne ihnen die mindeste Notiz zu geben, willkürlich nach Spanien gefahren sei. Besonders Bourbon fühlte sich aufs tiefste gekränkt und sagte dem Kaiser die schlimmsten Folgen voraus **).

In der That wurde die Lage sofort eine sehr ernste. Venedig, mit dem die Verhandlungen bis zu Lannoy's Abreise doch nicht ganz aussichtslos geschwankt hatten, der Papst, Ferrara, Piemont, alle bewiesen ihre Verstimmung in mehr oder weniger bedenklichen Handlungen. Die von ihnen für die Armee zu leistenden Zahlungen stockten vollständig, die gequälten Bevölkerungen griffen hier und da zu den Waffen. Die Not stieg rasch auf einen peinigenden Grad. Obwohl

---

*) Dem Kaiser aber schrieb er am 15. Juni: intelleximus, quod magnae nobis voluptati fuit, ipsum carissimum in Christo filium nostrum Franciscum ad te deductum iri. Balan 1, 156.

**) Sessa an Karl, 19. Juni, Bourbon an Karl, 12. Juni (Bradford S. 115 ff.), Nájera an Karl, 5. Juli, Leyva an Karl, 7. Juli, Clerk an Wolsey, 14. Juni.

Pescara, Leyva und Nájera all ihre Kostbarkeiten verkauften oder verpfändeten, konnten sie die meuternden Soldaten doch nicht zur Ruhe bringen. Deren Exzesse steigerten die feindselige Gesinnung der Bevölkerung. Die überall geschürten gefährlichen Umtriebe hätten die Konzentrierung der Armee gefordert, die entsetzliche Geldnot zwang, sie immer weiter zu zerstreuen.

„Ganz Italien," schrieb Leyva am 7. Juli, „ist einig, sich zum Schutz der gemeinsamen Sicherheit, zur Abwehr jeder weiteren Vergrößerung des Kaisers zu verbinden. Kein einziger Fürst denkt mehr an die vom Kaiser empfangene Gunst." Am entschlossensten ging in dieser Richtung Venedig vor, das in stattlicher Rüstung die völlig demoralisierte und so gut wie aufgelöste kaiserliche Armee nicht zu fürchten brauchte und sehr gut wußte, daß Ferdinand von seinen Tiroler Bauern noch völlig im Schach gehalten wurde, als die Bewegung im übrigen Deutschland längst niedergetreten war. Der rastlose Canossa schürte von Venedig aus an allen italienischen Höfen und trieb in Lyon zu raschem Entgegenkommen. In Mailand hatte Morone schon im März die Unmöglichkeit erkannt, mit den Kaiserlichen für seinen Herrn zu einem leidlichen Abkommen zu gelangen. In Rom war Giberti Feuer und Flamme: jetzt endlich schien ihm der ersehnte Augenblick gekommen, das verhaßte Joch der Fremden abzuwerfen. Hinter Schombergs Rücken wühlte er in der Schweiz, in Frankreich und England, um alles in größter Heimlichkeit zu einem großen Schlage vorzubereiten für den Augenblick, wo der Papst es zulässig finden werde, die Maske abzuwerfen. „Denn natürlich," schreibt er am 1. Juli, „steht Se. Heiligkeit in einer Sache von so großem Gewicht noch unentschlossen da; aber es könnte sein, daß die schlechte Aufführung der Herren Kaiserlichen, welche ihm von dem im Bündnis Verheißenen nichts erfüllt haben, den Papst von neuem in Bewegung und zu dem Entschlusse brächte, die Gelegenheit zu seiner Befreiung und zur Erwerbung ewigen

Ruhmes, wie sie sich schöner in der Welt nie bieten könnte, nicht zu versäumen*)."

In Wahrheit wurde Italien, wenn es überhaupt ein Italien gab, jetzt eine unvergleichliche Gelegenheit geboten, sich aus dem tiefen Falle aufzurichten, durch den es vor dreißig Jahren die Beute der Fremden geworden war. Auch ein kalter Rechner wie Machiavelli konnte jetzt an die Möglichkeit glauben, die spanische Herrschaft zu zertrümmern, ohne das französische Joch auf sich nehmen zu müssen. Eine wunderbare Gunst des Schicksals hatte die Weltlage so gestaltet, daß Frankreich in seinem eigenen Interesse alles thun mußte, um Italien die Hand zu seiner Befreiung zu bieten, ohne einen Lohn dafür zu fordern. Pavia hatte die Welt mit Angst vor der kaiserlichen Uebermacht erfüllt; auf alle Staaten drückte dieselbe Sorge, und diese Sorge machte sie alle zu natürlichen Verbündeten Italiens. Daß der über Florenz gebietende Papst zusammen mit Venedig, Mailand, Ferrara nicht im stande sein sollte, das kaum mehr vorhandene kaiserliche Heer aus der Halbinsel zu vertreiben, ließ sich nicht denken. Nun aber erbot sich die Regentin von Frankreich Ende Juni, Italien nach Kräften zu unterstützen, ohne daran irgend lästige Bedingungen zu knüpfen. Ebenso kamen damals bereits aus England die erfreulichsten Zusicherungen. Kurz, Italien brauchte nur die Hand auszustrecken, um das sich darbietende Glück zu ergreifen. Aber wo war dieses Italien? Es gab nur einzelne italienische Staaten, und diese so durch tausend böse Erfahrungen, kleinliche Gegensätze, niedrige Leidenschaften voneinander getrennt, so mißtrauisch, neidisch, ängstlich, so gierig, daß sie wohl miteinander komplottieren, aber nicht für ein großes, gemeinsames Interesse zusammen handeln konnten. Noch war Italien der Hauptsitz der politischen Intelligenz, aber dieser bewundernswerten Schärfe

---

*) Giberti an den Nuntius in der Schweiz, Rom 1. Juli. Lettere di Principi 1, 164 b f.

und Feinheit der Einsicht stand keine Kraft des Handelns und kaum noch irgend welche Reinheit der Gesinnung zur Seite. Eine lange Schule des zügellosen Egoismus und des raffinierten Genusses hatte die italienische Seele der männlichen Energie beraubt und des sittlichen Schwunges, der immer verloren geht, wenn der Mensch sich selbst das Höchste wird. Diese unvergleichlich scharfsinnigen Rechner sahen so hell, daß sie zwar jede Möglichkeit, aber auch jede Schwierigkeit erblickten. Vor allem kannten sie einander so genau, daß ein jeder von dem anderen das Schlimmste fürchtete, niemand dem Genossen traute. Wie konnten sie da auch nur das Geringste zusammen wagen? Die Italiener der Zeit haben die Unentschlossenheit und Aengstlichkeit Clemens' VII. schonungslos verurteilt, aber dieser Medici war doch nur das Ebenbild der damaligen italienischen Staatsmänner. Wie er, schreckten auch sie vor jedem Wagnisse zurück und sahen Wagnis, wo mittelmäßiges Geschick und gewöhnliche Thatkraft siegen mußte; wie er, sahen auch sie in der Intrigue das liebste, wenn nicht das einzige Mittel, nicht Großes zu erringen, sondern Kleines zu erschleichen. Und so sollte diese einzige, diese für Jahrhunderte letzte Gelegenheit, dem bisherigen Hauptträger der europäischen Zivilisation ein würdiges nationales Dasein zurückzugeben, von einer überklugen Politik verdorben werden.

Der Friede von Madrid.

König Franz war am 19. Juni in Barcelona gelandet, von den Großen und namentlich den Damen der Stadt mit ausgesuchter Courtoisie empfangen. Am 22. ging die Fahrt nach Valencia weiter. Lannoy erwartete unterwegs mit Ungeduld, wie der Kaiser sein eigenmächtiges Verfahren aufnehmen und was er über den Gefangenen verfügen werde. Karl hatte längst den König in Spanien zu haben gewünscht, nur nicht gewußt, wie er ihn sicher dahin bringen könne*). Seine Antwort an Lannoy atmete deshalb die lebhafteste Genugthuung. Er wünscht dringend den Vizekönig so rasch als möglich zu sehen, um alles mit ihm besprechen zu können. Franz soll er noch besser als bisher behandeln, ihm jede Freundlichkeit erweisen, seinen Wunsch nach allgemeinem Frieden beteuern, nach dessen Abschluß der König seine Freiheit erlangen werde. Er wünsche des Königs Ehre wie seine eigene zu wahren. Aber freilich müsse derselbe in sicherem Gewahrsam gehalten werden. Dafür werde sich das feste Játiva im Süden Valencias am besten eignen. Lannoy soll den König über diese Einsperrung mit den freundlichsten Worten beruhigen. Sie werde nur so lange dauern, bis der Kaiser zu einem guten Abschlusse der ganzen Sache gekommen sei. Lannoy müsse in jeder Weise

*) So Gattinara zu den englischen Gesandten. Brewer p. 641.

den König bei guter Laune erhalten*). Zugleich mit dieser Weisung traf in Valencia ein Brief des Kaisers an den Gefangenen ein, worin er demselben versicherte, er freue sich über seine Ankunft, die hoffentlich zu einem guten allgemeinen Frieden führen werde, was sein höchster Wunsch sei. Wenn der König bisher gut behandelt worden, solle er es in Zukunft noch besser haben. Der Kaiser nannte sich seinen „wahren Bruder und Freund".

Am 6. Juli traf Lannoy, von Montmorency begleitet, in Toledo ein. Mit dem, was er von Franz und der Lage Italiens meldete, gewann der Kaiser die Möglichkeit, seine Situation nach allen Seiten mit voller Klarheit zu überschauen. Er wußte jetzt, wie verzweifelt die Dinge in Italien standen; er hörte, wie schlimm es noch immer mit Ferdinand bestellt war; er erfuhr, zu welchen Opfern sich Franz im äußersten Falle herbeilassen werde. Was er von England erwarten durfte, hatten die letzten Wochen gelehrt.

Die außerordentliche Botschaft, welche König Heinrich im März angekündigt hatte, war endlich nach einer höchst beschwerlichen Reise am 24. Mai in Toledo eingetroffen. Obwohl es der Tag vor Himmelfahrt war, erhielten die Engländer noch denselben Nachmittag Audienz beim Kaiser. Er lud sie vertraulich in sein Schlafzimmer, wo er, sie in eine Fensternische führend, allein mit ihnen redete. Sie begannen von der herzlichen Teilnahme ihres Herrn an allem zu erzählen, was Karl begegne; er empfinde es wie eigenes Schicksal. Jetzt, fuhren sie fort, sei der große Augenblick gekommen, ihr gemeinsames

---

*) Der Brief Karls an Lannoy vom 20. Juni bei Bradford p. 125 ff. Statt Patina ist Játiva zu lesen (vgl. den Brief der englischen Gesandten vom 9. Juli, Brewer p. 663 und Gachard, La Captivité de François I. p. 25). Wenn die venezianischen Gesandten am 21. Juni berichten, der Kaiser habe bei der Nachricht von des Königs Fahrt nach Spanien wie in großer Aufregung geschworen, das geschehe ohne sein Wissen und Willen, so that er diese Aeußerung zu Italienern, um ihre Besorgnisse zu beschwichtigen.

Ziel zu erreichen. Der König würde deshalb Wolsey selbst zu Karl geschickt haben, wenn nicht eine so weite Reise in des Kardinals Alter gefährlich gewesen wäre; Heinrich bitte den Kaiser, sich offen über seine Absichten zu äußern. Er habe seine Armee schon vor ihrer Abreise in Bereitschaft gesetzt, die Hauptleute ernannt, die Schiffe für die Ueberfahrt gesammelt, um den Verträgen gemäß Ende Mai persönlich die große Invasion zu unternehmen. Ihre Ankunft sei leider durch die Schwierigkeiten der Reise bedauerlich verzögert; um so wünschenswerter sei es, daß Karl ihnen alsbald seinen Willen eröffne. Dabei übergaben sie ihm einen eigenhändigen Brief Heinrichs. Karl las ihn, sprach mit Gattinara, Nassau und zwei vornehmen spanischen Räten und ließ ihnen danach durch den Kanzler eröffnen, er werde einige Mitglieder seines geheimen Rats beauftragen, mit ihnen zu verhandeln.

Den nächsten Tag begannen die Konferenzen in Nassau's Wohnung. Gattinara setzte die Engländer von dem in Rom geschlossenen Bündnisse in Kenntnis, dem er große Bedeutung beilegte, und zeigte ihnen zwei eigenhändige Briefe des gefangenen Königs an Karl, worin er sich seinen Sklaven nannte. Erst am 26. trat der Kanzler der eigentlichen Frage näher. Er erzählte den Gesandten, der Kaiser habe über 1 500 000 Dukaten für den Krieg aufgewendet; seiner italienischen Armee schulde er 570 000 Dukaten; die spanischen Einkünfte seien durch die Rebellion der Comuneros so zerrüttet, daß er außer stande sei, die Kriegslast zu tragen. Er habe deshalb die Cortes nach Toledo geladen, von denen er eine halbe Million hoffe. Vermutlich würden sie aber fordern, daß er das Reich nicht verlasse, ohne seine Braut zurückzulassen, damit sie das Reich vor neuen Zuckungen bewahre. Deshalb habe er Heinrich gebeten, seine Tochter nach Spanien zu senden mit 400 000 Kronen von ihrer Mitgift, die für die gemeinsamen Interessen verwendet werden sollten. Dann werde der Angriff auf Frankreich von Spanien wie von England erfolgen, und endlich werde Bourbon

in die Provence eindringen. Wenn England hierfür 200 000 Kronen zahle, werde der Kaiser den Rest übernehmen. Diese Zumutungen erklärten die Gesandten für sehr seltsam. Sie wichen von allen Verträgen ab, welche der Kaiser mit König Heinrich geschlossen. Ganz besonders die Forderung, daß die neunjährige Prinzessin dem gefährlichen spanischen Klima ausgesetzt werden solle und einen großen Teil ihrer Mitgift mitbringen, während ausgemacht worden, daß dieselbe nur in Terminen nach vollzogener Heirat gezahlt werden solle und mit Abzug dessen, was der Kaiser England schulde. Vielmehr sei der Kaiser verpflichtet, vor der Invasion die 150 000 Kronen zurückzuzahlen, welche ihm Heinrich bei seinem Besuche in England geliehen und die ausbedungene Entschädigung von jährlich 130 000 Dukaten. Gattinara's Forderung laufe darauf hinaus, daß England die Kosten für alle drei Invasionen tragen solle; und doch verheiße er nicht einmal, daß Karl sich persönlich am Angriff beteiligen werde. Sie könnten unmöglich glauben, daß der Kaiser selbst solche Ansprüche mache.

Die Kaiserlichen besprachen sich untereinander und erklärten dann, allerdings hätten sie nur die Aufträge Karls ausgerichtet, der sich gezwungen sehe, seinem treuen Freunde, dem Könige von England, seine Notlage zu eröffnen. Die Forderungen gingen ja allerdings über die Verträge hinaus, aber sie müßten ihre Zuflucht zu König Heinrich nehmen, der reich genug sei, für sich und seine Freunde einzutreten; sonst lasse sich die Invasion nicht ausführen. Der Kaiser habe übrigens in Roussillon bereits den Angriff nachdrücklich beginnen lassen, zweiundzwanzig Städte und Schlösser zerstört; jetzt sammle er eine große Flotte, um nach Italien zu gehen. Er habe einiges Geld aus Indien erhalten, werde auf die Bewilligungen der Cortes ein Anlehen aufnehmen und auch von Italien etwas bekommen können. Im weiteren Verlauf der Unterhandlung erklärten sie, Bourbon werde sich wohl auch mit 100 000 Kronen von England begnügen.

Am 29. kam Gattinara mit dem eigentlichen Gedanken Karls heraus. Der Kaiser, sagte er, sei sehr betroffen darüber, daß er von England weder Geld für Bourbon noch die Prinzessin mit ihrer Mitgift hoffen dürfe. Er habe gehört, könne es freilich nicht glauben, die Prinzessin solle mit dem Könige von Schottland vermählt werden. Vielleicht werde der Antrag gestellt werden, daß sich Karl mit Heinrichs Zustimmung anderweitig verheiraten dürfe. Nicht mit einer französischen Prinzessin, obwohl große Anerbietungen von dieser Seite gemacht wären, sondern mit einer anderen, von der schon lange die Rede gewesen und die eine Million Dukaten mitbringen werde. Dadurch werde er in die Lage kommen, viel gegen Frankreich zu thun. Die Gesandten fanden es nötig, sich untereinander zu besprechen, ehe sie über diese „seltsame“ Proposition eine Erklärung abgäben. Sie sagten dann, die Anerbietungen Schottlands seien mit Rücksicht auf Karl abgelehnt worden. Die Idee, denselben anderweitig zu verheiraten, würde in England so hoch aufgenommen werden, daß sie es nicht wagten, davon nur zu schreiben.

Da sie bei den Kaiserlichen eine starke Neigung zum Frieden mit Frankreich wahrzunehmen glaubten, erinnerten sie an die unversöhnliche Feindseligkeit der Valois gegen die Habsburger, mit denen sie überall, besonders in Italien, in Widerstreit lägen. Es lasse sich wohl denken, daß Frankreich jetzt zu einem sehr schönen Vertrage bereit sei: werde es aber denselben halten? Habe es je einen gehalten? Ohne die Beseitigung dieser Dynastie sei kein Friede für die Christenheit zu hoffen.

Wir wissen nicht, ob der Kaiser noch einmal nötig fand, sein Verhältnis zu England zu prüfen; die entscheidenden Schritte waren ja längst gethan. Am 31. Mai eröffnete Gattinara den Engländern die definitive Antwort des Kaisers: Er habe bereits am 4. Mai das Gesuch an König Heinrich gerichtet, wenn er ihm seine Tochter mit der Mitgift nicht gewähren könne, möge er ihm gestatten, die portugiesische Prinzessin zu heiraten, was

seine Großen dringend wünschten. Sie würden ihm dann zu der portugiesischen Mitgift von einer Million eine halbe Million bewilligen. Er hoffe auf diesen Vorschlag bald Bescheid zu erhalten; die Gesandten möchten ihn abwarten. Diese erachteten es für ganz nutzlos, weiter „auf tote Kohlen zu blasen". Die Geldnot des Kaisers, schrieben sie, sei eine handgreifliche Thatsache. Den Dienern seines Hofhaltes schulde er, den einen für zwanzig, den anderen für zwölf, den bestgestellten für neun Monate. Der König werde nun sehen, daß er es allein thun müsse, wenn er diesen Sommer angreife. Es empfehle sich vielleicht, in die portugiesische Heirat zu willigen, denn er werde dadurch die Verbindung Karls mit Madame d'Alençon vereiteln, die gewiß mit verlockenden Anerbietungen werde betrieben werden. Alles Volk dränge hier auf jene Heirat. Heinrich werde außerdem den Vorteil haben, mit seiner Tochter viele große Fürsten anlocken zu können*).

Indem die Gesandten ihrem Könige einen so detaillierten Bericht über ihre Verhandlungen erstatteten, fanden sie es nötig, Wolsey besonders zu schreiben. Als sie dem Kaiser des Kardinals Brief übergeben, habe derselbe erwidert, einige Worte darin seien sehr gut, aber über das Betragen Wolsey's gegen ihn müsse er sich verwundern. So habe derselbe, als Beaurain 200 000 Dukaten für Bourbon gefordert, ausgerufen, König Heinrich wisse mit seinem Gelde Besseres zu thun, als es zum Vergnügen von vier solchen Personen auszugeben, worauf er Karl einen Lügner, seine Tante Margareta eine Dirne, seinen Bruder Ferdinand ein Kind und Bourbon einen Verräter genannt habe. Die Gesandten hatten sich natürlich bemüht, den Kaiser zu überzeugen, er sei falsch berichtet worden, Wolsey könne so gar nicht geredet haben, da er dem Kaiser so ergeben sei wie einer seiner eigenen Räte. Karl hatte darauf erwidert,

*) Tunstals, Wingfields und Sampsons Bericht vom 2. Juni. Brewer p. 610 ff.

Wolsey irre sehr, wenn er ihn durch Drohungen zu bestimmen meine; er werde von jetzt an nicht auf Worte, sondern auf Thaten sehen. Tunstal bat den Kardinal, eigenhändig an den Kaiser zu schreiben, um das Mißverständnis zu beseitigen. Dabei bemerkte er, alle zwischen England und Frankreich ausgetauschten Eröffnungen würden am kaiserlichen Hofe bekannt, ehe sie zu etwas geführt. Die Regentin richte jetzt alle ihre Blicke nach Spanien, um ihren Sohn zu befreien. Vermutlich würden die jetzt von ihr angekündigten Gesandten die ganze bisher zwischen England und Frankreich gepflogene Korrespondenz mitbringen, um den Kaiser von König Heinrich zu trennen.

Wenige Tage nach diesen Unterredungen trafen Moncada aus Italien und der Erzbischof von Embrun, dieser als Vertreter Frankreichs, in Toledo ein. Jener überbrachte die uns bekannten Vorschläge des gefangenen Königs. Gattinara zögerte nicht, den Engländern eine Abschrift davon zu übergeben; zugleich unterrichtete er sie von den dringenden Bitten der inzwischen zusammengetretenen Cortes um die portugiesische Heirat und von den überaus günstigen Anerbietungen des Königs von Portugal. Jetzt endlich offenbarten die Engländer, daß sie eventuell auch zu Friedensverhandlungen ermächtigt seien, doch verabredeten sie mit dem Kaiser, das streng geheim zu halten. Bei dieser Gelegenheit kam die Rede auf den Bauernkrieg, auf den „großen Aufstand der Lutheraner und ihre Absicht, Adel und Klerus zu vernichten". Karl beruhigte die Gesandten mit der Nachricht von dem blutigen Siege des Herzogs von Lothringen über die elsässischen Bauern. Er bitte Gott um die Gnade, die Ketzer ausrotten zu können. Die spanischen Comuneros hätten dieselben politischen Absichten verfolgt, aber von der Ketzerei wären sie frei gewesen.

Fassen wir das Resultat der fünf Wochen fortgesetzten Verhandlungen mit der englischen Botschaft zusammen, so konnte sich der Kaiser Anfang Juli nicht mehr darüber täuschen, daß

ihm England unter keinen Umständen die zur Fortführung des Krieges notwendigen Mittel gewähren werde, ja daß die Allianz mit König Heinrich thatsächlich gelöst sei. Da nun seine eigene Geldnot so groß war, daß er Sessa nicht einmal einen von diesem gemachten Vorschuß von 20000 Dukaten zurückerstatten konnte, obwohl sein Gesandter bei der Kurie dadurch in die peinlichste, für das kaiserliche Ansehen höchst nachteilige Verlegenheit geriet, da seine Bedürfnisse so hoch gestiegen waren, daß dafür nicht einmal die von Portugal gehoffte Million viel besagte, so hätte man meinen sollen, er würde jetzt wirklich, wie er so oft beteuert, alles zur Herstellung des allgemeinen Friedens thun, indem er vornehmlich die Frankreich gestellten Bedingungen mildere. Aber der Betretung dieses Weges standen nicht nur in seiner eigenen Natur, sondern auch in seiner Umgebung große Hindernisse entgegen. Denn es gehörte ja, wie wir schon oft zu beobachten Gelegenheit hatten, zu seinem eigensten Wesen, an einmal gefaßten Beschlüssen mit unerschütterlicher Zähigkeit festzuhalten und von dem, was er für sein Recht hielt, durch keine Macht zum geringsten Opfer vermocht werden zu können. Als sein unveräußerliches Recht Frankreich gegenüber galt ihm aber der alte Besitz seines burgundischen Hauses. Im Herzogtum Burgund sah er sein unbestreitbares Erbteil, den eigentlichen Kernbesitz seines Hauses; da ruhten seine Vorfahren, von da stammte sein Wappen und jener Orden vom goldnen Vlies, an dem er mit seiner ganzen Seele hing. Die Regentin, so schrieb ihr ein Freund Anfang Juni aus Toledo, möge nicht daran denken, daß der Kaiser je darauf verzichten werde; an die Wiedergewinnung dieses Erblandes werde er alles setzen*). Da nun Frankreich ebenso entschlossen war, auf das Herzogtum nie zu verzichten und es in der That, wenn es seine Stellung in Europa nicht gefährden wollte, darauf nicht verzichten konnte, so war wirklicher Friede

*) Champollion p. 196.

von vornherein unmöglich. Dazu kam, daß sich Karl ebenso verpflichtet hielt, Bourbon sein Wort zu halten.

Er war offenbar in großer Verlegenheit, als er am 20. Juni jenes Schreiben an Lannoy richtete. Er ersehnte dessen Ankunft wie eine Rettung aus unlösbaren Widersprüchen. Aber da er kam, entstand noch größere Not. Die von ihm vertretene Politik stimmte keineswegs zu den Anschauungen des Kanzlers. Dieser hielt an der Ansicht fest, daß den Franzosen nie zu trauen sei; Lannoy glaubte umgekehrt, der Friede mit Frankreich sei notwendig und möglich. Wollte er den Kaiser zu einem Ausgleich mit König Franz bestimmen, so mußte er die Entschädigung für das in Frankreich zu Opfernde in Italien zeigen. Die Italiener hielten ihn für ihren gefährlichsten Feind, während Gattinara, wie bereits erwähnt, das Interesse Italiens, namentlich des Herzogs von Mailand zu wahren suchte *). Diese Gegensätze bekämpften sich wohl schon länger. Lannoy's Erscheinen führte zu einer ernsten Krisis. Unmittelbar nachher hatten sowohl die Engländer, wie die Venezianer zu melden, der Kanzler habe seinen Abschied gefordert **). Sie meinten zwar, der Grund liege darin, daß Gattinara seine Macht durch die spanischen Sekretäre beschnitten sehe; aber damit

---

*) Contarini sagt in seiner Relation von Gattinara: „Dem Herzog von Mailand ist er höchst ergeben, hat auch gute Ursache dazu, da ihm der Herzog einen Besitz geschenkt, aus dem er jährlich über 8000 Dukaten bezieht. Die Spanier liebt er wenig, aber die Franzosen haßt er aufs äußerste und traut ihnen so wenig als möglich, und hat dem Kaiser immer geraten, ihnen nie zu glauben. Dem Papst ist er ergeben, besonders jetzt, wo ihm ein Breve den roten Hut zugesichert hat." Von Lannoy bemerkt Contarini, er zeige sich zwar den Italienern freundlich gesinnt, in Wirklichkeit sei er ihnen aber sehr feindlich; er habe alles aufgeboten, den Kaiser zu überzeugen, er müsse sich mit Frankreich zum Verderben Italiens vertragen. Albèri I, 2, 56 f.

**) Cicogna, Della vita di Andrea Navagero p. 177. Brewer p. 661. Obwohl ich nicht glaube, daß die Venezianer den Kern der Sache treffen, teile ich doch im Anhang (1) ihren in anderer Beziehung lehrreichen Bericht mit.

suchte man sie, denke ich, nur über die hauptsächliche Ursache zu täuschen. Es bedurfte großer Anstrengungen des Kaisers, um Gattinara in seinen Dienst zurückzuführen, für den er doch geradezu unentbehrlich war. Denn der Kanzler besaß, wie Contarini bezeugt, eine unglaubliche Arbeitskraft. Ihm genügte eine Mahlzeit am Tage, alle Geschäfte, private wie öffentliche, gingen durch seine Hand. Die diplomatische Korrespondenz wurde zuerst ihm übergeben. Er fertigte für den Kaiser einen Auszug aus den Depeschen und entwarf die den Gesandten zu erteilende Antwort. Fast immer stimmte ihm der Kaiser zu. Die Verhandlung mit den fremden Gesandten ging wesentlich durch ihn. Neben diesen diplomatischen Geschäften besorgte er auch die Finanzen, wie die Rüstungen an oberster Stelle. „So," sagt Contarini, „trägt er eine Arbeitslast, für die sich vermutlich kein anderer finden würde; wenn er nicht wäre, würde es mit der Erledigung der Geschäfte an diesem Hofe sehr übel bestellt sein."

Aber mit Gattinara's Begütigung war der tiefe Gegensatz nicht ausgeglichen, welcher in der großen Frage den kaiserlichen Rat trennte. Als Contarini am 11. August von Toledo schied, nachdem er fast vier und ein halbes Jahr in der Umgebung des Kaisers geweilt und eine tiefe Kenntnis von Menschen und Dingen gewonnen hatte, war der kaiserliche Rat in zwei Parteien geschieden. An der Spitze der einen stand Gattinara, dem der Gouverneur von Bresse und Herr von Beaurain zustimmten. Sie rieten dem Kaiser, wie sich Contarini ausdrückt, nach der Universal-Monarchie zu streben, und an den Krieg gegen die Ungläubigen zu denken, wie es die Pflicht eines christlichen Kaisers; zu diesem Zwecke müsse er die Krone Frankreich, den gefährlichsten Feind seiner Größe, niederbeugen und Italien zum Freunde gewinnen. Die andere Partei führte Lannoy, unterstützt von Moncada. Sie rieten zum Ausgleich mit Frankreich, zum Verderben Italiens, zu dessen Herrn sich der Kaiser leicht machen könne, wenn er sich mit Frankreich

einige *). Wie die Spanier zu diesem Gegensatze standen, erwähnt Contarini nicht. „Bei unserer Abreise," sagt er, „schien sich der Kaiser für die Ansicht Gattinaras zu entscheiden."

In Wirklichkeit starrten ihm auf dem einen, wie auf dem anderen Wege erschreckende Schwierigkeiten entgegen. Die Politik Gattinara's hatte die Erhaltung der englischen Freundschaft zur unerläßlichen Voraussetzung, die doch gerade er geschäftig gewesen war zu lösen. Jetzt war dieselbe thatsächlich bereits zur Unmöglichkeit geworden. Meinte Karl so gut wie Gattinara, wenn auch nicht das frühere Bündnis, so lasse sich doch ein gutes Verhältnis erhalten, so war die englische Politik längst in ganz entgegengesetzte Richtung eingelenkt. Auf der anderen Seite führte Lannoy's Rat ebenso in unabsehbare Verwickelungen. Wenn Karl wirklich das Herzogtum Burgund für italienische Beute hätte preisgeben wollen, wie konnte er seine höchsten Ziele mit der dann unvermeidlichen und unversöhnlichen Feindschaft der Kurie erreichen? Statt eine rasche Lösung herbeizuführen, welche doch durch die deutschen und italienischen Verhältnisse aufs dringendste geboten wurde, sehen wir daher den Kaiser die Entscheidung weit hinausschieben.

Zwei ausführliche Briefe, welche er um diese Zeit an seinen Bruder richtete, lassen uns merkwürdige Blicke in sein Denken und Handeln thun. „Der König von Frankreich," schreibt er am 25. Juni, „ist jetzt hier. Er hat mir gewisse Friedensartikel angeboten und noch bessere versprochen. Ihr sollt das Resultat erfahren, und wenn es meiner Ehre und meinem Vorteil und der Erhaltung meiner Freunde frommt, werde ich Eurem Rate folgen und abschließen, da ich wohl weiß, wie sehr es mein Interesse fördern würde, wenn ich Frieden machte, ehe ich nach Italien gehe. Ist der Friede nicht möglich, so werde ich den König hier in größter Sicherheit festhalten lassen und an Krieg für das nächste Jahr denken. Um diese

*) Albèri I, 2, 58 f.

Königreiche in guter Ordnung und Regierung zu lassen, sehe ich kein anderes Mittel, als die Infantin Isabella von Portugal zu heiraten, da die Cortes mich darum gebeten haben und der König von Portugal mir eine Million Dukaten anbietet, zum größten Teil sofort zu zahlen. Wenn die Heirat zustande käme, könnte ich die Regierung der genannten Infantin mit guten Räten überlassen, so daß ich keine neuen Unruhen zu fürchten brauchte. Ich werde jedoch auf diese Heirat nicht eingehen, ohne vorher zwei Dinge erhalten zu haben, die Zustimmung des Königs von England mit der Erneuerung unserer Freundschaft, und den Rat meines guten Bruders." Er habe bereits einen Entschluß gefaßt gehabt, als er von der Ankunft des Königs und Lannoy's erfahren; da neue Ereignisse neue Ratschläge bringen, werde er über Italien erst entscheiden, nachdem er mit Lannoy konferiert. „Um Euch meine Meinung zu sagen, so wünsche ich dieses Jahr keinen Krieg, denke vielmehr die genannte Heirat zu vollziehen und zur See nach Italien zu gehen." Wenn Ferdinands Rat daher zustimme, und die Dinge es erlauben, würde er einen guten Frieden wünschen. Um des Bruders Rat kennen zu lernen, sende er den Komtur Meneses an ihn, welcher Ferdinands letzten Brief überbracht, und bitte ihn, denselben so rasch als möglich zurückeilen zu lassen mit seinem Gutachten sowohl über die genannte Heirat, als über die Reise nach Italien und die von König Franz gemachten Friedensanträge. Sollte er mit Lannoy zu anderen Entschlüssen kommen, werde er Ferdinand davon unterrichten; da aber Meneses ein rascher Mann sei, werde er den Bruder vermutlich lange vorher erreichen.

Wir denken nach diesen Worten, Meneses werde sich schleunig nach Innsbruck auf den Weg gemacht haben, um den Rat Ferdinands zu holen. Zu unserer Ueberraschung lesen wir aber in einem späteren Briefe vom 22. Juli, daß Meneses damals noch ruhig in Toledo sitzt. Der Kaiser hat ihn so lange zurückgehalten, damit er Ferdinand genauere Information über den

Stand seiner Angelegenheiten bringen könne. Er berichtet dann über die in den letzten Wochen mit Frankreich und England geführten Verhandlungen. Mit seiner Heirat ist es noch gerade so wie Ende Juni. Er wartet noch immer auf Englands Zustimmung und Ferdinands Rat. Er hofft aber jetzt sehr auf Frieden mit Frankreich, nur ist Zeit dafür nötig*). Er hat deshalb seine italienische Reise auf nächsten Frühling verschoben, dadurch wird er Zeit gewinnen, Englands Einwilligung und Ferdinands Rat zu bekommen, und dann doch im September zu heiraten. Ferdinand wird von den Praktiken einiger italienischen Fürsten gegen seine kaiserliche Größe gehört haben; um sie niederzuschlagen, hat er beschlossen, den Papst auf Grund des Bündnisses vom 1. April hinzuhalten**), Venedig durch Ratifikation des früheren Vertrags gegen Zahlung von wenigstens 120000 Dukaten zu versöhnen, Sforza die sofortige Investitur anzubieten, wenn er 600000 Dukaten zahlt. Mit diesen von Venedig und Mailand erhaltenen Summen wird er seine Truppen in Italien bis auf die Spanier entlassen können. Da er Bourbon eingeladen hat, nach Spanien zu kommen, um ihn bei dem Frieden mit Frankreich zu hören, hat er Pescara zu seinem Generallieutenant in der Lombardei ernannt. Lannoy behält er bei sich, da der beim Abschlusse des Friedens sehr gute Dienste thun kann***). Aber auch jetzt, am 22. Juli, reist Meneses noch nicht ab. Eine Nachschrift des Kaisers vom 31. belehrt uns, daß er denselben so lange zurückgehalten, um Ferdinand noch das Ende der Verhandlungen mit Mailand mitteilen zu können.

Wir würden irren, wenn wir meinten, der Kaiser habe

*) Et semble, heißt es, quil y a grand espoir que ladicte paix se fera, mais y fault du temps.

**) Entretenir le pape en vertu de la ligue que scavez avons avec luy.

***) Die Uebersetzung der beiden Briefe bei Bradford p. 132 ff. ist an manchen Punkten ungenau, so auch in der Datierung des letzteren. Die Originale im Wien. Arch.

in diesen sehr herzlich gehaltenen Schreiben überall seine wahre Ansicht ausgesprochen. Es mußte ihm nach manchen für ihr gutes Einvernehmen peinlichen Vorfällen sehr daran liegen, den Bruder zu beruhigen, ihm besondere Beweise seines Vertrauens zu geben. Er dachte nicht daran, seine Entschlüsse über die Heirat und den Frieden mit Frankreich von Ferdinands Rat abhängig zu machen. Er konnte unmöglich am 22. Juli große Hoffnungen hegen, daß dieser Friede zustande komme. Aber darin zeigen die beiden Briefe den wahren Sinn des Kaisers, daß sie von dem Vertrauen erfüllt sind, er könne die Dinge beliebig hinziehen, ohne daß er fürchten müsse, durch sehr unangenehme Zwischenfälle gestört zu werden. Gewiß hatte er längst gelernt, die Tendenzen und Interessen der verschiedenen Staaten in seine Rechnungen aufzunehmen und jede in denselben eintretende Veränderung zu beachten; aber nichtsdestoweniger war er, ich möchte sagen, durch Schicksal und Natur dazu verurteilt, sich über die Summe der Kräfte, über welche er verfügen konnte und gegen welche er ringen mußte, fortwährend gefährlichen Illusionen hinzugeben. So befand er sich jetzt sowohl in bezug auf Frankreich, wie auf Italien und England in vollständigem Irrtum, obwohl denn doch wahrlich die letzten Monate ihn über die wirkliche Lage und die wahren Absichten derselben hätten aufklären sollen. Hätte er aber je die wahre Natur seiner Zeit und der sie bestimmenden Kräfte durchschauen können, so wäre der Verzicht auf alles, was seine Seele erfüllte, die notwendige Folge gewesen. Und vergessen wir nicht: erforderte der glückliche Ausgang der gegenwärtigen Krisis ein größeres Wunder als der Sieg von Pavia?

Montmorency hatte dem Kaiser folgende Wünsche seines Herrn vorzutragen: er möge ihm so bald als möglich eine Zusammenkunft gewähren, erlauben, daß seine Schwester Margareta, Herzogin von Alençon, nach Spanien komme, um den Abschluß des Friedens zu beschleunigen, und endlich einen sechsmonatlichen Waffenstillstand bewilligen. Obwohl die Engländer,

welchen Gattinara in der Nacht vom 9. Juli diese Wünsche mitteilte, sehr entschieden dagegen waren, die Herzogin an den Verhandlungen teilnehmen zu lassen, weil sie fürchteten, dieselbe könne Karls Hand für sich gewinnen, ging der Kaiser dennoch sowohl hierauf als auf den Waffenstillstand bis zum 1. Januar ein; darüber jedoch, ob er dem Könige die Möglichkeit bieten werde, ihn zu sprechen, hüllte er sich in Schweigen. Er nährte nur dadurch die Hoffnung in ihm, daß er am 17. Juli Befehl gab, ihn aus der Nähe Valencia's nach Madrid zu bringen. Höchst erfreut brach der König am 20. auf, unterwegs, namentlich in Guadalajara vom Herzoge von Infantado mit allem Pomp, wie ihn nur ein König wünschen konnte, bewirtet. Mitte August erreichte er Madrid.

Inzwischen hatten in Toledo am 17. Juli die Verhandlungen mit den Vertretern Frankreichs, Franz von Tournon, Erzbischof von Embrun, und Jean de Selve, erstem Präsidenten des Pariser Parlaments, begonnen. Ihre Instruktionen schrieben ihnen vor, nach und nach auf die ganze Stellung Frankreichs in Italien, auf Hesdin und Tournay, auf die Oberherrlichkeit über Flandern und Artois zu verzichten, aber das Herzogtum Burgund unter allen Umständen festzuhalten. Wie die Regentin bereits im April erklärt hatte, war sie bereit, die Freiheit ihres Sohnes durch ein großartiges Lösegeld zu erkaufen, aber an Burgund dürfe nicht gerührt werden. Dasselbe befahl der gefangene König. Natürlich war da alle von beiden Seiten aufgebotene Beredsamkeit und Gelehrsamkeit völlig wirkungslos. Nachdem die Debatte namentlich zwischen Gattinara und Selve eine Weile gedauert hatte, ohne die geringste Annäherung zu ergeben, wurden die Konferenzen unterbrochen. Tournon begab sich nach Madrid, um dem Könige über die Fruchtlosigkeit aller Anstrengungen zu berichten. Dieser durchschaute jetzt die Absicht des Kaisers, ihn durch langes Gefängnis mürbe zu machen. Er erklärte Tournon und drei anderen Franzosen, er wolle zwar lieber langes Gefängnis erdulden, als etwas thun, das

ihm schimpflich und seinem Lande schädlich wäre, fürchte aber, es könnte für Frankreich und sein Haus üble Folgen haben, wenn er dauernd in Spanien festgehalten würde. Sollte ihn so der Kaiser durch lange Haft zur Abtretung Burgunds zwingen oder zur Preisgebung anderer Rechte der Krone Frankreich, so erkläre er das hiermit für null und nichtig, wie er schon früher Lannoy, Pescara, Leyva und anderen angekündigt habe, er werde, sobald er seine Freiheit wieder gewinne, die Rechte der Krone Frankreich herstellen und Burgund zurücknehmen. Diesen Protest, welcher allen derartigen Verträgen und Abmachungen im voraus jeden Wert benahm, ließ er am 16. August von seinem Notar zu Papier bringen und von seinen vier Dienern unterzeichnen*).

Da so von Frankreich auf friedlichem Wege nichts zu gewinnen war, suchte der Kaiser um so mehr die Verständigung mit England. Während er sich aber einbildete, König Heinrichs Freundschaft bewahren zu können, war dieser längst von Wolsey auf ganz entgegengesetzte Bahn geführt worden. Die Ende Juni mit einem Gesandten der Regentin wieder angeknüpften Verhandlungen nahmen rasch den günstigsten Verlauf. Schon am 11. Juli konnte Orio, der neue venezianische Botschafter am englischen Hofe, seiner Signorie melden, Wolsey habe ihn aufgefordert, Venedig von jedem Abschluß mit dem Kaiser abzuhalten, da sich England mit Frankreich, dem Papst und Venedig verbinden werde und nicht dulden, daß sich der Kaiser zum Herrn der Welt mache. Die Einigung zwischen England und Frankreich würde noch rascher erfolgt sein, wenn nicht Wolsey von der bedrängten Regentin für seinen König und für sich selbst die größten Summen hätte erpressen und zugleich die stärksten Bürgschaften für ihre wirkliche Zahlung sichern wollen. Trotzdem wurde am 30. August der Friede

---

*) Champollion p. 300 ff. Das Datum des 22. August ist unrichtig, wie der Wortlaut selbst ergibt.

unterzeichnet, welcher Frankreich zur Zahlung von 1700000 Kronen an England verpflichtete, Wolsey mit 130000 Kronen belohnte. Am 6. September erfolgte die Veröffentlichung dieses Vertrags, welcher eine wesentliche Aenderung der Weltlage in sich schloß.

Noch bedenklicher hatte sich inzwischen die Gefahr entwickelt, welche dem Kaiser längst in Italien drohte. England war doch trotz der Aussöhnung mit Frankreich noch nicht zur offenen Feindschaft gegen seinen bisherigen Verbündeten vorgegangen; es hatte sich nur verpflichtet, bei Karl auf die Freigebung des Königs Franz hinzuwirken. In Italien dagegen hatte der Haß gegen die Spanier zu Plänen geführt, welche die kaiserliche Macht in ihrer Wurzel angriffen.

Wir haben gehört, wie der Kaiser am 22. Juli meinte, die Praktiken der Italiener durchkreuzen zu können. Damals war aber die Halbinsel schon in der feindseligsten Bewegung geeinigt. In atemloser Hast flogen die Kuriere von Venedig nach Rom, von Rom nach Mantua und Mailand; Giberti, Canossa, Carpi, die Venezianer drängten in Frankreich und England um die Wette, daß die beiden einander die Hände und zusammen Italien den gewünschten Beistand böten. Giberti suchte den Papst mit seinem heißen Eifer zu erfüllen, und schon am 9. Juli glaubte er sein Ziel erreicht zu haben. „Morgen," schrieb er an Canossa, „werden wir einen Boten nach Frankreich senden mit der Entscheidung, daß das Bündnis abgeschlossen ist, sobald Frankreich unsere Forderungen bewilligt." Sie bedangen, daß Frankreich für immer zu Gunsten Sforza's und seines Hauses auf Mailand, zu Gunsten des Papstes auf Neapel und Sizilien verzichte; daß es Mailand die Unterstützung der Eidgenossen sichere, für den Krieg monatlich 50000 Dukaten zahle und auf seine Kosten 600 Lanzen und 6000 Mann zu Fuß mit der entsprechenden Artillerie, daneben 10 Galeeren stelle; daß es endlich Sforza entweder die Herzogin von Alençon oder die Prinzessin Renée zur Gemahlin gebe. „Wenn Frank=

reich das bewilligt," schrieb der Datar, „wird Italien mit ihm in ewiges Offensiv- und Defensivbündnis treten und, sobald es befreit ist, 1000 Lanzen und 12000 Mann zu Fuß stellen, um den Allerchristlichsten zu befreien und Frankreich jederzeit zu verteidigen"*). Am 12. Juli wollte Sessa sogar wissen, daß Clemens bereits dem Markgrafen von Mantua, Guido Rangone und Giovanni de' Medici beträchtliche Rüstungen befohlen, daß Venedig ebenso rüste: plötzlich, meinte er, könne ein großer Schlag geführt werden. Er setzte sofort Pescara davon in Kenntnis.

Die Verschworenen legten den größten Wert auf das Geheimnis: wenn man die Spanier, ohne daß sie etwas ahnten, überfiele, sei der Erfolg gewiß. Aber wie schlau sie es auch anstellten, die Spanier waren längst auf ihrer Hut. Und die Italiener selbst sorgten dafür, sie zu unterrichten. Vor allem konnte der Papst der Versuchung nicht widerstehen, sich dadurch zu decken und seinen besonderen Vorteil zu sichern, daß er Sessa zeitig von den großen Anerbietungen erzählte, welche ihm gemacht wurden, die er aber bisher im Vertrauen auf den Kaiser zurückgewiesen habe, den er als seinen wahren Sohn betrachte. Wenn ihn Karl freilich ganz auf die Seite werfe, dann —. Italien, sagte er ein andermal, sei in der größten Verwirrung und Angst. Er werde fortwährend zum Bündnis gegen den Kaiser gedrängt. Wenn dieser seinen väterlichen und liebevollen Rat nicht höre, habe er seine Pflicht gethan und müsse die Dinge gehen lassen. Venedig sei durch die Verzweiflung über Karls Verfahren und durch die Furcht vor dem üblen Einflusse Lannoy's zu geheimen Verhandlungen mit des Kaisers Feinden getrieben. Finde es bei Frankreich und England keinen Beistand, so werde es den Türken anrufen**).

Wenn so freilich die kaiserlichen Diplomaten und Feld-

*) Lettere di Principi 1, 168b. Vgl. Grethen, Die politischen Beziehungen Clemens' VII. zu Karl V. Hannover 1887. S. 76 f.

**) Sessa an Karl, 12., 14. und 24. Juli.

herren gut genug von der drohenden Gefahr unterrichtet waren, so fehlten ihnen doch alle Mittel, ihr wirksam die Stirn zu bieten. Vergeblich mahnten sie ihren Herrn seit Monaten, rasch einen Entschluß zu fassen, Frieden mit Frankreich zu schließen, um diese unerträgliche Last einer unbezahlten, das Land verheerenden, das Volk mit drohender Feindseligkeit erfüllenden Armee abwerfen zu können. Pescara, Nájera, Caracciolo waren in dieser Ansicht einig; sie alle sahen die Lage im düstersten Lichte. Von Spanien kam so wenig Entschluß als Geld.

Diese Gefahr wurde nun besonders dadurch ernst, daß derjenige Fürst zu Karls Feinden übertrat, welcher ihm bis dahin treu zur Seite gestanden und in den schwierigsten Augenblicken eine wichtige Stütze geboten hatte, der junge Herzog von Mailand. Wir hörten früher, wie Gattinara schon im Herbst darauf gedrungen hatte, Sforza endlich zu belehnen; die Verhandlungen darüber schwebten ja seit Jahren. Nach Pavia nahm sie der Herzog von neuem auf, aber zugleich regte sich die Besorgnis vor der spanischen Begehrlichkeit stärker als je. Wenige Tage nach der Schlacht machte Morone dem Vertreter Venedigs die erste Andeutung, daß es nötig werden könne, sich gegen den Kaiser zu sichern*). Da alle Bemühungen in Spanien zu nichts führten, Lannoy zwar die Investitur zusagte, aber unter überaus lästigen Bedingungen, und überdies die Oeffnung des Mailändischen Kastells für die Aufbewahrung des gefangenen Königs forderte, so that Morone Mitte Mai einen Schritt weiter. An entlegenem Orte eröffnete er dem venezianischen Gesandten die Absicht seines Herrn, in nähere Verbindung mit der Republik von S. Marco zu treten, in der Hoffnung, auch den Papst hineinzuziehen; auch mit der Schweiz und Frankreich habe er bereits angeknüpft **).

---

*) De Leva 2, 277.

**) Die Zehn an den Gesandten in Mailand, 17. Mai, bei Gius. Mueller, Documenti per la vita di Girol. Morone p. 342 (Band 3 der Miscellanea di storia Italiana).

Dieses Entgegenkommen Mailands mußte natürlich in Venedig und Rom großen Eindruck machen: wenn auch Mailand sich gegen die Spanier erhob, wo hatten sie dann noch einen Punkt, auf dem sie fußen konnten? Aber trotz der verzweifelten Lage des Feindes, den ein entschlossener Angriff vernichten mußte, suchte die italienische Klugheit nach weiteren Bürgschaften des Erfolges. Nicht einmal Venedig, geschweige denn Clemens traute den bisher von Frankreich erhaltenen Zusagen. Wie, wenn die Regentin die italienischen Anerbietungen nur benützte, um mit ihnen den Kaiser zu günstigeren Bedingungen zu treiben? wenn der Kaiser mit Frankreich Frieden schloß? wenn Frankreich in diesem Frieden Italien preisgab?

Die italienischen Streitkräfte waren den Kaiserlichen an Zahl weit überlegen, aber sie hatten keinen Führer, der es mit Pescara oder Leyva aufnehmen konnte. Da tauchte in Morone's erfinderischem Kopfe ein Gedanke auf*), welcher allen Schwierigkeiten mit einem Schlage ein Ende machen konnte. Wir haben von der lebhaften Unzufriedenheit der kaiserlichen Feldherren mit Lannoy's eigenwilligem Verfahren gehört. Nachdem sie mit ihm festgestellt hatten, König Franz solle nach Neapel geführt werden, hatte er, ohne sie eines Wortes zu würdigen, die Fahrt nach Spanien gerichtet, 1500 Spanier mit sich genommen und alles Geld, dessen er habhaft werden konnte. Bourbon war darüber besonders empört, weil er

*) Er selbst freilich behauptet, die Anregung dazu sei von Venedig und Rom gekommen. Aber Guicciardini's Angabe, welcher in dieser Zeit über die italienischen Dinge genau unterrichtet ist, wird durch die Natur der Dinge und der Menschen unterstützt. Auch Sauli führt in seiner Selbstbiographie (Miscellanea di storia italiana 17, 9 ff.) die Entstehung des Planes sehr bestimmt auf die päpstlichen Gemächer und auf die Zeit unmittelbar nach Ostern zurück. Er wirft aber in seiner sehr viel später geschriebenen Aufzeichnung die Ereignisse des Sommers so wirr durcheinander und mengt so viel vollkommen Unrichtiges ein, daß sein Zeugnis kaum einen Wert beanspruchen kann.

Lannoy's feindselige Ansicht kannte, der auf seine Kosten den Frieden mit Frankreich empfahl, der die ihm versprochene Königin von Portugal auf den französischen Thron zu heben riet. Andere Gründe tiefer Indignation hatte Pescara. Er war sich wohl bewußt, daß nur er das kaiserliche Heer bis zum großen Siegestage zusammengehalten habe und daß an diesem Siege ihm das mit mehreren Wunden erkaufte Hauptverdienst gebühre. Lannoy, welchen nur er im Dezember abgehalten hatte, nach Neapel abzuziehen, war am 24. Februar keineswegs unter den Tapfersten gewesen. Trotzdem hatte das Glück diesem Lannoy den Siegespreis, den Degen des Königs Franz, zugeworfen. Und nun führte er den Gefangenen dem Kaiser zu, hatte er dessen Ohr! Karl seinerseits war keineswegs gegen Pescara sehr generös gewesen. Der Marchese wünschte Carpi und das Herzogtum Sora; er erhielt es nicht. Sein Lohn bestand in den endlosen Verdrießlichkeiten, welche mit der Führung eines unbesoldeten und zuchtlosen Heeres verbunden waren. Wie im Winter, so mußte er auch jetzt im Sommer seine Kostbarkeiten verkaufen, seine Güter verpfänden, um nur die dringendsten Bedürfnisse wenigstens zu einem geringen Teile befriedigen zu können. Der in Neapel aus sehr edlem spanischen Blut um 1490 geborene Marchese, stolz, leidenschaftlich und doch von kalter Ueberlegung, mit klarem Blicke über die Weltverhältnisse, konnte es nicht fassen, wie der Kaiser ihn, wie er alles in diesem großen Augenblicke behandelte. Seiner Gemahlin, der mit Recht viel gepriesenen Vittoria Colonna, hatte derselbe geschrieben, nichts sei so groß, was Pescara, dessen Tapferkeit, Kriegserfahrung und glücklicher Führung er zum großen Teile den Sieg verdanke, nicht von seiner Dankbarkeit und Freigebigkeit erwarten könne*). Aber diesen Worten entsprach die That so wenig, daß Pescara vom Kaiser seine Entlassung forderte,

*) A. v. Reumont, Vittoria Colonna S. 58. Merkwürdigerweise kennen wir aus dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Schreiben Karls an Pescara selbst.

um in irgend einem Winkel, fern von Verdacht und Streit, sein Leben zu beschließen*). Seine Verstimmung wurde nicht wenig durch körperliche Leiden gesteigert, eine Folge der ungeheuren Anstrengungen, welche die letzten Jahre gefordert hatten.

Bis Pavia hatte die kaiserliche Sache keinen eifrigeren Vertreter in Italien gefunden als Morone. Wir haben öfter gehört, wie energisch und geschickt er in den kritischsten Augenblicken eingriff. Diese Thätigkeit mußte ihn Pescara nahegebracht haben. Nun sah er sich mit diesem durch gleichen Kummer noch enger verbunden. Beider Hoffnungen auf den großen Sieg waren durch den Kaiser gleich bitter getäuscht worden. Was verbindet näher als gemeinsam bestandene Gefahren und gemeinsamer Schmerz? Die beiden Männer tauschten wohl ihre Klagen, zuletzt ihren Zorn aus. Auch jetzt wieder hatten sie dieselbe Not, der eine, wie er sein Heer, der andere, wie er sein Land vor dem Verderben bewahren solle. Beide harrten mit gleicher Ungeduld auf günstige Entscheidungen aus Spanien, beide erfuhren auch jetzt wieder dieselbe Enttäuschung. Wenn nun Pescara von Entlassung sprach, er, der das kaiserliche Heer fest in seiner Hand, es allein zusammenhielt, so drängte sich Morone fast unwiderstehlich der Gedanke auf: sollte dieser gewaltige Kriegsmann, dieser kluge Rechner, dieser stolze, leidenschaftliche Neapolitaner nicht eher einen großen Schlag gegen den undankbaren Kaiser wagen, als sich ins Nichts zurückstoßen lassen? Wenn der Italiener Italien die Hand bot, so war die Herrschaft des Kaisers über Italien vernichtet. Morone hatten die Wechselfälle der italienischen Politik dahin geführt, dreimal die Fahne zu wechseln**). Wohin man sah, konnte man Männer von gleichen Schicksalen finden. Treulosigkeit war gewissermaßen die Seele der italienischen Politik. Und

*) Sepúlveda und Pescara selbst bei Gius. Mueller p. 359.

**) Siehe die biographische Skizze über ihn im Archivio storico italiano III, 8, 59 ff. und Gioda, Girol. Morone e i suoi tempi. Torino 1887.

wenn der erste Vasall der französischen Krone, der Herzog von Bourbon, kein Bedenken getragen hatte, sich nicht nur gegen seinen König, sondern auch gegen sein Volk zu empören, sollte da nicht Pescara einem fremden Herrscher, einem ihm persönlich ganz fremden, den Rücken kehren können, um seine Heimat von unerträglicher Knechtschaft zu befreien?

Morone's Plan, Pescara für Italien zu gewinnen, fand in Venedig und Rom Zustimmung. Clemens zeigte Geneigtheit, ihm nicht nur die Führung des italienischen Heeres, sondern die Krone Neapels zu übertragen. Das war gegenüber der vom Kaiser erlittenen Behandlung so verlockend, daß Morone, in seinen Plan verliebt, eine Abweisung kaum für möglich halten mochte. Dennoch ging er vorsichtig zu Werke. Eines Tages machte er Pescara Andeutungen über die Umtriebe verschiedener italienischer Staaten mit Frankreich und fragte ihn, was er davon denke. Pescara erwiderte, wenn sie sich wirklich mit Frankreich vereinigten, könnte es für den Kaiser übel werden, er vielleicht gar Neapel verlieren. Morone fragte, wer dann wohl Neapel erhalten werde. Das, sagte Pescara, wisse er nicht, es werde aber nicht an solchen fehlen, die es gern nähmen. Darauf Morone halb lachend: Ew. Excellenz könnte es haben, wenn sie sich mit ihnen verbände, worauf Pescara schwieg. Weiter ging der Kanzler an diesem Tage nicht. Nachdem er sich aber noch einmal in einem Gespräch mit des Papstes Abgesandten, dem Genuesen Domenico Sauli, über die päpstlichen Absichten versichert und mit seinem Herzog beraten und Giberti ihn ermuntert, Pescara in des Papstes Namen den Oberbefehl über das italienische Heer und die Belehnung mit Neapel anzubieten, entschloß sich Morone zu dem Wagnis. Denn daß er Großes wagte, war ihm trotz allem klar. Er begab sich, vermutlich am 22. Juli, nach Novara, wo damals Pescara weilte, und suchte den Feldherrn auf. Nachdem er von weither das Terrain vorbereitet und wieder die gewünschte Stimmung gefunden zu haben meinte, fuhr er fort, er habe ihm Großes

mitzuteilen, müsse aber zuvor sein Wort als Soldat, Feldherr und Edelmann haben, daß er niemand, auch dem Kaiser nichts davon sagen werde. Da Pescara das Wort unbedenklich gab, eröffnete er ihm genauer, was zwischen den verschiedenen italienischen Staaten und Frankreich verhandelt sei. Wenn Pescara seine Mißhandlung rächen und sich erinnern wolle, daß er ein geborener Italiener sei, und bedenken, welchen Ruhm er gewinnen könne als Befreier seines Vaterlandes, so liege es in seiner Hand, das Haupt des ganzen Unternehmens zu werden; dann würden alle bereit sein, ihm das Königreich Neapel zu geben*).

„Einen Augenblick," berichtet Pescara dem Kaiser, „dachte ich daran, ihn zu züchtigen, daß er solche Sachen zu reden wage; da ich aber über die Wichtigkeit der Sache nachdachte und erwog, wie wertvoll es sei, die Einzelheiten zu erfahren, antwortete ich, er habe mir da ein großes Ding gesagt und gewagt; ich könne ihm nicht sogleich antworten. Nachdem ich alles reiflich überlegt, erwiderte ich, ich sei allerdings, die Wahrheit zu bekennen, wenig mit der Art zufrieden, wie man mich behandle, fordere aber von Ew. Majestät nichts, als daß sie mir erlaube, mich aus diesen Arbeiten und Mühseligkeiten zurückzuziehen; aber keine Unzufriedenheit werde mich je zu etwas Ungebührlichem bestimmen. Wenn ich jedoch mit voller Wahrung meiner Ehre mich von Ew. Majestät losmachen könnte, würde ich es thun und gern zeigen, wer ich wäre, und daß ich einen größeren Wert hätte als andere, aus denen Ew. Majestät mehr machte. Ehe ich aber Schande erlitte, wollte ich lieber den grausamsten Tod sterben, den je ein Mensch gestorben."

War Pescara in der That, wie er dem Kaiser schreibt, auf der Stelle entschlossen, ihm die Treue zu wahren? Schon am 22. Juli schrieb Morone über diese erste Unterredung an

*) Nach dem ausführlichen Geständnis Morone's bei Gius. Mueller p. 484 f. und Pescara's Schreiben an den Kaiser vom 30. Juli ib. p. 358 f.

den nach Rom zurückgekehrten Sauli, Pescara berichtete dagegen dem Kaiser zuerst am 25. Er war so elend, daß er Nájera diktieren mußte. Hat er doch nicht etwa drei Tage mit sich gerungen? Die Leidenschaft trieb zur Rache, die Klugheit mahnte ab. Von dem italienischen Patriotismus, an den Morone appelliert, konnte in dem kaiserlichen Feldherrn nichts sein. Wo lebte der überhaupt? Etwa in diesem Morone, welcher den Franzosen gedient, oder in Venedig, oder in Rom? Dieser Patriotismus war nichts als eine vorübergehende Wallung oder eine Phrase zur Verhüllung eigennütziger Absichten. Pescara kannte die Italiener gut genug, um keinem von ihnen zu trauen. Wenn sie ihm heute die Krone Neapels zeigten, diese Krone verschwand sicher, wenn er ihre Zwecke erreicht. Und war etwa das Schicksal Bourbons verlockend? Wie aber sollte er sich nun verhalten? Wenn er von Ehre sprach als seinem höchsten Gut, hatte er diese Ehre nicht Morone verpfändet? Gab es keine Möglichkeit, das gegebene Wort und zugleich die Treue gegen den Kaiser zu halten? War es für ihn nicht ein unschätzbarer Gewinn, die Pläne der Feinde genau zu kennen, mußte er Morone dem Kaiser verraten?

Er beschloß, es dennoch zu thun, nicht nur dem Kaiser, sondern auch Bourbon, Leyva und Nájera das Geheimnis mitzuteilen. Er beschwor den Kaiser, dieser Gefahr (denn nicht nur der Papst, Venedig, Mailand, sondern auch Genua, Ferrara, kurz ganz Italien sei im Abscheu gegen sein Heer und in der Furcht vor seiner Größe einig) rasch zu begegnen, sofort 300 000 Dukaten bar und 5 oder 6000 Spanier und Deutsche zu senden, und vor allem ohne weiteres Zögern mit Frankreich abzuschließen. Seinerseits habe er bereits Alessandria und Vercelli gesichert, gegen Genua die nötigen Maßregeln getroffen, Ferdinand unterrichtet und zu Werbungen aufgefordert.

Morone hatte den Feldherrn nicht weiter bringen können als zu der Erklärung, er müsse zuerst prüfen, ob der Abfall vom Kaiser sich mit seiner Ehre vertrage; er werde einen Freund

in Neapel darüber zu Rate ziehen. Diese ausweichende Antwort erregte natürlich Unzufriedenheit, namentlich in Rom, wo Giberti zuerst gar nicht wagte, sie dem Papste mitzuteilen. Dazu kam, daß die Erklärung Frankreichs auf die Forderungen der Kurie eine Woche nach der anderen ausblieb; zuletzt erfuhr man, daß der päpstliche Bote unterwegs umgekommen sei; Clemens mußte einen neuen Boten senden. Endlich traf jetzt aus Spanien die ersehnte Investitur für Sforza ein mit gemilderten Bedingungen; er sollte zunächst dafür nur 100000 Dukaten zahlen. Wenn nun auch der Herzog erklärte, trotzdem festzubleiben, so erwachten doch natürlich Zweifel an seiner Zuverlässigkeit. Deshalb fand es Morone nötig, die Freunde mit Versicherungen über Pescara zu stärken, welche wohl über die Wahrheit hinausgingen. So schrieb er nach Rom, der Marchese glühe so für sein Unternehmen, daß er in der Nacht keinen Schlaf finde. Mit der höchsten Spannung erwarte er er die Entscheidung Frankreichs, habe übrigens erklärt, auch ohne dieselbe könne man erwägen, was sich thun lasse. Der Papst war davon sehr erbaut, ließ aber doch merken, daß er ohne französische Hilfe nicht gut finde, etwas zu wagen*).

Frankreich aber, welches im Juni so bereitwillig entgegengekommen war, zeigte sich jetzt sehr zurückhaltend. Es lag in der Natur der Dinge, daß es die italienische Bewegung, ebenso wie die Annäherung Englands zu verwerten suchte, um den Kaiser zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Um den 20. August trafen Pescara's erste Meldungen in Toledo ein. Die fremden Diplomaten erfuhren alsbald, daß der Kaiser von den geheimen Verhandlungen des Papstes, Venedigs und Mailands mit Frankreich wisse. Gegen den Nuntius entfuhr ihm der zornige Ausruf: „Kann Gott zulassen, daß der Papst immer auf diesen feigen Verräter Giberti hört?“ **)

---

*) Foscari an die Zehn, Rom 11. August. Archiv der Frari.

**) Navagero an die Zehn, Toledo 21. August.

Man forscht gespannt, wie diese bösen Nachrichten aus Italien auf den Kaiser wirkten, und ist doch einigermaßen überrascht, zu finden, daß sie an seiner bisherigen Politik nicht das Geringste änderten. In dem nächsten Schreiben an Sessa herrscht derselbe Ton ruhiger Zuversicht, wie in den früheren. Was dieser ihm über die italienischen Umtriebe melde, schreibt der Kaiser, werde durch Briefe aus Venedig, Mailand und Genua bestätigt. Er müsse Clemens versichern, sobald der schon vor zwei Monaten vom Papste angekündigte Kardinal Salviati bei ihm eingetroffen, sollten alle schwebenden Fragen, auch die über Reggio und Rubiera, befriedigend geordnet werden. Er müsse suchen, den Papst in guter Laune zu erhalten, mit ihm in den mildesten Ausdrücken reden, aber Giberti sorgfältig beobachten. Er solle den Papst noch einmal bitten, seinem Bruder Ferdinand 20 000 Dukaten zu schicken und ihm selbst die längst erbetene Cruzada zu bewilligen. Man hält es kaum für möglich, daß das geschrieben wurde, nachdem der Kaiser eben erfahren, wie eben dieser Papst nicht nur mit Venedig, Mailand, Genua und Frankreich kabaliere, sondern seinen Feldherrn durch die glänzendsten Anerbietungen versuche. Pescara hatte gemahnt, er müsse sofort 300 000 Dukaten bar erhalten, sonst könne er das Heer nicht zusammenhalten. Der Kaiser schrieb dagegen, Soria müsse schon einen Wechsel über 80 000 Dukaten erhalten haben; zusammen mit den 100 000 Dukaten, welche Sforza für die Investitur, und mit der Summe, welche Venedig zu zahlen habe, werde das für die Armee genügen!*)

Wenn der Kaiser so in betreff Italiens fortmanövrierte, als sei dort alles in bester Ordnung, so erfuhr auch seine Taktik gegen Frankreich nicht die leiseste Aenderung. Nachdem die Verhandlungen mit Tournon und Selve in Stillstand geraten waren, that er nichts, um sie wieder in Gang zu bringen,

*) Karl an Sessa, 23. August.

sondern erwartete ruhig die Ankunft der Herzogin von Alençon. Der gefangene König wurde durch diese Unbeweglichkeit des Kaisers in tiefste Schwermut gestürzt. Er hatte sicher gehofft, ihn alsbald nach seiner Ankunft in Spanien zu sprechen und zu versöhnen. Nun verging Woche auf Woche, ohne daß der Kaiser sich rührte. Da brachte die furchtbare Augusthitze Madrids, zusammen mit der inneren Erregung, dem Gefangenen ein Fieber, welches bald einen ernsten Charakter annahm. Karl sandte dem Kranken seinen eigenen Arzt und Lannoy, um ihn zu beruhigen. Aber ihn persönlich zu sehen, verweigerte er selbst dann, als er am 1. September zur Jagd nach Segovia ritt, wobei er entweder Madrid selbst passieren, oder doch die unmittelbare Nähe der Stadt berühren mußte. Vom 4. bis 16. jagte er ruhig in den Wäldern Segovias, obwohl er doch von dem immer bedenklicher werdenden Zustande des Königs hören mußte. Auch auf dem Rückwege nach Toledo beabsichtigte er nicht, dem Kranken die erbetene Wohlthat zu gewähren. Als er aber am Abend des 18. September in San Agustin bei dem Grafen von Puño Rostro eintraf, ereilte ihn ein Kurier mit der Nachricht, wenn er den Kranken noch am Leben sehen wolle, müsse er eilen. Jetzt warf er sich aufs Pferd und jagte trotz der hereinbrechenden Nacht, von wenigen Granden begleitet, nach Madrid. In Alcovendas, 3 Meilen von Madrid, traf ihn ein zweiter Kurier: er dürfe keinen Augenblick verlieren. Er beschleunigte den Lauf seines Pferdes, so daß er die sechs Meilen von San Agustin in dritthalb Stunden zurücklegte und nach acht Uhr in Madrid eintraf. Vom Pferde gesprungen, ließ er sich sofort in den Turm des Alcazar führen, welcher dem König zum Gefängnis diente. Nur Lannoy durfte ihn begleiten; Montmorency hielt die Fackel*).

Was nun da unter den beiden Herrschern geredet wurde, ob wirklich der Kranke, sich gewaltsam aufraffend, in den Armen

---

*) Nach dem Bericht Oviedo's bei Gachard p. 86 f.

des Kaisers sich wieder seinen Sklaven, dieser ihn seinen Freund und Bruder nannte, verhieß, alles solle sich nach seinem Wunsch ordnen, er fordere ja nur, was billig, mag dahingestellt bleiben, obwohl zwei gleichzeitige Berichte es fast wörtlich übereinstimmend melden*). Jedenfalls fühlte sich Franz von Karls Worten merkwürdig getröstet, so daß sein Zustand schon in der nächsten Nacht eine wesentliche Besserung erfuhr. Den andern Tag wiederholte Karl seinen Besuch. Während er bei Franz war, wurde gemeldet, daß soeben des Königs Schwester angekommen sei. Karl eilte ihr entgegen, küßte sie und führte sie zum Kranken. Jetzt, sagte er, werde die Krankheit rasch schwinden, und auch die Verhandlungen bald zum erwünschten Ziel führen. „Nachdem er ihnen," erzählt Oviedo, „noch viele andere süße, hoffnungsreiche, zweideutige Worte gesagt, welche aber beide tröstlich auslegten" **), nahm er Abschied und eilte nach Toledo zurück, zehn Meilen in einem Tage zurücklegend.

Die Besserung des Kranken war indessen nur vorübergehend. Am 21. und 22. kamen wieder fast hoffnungslose Berichte nach Toledo. „Der Kaiser," schreibt Navagero, Contarini's Nachfolger, „dessen Seele weder durch das Glück sehr gehoben, noch durch das Unglück niedergeschlagen wird, sagt: Dominus dedit, dominus abstulit." Der ganze Hof war in großer Aufregung. Am 24. schien das Ende nahe. Stundenlang lag der Kranke sprachlos, bewußtlos da. Diese bedrohliche Wendung wurde durch einen Absceß im Kopfe herbeigeführt. Die glückliche Oeffnung desselben brachte die Rettung. Während der größten Spannung hatte der Kaiser die Verhandlungen mit England von neuem aufgenommen. Den ganzen 22. war er mit den Gesandten zusammen. Den 23. hielt er einen vielstündigen Rat ab. Am Hofe wurde verbreitet, der Kaiser hoffe sich enger als je mit England zu ver-

*) Der Oviedo's und die Depesche Navagero's vom 21. September. Vgl. auch Salviati's Bericht vom 22. September bei Molini 1, 191 f.

**) Oviedo p. 88.

binden, das in seine Heirat mit der portugiesischen Prinzessin willige.

Da alle Berichte sowohl der englischen als der kaiserlichen Gesandten aus dieser Zeit fehlen, wissen wir nicht, ob der Kaiser damals schon den Friedensschluß Englands mit Frankreich erfuhr. Von jener Hoffnung konnte aber unter keinen Umständen die Rede sein. Am 29. September traf endlich Salviati in Toledo ein. Der Kaiser empfing ihn mit ganz ausgezeichneter Freundlichkeit, ritt ihm selbst vor das Thor entgegen. Als der Legat ihm in der ersten Audienz den Frieden der Christenheit, den Kampf gegen Türken und Ketzer ans Herz legte, beteuerte Karl wie immer, daß er nichts mehr wünsche, alles für den Frieden thun werde. Er machte auf den Legaten den besten Eindruck. „Ich finde," schreibt Salviati, „in diesem Fürsten unendliche Güte, große, weit über sein Alter reichende Klugheit, unglaubliche Milde. Während man mir gesagt hatte, Se. Majestät sei wortkarg, finde ich ihn sehr leutselig und mitteilsam, obwohl er nichts sagt, das er nicht wohl überlegt hat, alles gewichtig und inhaltreich. Von einem solchen Fürsten darf man das Größte und Beste hoffen" *).

Wenn er Salviati gesagt hatte, dieser werde sich selbst überzeugen können, wie eifrig er auf den Frieden hinarbeite, so fand das nun freilich in der am 4. Oktober beginnenden Verhandlung mit der Herzogin von Alençon keine Bestätigung. Die Friedensliebe des Kaisers blieb immer in gleicher Weise an die Bedingungen gebunden, mit denen er nur zurückzufordern meinte, was ihm gehörte. Die Herzogin, welche um jeden Preis den leidenden Bruder zu befreien wünschte, machte vergeblich einige Konzessionen: Karl solle das Herzogtum Burgund erhalten, aber es seiner mit dem Könige zu vermählenden Schwester Eleonore als Mitgift geben. Karl erwiderte, Eleonore sei dem Herzog von Bourbon versprochen. Dann schlug die unermüd-

*) Molini 1, 195 f.

liche Unterhändlerin vor, sobald der König nach Frankreich zurückkehre, solle Burgund dem Kaiser abgetreten, sein Recht auf dasselbe aber dem Urteile des Pariser Parlaments unterworfen werden. Karl wies das natürlich zurück, wollte aber das Urteil von beiden Teilen ernannter Schiedsrichter zulassen. Das erklärten Tournon und Selve für unstatthaft, welche ebenso vergeblich, wie die Herzogin mit dem Kaiser, ihrerseits mit den Räten disputierten. Weit davon entfernt, seine Forderungen zu ermäßigen, steigerte sie der Kaiser vielmehr, indem er zuletzt alles, was er ursprünglich verlangt hatte, mit den Anerbietungen, welche König Franz aus Pizzighettone gemacht, kombinierte und überdies forderte, Franz müsse alle seine alten Verbündeten, die Herzoge von Geldern und Württemberg, die de la Mark und den jungen Heinrich d'Albret preisgeben*). Darauf erteilte der Gefangene am 10. Oktober eine unbedingt ablehnende Antwort mit der bitteren Bemerkung, er bedaure, daß der Kaiser die schönen, ihm in der Krankheit gegebenen Worte nicht wahr mache. Am 13. Oktober verließ die Herzogin Toledo. Die bald darauf gemachte Proposition, Burgund der mit dem Könige vermählten Eleonore zu übertragen und für den Gefangenen ein Lösegeld von drei Millionen Goldthalern zu zahlen, wies der Kaiser kurz ab. Er wolle kein Geld, er wolle sein Recht.

Als des Königs Schwester zu ihm zurückkehrte und ihm die verzweifelte Aussichtslosigkeit seiner Lage schilderte, kam er auf die schon einmal in Italien gefaßte Idee zurück, sich durch die Flucht zu retten. So unmöglich es schien, aus der Mitte des feindlichen Landes zu entrinnen, so wurde doch ein schlauer Anschlag ersonnen, bei dessen Ausführung die Herzogin mit edler Aufopferung mitzuwirken bereit war. Aber ein gekränkter Diener des Königs verriet seinen Herrn**). Die Bewachung

*) Champollion p. 363 ff.

**) Siehe darüber die interessanten, von Paillard in der Revue historique 8, 297 ff. mitgeteilten Daten.

desselben wurde womöglich noch verschärft. Jetzt faßte der König den Entschluß, seinen unerbittlichen Gegner dadurch zu beugen, daß er auf die Krone verzichte. Er ließ in aller Form seine Abdankung zu Gunsten des Dauphin aufsetzen und bat Karl, um ihn noch mehr von seinem festen Entschluß zu überzeugen, daß er lieber im Gefängnis bleiben, als Frankreich zur Ohnmacht verurteilen werde, er möge ihm einen Hofstaat von sechzig Personen bewilligen. Der Kaiser ließ sich dadurch so wenig erschüttern, wie durch alles andere. Da nun so alle Bemühungen fehlgeschlagen waren, einen auf die Dauer für Frankreich doch unerträglichen Zustand zu beendigen, entschloß sich die Regentin Ende November, scheinbar auf die Bedingungen des Kaisers einzugehen. Der König billigte die von ihr ausgefertigte Instruktion*). Italien, Burgund, die niederländischen Grenzdistrikte erklärte er sich damit bereit abzutreten. Aber, sagten seine Bevollmächtigten, nur der König selbst könne die Uebergabe Burgunds gegen die Opposition des ganzen Reichs und des Herzogtums selbst durchsetzen. Als Bürgschaft biete er dem Kaiser die Heirat mit des Kaisers Schwester Eleonore und die Auslieferung seiner beiden ältesten Söhne als Geiseln; könne auch er die Abtretung Burgunds nicht erreichen, so werde er ins Gefängnis zurückkehren. Von der Herstellung des Herzogs von Bourbon war keine Rede.

Dieser hatte sich inzwischen in Toledo eingefunden, um den Kaiser an seine alten Zusagen zu erinnern, welche ja dieser selbst bisher den Franzosen gegenüber beharrlich festgehalten hatte. Nun aber gelang es Lannoy, Eleonore mehr und mehr mit Abneigung gegen die Heirat mit einem Flüchtlinge zu erfüllen und ihr die Herrlichkeit des französischen Thrones verlockend auszumalen. Die verwitwete Königin von Portugal scheint ihrerseits schon damals, als die Herzogin von Alençon in Toledo erschien, zur französischen Heirat geneigt zu haben,

---

*) Champollion p. 408 ff., 425 ff.

da der Kaiser sie unmittelbar nach der Ankunft der Herzogin veranlaßte, eine Pilgerfahrt nach Guadelupe zu unternehmen. Jetzt erklärte sie sich gerade heraus für König Franz. Lannoy erreichte aber noch ein weiteres. Hatte er immer auf Kosten Italiens eine Verständigung mit Frankreich empfohlen, so neigte der Kaiser, seit er durch Pescara von den gefährlichen Anschlägen der Italiener wußte, natürlich dazu, wenigstens insofern auf Lannoy zu hören, daß er Bourbon mit Mailand entschädige. Der Einfluß Gattinara's mußte ja notwendig durch die bösen Umtriebe seiner Landsleute geschwächt werden. Er wird nicht ohne hartnäckigen Widerstand einer Politik Raum gegeben haben, welche er für verderblich hielt, aber der Kaiser trennte sich diesmal von seinem Kanzler. Nicht ihm, der bisher die Verhandlungen mit den Franzosen hauptsächlich geleitet hatte, sondern Lannoy wurde am 2. Dezember der Auftrag erteilt, zusammen mit dem wie er denkenden Moncada eine Verständigung mit Frankreich zu versuchen, unter Bedingungen freilich, welche fast in allen Hauptstücken dem ursprünglichen Programm Gattinara's entsprachen. Die Verhandlungen wurden diesmal in Madrid unter unmittelbarer Teilnahme des Königs geführt. Trotz Lannoy's Eifer für den Abschluß ergaben sich doch noch mancherlei Schwierigkeiten. „Die Franzosen," sagte der Kaiser eines Tages ärgerlich zu den päpstlichen Diplomaten, „wollen heute dies, morgen das." Endlich, am 19. Dezember, wurde der Vertrag unterzeichnet. Der König versprach, ihn sechs Wochen nach erhaltener Freiheit zu ratifizieren, ihn in weniger als vier Monaten von den Ständen und Parlamenten seines Reiches genehmigen zu lassen und, wenn er das nicht erreichen könne, in die Gefangenschaft zurückzukehren. Seine beiden ältesten Söhne sollten in dem Augenblicke, wo er französischen Boden betrete, dem Kaiser als Bürgen ausgeliefert werden.

Noch einmal hatte Gattinara, obwohl durch längere Krankheit geschwächt, die ernstesten Bedenken erhoben. Wenn der Kaiser, sagte er, nicht vor der Freilassung des Königs Burgund

in seine Hand bringe, werde der frei gewordene König alle seine Verheißungen in den Wind schlagen, ebensowenig Wort halten, wie je zuvor. Die königlichen Kinder würden dem Kaiser nichts nützen. Er möge sich hüten, daß dieser Vertrag nicht alle seine Aussichten zerstöre. Er weigerte sich zuletzt entschieden, den Pakt zu unterzeichnen. Als der Kaiser es befahl, erwiderte er, er sei durch sein Amt verpflichtet, nichts zu thun, wovon er in seinem Gewissen überzeugt sei, daß es dem Kaiser zum Schaden gereichen werde. Er bot abermals seine Entlassung an*).

Aber die Weltlage stritt gegen den Kanzler; ganz besonders hatten sich die italienischen Verhältnisse so entwickelt, daß die von ihm empfohlene Politik, sich gegen Frankreich auf Italien zu stützen, völlig in der Luft stand. Allerdings gab es einen Augenblick, wo der Kaiser sich ihm wieder zuzuneigen schien. Ende Oktober, als das völlige Scheitern der Verhandlungen mit der Herzogin von Alençon den Kaiser sehr verstimmt, die Versicherungen Salviati's ihm einen günstigen Eindruck gemacht hatten, erließ er ein ausführliches Schreiben an Sessa, welches trotz allem Vorgefallenen den lebhaften Wunsch kundgab, mit dem Papste die alte Freundschaft herzustellen. Derselbe habe ebensowenig wie Venedig Grund, vom Kaiser etwas zu fürchten, der vielmehr alle seine Wünsche nach Kräften erfüllen werde. Er übersandte den Entwurf eines neuen Bündnisses mit Clemens, dessen Bedingungen diesen freilich in betreff Reggio's und Rubiera's nicht befriedigen konnten; indem er aber den Beschwerden des Papstes über seine Hauptleute Recht gab, stark betonte, der Statthalter Christi auf Erden müsse mehr als jeder andere italienische Fürst mit schuldigem Respekt behandelt werden, die Gleichheit ihrer Interessen gegen Türken und Ketzer nachdrücklich hervorhob, ließ er keinen Zweifel, daß

---

*) Serassi, Lettere del conte Baldassare Castiglione 2, 30. Vgl. Navagero's Bericht vom 11. Dezember bei Rawdon Brown p. 508.

er jetzt wesentlich von den Anschauungen Gattina's beherrscht wurde *).

Aber einige Wochen, ehe diese Wendung in Toledo eintrat, war ihr in Italien jede Aussicht zerstört worden. Die, wie es schien, schon im Juli dem Abschluß nahe Verbindung der Italiener mit Frankreich war in den nächsten Monaten nicht aus der Stelle gekommen, weil die Regentin natürlich die Befreiung ihres Sohnes dadurch nicht erschweren wollte, und weil auf der anderen Seite Venedig und der Papst durch ihr Zaudern mit neuem Mißtrauen erfüllt wurden. Ebenso hemmte das allmählich doch sehr rätselhafte Verhalten Pescara's, der zwar immer schöne Worte gab, aber stets neue Gründe fand, seine definitive Entscheidung hinauszuschieben. So schleppten sich die Dinge den August und September in unaufhörlichen, immer gleich fruchtlosen Verhandlungen hin. Pescara seinerseits war indessen schon Anfang September, sobald er vom Kaiser Vollmacht erhalten hatte zu handeln, wie er es nötig und zweckmäßig finde, entschlossen gewesen, die Maske abzuwerfen. Da Herzog Sforza, schrieb er dem Kaiser am 8. September, das Kastell von Mailand nicht verlasse, werde er sich Novara's bemächtigen und dann Mailand in den Besitz des Kaisers bringen. Es sollte doch noch über einen Monat vergehen, bis Pescara seine Absicht ausführte. Er lag schwer leidend darnieder. Er hätte gern von seinem Kaiser bestimmtere Weisungen gehabt. Der trostlose Zustand seines Heeres fesselte ihn immer wieder an die durch Morone ermöglichten Zahlungen. Er fürchtete die Verzweiflung der Venezianer und des Papstes, wenn er an Sforza die Hand lege. Eine Weile schien auch eine gefährliche Erkrankung des Herzogs ihn der unerwünschten Notwendigkeit eines Gewaltstreichs zu überheben. Aber endlich glaubte er nicht länger zögern zu dürfen. Von allen Seiten kamen die bedenklichsten Nachrichten: die Feinde

---

*) Karl an Sessa, 31. Oktober, Gayangos p. 412 ff.

seien fertig, loszuschlagen. Jetzt aber war auch Morone krank geworden. Die Vorsichtsmaßregeln, die Rüstungen und Drohungen der Kaiserlichen hatten doch auch ihn argwöhnisch gemacht. Man liest nicht ohne Staunen die zwischen ihm und Pescara Anfang Oktober gewechselten Briefe. „Ich will Ew. Exzellenz nicht verschweigen," schreibt Morone den 8. Oktober an Pescara, „daß Don Antonio de Leyva in einem Gespräch äußerte, ich sei der Hauptanstifter der italienischen Praktiken; wenn ich zu Ew. Exzellenz käme, würde ich festgehalten werden. Ich schreibe das nicht, weil ich an Ew. Exzellenz zweifele, sondern weil Sie vielleicht betrogen und ich vergewaltigt werden könnte." Aber auf Pescara's Wort werde er doch zu ihm kommen. Pescara erwiderte am 10., in seinem Lager könne niemand etwas gegen seinen Willen thun, sein Wille aber sei so, wie es sich gegen einen gezieme, der ihm immer so große Dienste geleistet. Wünsche Morone noch weitere Sicherheit, so werde er sie geben. Er würde nach Mailand kommen, wenn ihn nicht sein erbärmlicher Zustand ans Lager fesselte.

Diese Worte genügten dem Kanzler, den doch natürlich viele gewarnt. Wie geblendet brach der kluge Mann am 13. mit fünfzig Reitern nach Novara auf, wo Pescara krank lag. Am 14. hatte er mit ihm lange Gespräche. Am 15. dachte er nach Mailand zurückzukehren. Leyva geleitete ihn von Pescara; er wollte mit ihm speisen. Unterwegs aber rief er: „Ihr seid mein Gefangener!" Morone's Reiter wollten ihren Herrn befreien, aber Leyva hatte seine Spanier in Bereitschaft gestellt: die Reiter flohen, Morone wurde als Gefangener fortgeführt*).

Sofort ließ Pescara Alessandria, Vercelli und Lodi besetzen und den unglücklichen Herzog zur Auslieferung seiner übrigen Städte auffordern; nur das Kastell von Mailand solle ihm bleiben. Der hilflose, seiner einzigen Stütze beraubte Herr

---

*) Gius Mueller p. 413 ff.

lieferte ohne weiteres Como, Lecco, Pizzighettone und Cremona aus; von dem ganzen mailändischen Gebiet blieben ihm nur die Kastelle von Cremona und Mailand.

Einen Augenblick schienen diese Ereignisse die Italiener in Verwirrung und Mutlosigkeit zu stürzen. Aber nur einen Augenblick. Sie konnten nicht mehr zweifeln, daß Pescara alle ihre Umtriebe dem Kaiser verraten habe. Sein Vorgehen gegen Sforza verwandelte die alte Besorgnis, daß sich der Kaiser zum Herrn von ganz Italien machen wolle, in Gewißheit. Die Lage wurde in kurzem so, daß nicht nur Pescara und Nájera, sondern auch der den Italienern geneigte Carracciolo und der vor kurzem mit einer wichtigen Mission nach Italien gekommene Hurtado de Mendoza dem Kaiser erklärten, er müsse so rasch als möglich mit Frankreich Frieden schließen. Das, schrieb ihm Mendoza am 5. November, sei die Meinung all seiner Diener. Diese Mahnung mußte aber nicht wenig Grund dadurch gewinnen, daß Pescara's Zustand bereits Ende Oktober hoffnungslos geworden war. Denn was konnte der Kaiser von Italien hoffen, wenn er den Mann verlor, vor dem seine dortigen Feinde bisher allein gezittert hatten? Wie wollte er seine Armee erhalten ohne Geld, wie er war, in dem völlig erschöpften Lande, überall vom grimmigsten Hasse bedroht? Und es galt, sie nicht nur erhalten, sondern vermehren, wenn der Friede mit Frankreich nicht zustande kam; denn am 1. Januar lief der Waffenstillstand ab. Das war eine offenbare Unmöglichkeit und die Lage um so schwieriger, als jeder Brief aus Italien von den bösen Intriguen Englands meldete, das noch mehr als selbst Frankreich Italien gegen den Kaiser aufstifte. Aus England selbst hörte er zwar noch immer schöne Worte. König Heinrich wollte nach wie vor sein Freund bleiben, aber nur unter der Bedingung, daß er endlich seine alten Schulden abtrage und König Franz freigebe.

Bei dieser Lage der Dinge hatte der Kaiser in der That keine Wahl. Wohin er blickte, überall dieselbe Not. In den

Niederlanden sah sich Margarete durch die Opposition der Stände, durch die Unzufriedenheit des Volkes, welche hie und da in offene Meuterei ausbrach, so bedrängt, daß sie am 14. Juli auf eigene Hand einen Waffenstillstand mit Frankreich abgeschlossen hatte. Karl war über dieses Vorgehen seiner Tante sehr ungehalten, konnte aber an dem Zwang der Verhältnisse nichts ändern. Alle Niederländer in seiner Umgebung, bis auf den einzigen Beaurain, machten mit Lannoy gemeinsame Sache in der Anempfehlung des Friedens, welcher das einzige Mittel sei, um ihre Heimat vor schweren Konvulsionen zu bewahren. Trotz alledem war die Sache auch mit der Unterzeichnung des Vertrags vom 19. Dezember noch keineswegs entschieden. Am 2. Januar kehrten Lannoy und Moncada nach Toledo zurück, um beim Kaiser die Genehmigung ihres Werkes zu betreiben. Am 8. war noch nichts entschieden. Namentlich die Entschädigung Bourbons machte Schwierigkeiten*). Den folgenden Tag schrieb Karl seinem Bruder, es werde noch über den Frieden verhandelt. Inzwischen drängten sich die Unglücksposten aus Italien. Pescara war in der Nacht vom 2. auf 3. Dezember seinen langen Leiden erlegen, bis zum letzten Atemzuge um das Heer besorgt. Da er den Tod nahen fühlte, ließ er Leyva und seinen Neffen del Guasto rufen, übertrug ihnen das Kommando und mahnte sie, Freundschaft mit einander und Treue gegen den Kaiser zu halten. Dann mußten die Hauptleute der Landsknechte kommen; er ließ sich von ihnen Treue gegen den Kaiser versprechen. Bis wenige Minuten vor seinem Ende bewahrte er völlige Klarheit des Geistes, mit allen seinen Gedanken im Dienste des Kaisers, der ihm doch auch in der letzten Zeit keineswegs gerecht geworden war, ihm noch in den letzten Monaten durch sein Zaudern Kummer bereitet hatte. „Ew. Majestät“, schrieb Nájera, „hat den besten Diener, den treuesten Vasallen verloren, den je ein Fürst be-

---

*) Bericht der englischen Gesandten vom 26. Januar, Brewer p. 853 f.

saß.“ Er so gut wie Mendoza erklärte, jetzt sei der Friede mit Frankreich nötiger als je *). Auf der anderen Seite freilich warnte Sessa, der Kaiser möge nicht meinen, durch den Frieden mit Frankreich die Ruhe in Italien herzustellen. Er sei im Gegenteil überzeugt, in demselben Augenblicke, wo König Franz seine Freiheit erlange, werde der Krieg in Italien mit größerer Wut ausbrechen als je, da die Italiener mit Sicherheit darauf rechneten, den König zum Bruche des Friedens zu bestimmen **).

Konnte der Kaiser etwas anderes erwarten? Hatte der König nicht schon in Italien erklärt, wenn man ihn durch lange Gefangenschaft zu unerträglichen Bedingungen zwinge, werde er sie abwerfen, sobald er frei sei? Sollte der Kaiser gar nichts von jenem Protest erfahren haben, durch welchen der König am 14. August alle derartigen Abmachungen im voraus für null und nichtig erklärt hatte? Lag es nicht zeitweilig im französischen Interesse, etwas davon zu verraten? Was man auch von Gattinara's Politik halten mochte, seine Prophezeiung, auf diesem Wege werde der Kaiser nie Burgund erhalten, wurde durch alle Gründe der Wahrscheinlichkeit unterstützt. Aber wenn der Kanzler darin noch so sehr recht hatte, das, was er seinerseits empfahl, war ja unmöglich. Unmöglich war überhaupt alles, was der Kaiser thun mochte, wenn er nicht auf den Traum der Weltherrschaft verzichtete. Er entschied sich für einen Frieden, an dessen Wahrheit er selbst kaum glauben konnte.

---

*) Berichte Mendoza's vom 6., Nájera's vom 7. Dezember, Gayangos p. 510 ff. Wie seltsam verschieden die Zeitgenossen Pescara's Todestag angaben, den sie vom 2. November bis 1. Dezember variieren ließen, sieht man aus der Zusammenstellung bei Cicogna p. 255 n. 123. Merkwürdigerweise stimmen auch Mendoza und Nájera nicht überein: jener läßt ihn am 3., dieser am 2. zwischen 9 und 10 Uhr abends sterben. Da Nájera dem Toten viel näher stand als Mendoza, seine Angaben auch viel detaillierter sind, so gebe ich ihnen den Vorzug. Beide stimmen darin überein, den Tod von Gift herzuleiten, was wenig glaublich ist, da Pescara schon seit vielen Monaten schwer krank war.

**) Sessa an Karl, 30. November.

Am 11. Januar kehrten Lannoy und Moncada mit dem Sekretär Lallemand nach Madrid zurück. Sie hatten Auftrag, den König in der denkbar feierlichsten Weise an sein Wort zu binden. Am 13. erfolgte der definitive Abschluß. Den nächsten Tag versammelten sich die Unterhändler im Gemache des Königs, wo ein Altar aufgerichtet war. Der Erzbischof von Embrun celebrierte die Messe, der Vertrag wurde verlesen und der König schwur auf das Evangelium, ihn treu zu beobachten. Die beiderseitigen Bevollmächtigten leisteten denselben Schwur. Darauf unterzeichnete zuerst der König, dann die anderen das Friedensinstrument. Das alles genügte nicht. Lannoy forderte Franz auf, ihm auf Ritterehre den treuen Vollzug zu versprechen. Der König entblößte sein Haupt, legte seine Hand in die Lannoy's und versprach als Edelmann, ins Gefängnis zurückzukehren, wenn er nicht sechs Wochen nach erhaltener Freiheit alle Bedingungen des Friedens hätte erfüllen können. Lallemand nahm dieses Versprechen zu Protokoll *).

Der Kaiser schien alle Sicherheiten erlangt zu haben, welche sich ersinnen ließen. Aber am Tage vor diesem feierlichen Akt hatte der König seine Gesandten, Tournon, Selve, Montmorency und drei andere Franzosen um sich versammelt und, nachdem sie geschworen, geheim zu halten, was er thun werde, vor ihnen jenen Protest vom 14. August erneuert. Was der Kaiser durch Gewalt und lange Gefangenschaft von ihm erzwinge, sei exorbitant und werde Frankreich in Sklaverei stürzen; er erkläre es für null und nichtig; er sei entschlossen, die Rechte der Krone Frankreich zu wahren **).

So war der Friede vernichtet, ehe er zum Abschluß kam. Es ist deshalb überflüssig, im einzelnen die Artikel aufzuzählen, durch welche Franz seine Ansprüche auf Neapel, Mailand und was er sonst in Italien besessen oder gefordert hatte, aufgab,

---

*) Mignet 2, 181 f.

**) Champollion p. 466 ff.

das Herzogtum Burgund, so wie es Karl der Kühne besessen, an den Kaiser abtrat, samt Tournay, Artois und Hesdin und aller Souveränität über niederländische Gebiete, den Herzog von Bourbon mit seinen Freunden in alle alten Besitzungen und Rechte einsetzte, ebenso allen Verwandten, Verbündeten und Anhängern des Kaisers zurückgab, was sie während des Kriegs verloren. Die 50 Artikel dieses Madrider Friedens*) machten den König von Frankreich zum Untergebenen des Kaisers. Wäre er zur Ausführung gekommen, so würde der Kaiser in der That das geworden sein, was er nach Artikel 26 sein sollte: le chef des princes seculiers de la Chrestiente. Frankreich wäre ungefähr auf die Machtstufe zurückgeworfen worden, auf welcher es nach der Beendigung der englischen Kriege gestanden hatte, nur mit dem ungeheuren Unterschiede, daß jetzt neben diesem kleinen Frankreich nicht ebenso kleine Nachbarn, sondern ein übermächtiger Kaiser gestanden haben würde, welcher durch seinen burgundischen Besitz Frankreich von der Schweiz und durch seinen verbündeten Bourbon von Italien abgeschnitten haben würde, welcher durch diesen Bourbon und seine Anhänger, durch den Prinzen Philibert von Oranien, den Grafen von Nassau, die Prinzessin von Chimay, die Croy, Fiennes, Vergy u. s. w. im Rest von Frankreich etabliert gewesen wäre, zugleich der übermächtige Gebieter Spaniens, Italiens, der Niederlande und Deutschlands. Was die französische Politik an Schutzwaffen gegen die Habsburger in den letzten Jahrzehnten gewonnen hatte, das alles lieferte dieser Vertrag aus. König Franz mußte sich verpflichten, Henri d'Albret zur Erfüllung der Ansprüche Karls auf Navarra anzuhalten, ebenso den Herzog Karl von Geldern dazu, daß er den Kaiser zu seinem Erben einsetze; konnte er das nicht, so mußte er diese beiden, ebenso wie den Herzog Ulrich und die de la Mark ihrem Schicksale überlassen. Wenn der Kaiser seine Fahrt nach Italien antritt, so wird ihm der König seine

---

*) Man sehe sie bei Dumont IV, 1, 400 ff.

Flotte zur Verfügung stellen und zwar so, daß sie zwar mit Geschütz, Matrosen und allem sonst für die Fahrt Nötigen ausgestattet ist, aber ohne einen einzigen Soldaten in den vom Kaiser bestimmten Hafen einläuft. Er wird außerdem für diese Fahrt 200000 Sonnenthaler beisteuern, und 500 schwere Reiter mit angemessener Artillerie auf seine Kosten stellen. Für die große Expedition gegen den Türken hat man im einzelnen noch nicht festgestellt, was der König zu leisten hat. Aber der Kaiser wird über diesen Kreuzzug den Oberbefehl haben.

Der Kaiser ist nur von einem Wunsche erfüllt, den allgemeinen Frieden in der Christenheit herzustellen, alle ihre Kräfte gegen Ungläubige und Ketzer zu sammeln*), den Ruhm und die Macht der heiligen katholischen Kirche zu erhöhen. Da der König diesen Wunsch teilt, haben sie ihre alte Feindschaft begraben: sie wollen sich ewig untereinander lieben als „gute, wahre und loyale Brüder, Freunde, Alliierte und Verbündete." In ewigem Schutz- und Trutzbündnis werden sie über den Frieden unter allen Christen wachen. Ihre Unterthanen sollen sich ungestörter Ruhe, freundlichen Verkehrs unter einander erfreuen, zu Land und zu Wasser vor jeder Gewalt sicher. Das Unwesen der Korsaren und Piraten werden die Verbündeten ausrotten. Man sieht einen fast paradiesischen Zustand vor sich aufsteigen, wenn man alle diese Beteuerungen von Liebe und Freundschaft liest und die mächtigsten Herrscher der Christenheit so reine Gefühle verkündigen hört. Man sieht endlose Kriege und Umwälzungen aus diesem Friedenswerk hervorgehen, wenn man sich besinnt, welche bittere Feindschaft unter diesen herrlichen Zusicherungen lauerte.

*) Wie es in der Einleitung heißt, die Paciscierenden wollen donner chemin à une bonne paix universelle, pour pouvoir convertir les armes communes de tous roys, princes et potentats chrestiens à la répulsion et ruine des mecreans infideles et extirpation des erreurs de la secte Lutherienne et des autres sectes reprouvees.

Die Vermählung.

Am 14. Januar wußte der Kaiser von dem in Madrid erfolgten Abschlusse, am 15., daß der König in der denkbar feierlichsten Weise sich gebunden. Wenn man erwägt, wie gefährlich die Lage in Italien war, wie dringend alle seine dortigen Hauptleute und Diplomaten zu raschester Entscheidung mahnten, wenn man liest, wie der Nuntius den Kaiser beschwört, keinen Tag länger zu säumen*), so erscheint es selbstverständlich, daß dieser jetzt keinen Augenblick verlieren werde, den endlich gewonnenen Frieden aller Welt zu verkünden. Aber es vergehen zehn Tage, bis dazu geschritten wird. Noch am 19. stellt der Kaiser Castiglione gegenüber den erfolgten Abschluß in Abrede. Hat er etwa noch immer Bedenken? Versucht Gattinara auch jetzt noch den gethanen Schritt rückgängig zu machen? Wir hören nichts darüber. Aber erst am 25. schreibt der Kaiser an den König und an seinen Gesandten de Praet in Frankreich, als habe er soeben von dem in Madrid Geschehenen Kunde erhalten**), und erst am 8. Februar ergehen auf Grund des wichtigen Ereignisses die ersten Weisungen nach Italien. „Die Dinge werden hier ins unendliche verzögert," schreibt Castiglione im März. Wie wir die Praxis dieses Hofes kennen, begreift sich das nur zu gut, wo es sich um wichtige

*) Bericht Castiglione's vom 19. Januar. Serassi 2, 12.

**) Bradford p. 193 ff. Vgl. Gayangos p. 559.

Entschließungen handelte. Hier aber war ja die Entscheidung gefallen. Jetzt gebot doch die einfachste Klugheit, aus der vollendeten Thatsache rasch nach allen Seiten die erwünschten Folgerungen zu ziehen. Vor allem dem Gefangenen gegenüber. Da der Pakt mit ihm geschlossen, die innigste Verbindung mit ihm eingegangen war, mußte man ihn schleunig aus der peinlichen Situation befreien, jetzt wenigstens ihm Großmut beweisen, zumal am 19. die feierliche Verlobung desselben mit des Kaisers Schwester vollzogen worden war. Aber der König blieb, wenn man ihm auch freiere Bewegung gestattete, unter derselben argwöhnischen Bewachung wie früher. Erst am 11. Februar ratifizierte der Kaiser den Vertrag vom 13. Januar.

Zwei Tage darauf trafen die beiden Herrscher auf der Brücke des Manzanares vor Madrid zusammen. Sie umarmten sich so herzlich, als wären sie, was sie schienen; sie verkehrten einige Tage mit einander wie „wahre Brüder". Am 16. begaben sie sich nach Illescas zur Königin Eleonore. Der König begrüßte seine Braut aufs zärtlichste*). Mehrere Tage blieben die beiden Herrscher im intimsten Verkehr. Am 19. Februar ritten sie zusammen fort. Da, wo an einem Kruzifix der Weg sich schied, ließ der Kaiser das Gefolge sich entfernen. Allein mit dem Könige, sprach er: „Gedenkt Ihr, mein Bruder, dessen, was Ihr mit mir ausgemacht habt?" — „Gewiß," erwiderte der König, „ich könnte alle Kapitel aus dem Kopfe hersagen." — „Da Ihr Euch auch Eures Schwures erinnert," fuhr der Kaiser fort, „sagt mir, wollt Ihr ihn erfüllen, oder findet Ihr eine Schwierigkeit?" Die Antwort lautete: „Ich will alles erfüllen und weiß, daß mich niemand in meinem Reiche hindern wird. Erlebt Ihr etwas anderes von mir, so sollt Ihr mich für einen niederträchtigen Bösewicht halten." — „Dasselbe," sagte der Kaiser, „sollt Ihr von mir denken, wenn

*) Siehe die ausführliche Schilderung dieser Vorgänge bei Mignet 2, 186 ff.

ich Euch nicht die Freiheit gebe. Um das Einzige bitte ich Euch: solltet Ihr mich in etwas betrügen, thut es nicht in dem, was meine Schwester, Eure Gattin, angeht; das wäre eine Beleidigung, welche ich rächen müßte.“ Darauf nahmen sie Abschied mit den Worten: „Gott schütze Euch, Bruder“*)!

Der Kaiser begab sich nach Illescas zu seiner Schwester. Die Regentin hatte gewünscht, daß sie den König begleite. Das fand Karl unzulässig; doch sollte sie ihm in einiger Entfernung folgen, um an der Grenze bereit zu sein, sobald die Ausführung des Vertrages gesichert sei. Am 23. nahm der Kaiser von Eleonore Abschied. Sie sollte den französischen Thron besteigen, er ging, die von Spanien so lange ersehnte Verbindung mit Isabella von Portugal zu vollziehen.

Wir wissen, wie diese Ehe seit Jahren die Gedanken des Kaisers beschäftigte. Nachdem seine Hand seit der frühesten Kindheit durch so viele Verlöbnisse gewandert war, fast alle windige Fiktionen einer trügerischen Politik, entsprach diese portugiesische Heirat nicht nur dem wahren Interesse des Kaisers, sondern auch einer tieferen Empfindung. Als die Cortes im Juni 1525 von neuem auf Karls baldige Heirat drangen und ihn an das erinnerten, was er ihnen vor zwei Jahren versprochen, bemerkten sie, er möge wohl bedenken, daß die Infantin Isabel, die Schwester des Königs von Portugal, „eine der ausgezeichnetsten Personen ist, welche es heute in der Christenheit gibt“. Sie gaben eine begeisterte Schilderung ihrer Tugenden und sonstigen vorzüglichen Eigenschaften. Karl erwiderte, er sei an England gebunden, ohne dessen Einwilligung er keine anderweitige Verbindung eingehen könne; ohne die englische

*) Sandoval 1, 729. Vgl. den Bericht Castiglione's bei Serassi p. 32. Der Beichtvater hatte Castiglione erzählt, Karl habe dem König in dieser letzten Unterhaltung gesagt, er habe ihn bisher trotz des langen Kriegs nie persönlich gehaßt; wenn er aber seiner Schwester nicht Wort halte, so sei das eine Beleidigung, welche er nie vergessen könne; dann werde er ihn persönlich hassen und an ihm Rache nehmen, wo er nur könne.

Mitgift wisse er die großen Summen nicht zu zahlen, welche er König Heinrich schulde. Den Cortes wurde jedoch die Erfüllung ihres Wunsches in Aussicht gestellt, wenn sie die Loslösung von England finanziell erleichterten. Ohne Befragung ihrer Städte glaubten die Abgeordneten diese neue Bürde nicht übernehmen zu dürfen. Da sie am 17. August zurückkehrten, brachten sie die Bewilligung von 400000 Dukaten, wenn sich Karl mit der Infantin vermähle, und zwar sobald als möglich. Den nächsten Tag versprach er ihnen das. Am 23. ging die Anzeige der Verlobung nach Rom*).

Von der Vermählung konnte jedoch nicht so bald die Rede sein, wie die Cortes, wie auch der Kaiser wünschte. Die Feststellung der Ehepakten forderte langwierige Verhandlungen, welche erst Ende Oktober zum Abschluß kamen. Sodann machte die nahe Verwandtschaft der beiden Häuser von Spanien und Portugal einen päpstlichen Dispens nötig. Es paßte der Kurie, die Erteilung desselben als einen ganz besonderen Liebesdienst geltend zu machen, während es doch nur ihren Interessen entsprach, durch diese portugiesische Heirat die Entfremdung zwischen Karl und England zu verschärfen. Endlich waren alle diese Weitläufigkeiten erledigt. Die Hochzeit konnte bestimmt werden. Am 2. Januar 1526 verließen die Herzöge von Calabrien und Bejar und der Erzbischof von Toledo mit glänzendem Gefolge den kaiserlichen Hof, um die Braut an der Grenze in Empfang zu nehmen. In der Nähe von Badajoz fand das am 7. Februar statt. Nachdem man in dieser Hauptstadt Estremadura's sieben Tage lang Feste gefeiert, wurde die Reise nach Sevilla fortgesetzt**).

Es war wohl keine Eingebung poetischen Gefühls, welche die schöne Hauptstadt Andalusiens zum Schauplatz der Vermählung wählen ließ. Die Cortes hatten immer wieder die

*) Danvila y Collado, El poder civil en España 2, 67. Navagero's Depesche vom 21. August. Gayangos p. 303.

**) Sandoval 1, 694 f., 729 f.

Klage erhoben, daß Karl in so langen Jahren erst einen kleinen Teil seines Reiches besucht habe. Noch immer war er nicht südlich über Toledo hinausgekommen. Das sollte nun jetzt in der feierlichsten Weise gut gemacht werden. Schon im Oktober stand es fest, daß die Hochzeit in Sevilla stattfinden werde. Man kann sich denken, was diese Stadt und die Großen Andalusiens aufboten, um die ihnen erwiesene Ehre zu vergelten. Es strahlte aber die Stadt und die Landschaft in der üppigen Pracht, welche der Beginn des Frühlings über diese südliche Welt ausgießt. Wenn man die Beschreibung Navagero's liest, kann man nicht zweifeln, daß Sevilla damals die Perle unter allen spanischen Städten war. Er findet sie einer italienischen Stadt ähnlicher, als irgend eine andere. Er preist ihre breiten Straßen, weiten Plätze, herrlichen Paläste, grandiosen Kirchen. Das Land vollends ist sein ganzes Entzücken. Während er den größten Teil Spaniens steril, baumlos findet, kann er die Ueppigkeit der andalusischen Vegetation, diese wundervollen Haine von Orangen, Zitronen, Oliven, Granaten, welche sich viele Meilen am Guadalquivir hinziehen, gar nicht genug bewundern: seine Sätze sind eine fast ununterbrochene Reihe von Superlativen*). Und in dieses so von verschwenderischer Natur gesegnete Land, dessen arabische Kultur von spanischer Indolenz damals noch weniger vergraben war als später, ergossen sich nun alle Schätze Indiens. Nur über Sevilla durfte ja der Handel mit der neuen Welt gehen. Hier stand die mächtige Casa de la Contratacion, bei der die Kostbarkeiten Indiens zusammenflossen. Hier legten die reich beladenen Schiffe an, welche der Strom damals noch bequem herauf trug. In den Straßen begegnete man den Wundern der neuentdeckten Hemisphäre, Menschen, Tieren und Früchten, die man noch nie gesehen. Aber freilich, schon jetzt machte sich auch die Schatten-

---

*) Naugerii Opera p. 310 ff. Dieser Brief vom 12. Mai ist wörtlich aufgenommen in Navagero's Viaggio fatto in Ispagna ib. p. 357 ff.

seite des indischen Glücks fühlbar. „Es gehen,“ schreibt Navagero, „so viele nach Indien, daß die Stadt schlecht bevölkert und fast in den Händen der Frauen ist.“ Aber der Handel bringt unendlichen Gewinn.

Dieser Reichtum bereitete der Kaiserin den glänzendsten Empfang, als sie am 3. März in Sevilla einzog. Alles jedoch übertraf die Pracht, welche am 10. zum Empfang des Kaisers aufgeboten wurde. Ueber 100000 Menschen waren vor der Stadt an der Straße zusammen gedrängt, welche der Kaiser durchzog, von den Abordnungen der Granden, Priester und Kaufleute begrüßt. Nachdem er vor dem Thore die Privilegien Sevilla's bestätigt, die Stadt ihm gehuldigt, betrat er unter goldenem, von den Ersten des Landes getragenen Baldachin die zur Kathedrale führende Straße, in welcher alle Häuser von oben bis unten mit Teppichen, mit kostbaren Seidenstoffen behängt, die Fenster und Dächer mit Frauen und Mädchen besetzt waren. Vom Thor bis zur Kirche hatte man sieben gewaltige Triumphpforten errichtet, jede mit Musikbanden besetzt und mit lateinischen Distichen geziert, welche die Größe, die Klugheit, Gerechtigkeit, Milde, Frömmigkeit des Kaisers priesen, dessen lebensgroßes Bildnis jede trug. Auf der letzten war der Kaiser dargestellt, wie er von allen Tugenden gekrönt, das Glücksrad fesselt: die ihn umgebenden Völker des Erdballs rufen: er siegt, herrscht, gebietet, er der Größte, dem der Erdkreis gehorcht. Vor der wundervollen Kathedrale, nach St. Peter der größten der Christenheit, stieg der Kaiser vom Pferde, um seine Andacht zu verrichten. Dann begab er sich zu Fuße nach dem nahen Alcazar, dem reizenden maurischen Schlosse, wo ihn Isabella erwartete. Der Kardinallegat Salviati vollzog hier die Vermählung. Nach Mitternacht, ehe sich das junge Paar zur Ruhe begab, celebrierte der Erzbischof von Toledo eine feierliche Messe *).

*) Sandoval 1, 731 ff. Das Schreiben des venezianischen Sekretärs Zuan Negro, Sevilla 15. März, bei Cicogna p. 336.

„Die Kaiserin,“ schreibt Sandoval, „erschien allen als eine der schönsten Frauen der Welt.“ Die von ihr erhaltenen zuverlässigen Bildnisse bestätigen dieses überschwengliche Lob nicht, aber sie zeigen ein anmutiges, seelenvolles Antlitz. Ihre Figur schildert Navagero's Sekretär als klein und sehr mager, rühmt aber ihren weißen Teint und besonders ihren vortrefflichen Verstand, ihre Klugheit und ihr Geschick, jedem zu antworten. Sie war nicht mehr, wie so oft damals die Fürstinnen bei ihrer Verheiratung, ein Kind, sondern stand, 1503 geboren, in voller Jugendkraft. Sie hatte das wahre Leben des weiblichen Gemüts vor dem Frost der Hofluft zu bewahren gewußt. Sie weckte in dem Herzen Karls, das bis dahin sich kaum geregt, echte, dauernde Liebe.

Ein günstiger Zufall hat uns über diese schönen Tage von Sevilla die Schilderung eines Deutschen aufbewahrt, welche freilich nicht mit der klassischen Klarheit Navagero's spricht, aber in ihren unbeholfenen Sätzen doch das Wesen der Dinge erraten läßt. Der ungenannte Landsmann steht staunend vor der Pracht und Fülle dieser südlichen Welt. „Ich hab mein Lebenlang,“ ruft er aus, „solch Gepräng nie gesehn mit Zier und Hoffart, als das portugallische Volk, insonderheit Jungfrauen, treiben. Gold, Perlen, Edelgestein ist ein Waare bei ihnen.“ Das Hofgesinde, das dem Kaiser gefolgt, schätzt er auf 12000. Spanische und portugiesische Große tummeln sich in unendlichen Ritterspielen, in Pracht und Kunst wetteifernd. „Kayserliche Majestät,“ schreibt er, „hat viel trefflicher Rennen, Stechen, Ochsenhauen, Stockspiele und am Abend allweg Tänz, haben sich die spanischen Herren gegen den portugallischen sehn lassen, dergleichen von Kostlichkeit nie gesehn ist worden; sein beide Parteien hoffährtig genug.“ Welche Menschenmassen lockten diese Herrlichkeiten heran! „So ist ein mächtig groß Volk in der Stadt von Einwohnern, so kommt aus allen Landen täglich viel fremdes Volk, bevorab zu Wasser, welches bis an die Mauern der Stadt ab und zulauft; kommt aus India und den neuen er-

fundenen Inseln täglich seltsam Volk, was groß Kurzweil ist zu sehn.“ Er beschreibt, wie die Fürsten am Sonntag Misericordias angefangen haben zu stechen. „Ist Kaiserl. Majestät mit der Kaiserin auf die Rennbahn dasselbig zu sehn geritten, welches wahrlich schön und lieblich zu sehen war. Die Kaiserin ist wahrlich hübsch, ganz schwank und dünn von Leib, hat ein große Gracia des Angesichts, freundlich lieblich, mit allen lieblichen Gezierden, was zu einer schönen Fürstin gehört. Saß auf einem weißen Zelter wohl geziert. Kaiserl. Majestät ritt neben ihr zur Linken auf einer kleinen Eselin.“ Der Kaiser, meint er, sei viel „tapferer“, soll heißen kräftiger geworden, seit er Deutschland verlassen: „Hat ein ziemlichen Bart, nit dick, will nit mehr regiert werden, ist eins großen Verstands und karg worden,“ wohl um das Geld für die Romfahrt zusammen zu bringen.

„Hinter der Kathedrale,“ schreibt Navagero, „nicht weit davon, liegt der Alcazar, einst der Palast der maurischen Könige, sehr reich und schön in maurischem Stil erbaut, durchweg vom schönsten Marmor. Da sind Bäder und Säle und Kammern die Menge und durch alle strömt das Wasser: der entzückendste Aufenthalt im Sommer. Da ist ein Hof voll der schönsten Orangen und Zitronen und dahinter die allerschönsten Gärten, darin ein herrlicher Orangenhain, der die Sonne nicht zuläßt: in ganz Spanien ist kein wonnigerer Aufenthalt.“ Da durfte der Kaiser die Seligkeit der jungen Liebe genießen.

Aber auch in diese Zaubergärten drang nur zu bald die Sorge ein und bitterer Kummer. Wenige Tage nach seiner Vermählung erhielt er die Nachricht vom Tode seiner Schwester Isabella, der unglücklichen Dänenkönigin. Sogar gegen die Diplomaten klagte er lebhaft über diesen Verlust der erst Fünfundzwanzigjährigen, die ihm doch so lange nur schwere Gedanken bereitet, nicht allein durch ihr äußeres Mißgeschick, sondern vor allem durch ihr Wanken im Glauben. Mußte er sie nun nicht in ewiger Verdammnis denken?

Am 27. März erfuhr er die auf seinen Befehl erfolgte Hinrichtung des Bischofs von Zamora. In seinem Gewissen bedurfte er gewiß keiner Rechtfertigung, daß den argen Missethäter endlich die gerechte Strafe ereilt. Aber er hatte an einen Bischof der heiligen Kirche die Hand gelegt; ehe ihn die Kirche durch den Mund des Papstes von dieser Sünde absolviert, war er von ihr ausgeschlossen. Er konnte nicht, wie seine noch nie versäumte Sitte forderte, die Karwoche in der Stille eines Klosters mit frommen Uebungen begehn, er mußte dem Gottesdienst fern bleiben, er meinte nicht einmal an den Turnieren teilnehmen zu dürfen. Erst als am 30. April die sehnlichst erwartete Absolution aus Rom eingetroffen war, atmete er auf. Am 1. Mai fand in der Kathedrale die feierliche Lossprechung durch den Beichtvater statt und sofort eilte er in das Hieronymitenkloster bei Sevilla, dessen wundervolle Bauten und Gärten, „voll unendlicher Orangen und Cedern und Myrten" Navagero preist; da blieb er eine ganze Woche*).

Hatte ihn die Hinrichtung Acuña's an die bösen Tage der Comuneros erinnert, so meldeten die Boten aus Valencia von dem verzweifelten Widerstande der Mauren. Er mußte den Herzog von Segorbe entsenden, um dem Greuel der Muselmänner ein Ende zu machen, freilich ohne Mannschaft und ohne Geld. Denn trotz der reichen portugiesischen Mitgift war es mit der kaiserl. Kasse keineswegs glänzend bestellt. Von der Million Dukaten, welche der Kaiserin verheißen war, gingen gleich 400 000 für alte Schulden an Portugal ab. Trotz der beträchtlichen Summe, welche immerhin frei blieb, ließ der

*) Cicogna p. 188 f. Castiglione kann in seinem Bericht vom 9. April die Devotion des Kaisers nicht genug rühmen. Er habe ja den Tod des Bischofs sehr wohl geheim halten können; es sei wohl nie vorgekommen, daß ein Kaiser, den niemand angeklagt, einen so großen Gehorsam gegen den Heil. Stuhl bewiesen. „Ich kann nicht sagen," schreibt er, „wie große Reue Se. Majestät an den Tag gelegt hat, indem er den anschuldigte, der ihn fälschlich überredet, er würde nicht dafür exkommuniziert werden, daß er einen so bösen Menschen gerecht strafe."

Kaiser ohne päpstliche Bewilligung eine Cruzada ausschreiben, deren Ertrag er für 800000 Dukaten *) verpfändete. Mußte da nicht, wenigstens für einen Augenblick, Ueberfluß herrschen? Nun kamen aus Italien die ernstesten Meldungen. Trotz der Verkündigung des Friedens war die ganze Halbinsel in feindlicher Bewegung; niemand zweifelte dort, daß König Franz, sobald er frei, Italien die Hand reichen werde. Dazu die wahrhaft verzweifelte Lage der kaiserlichen Armee. Das Land, schrieb Mendoza am 12. März aus Mailand, sei so ruiniert, daß der Kaiser entweder die Soldaten bezahlen, oder das Herzogtum räumen müsse. Er glaube nicht, daß man das Heer, dem man wieder über 600000 Dukaten schulde, das nicht länger wie bisher vom Lande leben könne, weil nichts mehr zu nehmen sei, nur noch einen Monat zusammenhalten könne, obwohl man die leichten Reiter bis auf 600, das italienische Fußvolk bis auf 1500 Mann entlassen habe. Wenn der Herzog von Bourbon kein Geld bringe, sei eine Meuterei unvermeidlich, das Volk aber werde sich dem Teufel ergeben. Den nächsten Tag schrieb Nájera, im ganzen Herzogtume gebe es nichts mehr, das verkauft oder verpfändet werden könne; niemand leihe einen Pfennig. In drei Tagen müsse er den Landsknechten einen Monatssold auszahlen, bis jetzt habe er mit aller Anstrengung nicht einen Heller aufgebracht. Zehn Tage später meldete er, die Lage habe sich so verschlimmert, daß die Hauptleute beschlossen, einen eigenen Gesandten an den Kaiser zu schicken, welcher ihm ihre Not ans Herz legen solle. „Die Armee," schreibt der Abt, „ist in Verzweiflung. Es gibt weder Geld noch Lebensmittel. Die Felder bleiben unbebaut, wir müssen Hungersnot fürchten. Wenn nicht sofort Geld kommt, ist alles verloren." Die italienischen Diplomaten in Sevilla wußten wohl von dieser Not. Schon vor Wochen war

*) Sandoval 1, 730, Cicogna p. 187. Wenn der Kaiser wirklich eine so große Summe daraus zog, so muß er die Cruzada für eine Reihe von Jahren verpfändet haben.

ein Bote Leyva's angekommen, um den Kaiser zu bestürmen. Dieser hatte erwidert, er begreife nicht, wie sie über Geldmangel klagten, da Leyva täglich für sich 500 Dukaten einnehme. Auch jene Notrufe erschütterten den Kaiser nicht. „Er schickt," schreibt Navagero, „nicht einen Heller. Man versichert, auch die größte Not könne ihn nicht bestimmen, die Mitgift anzugreifen, welche er für die Romfahrt sparen will, an die er Tag und Nacht denkt" *).

In der That, nach Italien und von da als gekrönter Kaiser nach Deutschland zu gehen, um dort die kirchliche und politische Ordnung herzustellen, das war jetzt wie vor einem Jahre Karls sehnlichster Wunsch. Als er seinem Bruder Ferdinand am 2. Februar den Abschluß des Friedens mit Frankreich ankündigte, von dem er dauernde Freundschaft mit König Franz hoffe, fügte er hinzu, er habe seine Angelegenheiten so geordnet, daß er sich um Johanni in Barcelona nach Italien einschiffen könne. Während an seinem Hofe sehr früh die Ansicht überwog, König Franz werde nicht Wort halten, beharrte der Kaiser merkwürdig lange dabei, der Friede werde die gehofften Früchte tragen. Aber schon Ende März müssen doch auch ihm starke Bedenken gekommen sein. Denn als er am 30. wieder seinem Bruder schreibt, drückt er sich sehr anders aus als am 2. Februar. Jetzt heißt es: „Ich habe ein großes Verlangen, zu Euch zu kommen, um Hand an die Ausrottung der Ketzerei zu legen; ich werde alles mögliche thun, um gegen Johanni abzureisen, wenn es meine Geschäfte erlauben." Ehe er sich aber bestimmt darüber äußere, müsse er sehen, wie sich Franzosen und Italiener verhalten **).

Am 21. Februar hatte König Franz, von Lannoy und

---

*) Cicogna p. 187. 190.

**) Die beiden Briefe vom 2. Februar und 30. März im Wiener Archiv. Der letztere übersetzt bei Bradford mit dem Datum des 25. März. Merkwürdig nüchtern klingen die Worte, in denen der Kaiser von seiner Ehe spricht: „Je suis maintenant entre en lordre de mariaige, ouquel je me treuve tres bien."

Alarcon geleitet, Madrid verlassen. Lannoy, den das Gefühl der von ihm übernommenen Verantwortlichkeit anfangen mochte schwer zu bedrücken, verriet lebhafte Sorge, daß ihm der König noch im letzten Augenblicke entrinnen könne. Als er am 26. in Aranda ankam, stellte er mit dem Könige Sicherheitsmaßregeln fest, welche jeden Handstreich unmöglich machen sollten. Danach durfte zehn Tage vor und zehn Tage nach der Auslieferung des Königs sich dem Orte derselben kein Reiter auf zwanzig Meilen nähern; vom Hofe des Königs durfte niemand über Bayonne hinaus gehn; am Tage der Auslieferung durfte bis auf drei Meilen vom Orte derselben keinerlei Ansammlung von Menschen stattfinden; auf dem Bidasoa, auf welchem die Auswechslung geschehen sollte, durfte kein Schiff sein, ebensowenig auf dem Meere bis auf fünf Meilen von der Mündung des Flusses. Zwölf kaiserliche Leute sollten sechs Tage vorher revidieren, ob diese Bedingungen pünktlich ausgeführt würden *). In diesem Sinne äußersten Argwohns, welcher dem Könige bewies, wie wenig man seinen Eiden traute, wurde bis zum letzen Augenblicke verfahren. Endlich am 17. März, sieben Uhr morgens, fand auf dem Bidasoa die Auswechslung statt. Der Madrider Vertrag hatte der Regentin die Wahl gelassen, ob sie die beiden ältesten Söhne des Königs, oder nur den Dauphin und zwölf der ersten Kriegsmänner Frankreichs als Geiseln stellen wolle; sie hatte sich für die erste Alternative entschieden. Karl hatte de Praet eingeschärft, sich genau Größe und Physiognomie der beiden Prinzen zu merken, damit nicht an ihrer Stelle andere Kinder überliefert werden könnten. An jenem Morgen stießen gleichzeitig von beiden Ufern zwei Barken ab, in der einen König Franz von Lannoy, in der anderen die Prinzen von Lautrec, geführt. In der Mitte des Wassers war ein Ponton befestigt, da fand der Austausch statt. Die Prinzen, nachdem sie dem Vater die Hand geküßt, wurden

*) Champollion p. 510 f.

Lannoy übergeben, worauf dieser zum Könige: „Sire, jetzt ist Ew. Hoheit frei, erfüllt, was Ihr verheißen.“ Der König: „Alles wird geschehen.“ Er umarmte seine Kinder, und eilte in ihrer Barke ans Ufer. Sie fuhr ihm zu langsam: er sprang ins Wasser, warf sich, sobald er französischen Boden erreicht, mit dem Rufe: „Maintenant, je suis roi! je suis roi encore!“ aufs Pferd und jagte nach Bayonne, wo ihn seine Mutter erwartete*).

Daß er den mit so vielen Eiden und Ehrenworten besiegelten Vertrag nicht halten werde, verstand sich von selbst. In England und Italien herrschte darüber nicht der geringste Zweifel, obwohl man von dem heimlichen Protest des Königs nichts wußte. Von beiden Seiten war bei der Regentin nichts versäumt worden, um sie in diesem Sinne zu bestimmen. Unter den ersten, welche den befreiten König in Bayonne begrüßten, waren englische und italienische Diplomaten, welche sofort ein intimes Einvernehmen einleiteten. Wolsey schrieb der Regentin, er zweifle nicht, sie werde dafür sorgen, daß der unehrenhafte und unvernünftige Vertrag, den man dem Könige abgepreßt, in keinem Stücke beobachtet werde, da er weder durch Ehre noch Gewissen dazu verpflichtet sei. Gott werde alle christlichen Fürsten zu einmütigem Widerstande gegen diejenigen verbinden, deren Tyrannei und Ehrgeiz vor nichts zurückscheue**). Es fragte sich lediglich, wie der König den Vertragsbruch einrichten solle. Als de Praet ihn in Bayonne aufforderte, die für diesen Moment bestimmten Akte auszuführen, schob er es unter irgend welchem Vorwande hinaus. In Bayonne gab es so viele Festlichkeiten, daß sich für Staatsgeschäfte keine Zeit fand. Am 21. brach der Hof von dort auf und erreichte am 28. Mont-de-Marsan. Am 2. April erschien de Praet da abermals vor dem Könige, dieses Mal von Peña-

*) Mignet 2, 198 ff. Bericht eines der zwölf Kaiserlichen vom 23. März bei Gayangos p. 617.

** Brewer p. 916.

losa begleitet, den Lannoy in seiner Angst mit einem dringenden Schreiben abgeschickt hatte. Sie forderten die Bestätigung des in Spanien Versprochenen. Der König verwies sie an seinen Rat. De Praet rief: „Sire, diese Dinge gehen Euch allein an und bedürfen keines Rates.“ Der König blieb bei seiner Erklärung *).

Die französischen Absichten gingen dahin, den Kaiser so lange in Ungewißheit zu halten, bis die Verhandlungen mit Italien und England zu einem sicheren Ergebnis geführt hätten. In Sevilla durchschaute man aber dieses Spiel, vollends, als gegen Mitte April ein Sekretär des Königs mit der Botschaft kam, er werde gern seine Versprechungen erfüllen, aber die Großen seines Reiches wollten nichts davon hören, was er auch thue, um sie zu überzeugen, daß der Vertrag und besonders die Heirat mit Eleonore für Frankreich vorteilhaft sei. Er werde jedoch allen möglichen Fleiß anwenden, daß er sein Wort halten könne. „Als solche Botschaft kommen,“ schreibt unser Deutscher, „ist ein groß Geschrei erstlichen über den Vizekönig von Napolis erschollen, als über den, der solchen Friedens Ursacher gewesen.“ „Des Vizekönigs Autorität,“ bemerkt Castiglione am 26. April, „ist eine äußerst geringe.“ Gattinara triumphierte: was er stets vorausgesagt hatte, ging in Erfüllung. Er war während der letzten Monate immer wieder auf seine Entlassung zurückgekommen. Seit sich der Kaiser in der wichtigsten Frage von ihm geschieden, wollte er die ungeheure Arbeitslast nicht länger tragen; er schien von ungeduldigem Verlangen erfüllt, sich nach seiner italienischen Heimat zurückzuziehen. Jetzt gab ihm der Kaiser die größten Beweise seiner Zufriedenheit. Er blieb nichtsdestoweniger dabei, sich von den Geschäften zurückziehen zu wollen. Als ihm Castiglione Vorstellungen darüber machte, erwiderte er, er müsse so han-

*) Der englische Gesandte Tayler an Wolsey, Mont-de-Marsan 4. April. Brewer p. 930 f. Mignet 2, 205.

deln, damit sie einsähen, wie nötig er ihnen sei. Der Nuntius fürchtete, es könne daraus eine Verstimmung entstehen, welche schließlich doch zum Bruche führe*).

Die Lage gewann für den Kaiser rasch einen sehr ernsten Charakter. Schon am 11. Mai war von der Reise nach Italien keine Rede mehr. Daß Italien, sobald es von Frankreich nachdrücklichen Beistand erwarten konnte, sich in Bewegung setzen würde, mußte für gewiß gelten. Der englische Gesandte drängte so auf die sofortige Zahlung der kaiserlichen Schulden, daß seine Worte von König Heinrichs Freundschaft nichts bedeuteten. Man wußte überdies aus Italien längst, daß Wolsey bei dem Papst und Venedig fast noch eifriger gegen den Kaiser arbeite, als selbst Frankreich. Zog man die Summe, so ergab sich die Besorgnis, daß man statt des ersehnten Friedens einen schwereren Krieg haben werde, als der bisherige, einen Krieg, in dem England wenigstens ebenso auf französischer Seite stehen werde, wie früher auf kaiserlicher, und an dem sich ein großer Teil Italiens, der bisher entweder zum Kaiser gehalten oder unsicher geschwankt hatte, in entschieden feindseligem Sinne beteiligen werde. Dazu der trostlose Zustand der italienischen Armee, an deren Spitze kein Colonna und kein Pescara mehr stand. Und endlich die immer drohenderen Nachrichten von einem großen Unternehmen des Sultans, der sich anschicke, das zerrüttete Ungarn zu überschwemmen, vielleicht gar im Bündnisse mit König Franz gegen den Kaiser selbst zu Felde zu ziehen!

Im April schreibt der englische Gesandte einmal, seit seiner Heirat sei der Kaiser wunderbar verändert: man sehe ihn zuweilen in einsames Nachdenken versunken, drei oder vier Stunden lang. Der Engländer meinte das aus Karls Bedauern über seine Heirat erklären zu müssen, aus dem Kummer über seine Trennung von König Heinrich. Der Kaiser hatte wahrlich anderen Grund zu tiefsinnigem Grübeln. Welche großartige

*) Castiglione an Schomberg, 26. April.

Zukunft war an jenem 10. März vor seinem Geiste aufgestiegen, als er das Wunder von Pavia erfahren, und was war jetzt aus diesen die Welt umspannenden Hoffnungen geworden! Statt Friedens in der Christenheit, statt Triumphes über Türken und Ketzer sah er endlose Kämpfe mit den christlichen Hauptmächten und vor allem ein verhängnisvolles Zerwürfnis mit dem vor sich, ohne den er seine heiligsten Aufgaben nicht erfüllen konnte, mit dem Papst. Die größte Gelegenheit, wahrhaft kaiserliche Stellung zu erringen, hatte sich in peinliche Not verkehrt.

Unter diesen Umständen schien sich die schleunige Rückkehr nach dem Norden durchaus zu empfehlen. In Valladolid war der Hof den Orten, an denen die nächsten Entscheidungen fallen mußten, um drei, vier Tage näher als in Andalusien. Aber der Wert der Zeit war dem jungen Herrscher noch nicht aufgegangen; es widersprach auch seiner Art, einmal gefaßte Beschlüsse zu ändern. Da er nun Córdoba und Granada seinen Besuch zugesagt hatte, glaubte er wohl diese Absicht um so mehr ausführen zu sollen, als die zarte Gesundheit der Kaiserin einen längeren Aufenthalt in dem kühlen Granada sehr ratsam machte*). So brach er am 13. Mai trotz allem von Sevilla, wo die Hitze längst selbst den Italienern fast unerträglich geworden war**), nach jenen Hauptstädten Andalusiens auf. Vom 16. bis 24. weilte er in Córdoba, vom 28. Mai bis 4. Juni in Santa Fé, einst dem Standquartier der Katholischen Könige, da sie gegen den letzten Maurenkönig zu Felde lagen. Am 4. wurde dann der feierliche Einzug in Granada gehalten. Er konnte sich an Großartigkeit mit dem von Sevilla gebotenen nicht von fern vergleichen. Dafür thaten hier Natur und Geschichte unendlich mehr, als die glänzendsten Veranstaltungen

---

*) Unser Deutscher meldet zwar schon am 13. Mai die Schwangerschaft der Kaiserin; sie trat jedoch erst vier Monate später ein (Sandoval 1, 743).

**) Navagero schreibt: „Ende März und während des April habe ich es hier heißer gefunden, als in Italien während des Juli und August.“ Allerdings sage man, die Temperatur dieses Frühlings sei abnorm.

hätten erreichen können. Der große Kampf zwischen Islam und Christentum trat damals hier noch in tausend lebensvollen Zügen entgegen, welche seitdem verschwunden sind. Ein Drittel der großen Stadt war noch von Mauren bewohnt. Das arabische Gepräge zeigte sich nicht nur in Trachten und Sitten, sondern in Häusern, Straßen und Plätzen, welche erst wenig von ihrem ursprünglichen orientalischen Charakter eingebüßt hatten. Und oben über der Stadt thronte nicht nur die Alhambra, dieses reichste Denkmal der zierlichen Ueppigkeit arabischer Baukunst, auf jener Terrasse, mit deren wunderbarer Schönheit nur wenige Punkte der Erde wetteifern können, sondern weit und breit über und neben ihr sah man noch die reizvollen Werke der maurischen Herrschaft, manches freilich schon in Ruinen, welche aber noch beredt genug die einstige Pracht verkündeten. Man muß die Schilderung Navagero's lesen, um mit Hilfe der unvergeßlichen Eindrücke eigener Anschauung sich die Herrlichkeit des damaligen Granada einigermaßen zu vergegenwärtigen.

Auf den jungen Herrscher mußten die Größe der Natur, die Pracht der fremden Kunst und die stolzen Erinnerungen an seine Vorfahren, die Katholischen Könige, welche hier ruhten, einen tiefen Eindruck machen. Wir müssen annehmen, daß ihm schon damals ein lebendiges Verständnis für die künstlerische Größe seiner Zeit aufgegangen war; er würde sonst kaum mit so auffallendem Eifer darauf gedrungen haben, daß der Augsburger Waffenschmied Colman, dessen Ruf schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts nach Italien gedrungen war, für ihn gewonnen werde*). Wenn er nun aber mit solchem Sinn in der Alhambra weilte, wo er seine Wohnung genommen hatte, wenn er sich mit stolzem Selbstgefühl als den Erben der

---

*) Verschiedene Briefe Hannarts an Karl aus dem Jahre 1524 (im Wiener Archiv) beweisen, daß Karl um jeden Preis diesen ausgezeichneten Künstler nach Spanien zu ziehen wünschte. Siehe über ihn den Aufsatz Böheims in Janitscheks Repertorium für Kunstwissenschaft 8, 185 ff.

Katholischen Könige an diesen unvergleichlichen Punkt gefesselt empfand, wenn ihm der sehr berechtigte Gedanke kam, hier oben sei die würdigste Residenz für einen Katholischen König, hier im Angesicht des Schönsten, was die Kunst der Ungläubigen auf christlichem Boden geschaffen, dieses einzigen Denkmals ihrer Macht und Bildung, die doch vor dem Kreuze versunken, so war es nicht ein barbarischer, sondern ein sehr edler Wunsch, neben dem Palast der Maurenkönige für sich und seine Erben eine Wohnung aufzuführen, welche die Kunst seiner Tage in ihrer ganzen Größe und Fülle verewigen sollte. Es scheint auffallend, daß der Kaiser in diesem Augenblicke, wo ihm die schwersten Kämpfe bevorstanden und seine Finanzen die strengste Sparsamkeit forderten, einen Bau unternahm, welcher, in dem großen Stile ausgeführt, in welchem er geplant wurde, sehr beträchtliche Summen verschlingen mußte. Denn dieser Königssitz auf der Alhambra sollte Spanien das erste Werk der neuen, in Italien geborenen Bau- und Bildkunst schenken; er sollte in seinen Skulpturen die großen Thaten der Vergangenheit und Gegenwart verewigen; er sollte in seiner Gesamtheit die hochfliegenden Gedanken des Kaisers verkörpern, denen die Welt der That immer größere Schwierigkeiten entgegentürmte. Aber das war ja einmal das Wesen und Schicksal dieses Herrschers, daß er nirgends, auch nicht im Gebiete der Kunst, seine Gedanken mit seinen Mitteln in Uebereinstimmung zu setzen vermochte, daß er überall nach Zielen griff, welche die Natur der Dinge unerreichbar machte. Als er im Sommer 1526 den großen Plan faßte, schien es ihm genügend, von den 80 000 Dukaten, welche ihm die Mauren Granada's für eine gewisse Milderung der ihnen jetzt auferlegten Inquisition zahlten, 10 000 Dukaten für den Bau zu bestimmen. Wären die Gedanken Karls V. Herren über die feindliche Welt geworden, so würde sich der Palast auf der Alhambra als das stolzeste Denkmal seines Kunstsinnes, die schönste Verherrlichung seiner Thaten erhoben haben. Da sein Leben die Arbeit des

Sisyphus wiederholen sollte, so sind die Ruinen dieses nie vollendeten Baues ein traurig beredtes Sinnbild seines vergeblichen Ringens und der tiefen Ohnmacht seiner Erben geworden, welche dieses kostbare Werk weder zu vollenden, noch nur in seinen schönen Bruchstücken zu erhalten vermochten*).

*) Man sehe über die Geschichte des Palastes die archivalischen Nachweisungen in der Revista de España 103, 191 ff. Ich bin dem Verfasser, Manuel Gómez Moreno, sowohl darin gefolgt, daß Karl keineswegs, wie ihm oft vorgeworfen, einen erheblichen Teil der Alhambra zerstört, um Raum für seinen Bau zu schaffen, als auch darin, daß er für denselben 10000, und nicht, wie Sandoval 1, 743 angibt, 18000 Dukaten bestimmt habe.

Roms Fall.

Eine Quelle großer Verlegenheiten war für den Kaiser fortwährend Italien. Allerdings würde auch ohne dasselbe eine wirkliche Verständigung mit Frankreich oder ein entschiedener Sieg sehr schwierig gewesen sei; aber die italienischen Beziehungen machten das eine wie das andere vollends unmöglich, weil einmal König Franz sich nie überwinden konnte, auf seine Stellung in Italien wirklich zu verzichten, und weil sodann des Kaisers Kräfte durch dieses Land so gebunden wurden, daß er nie frei über sie gegen Frankreich verfügen konnte. Unter allen Umständen durfte die französische Politik darauf rechnen, auf der Halbinsel Bundesgenossen gegen die dort ebenso wie in Frankreich selbst gefürchtete Uebermacht des Kaisers zu finden. Eine ganz besondere Wichtigkeit erlangten aber die italienischen Beziehungen dadurch für ganz Europa, daß sie die päpstliche Macht einschlossen. Seit die Kurie sich so in die politischen Händel verstrickt hatte, daß ihr die kirchlichen Sorgen ganz in den Hintergrund traten, gewann das Gewicht Italiens einen außerordentlichen Zuwachs, indem die noch immer gewaltige Autorität der Kurie für die politischen Interessen der Halbinsel aufgeboten werden konnte. Clemens VII. verfügte, wie wir wissen, nur über sehr geringe militärische und finanzielle Mittel; nichtsdestoweniger sehen wir ihn fortwährend von allen Mächten eifrig umworben. Für jede derselben ist es von großer

Bedeutung, den Papst auf ihrer Seite zu haben, und für jede bringt es beträchtliche finanzielle und sonstige Vorteile. Denn der Papst kann ihnen die Schätze ihrer Landeskirchen öffnen, er kann ihre Diener mit reichen Pfründen und mit dem, was damals für hochstehende Staatsmänner das Ziel der heißesten Wünsche war, mit dem roten Hut beglücken; er kann ihnen ihre Geistlichkeit freigebig oder karg stimmen u. s. w.

Für niemand hatte das Verhältnis zum Papst selbstverständlich eine größere Bedeutung als für den Kaiser. Wir haben seine eigenen Aeußerungen darüber so oft vernommen, daß jede weitere Darlegung zwecklos ist. Er trug, wie wir sahen, das größte Verlangen, möglichst bald nach Italien zu gehen, sich vom Papst krönen zu lassen und dann in Deutschland Ordnung zu machen. Ohne die zuverlässige Mitwirkung des Papstes konnte er die höchsten idealen Aufgaben seines kaiserlichen Berufs nicht erfüllen, aber auch die reellsten politischen Interessen nicht wahren. Er bedurfte durchaus der päpstlichen Unterstützung für seine Finanzen. Clemens enthielt ihm die Cruzada vor, eine Hauptquelle der spanischen Einkünfte; die erwähnte eigenwillige Verfügung des Kaisers darüber führte zu bedenklichen Schwierigkeiten. Der Papst haderte mit ihm über die Besetzung wichtiger kirchlicher Aemter in Spanien. Er enthielt Gattinara den verheißenen Kardinalshut vor, was nicht wenig zu dessen für den Kaiser höchst lästiger Verstimmung beitrug. Er zeigte sich gegen Ferdinand schwierig: kurz, der Kaiser empfand überall den üblen Willen der Kurie, der natürlich besonders auf die an sich so schwierige Verwaltung Neapels den verdrießlichsten Einfluß übte. Er hatte so in jeder Beziehung das dringendste Interesse, den Papst auf seine Seite zu ziehen. Schon deshalb legten seine Gegner den größten Wert darauf, den Papst in ihrer Mitte zu haben. Frankreich, Venedig, England waren in rastloser Bewegung, in unermüdlicher Thätigkeit, den unentschlossenen, zagenden Clemens zu entschiedener Parteinahme zu drängen. Seit Pavia gehörten ihnen seine innersten Neigungen.

Nur die Angst vor der kaiserlichen Uebermacht hatte ihn, wie wir sahen, zu dem Bündnis vom 1. April getrieben. Da der Kaiser diejenigen Bedingungen desselben nicht einhielt, auf welche Clemens den höchsten Wert legte, da auf der anderen Seite die kaiserliche Armee ihre Furchtbarkeit mehr und mehr einbüßte, ging Clemens auf das große Komplott ein, dessen Gelingen dem Kaiser seinen ersten Feldherrn und den besten Teil seines Heeres geraubt haben würde. Als er durch die Verhaftung Morone's erfuhr, daß der Kaiser von seinen Praktiken unterrichtet sein werde, als sich dann Pescara des ganzen mailändischen Gebiets bis auf die beiden Kastelle von Mailand und Cremona bemächtigte, war der Schrecken und die Verwirrung in Rom zuerst so groß, wie nach Pavia. Aber diese Stimmung wurde bald durch die Angst verdrängt, der Kaiser wolle sich zum Herrn Mailands machen, wodurch er ganz Italien in unbedingte Abhängigkeit versetzen werde. Der Papst gab Sessa darüber die unumwundensten Erklärungen. Wolle der Kaiser Herr von Italien werden, so sei er bereit, mit den anderen italienischen Fürsten das Märtyrerlos zu teilen. Er verriet den festen Entschluß, zusammen mit Venedig, Frankreich und England alles aufzubieten, um ein so schreckliches Schicksal von Italien fernzuhalten. Carpi und Foscari fanden jetzt beim Papste das bereitwilligste Gehör. Die Venezianer waren durch die jüngsten Maßregeln Pescara's in eine ungeheure Aufregung versetzt; man konnte hören, sie wollten lieber Vasallen des Türken, als des Kaisers werden. Sie setzten eiligst ihre Grenze in Verteidigungsstand und sammelten beträchtliche Streitkräfte*).

Als nun der Tod Pescara's die trostlose Lage der Kaiserlichen erheblich verschlimmerte, mußte man erwarten, daß jetzt die so lange geplante Aktion der Italiener endlich beginnen werde. Venedig wäre unbedingt dazu bereit gewesen, aber der

*) Sessa an Karl, Rom den 31., Nájera an Karl, Mailand den 27. Oktober, bei Gayangos.

Papst sank alsbald in seine alten Bedenklichkeiten zurück. Die französischen Agenten versäumten zwar nichts, um ihn vorwärts zu treiben, aber die von ihm geforderte Sicherheit für eine nachdrückliche Unterstützung Frankreichs vermochten sie jetzt so wenig zu geben als früher. Der höchste Wunsch der Regentin blieb nach wie vor auf die baldige Befreiung ihres Sohnes gerichtet; sie konnte derselben nicht durch bindende Abmachungen mit den Italienern, von denen der Kaiser sofort erfahren haben würde, neue Schwierigkeiten bereiten. Aehnlich stand es mit England. Es entfaltete einen außerordentlichen Eifer, um unter den Italienern und zwischen ihnen und Frankreich das Bündnis gegen den Kaiser zum Abschlusse zu bringen, aber sich selbst wünschte es nicht zu thätiger Teilnahme zu verpflichten. So erwog Clemens ängstlich die Chancen für und wider, als der längst angekündigte außerordentliche Gesandte des Kaisers, D. Miguel de Herrera, am 6. Dezember in Rom eintraf. Die von ihm überbrachten Vorschläge für den Abschluß eines Bündnisses verhießen dem Papst Erfüllung seiner Wünsche in betreff Ferrara's; was Mailand angehe, so wolle der Kaiser, wenn Sforza sterbe, dasselbe weder selbst nehmen, noch seinem Bruder Ferdinand geben, sondern einem Dritten, am liebsten Bourbon übertragen. Für diese Gewährung solle der Papst 200000 Dukaten, oder doch wenigstens 150000 zahlen. Der Kaiser ließ hoffen, er werde dann seine Armee aus Italien zurückziehen und eine Flotte gegen die Türken ausrüsten. Wenn dagegen, schrieb er an Sessa, Clemens seine Intriguen in Italien fortsetze, wenn er nicht alle seine Macht aufbiete, um die Bemühungen des Kaisers für Herstellung der Ruhe und des Friedens in Italien und der ganzen Christenheit zu unterstützen, so laufe er die größte Gefahr. Er werde dann den Kaiser, welcher stets der pflichttreueste Sohn des heil. Stuhles und besonders der gute Freund von Clemens gewesen, zu seinem Feinde machen. Er möge wohl erwägen, was das bei der gegenwärtigen Lage der Welt und den immerwährenden Fortschritten Luthers zu bedeuten habe. Der Kaiser ließ auch

durchblicken, er könne sich wohl mit König Franz verständigen, daß sie dann zusammen ihre Waffen gegen Italien kehrten *).

Clemens fand die Zusagen des Kaisers namentlich in betreff Mailands ungenügend. Als die Instruktion für Herrera aufgesetzt wurde, meinte man in Toledo nur die Eventualität von Sforza's Tod erwägen zu müssen. Die Krankheitsgefahr war aber seitdem längst gewichen; statt dessen sah sich der Herzog in seinem mailändischen Kastell seit Mitte November von den Kaiserlichen belagert, welche die völlige Beseitigung Sforza's höchstens aufschieben wollten, bis eine Untersuchung entschieden habe, ob er an dem Komplott gegen den Kaiser, seinen Lehensherrn, teilgenommen habe. Clemens fand es verdächtig, daß Herrera über diese Komplikation nichts zu sagen hatte. Von einer etwaigen Einsetzung Bourbons in die mailändische Herrschaft wollte er nichts wissen, obwohl er dieselbe früher selbst vorgeschlagen hatte. Auch die Verheißungen des Kaisers über Reggio und Rubiera befriedigten ihn nicht: Karl müsse sich verpflichten, die beiden Städte zu bestimmter Zeit zu übergeben. Wenn er es aber so ablehnte, auf das vom Kaiser gewünschte Bündnis einzugehen, so schreckte er doch auch vor der entschiedenen Ablehnung zurück. Sessa und Herrera, welche nicht wissen konnten, was des Kaisers Wünsche bei dem gegenwärtigen Stande der mailändischen Frage seien, welche ebensowenig wußten, wie es augenblicklich zwischen dem Kaiser und Frankreich stand, schien es zweckmäßig, eine zweimonatliche Frist für die Einholung der kaiserlichen Weisungen auszumachen, und Clemens, dem es natürlich immer erwünscht war, eine Entscheidung hinauszuschieben, ging nach einigem Bedenken auf den Vorschlag ein, obwohl derselbe gegen sein Interesse sei. Sessa sah in diesem Abkommen einen großen Gewinn. Die Italiener, schrieb er, seien jetzt vollständig zum Schlagen bereit, die kaiserliche Armee dagegen in der größten Bedrängnis. Die

*) Karl an Sessa, Toledo 31. Oktober, Gayangos p. 420 ff. Vgl. Grethen, Die politischen Beziehungen Clemens' VII. zu Karl V. S. 88 ff.

Italiener würden deshalb Clemens diesen Schritt nie verzeihen. Ihre Indignation werde den Papst ganz auf des Kaisers Seite drängen. Die Annahme ihres Vorschlags sei deshalb fast gleichbedeutend mit der Erklärung des Papstes für den Kaiser*).

Nun gerieten allerdings Venezianer und Franzosen über diesen neuesten Beweis päpstlicher Unzuverlässigkeit in gewaltigen Zorn; Carpi und Foscari gefielen sich in den stärksten Ausdrücken über die Unentschlossenheit des Papstes, welche der Ruin Italiens sei. Aber wie seine Lage und Natur nun einmal war, konnten sie doch Clemens aus seinem Verhalten kaum einen Vorwurf machen. Wenn der zweimonatliche Stillstand im Interesse des Kaisers lag, so entsprach er dem päpstlichen nicht weniger. Für Clemens kam, wie die Dinge nun einmal gegangen waren, alles darauf an, das Ende der Verhandlungen des Kaisers mit Frankreich abzuwarten. Ohne Zweifel wußte er, daß sich die Regentin entschlossen hatte, alle Bedingungen des Kaisers scheinbar anzunehmen. Der Friede und die Rückkehr des gefangenen Königs nach Frankreich konnte also nicht lange mehr ausstehen. Sobald das eingetreten, hatte der Papst ganz anders sicheren Boden unter den Füßen.

Wir haben bereits gehört, wie Italien dem Madrider Frieden in der sicheren Erwartung zujubelte, daß der befreite König nie die ihm auferlegten Bedingungen erfüllen werde. Unglücklicherweise ging Karl, als er am 8. Februar die neuen Weisungen für Sessa und Herrera erließ, von der entgegengesetzten Annahme aus. Den Bericht seiner beiden Gesandten vom 16. Dezember wird er spätestens um die Mitte Januar erhalten haben, fast gleichzeitig mit der Unterzeichnung des Friedens. Unmittelbar danach beschwor ihn der ihm sehr freundlich gesinnte Nuntius Castiglione, doch keine Stunde mit der Antwort an den Papst zu verlieren. War es schon von übler Wirkung, daß Karl doch erst am 8. Februar, also unmittelbar

---

*) Herrera und Sessa an Karl, Rom 16. Dezember.

vor dem Ablauf des zweimonatlichen Stillstandes, seine Befehle gab, so entsprach es noch weniger der wirklichen Weltlage, wie er dieselben faßte. Er bestand darauf, daß Bourbon Herzog von Mailand werde, wenn Sforza schuldig befunden werde. Er versicherte zwar, die Untersuchung gegen den Herzog solle mit voller Gerechtigkeit geführt werden; daß sie aber für den Kaiser die Schuld Sforza's ergeben mußte, verstand sich trotzdem von selbst. So wurde denn auch bereits die Urkunde ausgestellt, welche Bourbon mit Mailand belehnte. Er erklärte die Zahlung der 200 000 Dukaten für unerläßlich; von einer etwaigen Ermäßigung dieser Summe um 50 000 Dukaten, welche er am 31. Oktober zugegeben hatte, war jetzt keine Rede mehr. Wie die Frage über Reggio und Rubiera entschieden werden sollte, wissen wir nicht genau. Wenn aber der Kaiser die Aufnahme des Herzogs von Ferrara in das mit dem Papst abzuschließende Bündnis verlangte, so war damit alles gesagt; denn Clemens und Alfons waren jetzt ebenso unverträglich, wie früher Leo und Alfons gewesen waren. Die Gewinnung Ferrara's bildete den Mittelpunkt der Bestrebungen des einen Medici wie des anderen.

Daß ein Papst, ein so kluger, welterfahrener, von Leidenschaften so wenig beirrter Papst wie Clemens, im Jahre 1526, in dem Augenblicke, wo er Deutschland immer mehr von der Ketzerei überflutet, Ungarn aufs höchste von den Türken bedroht wußte, die für die Abwendung dieser Gefahren unentbehrliche Eintracht mit dem Kaiser untergeordneten Hausinteressen opferte, wird immer neue Verwunderung erwecken. Man darf dabei aber doch nicht übersehen, daß des Kaisers Verhalten mit seinen höchsten Aufgaben und Interessen kaum weniger im Widerspruch stand. Was bedeuteten Reggio und Rubiera, was bedeutete selbst Mailand im Vergleich mit dem Großen, das auf dem Spiele stand, wenn der Zwist über jene italienischen Kleinigkeiten den offenen Bruch zwischen Kaiser und Papst herbeiführte? Wenn der Papst zwar oft von Luther und dem Türken

redete, aber so handelte, als ob beide nicht vorhanden wären, so kann dem Kaiser derselbe Vorwurf nicht erspart werden. Eine durchgreifende Konsequenz des politischen Gedankens wird bei ihm nicht viel weniger als beim Papste vermißt. Aber freilich, wie hätte solche Klarheit des Denkens und Planens bei einem Herrscher möglich sein sollen, dessen gesamtes Streben auf einer langen Reihe von Illusionen ruhte und dessen diplomatische Klugheit doch keineswegs den Einfluß trübender Stimmungen ausschloß. Er hatte Clemens gegenüber das sehr begreifliche Gefühl, daß dieser seine Freundschaft mit schnödem Undank gelohnt habe, daß er seine Pflicht gegen einen so katholischen Kaiser gröblich vernachlässige. Die heftige Entrüstung, welcher er vor einem Jahre (s. oben S. 376 f.) so starken Ausdruck gegeben hatte, war durch Pavia scheinbar ganz ausgelöscht gewesen. In Schrift und Wort bezeigte er seitdem stets die tiefste Ehrfurcht, die unbedingteste Ergebenheit; Salviati und Castiglione können die Gesinnungen des Kaisers gegen den Papst nicht genug rühmen. Aber im tiefsten Grunde war nichtsdestoweniger eine starke Gereiztheit zurückgeblieben, ein lebhaftes Mißtrauen. Er würde doch vielleicht eine Verständigung mit Clemens gefunden haben, wenn er geglaubt hätte, er könne sich auf das Wort des Papstes verlassen. Der schwankende Charakter desselben, seine Abhängigkeit von äußeren Einflüssen und die Feindseligkeit dieser Einflüsse waren ihm zu bekannt. Wie seltsam, rief er eines Tages, sei es doch, daß dieser Clemens, der als Kardinal Papst gewesen sei, als Papst von einem anderen regiert werde! War früher die Politik der Kurie dadurch bezeichnet worden, daß sich das Ansehen Schombergs und Giberti's einigermaßen die Wage hielt, so bedeutete jener seit dem Sommer 1525 nichts mehr. Giberti konnte hinter seinem Rücken die schlimmsten Intriguen spinnen. Auch er scheiterte zwar oft an der Unentschlossenheit des Papstes, aber das Ohr desselben hatte er nichtsdestoweniger so gut wie allein. Da konnten denn natürlich auch die Berichte Salviati's und

Castiglione's an Schomberg, ihre immer wiederholten Versicherungen von dem guten Willen Karls, ihre dringenden und sehr begründeten Warnungen vor Feindseligkeiten gegen den Kaiser auf Clemens nur einen sehr geringen Eindruck machen, wenn er überhaupt davon erfuhr. „Ich weiß nicht," schrieb Castiglione Ende März, „welches böse Geschick oder welche böse Konstellation jeden Tag neuen Argwohn, bald auf dieser, bald auf jener Seite erweckt." Dieses böse Geschick war im letzten Grunde die Natur der beiden Gewalten selbst, welche nie anders konnten, als sich gegenseitig mit Mißtrauen verfolgen.

Nach dem Gesagten versteht es sich von selbst, daß in dem Augenblicke, wo Clemens von der Rückkehr des Königs nach Frankreich erfuhr, der Gedanke, sich mit dem Kaiser zu verbinden, völlig zurücktrat. Er schickte sofort einen Vertrauten an den französischen Hof, um das längst gewünschte Bündnis zum Abschluß zu bringen; er begann Parma, Piacenza und verschiedene Orte im Florentinischen befestigen zu lassen; sein Verkehr mit den Gesandten Frankreichs, Venedigs und Sforza's wurde jeden Tag lebhafter und intimer. Er nahm den gefürchteten Andrea Doria in seine Dienste. Die neuen Vorschläge Karls wies er natürlich entschieden zurück. Hatte dieser die Aufnahme Ferrara's in das Bündnis gefordert und Caracciolo beauftragt, heimliche Verhandlungen mit Herzog Alfons anzuknüpfen, so trat an diesen nun auch Clemens trotz allem Groll mit Anerbietungen heran. Im Winter war eine Reise des Herzogs an den kaiserlichen Hof nur durch die Weigerung der Regentin vereitelt worden, ihm sicheres Geleit zu geben; jetzt bereitete der kluge Fürst, welcher stets auf der gewinnenden Seite zu stehen verstand, seinen Uebergang zu den Feinden des Kaisers vor.

Dem Wesen nach war das große Bündnis gegen den Kaiser in dem Augenblicke fertig, wo König Franz nach Frankreich zurückkehrte. Hauptsächlich die Weitläufigkeit des Verkehrs unter den Beteiligten verzögerte den Abschluß desselben bis Ende Mai.

Sobald der Kaiser die Ueberzeugung gewann, daß König Franz den Madrider Vertrag nicht halten wolle, beauftragte er Lannoy, welcher noch immer mit Königin Eleonore in Vitoria weilte, sich an das französische Hoflager zu begeben und die letzten Täuschungen zu zerstreuen. Für König Franz konnte es nicht sehr angenehm sein, dem Manne, welcher ihm unter allen Dienern des Kaisers am freundlichsten gewesen, dem er noch im Augenblicke der Befreiung seine feierlichen Versprechungen wiederholt hatte, jetzt sagen zu sollen, daß Eid und Ritterwort nichts bedeutet hatten. Am 8. Mai traf Lannoy in Cognac ein, wo Franz seit Ende April residierte. So dringend als möglich ermahnte er den König, sein Wort zu halten. Am 10. wurde er mit De Praet vor den Rat geladen, wo ihnen der Kanzler Du Prat erklärte, der König könne Burgund nicht von seinem Königreiche trennen; seine Unterthanen würden nie in eine solche Minderung des königlichen Erbes willigen. Darauf nahm der König selbst das Wort. Ohne alle verhüllenden Phrasen erklärte er jetzt, er habe weder sein Wort geben noch durch seinen Eid gebunden werden können, da man ihm beides in der Gefangenschaft abgenötigt habe. Nach dem Kriegsrecht, behauptete er, verpflichteten nur solche Versprechungen, die man im Besitz der Freiheit gebe. Die innige Verbindung mit dem Kaiser wünsche er nichtsdestoweniger zu erhalten, indem er den Vertrag soweit als möglich erfülle. Statt Burgunds bot er wieder ein großes Lösegeld*).

Während Lannoy und De Praet sich hoffnungslos abmühten, mehr als schöne Worte zu bekommen, wurden die Verhandlungen unter des Kaisers Feinden eifrig fortgeführt. Im Wesen waren sie, wie gesagt, längst einig; immerhin gab es einige Bedenken. Niemand traute dem Papste; man hätte gern von ihm eine Bürgschaft gehabt, daß er dieses Mal Wort halten werde. England, welches in dieser Beziehung dem Papste das

*) Mignet 2, 206 ff.

Stärkste bot*), welches seit Jahr und Tag in Frankreich und Italien zum Kriege gegen den Kaiser gehetzt hatte, wünschte seinerseits jetzt noch aus dem Spiele zu bleiben, nur als Protektor des großen Bundes zu figurieren. Umgekehrt konnte man in Rom gar nicht begreifen, wie König Franz Bedenken trage, offen mit dem Kaiser zu brechen: daß seine Versprechungen ihn nicht bänden, verstehe sich ja doch von selbst. Aber höchste Eile thue not: jetzt seien die Kaiserlichen völlig zerrüttet, ohne Geld, ohne Führer, durch die Belagerung der beiden Kastelle inmitten einer wütenden Bevölkerung gefesselt. Fielen aber diese beiden Bollwerke, die sich nicht lange mehr halten könnten, so sei der günstige Moment verpaßt**). Aber trotz allen Beschwörungen aus Rom kam doch erst am 22. Mai das große Werk zum Abschluß, welches die unheiligsten Absichten mit dem Titel der heiligsten Liga bedeckte. „Die christliche Republik," sagte die Einleitung dieser Liga von Cognac, „wird seit so vielen Jahren von unaufhörlichen Kriegen umgewühlt und zerrüttet, daß ihr offenbarer Untergang droht, wenn Gott diesen grausamen Kriegen kein Ziel setzt. Dieses erwägend, hat unser sehr heiliger Vater Clemens VII. als sorgsamer Hirt beschlossen, alles zu versuchen, um unter den christlichen Fürsten einen wahren und dauernden Frieden herzustellen." Gerade so erbaulich hatte, wie wir uns erinnern, die Einleitung des Madrider Friedens geklungen. Die Liga wurde zunächst zwischen Clemens, Franz, Sforza, Venedig und Florenz unter Protektion Heinrichs VIII. beschlossen; es sollten ihr aber alle übrigen Fürsten, vor allen der Kaiser aufgefordert werden beizutreten, den man mit folgenden Forderungen begrüßte: Sforza ist in den vollen Besitz seines Herzogtums, alle italienischen Staaten sind in den Zustand vor dem Kriege herzustellen; der Kaiser hat die fran-

*) Man lese den Bericht Ghinucci's an Wolsey, Rom 5. Mai. Brewer p. 964.

**) Man lese die merkwürdigen Briefe Guicciardini's aus dem April und Mai 1526 in seinen Opere inedite 4, 2 ff.

zösischen Prinzen gegen angemessenes Lösegeld frei zu geben; er darf zu seiner Krönung nach Italien nur mit einem Gefolge kommen, wie es dem Papste und Venedig angemessen scheint; er hat binnen drei Monaten alle seine Schulden an England zu bezahlen. Da natürlich niemand glaubte, daß sich der Kaiser diesen Bedingungen unterwerfen werde, so bestimmte das heilige Friedensbündnis, wie sich die einzelnen am Kriege zu beteiligen hätten: Die Italiener sollten 2000 schwere, 2000 leichte Reiter und 20000 Mann zu Fuß stellen, Frankreich sofort 500 Lanzen und 4000 Mann zu Fuß über die Alpen senden, jeden Monat an den Papst und Venedig 40000 Thaler zahlen, um dafür ein starkes Schweizerheer zu werben und den Kaiser in Spanien mit 2000 Lanzen und 10000 Mann zu Fuß angreifen. Eine vereinigte Flotte von 28 Galeeren, denen Andrea Doria sein Geschwader zuführt, wird zunächst Genua nehmen, dann, nachdem die Kaiserlichen aus der Lombardei vertrieben, den Angriff auf Neapel unterstützen; nach Eroberung dieses Königreichs wird der Papst mit Zustimmung seiner Verbündeten darüber verfügen. Frankreich, welches vor einem Jahre so uneigennützig Italien die Hand gereicht, zeigte sich jetzt weniger generös. Der mit einer französischen Prinzessin zu verheiratende Sforza wird ihm die Grafschaft Asti abtreten und jährlich 50000 Dukaten zahlen; Genua kehrt unter französische Herrschaft zurück; der künftige Herrscher Neapels zahlt König Franz eine jährliche Pension von wenigstens 75000 Dukaten. Derselbe hat sich auch England dankbar zu beweisen, indem er einem natürlichen Sohne Heinrichs VIII. ein Fürstentum mit 30000 Dukaten und Wolsey eine Herrschaft mit 10000 Dukaten Rente schenkt*).

Der Papst schien schon vor dem Abschlusse dieses Bündnisses vollkommen verwandelt zu sein. Bereits ehe man von dem ersehnten Akt wußte, erhielt Guido Rangone Befehl, 6000 Mann zu werben, nach der Schweiz gingen Geldsendungen,

*) Dumont IV, 1, 451 ff.

um schleunig 5—6000 Mann gegen Mailand in Bewegung zu setzen, wo man in der Bevölkerung für einen großen Aufstand arbeitete. Am 31. Mai endlich kam die Nachricht, nicht zwar daß die Liga schon geschlossen, aber daß doch an ihr kein Zweifel mehr sei: sofort ergingen nach allen Seiten die Befehle, das päpstliche Heer in Piacenza zu sammeln, die venezianischen Truppen gegen die Lombardei in Bewegung zu setzen, den Marsch der Schweizer zu beeilen*). Giberti war Feuer und Flamme. Die Briefe, welche er nach allen Richtungen fliegen ließ, atmen jubelnde Zuversicht, daß endlich der große Tag erschienen ist, wo die Spanier den Lohn für ihre Missethaten ernten, Italien frei werden wird. „In acht Tagen," schreibt er seinem Agenten am französischen Hofe den 9. Juni, werden in Piacenza 8000 Mann zu Fuß, 7—800 schwere, 800 leichte Reiter unter dem Oberbefehl Giovanni's de Medici versammelt sein; ebensoviele hat Venedig jetzt schon bereit; 8000 Schweizer stehen vielleicht schon im Mailändischen. Die Bewohner sind alle hoch aufgerichtet von Hoffnungen; die Mailänder brennen vor Verlangen, sich zu befreien. Alles ist so vortrefflich eingeleitet, daß ich hoffen würde, in wenigen Tagen den Sieg in Händen zu haben, wenn nur Frankreich, wie ich so oft schrieb, zugleich mit dem Abschluß des Bundes Geld und Truppen und vor allem die Flotte gegen Genua geschickt hätte." Denselben Tag trieb er den Nuntius in England alles zu thun, damit König Heinrich wenigstens heimlich helfe und Frankreich vor allen Verlockungen des Kaisers befestige. Wolsey möge bedenken, daß jetzt die Stunde gekommen sei, dem gefährlicheren Adler die Flügel zu beschneiden, wie er sie früher dem Hahn gestutzt**).

In der That, wie vor einem Jahre, so bot sich auch jetzt noch Italien die Gunst des Augenblicks. Es konnte nicht mehr wie damals ohne alle Opfer an Frankreich den verhaßten Be-

---

*) Briefe Guicciardini's vom 26. und 31. Mai. Opp. ined. 4, 26 ff.

**) Lettere di Principi 1, 189 ff.

drücker abschütteln. Aber wenn es mannhaft focht, während Frankreich säumte, so richtete es sich ruhmvoll aus tiefem Elend auf. Denn es mußte siegen, wenn es nur zu kämpfen wagte. Die Lage der kaiserlichen Armee war die verzweifeltste, welche sich denken läßt. So weit die Soldaten das Land mit ihren Plünderungen und Mißhandlungen bedeckt hatten, warteten die Menschen nur auf den günstigen Augenblick, um blutige Rache zu nehmen. In Piemont wurde schon Anfang Juni eine ganze Kompanie Reiter von den wütenden Bewohnern niedergemacht, zwei andere ausgeplündert. Man konnte sich über solche Ausbrüche der Verzweiflung nicht wundern. Mußte doch selbst Mendoza dem Kaiser gestehen, daß die Soldaten in Piemont für mehr als anderthalb Millionen Dukaten Schaden gethan! Noch viel schlimmer lagen die Dinge im Mailändischen, vor allem in Mailand selbst, das nun wieder seit Ende Oktober eine starke Besatzung ernähren und bezahlen mußte, während sein Herzog im Kastell belagert wurde. Aus Spanien und Neapel kam wohl jetzt etwas Geld, aber was bedeuteten 20 oder auch 100000 Dukaten gegen die ungeheuren Schulden, unter denen die Feldherren seufzten! Und nun traf auch jetzt wieder in den kritischsten Moment eine gefährliche Verstimmung des Mannes, auf welchem die schwerste Last ruhte. Wir hörten früher, wie der Kaiser die Klagen seiner Hauptleute mit dem Hinweis auf die großen Summen zurückgewiesen hatte, welche sie selbst zu gewinnen wüßten, namentlich Leyva. Diese Aeußerung wurde Ende Mai im Hauptquartier bekannt und machte den übelsten Eindruck. Mendoza, Herrera und Nájera schrieben an demselben 2. Juni, das sei eine höchst fatale Sache, daß ein Mann wie Leyva auf Grund nichtswürdiger Verleumdungen sich in einem Augenblicke gekränkt sehe, wo die verzweifelte Sache des Kaisers nur durch seine unbedingte Hingebung gerettet werden könne. Der Kaiser sollte so alten und erprobten Dienern sein volles Vertrauen beweisen und ihnen dadurch die Autorität stärken, deren sie im höchsten Grade bedürften.

Unter diesen Umständen erforderte es auf seiten der italienischen Verbündeten nur ein entschlossenes Vorgehen, um Großes zu erreichen. Man muß sagen, daß die Führer des päpstlichen Heeres nichts versäumten, um sowohl ihre Truppen rasch in Piacenza zu sammeln, als den zweckmäßigsten Angriffsplan festzustellen. Medici, Rangone und Vitello wetteiferten in energischer Thätigkeit, und Guicciardini, welcher als päpstlicher Generalkommissär mit fast absoluter Vollmacht das Ganze zu leiten hatte, zeigt in seinen Briefen, daß er den Kern der Situation meisterhaft erkannte. „Alles," sagte er, „kömmt auf die schleunige Ausnutzung des günstigen Moments an. Jetzt sind die Kaiserlichen genötigt, ihre schwachen Haufen, 10 bis 12000 Mann, über das ganze mailändische Gebiet zu zerstreuen, teils um die Soldaten ernähren, teils um die unzufriedene Bevölkerung niederhalten zu können. Die Belagerung der beiden Kastelle nimmt einen großen Teil ihrer Kräfte in Anspruch. Die Belagerten, namentlich Herzog Sforza in Mailand, können sich aber nicht lange mehr halten. Um jeden Preis muß seine Kapitulation verhindert werden; sie würde die Feinde unendlich stärken, uns ebenso schwächen und entmutigen. Deshalb müssen die Venezianer gleichzeitig von Osten, wir von Süden auf Mailand rücken. Es wäre sehr wünschenswert, daß uns die Schweizer dabei unterstützten. Kommen sie aber nicht rasch, so müssen wir auch ohne sie handeln. Es ist höchst fatal, daß Frankreich noch immer zögert, den Krieg zu beginnen, vor allem Genua anzugreifen; daß es vielleicht sogar noch zwischen uns und dem Kaiser schwankt. Wenn wir uns aber dadurch in Unthätigkeit versetzen lassen, so ist alles verloren"*).

In diesem Sinne hatte er zeitig auf die Venezianer zu wirken gesucht. Aber der von der Republik an die Spitze ihres Heeres gestellte Herzog von Urbino dachte ganz anders. Er

*) Guicciardini's Briefe vom 17. Juni und den folgenden Tagen. Opp. ined. 4, 65 ff.

hatte den größten Respekt vor den feindlichen und eine sehr geringe Meinung von den frisch angeworbenen italienischen Truppen, welche allerdings, wie auch Guicciardini zugeben mußte, viel zu wünschen übrig ließen. Er war überhaupt die Bedenklichkeit selbst. Den von den päpstlichen Führern in Piacenza aufgestellten Plan fand er viel zu gewagt. Er forderte, daß die päpstlichen Truppen von Piacenza zurückgingen, unterhalb Cremona's über den Po setzten und sich mit ihm vereinigten; dann sollte die ganze italienische Streitmacht gegen die Adda vorrücken und dort in starker Stellung die Ankunft der Schweizer erwarten. Ohne diese Schweizer erklärte er nichts unternehmen zu können*).

Nun aber verzögerten die verschiedensten teils durch die Italiener, teils durch Frankreich verschuldeten Umstände die Ankunft dieser für unentbehrlich gehaltenen Hilfe, und kostbare Tage gingen ungenützt dahin. Während die Italiener so ihre Aussichten verdarben, hatten die Kaiserlichen ihrerseits in Mailand schwere Zeit. Der aufs äußerste erbitterten Bevölkerung gab die Nachricht vom Herannahen der Verbündeten Mut, ihren Grimm auszulassen. In zwei Tagen wurden nicht weniger als 150 Kaiserliche erschlagen. Eine Bande von 500 Mann zog aus der Stadt und machte weit und breit, wo sie vereinzelte Soldaten antraf, dieselben nieder. Und in der Stadt selbst kam es am 16. Juni zu einem blutigen Tumult. Zwei wichtige Posten wurden von dem empörten Volk überwältigt, der Campanile am Dom erstürmt, die Glocken in Bewegung gesetzt, um alles unter die Waffen zu rufen. Man erstaunt, daß die schwache Besatzung in den engen Straßen der großen Stadt sich zu behaupten vermochte, daß die Soldaten des Kastells der Bevölkerung nicht zu Hilfe kamen. Als statt dessen Spanier und Landsknechte von draußen herbeieilten, die Soldaten einige Häuser anzündeten, ihre losgelassene Wut die Stadt mit Ver-

*) De Leva 2, 339 ff.

nichtung bedrohte, erschraken die Vornehmen und baten um Gnade. Da die Hauptleute der Stadt für ihre eigene Behauptung bedurften, boten sie alles auf, dem Morden und Brennen ein Ende zu machen. Es gelang nur mit der größten Anstrengung. Alle Verdächtigen mußten nun die Stadt verlassen. Hunderte folgten ihnen jeden Tag freiwillig. Es war ein entsetzlicher Zustand. „Jeden Augenblick," schreibt Caracciolo am 22. Juni, „droht Plünderung und Brand. Die Soldaten sind tapfer, aber im höchsten Grade zucht- und sittenlos. Sie quälen die Bürger unbeschreiblich. Wenn dem Uebel nicht bald Einhalt geschieht, wird der Kaiser statt eines reichen und blühenden Landes nur verlassene und einstürzende Häuser und menschenleere Felder haben"*).

Wenn auch dieser niedergeschlagene Aufstand den Kaiserlichen insofern zu statten kam, als er eine Erhebung Mailands im Augenblicke eines Angriffs der Verbündeten ziemlich aussichtslos machte, blieb die Lage doch eine höchst mißliche; nur eine hervorragende Persönlichkeit wäre ihr gewachsen gewesen, und die fehlte. „Mehr als je," schreibt Mendoza am 28. Juni, „wird der Verlust Pescara's empfunden. Von den jetzt Kommandierenden wird der eine nicht geliebt, der andere nicht gefürchtet. Leyva ist so krank, daß man seinen Tod fürchtet. Neue Hauptleute thun dringend not." Als endlich Bourbon aus Spanien zurückkehrte, hatte seine nie sehr starke Autorität bei der Armee durch seine lange Abwesenheit empfindlich gelitten. Nur in einem Punkte stand es gut: weder Feldherren noch Soldaten fürchteten den Feind. Sie waren von vornherein überzeugt, daß die Italiener ohne die Schweizer keinen Angriff wagen würden, und da diese lange auf sich warten ließen, konnten sie sich, soweit es die mißlichen Umstände erlaubten, für die Verteidigung einrichten.

---

*) Generalpostmeister Simon de Tassis an Soria, 18. Juni, Caracciolo an den Kaiser, 22. Juni. Vgl. De Leva 2, 340.

Diese gute Zuversicht wurde aber erschüttert, als am 24. Juni die Nachricht nach Mailand kam, daß die Venezianer sich durch Verrat Lodi's bemächtigt hätten. Ein Versuch Del Guasto's, den wichtigen Platz wieder zu nehmen, mißlang. Der Kriegsrat beschloß, Pavia und Alessandria mit notdürftiger Besatzung zu versehen, alle übrigen Truppen aber bei Mailand zu konzentrieren.

Da den Venezianern durch die Einnahme Lodi's der Weg nach Mailand offen stand, schien ihr Vorrücken durch nichts mehr gehindert werden zu können. Aber Urbino war immer von gleicher Aengstlichkeit. Auch nachdem sich am 28. das päpstliche Heer mit dem seinigen vereinigt hatte, ging er auf Umwegen so langsam vor, daß er erst am 3. Juli San Donato, wenige Meilen von Mailand, erreichte. Wieder zauderte er hier zwei Tage. Endlich am 6. wagte er den Angriff auf die Stadt. Vor Tagesanbruch begann der Kampf an der Porta Romana. Wie hätten aber die rasch angeworbenen Italiener unter so mutlosem und höchst zwieträchtigem Kommando mit der nötigen Energie stürmen sollen? Sie wurden mit empfindlichem Verlust zurückgeworfen. Von erneutem Angriff wollte Urbino nichts hören, auch nichts von einer Einschließung der Stadt. Er ging auf Marignano zurück. In Venedig war man über diese Kriegführung sehr ungehalten und trieb den Herzog zu neuem Angriff. Da endlich 5000 Schweizer eintrafen, da er zugleich erfuhr, daß sich Sforza im Kastell von Mailand nur noch wenige Tage halten könne, setzte sich Urbino von neuem in Bewegung, aber wieder so langsam, daß er in drei Tagen nur drei Stunden Wegs zurücklegte. Nach langen Verhandlungen wurde beschlossen, am 25. einen neuen Angriff zu wagen. Ehe es dazu kam, mußte Sforza am 24. kapitulieren; das Kastell hatte nicht mehr für vier Mann Brot*).

*) De Leva 2, 343 ff. Guicciardini an Giberti, 27. Juli. Leider fehlen seine Briefe vom 2. bis 25. Juli.

Vor sechs Wochen war Italien voll Begeisterung für diesen Befreiungskampf gewesen; „in Rom," schrieb ein Augenzeuge, „schreit alles Krieg." Aber die vor Mailand gemachten Erfahrungen löschten diese Glut. Als der Papst von dem Unglück erfuhr, geriet er in die äußerste Verwirrung und Traurigkeit; seine Räte waren mehr tot als lebendig*). Er hatte sich in diesen Kampf mit einer seiner Natur ganz fremden Leidenschaft gestürzt, alle seine Brücken hinter sich abgebrochen. Der Kaiser war ihm zuletzt außerordentlich weit entgegengekommen. Er hatte ihm durch Moncada Anerbietungen machen lassen, welche die ganze italienische Frage so zu ordnen verhießen, wie er es nur wünschen konnte: die kaiserliche Armee sollte aus Italien zurückgezogen oder im Dienste des Papstes gegen Ferrara verwendet werden; Sforza sollte im Besitz Mailands bleiben, die ganze geistliche Gewalt im Königreich Neapel dem Papst ausgeliefert und dessen Verwandte dort mit Herzogtümern und Grafschaften ausgestattet werden, wie er es wünsche. Ja noch mehr: Moncada erklärte die Bereitwilligkeit des Kaisers, seinen Streit mit Frankreich dem Urteile des Papstes zu unterwerfen**). Es ist wahr, diese Anerbietungen (wenn sie wirklich in diesem Umfange gemacht wurden) gingen weiter, als daß der Papst an ihre Aufrichtigkeit glauben konnte; er witterte in ihnen nur die Absicht, ihn von der Liga zu trennen. Aber die Schroffheit, mit welcher er diese Anträge abwies, entsprach doch mehr leidenschaftlicher Erregung, als einer umsichtigen Erwägung der Weltlage. Als wenn er sich vor seiner eigenen Zaghaftigkeit hätte schirmen, die Möglichkeit des Schwankens hätte abschneiden wollen, gab er seinem Hader mit dem Kaiser einen Grad der Gehässigkeit, welcher für ihn, seine Kirche und Rom verhängnisvoll werden mußte***).

*) Brief Raince's vom 1. August bei Grethen S. 119.

**) So gab der Papst Moncada's Propositionen Guillaume du Bellay an. Siehe dessen Bericht im Anhang (2).

***) Siehe die Einzelheiten bei Grethen S. 109 ff.

Clemens verdankte seine Wahl zum Teil dem Kardinal Pompeo Colonna, war aber mit dem anspruchsvollen, leidenschaftlichen Herrn im Verlauf des Jahres 1525 in die heftigste Feindschaft geraten. Das Schicksal Italiens wollte es, daß sich seine Söhne untereinander nicht selten grimmiger haßten als die Fremden, von welchen sie mißhandelt wurden. Wie der Herzog von Urbino Clemens nie vergessen konnte, was er einst von Leo X. erfahren hatte, und wie dieser persönliche Groll unzweifelhaft auf die Kriegsführung des Herzogs einen stärkeren Einfluß übte, als sein Wunsch, die Fremden zu vertreiben, so ersehnten die Colonna nichts heißer, als Rache an dem Papste zu nehmen. Jetzt war der Augenblick dafür erschienen. Als die Spanier Ende Juni Rom verlassen mußten, begab sich Moncada zu den Colonna nach Genzano, während Sessa nach Neapel ging, um Truppen und Geld zu sammeln. Längst hatten die Colonna dem Kaiser angeboten, den Papst aus Rom zu verjagen, seine Herrschaft in Florenz umzustürzen. Einen Versuch des Kaisers, den Kardinal Pompeo mit dem Papste auszusöhnen, hatte dieser mit beispiellosem Zorn zurückgewiesen. Durch alle diese Vorgänge waren die Gedanken der Kaiserlichen darauf hingelenkt worden, zusammen mit den Colonna einen großen Streich gegen den Papst zu führen. Derselbe schien ihnen in jeder Beziehung eine exemplarische Züchtigung zu verdienen, da er die Freundschaft des Kaisers mit schnödem Undank gelohnt und seine Pflicht gegen Gott und die Christenheit gröblich verletzt habe *).

Im Juli hatte der Papst das durch seine Lage wichtige Siena, welches sich auf des Kaisers Seite gestellt, angegriffen, war aber zurückgeschlagen worden. Seitdem bedeckten sich diese mittelitalienischen Landschaften von Siena bis an die neapolitanische Grenze mit wachsendem Kriegsgetümmel, endlich erschienen auch französische Schiffe in den benachbarten Gewässern.

---

*) Siehe das charakteristische Schreiben Soria's bei Gayangos p. 760.

Der kleine Krieg ging unentschieden hin und her; dazwischen versuchte Moncada abermals den von so manchem Mißerfolg betroffenen und überdies durch erneute Verhandlungen des Kaisers mit Ferrara bedrohten Papst zu gewinnen. Da er wieder abgewiesen wurde, überließ er den Colonna das Feld. Mitte August rückten diese mit 5000 Mann gegen Rom. Der Papst konnte ihnen die gleiche Truppenzahl entgegenstellen. Aber an der neapolitanischen Grenze standen weitere 3000 Kaiserliche und der Papst wußte das Geld für seine Soldaten nicht aufzubringen. So ließ er sich am 22. August zu einem Vertrage mit den Colonna herbei, infolgedessen er seine Truppen bis auf 500 Mann entließ.

Graf Carpi hatte ihn mit aller Macht von diesem gefährlichen Schritte zurückzuhalten gesucht, welcher in der That üble Frucht tragen sollte. Denn der Vertrag wurde von den Gegnern nur in der Absicht geschlossen, den Papst zu entwaffnen und dann den Wehrlosen zu überfallen*). Moncada hatte sich mit den Colonna dahin geeinigt, da er die kaiserliche Sache neuerdings durch den Angriff der französischen und venezianischen Flotte auf Genua, durch die Ankunft französischer Truppen in Piemont und durch den Verlauf des Kampfes in der Lombardei ernstlich gefährdet hielt.

Der Papst war seit Ende August in eifriger Verhandlung mit einem außerordentlichen Gesandten des Königs Franz, dem später so bedeutsam hervortretenden Kriegsmann, Diplomaten und Geschichtschreiber Guillaume du Bellay. Aus dessen Bericht ersehen wir, daß die Italiener damals schon die Hoffnung aufgegeben hatten, das spanische Joch abwerfen zu können, ohne in neue Abhängigkeit von Frankreich zu kommen. Die Venezianer ließen du Bellay, wenn auch in vorsichtiger Verhüllung, ihre Bereitwilligkeit merken, Mailand an König Franz zu geben.

---

*) So schreibt Moncada unumwunden am 14. September dem Kaiser. Gayangos p. 897.

Der Papst dagegen ging in dieser Richtung mit auffallender Unumwundenheit vor. Er warf die Hauptschuld der bisherigen Mißerfolge auf die Langsamkeit Frankreichs. Dadurch sei nun aber die Lage eine sehr ernste geworden. Er könne die Last dieses Kriegs nicht lange mehr tragen. Wie jetzt die Dinge ständen, könne nur Frankreich die Rettung bringen. Nun begreife er wohl, daß sich die französischen Krieger langsamer bewegten, wenn sie für andere kämpfen sollten, als wenn es sich um ein französisches Interesse handelte. Er würde deshalb schon früher vorgeschlagen haben, König Franz zum Herrn von Mailand zu machen, wenn nicht, solange Sforza im Besitz der beiden Kastelle gewesen, dadurch Schwierigkeiten hätten entstehen müssen. Jetzt aber, da sich von Sforza nichts mehr hoffen lasse, habe er Venedig seine Ueberzeugung eröffnet, daß Mailand an Frankreich gegeben werden müsse.

Diese Unterredungen wurden am 14. September durch die Ankunft eines Edelmanns aus Neapel unterbrochen, welcher du Bellay meldete, die Colonna sammelten in den Abruzzen Fußvolk und Reiter. Als du Bellay das Clemens mitteilte, beschloß dieser, 2000 Schweizer kommen zu lassen. Den nächsten Tag trafen weitere üble Botschaften ein: die kaiserliche Flotte in Cartagena sei bereit, am 20. auszusegeln, Ferdinand werde gleichzeitig 10000 Landsknechte von Innsbruck auf Mailand marschieren lassen. Am 16. eröffnete der Papst du Bellay sein sorgenvolles Gemüt: die Dinge wären jetzt dahin gekommen, daß sie ein übles Ende nehmen würden, wenn König Franz das Unternehmen und die Eroberung nicht als seine eigene ansehen wolle, wobei ihn Venedig und die Kurie unterstützen würden. Er, der Papst, werde dabei seine letzte Kraft einsetzen. Es habe ihn peinlich berührt, daß der König zu glauben scheine, er wende die Schwierigkeiten seiner Lage nur vor, um sich von der Liga zu trennen. Hätte er derartige Absichten, so hätten ihm die Anträge Moncada's dazu die günstigste Gelegenheit geboten. Er sei aber entschlossen, bis zum äußersten an der

Liga festzuhalten. Sollte er mit dem Könige unterliegen, so würde er sich mit ihm auch wieder aufrichten. Er wolle lieber aus Rom vertrieben und entsetzt werden, als das Bündnis des Königs verlassen. Habe dieser doch noch Zweifel an seiner Zuverlässigkeit, so sei er bereit, nach Avignon zu kommen und dadurch volle Bürgschaft zu geben.

Während die nöthigen Schriftstücke ausgearbeitet wurden, welche du Bellay seinem König überbringen sollte, um das Bündnis auf wesentlich neuer Grundlage zu befestigen, kam am 19. eine Botschaft aus Ungarn, welche alles weit übertraf, was Clemens bisher für dieses Land gefürchtet hatte. Der unglückliche König Ludwig war am 29. August bei Mohacs mit seinem ganzen Heere dem türkischen Schwert erlegen, Ungarn die zertretene Beute der Ungläubigen. Bis tief in die Nacht hinein saß der Papst mit den Gesandten zu Rate, unter welchen besonders der Vertreter Ferdinands auf rasche Hilfe drang, da Oesterreich dem Türken jetzt ganz offen liege. Man einigte sich über die Notwendigkeit des Friedens, welchen der Papst persönlich in Avignon unter den dahin geladenen Gegnern vermitteln solle. Indem Clemens das du Bellay mitteilte, schärfte er ihm ein, daß der König deshalb seinen Angriff ja nicht aufschiebe!

In derselben Nacht kam die Nachricht, daß die Colonna mit 4000 oder 5000 Mann bei Anagni lägen und einen Marsch einschlügen, der an ihrer Absicht, Rom anzugreifen, nicht zweifeln lasse. Der Papst befahl sofort die Thore zu besetzen; den anderen Tag sollten Soldaten geworben werden. Es war aber noch so gut wie nichts geschehen, als die in Eilmärschen heranrückenden Feinde in die Stadt einbrachen. Sie verkündeten den Einwohnern, wenn sich jemand rühre, werde die Stadt geplündert. „Diese Besorgnis vor Plünderung," schreibt du Bellay, „oder ihre geringe Liebe zum Papst hielt jedermann im Hause." So bemächtigten sich die Feinde der ganzen Stadt, pflanzten ihre Adler auf und erhoben den Ruf für den Kaiser.

Der hilflose Papst hatte mit seinen Räten großen Streit über das zu Thuende. Zuletzt rettete er sich mit seinen Schätzen in die Engelsburg. In Rom hatte sich keine Hand zur Verteidigung gerührt: nichtsdestoweniger erfuhr die Stadt unbarmherzige Plünderung. Die erste Aufforderung zur Kapitulation wies der Papst mit sehr mutigen Worten zurück. Aber wirklich mit der Pike in der Hand auf die Mauer zu treten, wie er sich berühmt haben soll, war er doch nicht der Mann. Sollte er Rom völlig verwüsten lassen? Am Morgen des 21. unterwarf er sich den Forderungen der Sieger: er mußte einen viermonatlichen Waffenstillstand verheißen, dessen Beobachtung durch die Auslieferung zweier vornehmer Herren aus seiner Familie verbürgen, sein Heer aus Oberitalien in den Kirchenstaat zurückrufen, den Colonna für alles Absolution gewähren.

Der Papst war vom ersten Augenblick an entschlossen, den Feinden ihr Spiel heimzuzahlen. Er rief zwar einen Teil seines Heeres aus der Lombardei ab, die besten Truppen desselben mußten aber unter Giovanni de' Medici, als wenn dieser ein selbständiger Kriegsherr wäre, bei den Verbündeten bleiben. Andrea Doria ließ er mit seinem Geschwader in französischen Dienst übertreten. Den Schweizern schickte er heimlich, was er an Geld aufbringen konnte, soweit er es nicht für die bei Rom betriebenen Rüstungen brauchte, mit denen er an den Colonna Rache nehmen wollte. Sein Eifer wurde durch erfreuliche Nachrichten vom lombardischen Kriegsschauplatze belebt. Am 23. September mußte Cremona nach siebenwöchentlicher Belagerung vor Urbino kapitulieren. Die Liga stand übermächtig im Felde, da endlich auch 4000 Franzosen eingetroffen waren. Mit diesen, 6000 Schweizern, den 4000 Mann unter Medici, 10000 Venezianern verfügte Urbino über eine Macht, mit welcher er die jetzt von Bourbon befehligten Kaiserlichen ohne übermäßige Anstrengung niederwerfen konnte, deren Lage wieder eine höchst trostlose war, da sich zu

all den alten Nöten böses Fieber gesellt hatte, welches nicht nur die Soldaten, sondern auch die Führer schlimm mitnahm*). Aber Urbino blieb immer derselbe. Nachdem er die Einnahme Cremona's mit dreiwöchentlicher Unthätigkeit gefeiert hatte, setzte er sich Mitte Oktober gegen Mailand in Bewegung, nicht um es zu belagern, sondern aus der Ferne einzuschließen.

Clemens fühlte sich dennoch jetzt stark genug, die Colonna zu züchtigen. Ende Oktober ließ er seine Truppen in ihre Städte und Dörfer einbrechen und dieselben barbarisch verwüsten. Dann wurde Pompeo aus der Liste der Kardinäle gestrichen, alle Besitzungen der Familie konfisziert. König Franz, der ihm noch immer zu lässig war, bewilligte er einen Zehnten von der französischen Kirche, um ihn zu größerem Eifer anzufeuern. Aber mitten in diesen Handlungen offener Feindseligkeit richtete er an den Kaiser ein Schreiben, worin er seinem Verlangen nach Frieden Ausdruck gab.

In Wahrheit hatte sich das Verhältnis unter diesen beiden Häuptern der Christenheit immer drohender gestaltet. Aus Granada den Gang der militärischen und diplomatischen Aktion in Italien wirksam zu leiten, war natürlich für Karl unmöglich. Seine Instruktionen hatten deshalb oft etwas Schielendes oder gar Widerspruchsvolles. Ehe er noch von der entschiedenen Feindseligkeit des Papstes wußte, gab er Moncada am 11. Juni Weisungen, deren Hauptabsicht darauf ging, den Papst, wenn irgend möglich, durch sehr weitgehende Zugeständnisse zu gewinnen; wenn das aber nicht gelänge, sollte er auf die von Kardinal Colonna gemachten Anerbietungen eingehen, welcher sich anheischig gemacht, den Papst aus Rom zu vertreiben, Siena, Florenz und einige Städte des Kirchenstaates zum Abfall zu bewegen. „Redet geheim mit dem Kardinal," schloß der Kaiser, „damit er wie aus sich das von seinen Agenten uns Angetragene ausführe, und gewährt ihm dabei insgeheim alle Unter-

*) Man sehe den Brief Nájera's vom 28. Oktober.

stützung" *). Man kann nicht leugnen, daß Moncada und Colonna glauben durften mit dem, was sie seit dem 20. September in Rom thaten, den Willen des Kaisers zu erfüllen, obwohl Rom ausplündern, die päpstlichen Paläste selbst ausrauben etwas anderes war, als den Papst aus Rom vertreiben. Aber Moncada sowohl als der spanische Gesandtschaftssekretär Perez, der seit des Herzogs von Sessa kürzlich erfolgtem Tode den Kaiser in Rom vertrat, waren keinen Augenblick darüber zweifelhaft, wie sich der Kaiser zu diesen argen Thaten seiner Freunde zu stellen habe, welche er im voraus gebilligt. Sie schrieben ihm fast übereinstimmend, es werde gut sein, wenn er sein lebhaftes Bedauern über das Vorgefallene ausspreche, dem Nuntius vollste Genugthuung gebe, dem Papst einen sehr tröstlichen Brief schreibe, ebenso dem Kardinalskollegium, und den christlichen Fürsten erkläre, wie sehr das Geschehene seinen Absichten und seinem Willen entgegen gewesen **).

Ehe aber dieser gute Rat gegeben war, hatte der Kaiser ein ganz anderes Schriftstück ausgefertigt. Am 20. August war ihm durch Castiglione ein päpstliches Breve vom 23. Juni überreicht worden, welches die gesamte kaiserliche Politik einer verletzenden Kritik unterzog, als wenn sie nie etwas anderes verfolgt habe, als böswillige Vergewaltigung des heiligen Vaters, gierige Befriedigung maßloser Herrschsucht, während der Papst ihn mit Beweisen der Liebe überhäuft habe, bis zu dem Augenblicke, wo er durch des Kaisers unerträgliche Uebergriffe und Kränkungen zur Verteidigung der Freiheit Italiens, welche seine eigene Unabhängigkeit bedeute, gezwungen worden sei ***). Karl

*) Lanz 1, 216.

**) Perez an Karl den 23., Moncada den 24. September. Gayangos p. 930. Mignet 2, 259.

***) Man sehe dieses merkwürdige Aktenstück in des Kaisers Verteidigungsschrift p. 9 ff., sodann in Sadoleti epistolae, Romae 1759 t. 4 p. 161 sqq. Balan behauptet (1, 364), es zuerst vollständig und in echter Gestalt mitzuteilen. Statt dessen ist sein Druck durch die gröbsten Fehler entstellt. Man vgl. besonders p. 368 f., wo es öfter schwer fällt, nur den Sinn zu erraten.

war nicht in der Stimmung, solche Anschuldigungen, welche in der That die wahren Hergänge vielfach grob entstellten, unerwidert zu lassen. Gattinara wurde mit einer ausführlichen Widerlegung beauftragt und diese in der feierlichsten Weise am 17. September in Gegenwart des Bartolomeo de Gattinara, Kanzlers der Krone Aragon, der beiden Sekretäre Lallemand und Alfonso de Valdés und eines Notars von Gattinara dem Nuntius überreicht. Die ganze Vergangenheit des Papstes, alles, was der Kaiser seit 1518 von der Kurie erfahren hatte, wurde darin schonungslos, wenn auch in würdig gehaltener Sprache, durchgenommen, die Intriguen Leo's X. im Wahlkampfe, seine bösen Praktiken nach der Wahl, die Treulosigkeit Clemens' im Winter 1524 auf 1525, sein gottloses Komplott zur Verführung Pescara's, welcher die Ueberzeugung gewann, daß Clemens an der Spitze der Verschwörung stand und seine Absicht darauf ging, Karl nicht nur seiner italienischen Besitzungen, sondern sogar der Kaiserwürde zu berauben. Der Papst möge wohl erwägen, ob das ein Verfahren sei, des Hauptes der Christenheit würdig. Jeder gute Katholik müsse über solche Dinge jammern, welche des Kaisers Gemüt so bedrückten, daß er sie lieber für einen täuschenden Traum halten möchte. Der Papst behaupte, er sei von allen Königen zum Bündnisse gegen den Kaiser gedrängt worden. Was die Könige von Ungarn, Polen, Dänemark und Portugal angehe, so kenne der Kaiser deren entgegengesetzte Ansichten sehr genau. „Der Engländer wird zwar Konservator und Prokurator jenes Bündnisses genannt, uns aber hat er geschrieben, er habe nie in dieses Bündnis gewilligt, auch das Protektorat desselben nicht übernehmen wollen, obwohl er von Ew. Heiligkeit dringend dazu aufgefordert worden sei. Der Franzose aber hat offen bekannt, daß er, schon ehe er frei in sein Land zurückkehrte, von Ew. Heiligkeit gedrängt wurde, jenes Bündnis zu schließen. Ja es wird behauptet, daß Ew. Heiligkeit ihn, ohne daß er es gefordert, von dem uns geschworenen Eide losgesprochen habe,

was wir jedoch nicht glauben wollen, da etwas Derartiges dem Statthalter Christi durchaus fernliegen müßte" *).

In dieser Weise wurden alle Streitfragen der letzten Jahre, hier und da, wo es die Wichtigkeit zu erfordern schien, in eingehender aktenmäßiger Darlegung durchgenommen, überall die Treulosigkeit des Papstes aufgedeckt. Er behaupte, hieß es darauf, die Waffen nur zur Verteidigung Italiens und des römischen Stuhles ergriffen zu haben, die doch niemand angreife. Vielmehr werde dieser Krieg zum äußersten Ruin der Kirche, zur Beleidigung Christi und zur Verstörung des ganzen christlichen Gemeinwesens führen. Wenn der Papst ruhig prüfen wolle, müsse er bekennen, daß es in der ganzen Christenheit keinen treueren Freund der Kirche, keinen gehorsameren Sohn des apostolischen Stuhles gebe, als den Kaiser, aus dessen Ländern er größere Einkünfte beziehe, als aus der ganzen übrigen Christenheit zusammen. Der Papst möge nur die 100 gravamina deutscher Nation lesen; wenn der Kaiser ihnen nicht in seiner stets gleichen Devotion gegen den apostolischen Stuhl das Ohr verschlossen hätte, würde der Papst jetzt außer stande sein, eine Armee gegen ihn aufzustellen. Derselbe sage mit Recht, daß er und der Kaiser als die beiden von Gott eingesetzten Leuchten den gesamten Erdkreis erhellen sollten. Der Kaiser wünsche von Grund seines Herzens nichts, als Italien und die ganze Welt in Frieden zu sehen. Wenn der Papst die Waffen niederlege, würden es seine Verbündeten ebenfalls thun. Dann würden die Türken besiegt, die Lutheraner und sonstigen Sekten entweder unterdrückt oder zur römischen Kirche zurückgeführt werden. Er sei bereit, seine Königreiche und sein Blut für die Verteidigung der Kirche zu opfern, auch alles Geschehene zu

*) Nach einem Bericht Mai's vom 11. Mai 1529 hatte Clemens einem anderen Unterhändler des Kaisers gestanden, er habe aus Furcht vor dem Madrider Vertrage und dem Erscheinen Karls in Italien König Franz aus eigenem freiem Willen von seinen Eiden losgesprochen und zur Liga getrieben. Gayangos IV, 1, 20.

vergessen. Wenn aber der Papst diese seine Bemühungen vereitelt, wenn er die Rolle nicht des Vaters, sondern des Parteimannes, nicht des Hirten, sondern des Einbrechers spielt*), dann wird der Kaiser an das Urteil eines allgemeinen Konzils appellieren, das er sonst den Papst zur Heilung der Wunden der schwer heimgesuchten Christenheit zu berufen bittet.

Nachdem Gattinara dieses gewichtige Aktenstück, eine Staatsschrift großen Stils, dem Notar und Alfonso de Valdés übergeben, las es Valdés dem Nuntius vor. Dann wurde es in seiner Gegenwart mit dem kaiserlichen Siegel versiegelt und dem Nuntius mit der Bitte übergeben, es schleunigst nach Rom zu befördern**). Für Castiglione war die herbe Sprache desselben eine höchst schmerzliche Ueberraschung, da er nach seinen Unterredungen mit dem Kaiser einen viel versöhnlicheren Ton

---

*) Quum tunc non patris, sed partis, non pastoris, sed invasoris officium assumeret.

**) Der Kaiser ließ später, im April 1527, diese Verteidigung mit anderen Aktenstücken in Alcalá und dann, im August und September 1527, auch in Antwerpen und Mainz und, wie es scheint (Am Ende's Anm. zu Sleidan 1, 333) auch in Innsbruck drucken und so dieser schweren Anklage gegen die Kurie die weiteste Verbreitung geben. Trotz dem vom Kaiser dem Mainzer Drucker für fünf Jahre erteilten Privileg erschienen noch in demselben Jahre 1527 Nachdrucke in Köln, Augsburg und Basel. 1528 wurde die Schrift in Rom selbst gedruckt (Boehmer, Bibliotheca Wiffeniana 1, 84 ff.). Daß sie, wie Böhmer meint, schon 1526 gedruckt worden sei, halte ich für unmöglich, da die Briefe an Papst und Kardinäle erst am 12. Dezember übergeben wurden. In der mir vorliegenden Mainzer Ausgabe, welche den Titel führt: „Pro divo Carolo, eius nominis quinto Romanorum Imperatore . . . Apologetici libri duo," füllt des Kaisers Brief vom 17. September 66 Quartseiten. Daß der Kanzler bei seiner ungeheuren Arbeitslast ein solches Opus, welches vielfache Nachforschungen in den Akten erforderte, nicht selbst schreiben konnte, versteht sich von selbst. Die von den Biographen der Gebrüder Valdés längst aufgestellte Vermutung, daß Alfonso de Valdés der Verfasser dieses bedeutsamen Schriftstückes sei, welches er nach dem Kaiser unterzeichnete, welches er dem Nuntius vorlas, welches er zum Druck beförderte, drängt sich deshalb in jeder Weise auf. So wurde der Krieg eröffnet, welchen dieser merkwürdige Mann dann im nächsten Jahre mit noch ganz anderen Waffen gegen Rom fortführen sollte.

hatte erwarten müssen, zumal seit er demselben ein zweites Breve vom 25. Juni überreicht hatte, welches zwar sehr nichtssagend war, aber doch viel milder klang*). Ganz besonders beunruhigte ihn der angekündigte Appell an ein Konzil. Wenn man seine ausführlichen Mitteilungen an Schomberg liest, weiß man nicht recht, was man für die wahren Gesinnungen des Kaisers halten soll. Er fließt bei jeder Unterredung mit dem Nuntius von Beteuerungen seiner kindlichen Ergebenheit, seiner heißen Friedenssehnsucht über; er sucht gewissermaßen im voraus die Schärfe seiner Antwort zu entschuldigen, ja seine Räte dafür verantwortlich zu machen, welche gemeint hätten, eine Widerlegung der päpstlichen Anklagen sei unerläßlich, um noch schlimmere Streiche der Kurie unschädlich zu machen. Damit scheint zu stimmen, wenn Gattinara dem Nuntius sagt, er habe den Verdacht zu großer Ergebenheit an den Papst von sich abwälzen müssen. Und doch läßt sich kaum glauben, daß der Kaiser in dieser für ihn wichtigsten Frage Gattinara etwas habe thun lassen, das er selbst nicht billigte. Das Widerspruchsvolle seiner Lage, welche ihn zur Feindschaft gegen denjenigen zwang, mit dem alle seine Interessen ihn nötigten zusammen zu gehen, brachte es mit sich, daß er die schwersten Anklagen mit den wärmsten Liebesversicherungen wechseln ließ. Gegen Clemens erfüllte sich sein Inneres immer mehr mit bitterem Groll, vor dem heiligen Vater warf er sich immer mit derselben Inbrunst auf die Kniee. Clemens, erklärte er Castiglione, habe gegen ihn stets üble Gesinnungen gehegt, solange er Papst sei. Sollte doch das Breve vom 23. Juni nicht einmal die volle Meinung des Papstes gesagt haben, der die Absicht gehabt, den Kaiser anzuschuldigen, er habe die lutherische Sekte begünstigt und genährt, während man zugleich erfuhr, im Lager der heiligen Liga befänden sich 2000 aus Tirol geflohene Lutheraner**).

*) Abgedruckt Pro divo Carolo p. 89 sq.

**) Castiglione, Granada 18. September.

Hatte der Kaiser Castiglione die besten Versicherungen gegeben, während er die schneidende Abfertigung schreiben ließ, so wiederholte er das Verfahren des Papstes, indem er am 18. September eine sehr versöhnliche Antwort auf das zweite Breve ausfertigen ließ, obwohl er dasselbe längst kannte, ehe der Nuntius am 17. jene scharfe Antwort in Empfang nehmen mußte. Aber mit diesen beiden Schriftstücken waren die Absichten des Kaisers noch nicht erfüllt. Ehe sie abgingen, ließ er durch Valdés am 6. Oktober ein drittes ausfertigen, nicht an den Papst, sondern an das Kardinalskollegium. Er forderte dasselbe im Namen des Reichs und der ganzen Christenheit auf, das schwere Unrecht gut zu machen, das ihm der Papst angethan, an dem sich aber auch die Kardinäle betheiligt. Denn unmöglich hätte doch der Papst ein so wichtiges Dokument wie das Breve vom 23. Juni ohne ihre Mitwirkung erlassen können. Darin sei aber er, der erklärte Protektor des heiligen Stuhles, der getreueste aller christlichen Fürsten, der gehorsamste Sohn der Kirche, in höchst unbedachtsamer Weise verleumdet worden, er, der zu seinem schweren Nachteil die dringenden Forderungen Deutschlands, die römischen Mißbräuche zu beseitigen, beharrlich abgewiesen und die Speierer Versammlung untersagt, obwohl man von ihr eine Beschwichtigung der immer bedrohlicheren Unruhen gehofft. Aber baldige Berufung eines Konzils habe er den Deutschen versprechen müssen. Er habe den Papst darum gebeten, der aber trotz allem, was er in Deutschland für ihn gethan, seine Bitte abgewiesen und ihn dann mit jenen ungeheuerlichen Anklagen heimgesucht. Mit der Widerlegung derselben habe er die Bitte um Berufung des Konzils wiederholt. Er fordere die Kardinäle auf, den Papst an der Ausführung seiner gottlosen Absichten zu hindern, für die Berufung des Konzils zu sorgen. Sollten sich auch sie ihrer Pflicht entziehen, „so beteuren wir bei dem allmächtigen Gott, daß, wenn daraus für die römische Kirche und die christliche Republik Unheil entsteht, es nicht unsere, sondern deren Schuld ist, welche

mehr ihren Begierden als Christi Ruhm und seines Volkes Heil dienen. Wir werden dann kraft unserer kaiserlichen Würde nach bestem Vermögen jedes Heilmittel anwenden, damit wir weder Christi Ruhm, noch unsere Gerechtigkeit, noch Friede und Ruhe der Christenheit verabsäumt zu haben scheinen"*).

Der Verkehr zwischen Granada und Rom war damals ein außerordentlich langsamer; seit dem Ausbruch des Krieges brauchten die Briefe öfter mehr als zwei Monate. So erhielt Perez die kaiserlichen Schreiben vom 17. und 18. September und 6. Oktober erst am 9. Dezember. Die Gesamtlage hatte sich damals in Italien gewaltig verändert. Das Unwetter, das Clemens und Rom zerschmettern sollte, zog unheimlich heran. Trotzdem hatten verschiedene Unterhändler des Kaisers, welche nacheinander den Versuch machten, den Papst auf seine Seite zu ziehen, keinen Erfolg gehabt. Wenn er aber auch das Beste verspräche, meinte Perez, werde er es nicht halten. Der Spanier beschloß deshalb, die Ueberreichung der Schriftstücke so empfindlich als möglich einzurichten. Er hielt sie bis zum 12., wo der Papst ein Konsistorium abhielt, geheim; dann trat er mit drei spanischen Zeugen und einem spanischen Notar in die Versammlung, überreichte dem Papst die zwei Schreiben des Kaisers, den Kardinälen das für sie bestimmte, und ließ, nach-nachdem er den Saal verlassen, von dem Notar einen Akt über das Geschehene aufnehmen**). Alsbald wußte Rom, daß der Kaiser den Papst vor ein Konzil geladen.

Der Bruch zwischen Kaiser und Papst war ja längst offenkundige Thatsache; aber erst diese Aktenstücke zeigten doch der Welt, wie weit die Feindschaft unter den Häuptern der Christenheit gediehen, zu welchen Mitteln der Kaiser zu greifen entschlossen und wie auch er trotz aller katholischen Frömmigkeit über den Papst zu denken genötigt war. Nun hatte dieses

---

*) Pro divo Carolo p. 93 sqq.

**) Pro divo Carolo p. 100 sqq.

Verhältnis natürlich auch auf die Politik des Kaisers und seines Bruders in Deutschland zurückwirken müssen, und wie sehr auch beide sich sträubten (wir werden es demnächst genauer erfahren), die Behandlung der religiösen Frage davon berühren zu lassen, die Deutschen wußten eben doch, daß der Papst dem Kaiser den Krieg erklärt habe, daß er ihm überall, auch in Deutschland, entgegenarbeite, und sie fühlten sich mehr als je geneigt, unter die kaiserlichen Fahnen zu eilen, um in des Kaisers Dienst den gehaßten Papst zu treffen. Diese Stimmung kam dem Kaiser mächtig zu Hilfe, als im Sommer und Herbst 1526 die Behauptung Mailands davon abhängig wurde, daß die kaiserlichen Hauptleute einen starken Zuzug aus Deutschland erhielten. Seit dem Mai baten sie Ferdinand, ihnen einige Tausend Landsknechte zu senden, und der Erzherzog versprach damals, Frundsberg werde ihnen alsbald 2000 Mann zuführen. Aber mit einem so geringen Haufen ließ sich der Marsch durch das venezianische Gebiet nicht forcieren, und zu stärkerer Werbung fehlte das Geld. Es war noch nichts Erhebliches geschehen, als das ungarische Unglück hereinbrach. Schon am 28. August klagte Guasto: „Wir haben oft an den Erzherzog geschrieben; er gibt uns alle möglichen Versprechungen, aber die erwarteten Verstärkungen kommen nicht. Wir zweifeln jedoch nicht, daß er uns bald hilft. Nie konnte sein Beistand willkommener sein als jetzt, denn unsere Lage ist sehr kritisch.“ Das schwache kaiserliche Heer zählte 1500 Kranke, und es sollte die Stadt gegen 20000 Feinde halten*). Am 9. September schrieb Guasto dem Kaiser, wenn Cremona falle (und es müsse fallen, wenn es nicht entsetzt werde), so werde das Heer in Mailand vollständig blockiert und, um nicht zu verhungern, genötigt werden, sich durchzuschlagen. Genua drohe Belagerung zu Land und Wasser. Alle festen Plätze, ungenügend besetzt,

*) Del Guasto an Castaldo, Nájera an Karl, Mailand den 28. und 27. August. Gayangos p. 855. 859.

ohne Munition und Proviant, seien in Gefahr, das Heer aus Rand und Band. Wenn nicht Lannoy sehr bald mit starker Macht komme oder Ferdinand seine Landsknechte sende, fürchte er das Schlimmste. Damals lebte man in Mailand der Hoffnung, in Tirol ständen 6000 Mann bereit; Frundsberg hatte geschrieben, er hoffe sich trotz allem durchzuschlagen. Aber Mohacs brachte neue Hemmung. Ferdinand mußte von Innsbruck nach Wien eilen. Da er aber wußte, wie bedenklich es um Mailand und Genua stand, und diese italienischen Dinge ihm über alles am Herzen lagen, befahl er, seine Juwelen zu verpfänden; mit dem Ertrage sollte Frundsberg 10000 Mann werben. Dieser ritt nach Augsburg, um bei den dortigen Bankiers, den alten Freunden des Hauses Habsburg, das nötige Geld aufzutreiben. Er brachte für 60000 Dukaten Juwelen, Verschreibungen der Innsbrucker Kammer, alle denkbaren Sicherheiten: trotzdem fand er kein Geld. Er schickte Boten nach Nürnberg und Straßburg, an Margarete; aber nur langsam tröpfelten kleine Summen zusammen. Fast das beste war, daß ihm Bourbon aus Mailand 10000 Dukaten schickte. Mit der äußersten Ungeduld ertrug er die peinliche Lage. Er wußte, wie es in Mailand stand, wo sein Sohn Kaspar die Landsknechte kommandierte. Die Leute drängten sich zu seinen Fahnen: welche Wonne, gegen den Papst auszuziehen! Aber mit ganz leerem Beutel konnte der Marsch doch nicht unternommen werden.

Endlich hatte er durch Verkauf und Verpfändung seiner eigenen Güter, des Geschmeides seiner Frau zu jenen Juwelen Ferdinands so viel Geld zusammengebracht, daß er sich in Bewegung setzen konnte. Am 19. Oktober schrieb er Bourbon aus Füßen: am 1. November werde er 32 Fähnlein in Meran mustern und dann sofort nach Italien aufbrechen. Es war fast zu spät. In demselben Briefe vom 28. Oktober, in welchem Nájera dem Kaiser diese erfreuliche Botschaft Frundsbergs meldet, fügt er hinzu, die Generäle seien zum Angriff ent-

schlossen, ob Frundsberg komme oder nicht; denn sie hätten keinen Pfennig Geld, keine Vorräte, das Land sei vollkommen ausgefressen. Es bleibe nichts übrig, als zu siegen oder zu sterben.

Frundsberg hielt mehr als Wort. Da er Anfang November sein Volk bei Meran und Bozen sammelte, waren es 35 Fähnlein, an 11000 Mann, vorzügliche Leute unter den besten Hauptleuten. Da sah man eine stattliche Reihe der Kriegsmänner versammelt, welche in den nächsten Jahrzehnten das deutsche Schwert zu Ehren brachten: Sebastian Schertlin, Konrad von Bemelberg, der kleine Heß genannt, Ludwig Graf zu Lodron, Frundsbergs Schwager, eine Menge anderer Grafen und Herren. Viertausend Mann nahmen ohne alle Löhnung an dem Zuge teil; die anderen begnügten sich mit dem kärglichsten Sold. Alles brannte vor Begierde, die „guten ehrlichen Gesellen" in Mailand zu befreien, dann Rom einen Besuch abzustatten*).

Am 9. November brach Frundsberg von Trient, wo einige Tausend Mann von der freigelassenen Besatzung Cremona's zu ihm gestoßen, gen Süden auf. Natürlich hatte Venedig alle Straßen und Pässe auf das sorgfältigste gesperrt. Aber wie oft war Frundsberg schon in winterlicher Zeit über diese Höhen geklettert! Er fand auch jetzt einen Steig, den die Feinde unbeachtet gelassen hatten, weil sie ihn für ungangbar hielten. Wie Alpenjäger stiegen die Landsknechte in die steilen, pfadlosen Wildnisse, oft ein Mann hinter dem andern kletternd. Der schwere Frundsberg, jetzt doch schon 53 Jahre alt, wäre wohl öfter in Gefahr gewesen, wenn seine Leute ihm nicht die Spieße wie ein Geländer dargeboten oder mit ihren Leibern ihn gestützt hätten. Von den Feinden unbelästigt, vollbrachten

---

*) Reißner, Frundsberg, Fol. 85 f. Ranke 2, 266 f. Ferdinand in seinem Briefe an Karl, Wien 31. Dezember (Gevay 1, 29) gibt das Heer Frundsbergs auf 12000 payez et environ 4000 aventuriers lanskenetz an.

die Deutschen den gefährlichen Marsch. Am 19. sammelten sie sich in der Nähe Brescia's. Es waren noch einige Tagemärsche nach Mailand. Aber Urbino verlegte den Weg. Frundsberg, der weder Reiter noch Geschütz über die Berge hatte bringen können, meinte den Feind, der ihm doch schwerlich Stand gehalten hätte, nicht angreifen zu können, schlug vielmehr die Richtung an den Po ein. Urbino folgte ihm, belästigte ihn, wagte ihn aber nicht ernstlich anzufassen. So kamen die Deutschen in die Nähe Mantua's; da sie hier einen schmalen Damm überschreiten mußten, welcher zur Brücke über den Mincio führte, griff Giovanni de' Medici heftig an. Es war ein höchst kritischer Moment. Da half wieder einmal der Papst den Ketzern.

Wir hörten, wie Clemens sich im Frühling sogar überwunden habe, Ferrara die Hand zu bieten. Aber mit seiner gewöhnlichen Unentschlossenheit und seinem Widerwillen gegen den Herzog verzögerte er den Abschluß so lange, bis es zu spät war. Erst am 17. November kam Guicciardini in die Lage, den Herzog um eine Konferenz zu bitten. Wie hätte dieser jetzt sich beeilen sollen, dem Papste entgegen zu kommen, wo aller Blicke nach Norden gerichtet waren, alles lauschte, was die Landsknechte unternehmen würden? Man hatte eben in Ferrara erfahren, daß sie an den Po marschierten, als ein von Lannoy gesendeter Bote eintraf, welcher für den Herzog die kaiserliche Belehnung mit Modena und Reggio und die Zusage der Hand seiner natürlichen Tochter Margarethe für des Herzogs Sohn brachte. Da das Erscheinen Frundsbergs die Sache des Kaisers mächtig gehoben hatte, schloß der Herzog rasch ab. Auf dem Wege nach Ferrara erfuhr Guicciardini am 25., daß er zu spät komme, daß der Herzog den Deutschen Geschütze gesendet. Diese Kanonen bahnten Frundsberg den Weg über den Mincio und befreiten ihn von seinem gefährlichsten Gegner. Denn einer der ersten Schüsse traf Giovanni de' Medici, den muthigsten und fähigsten unter den italienischen

Führern. Am 30. erlag der junge Krieger in Mantua seiner Wunde. Schmerzlich bewegt ruft Guicciardini aus: „So hat es Gott gefallen, so große Kraft genau in dem Augenblicke auszulöschen, wo wir ihrer am meisten bedurften." Da Medici nicht mehr trieb, ließ Urbino nicht nur am 28. November die Deutschen über den Po gehen, sondern stellte die Verfolgung vollständig ein*). Von Ferrara mit Geld und Geschütz unterstützt, konnte Frundsberg den Po aufwärts marschieren und, durch Wetter und Wasser freilich oft zu mehrtägigem Stillliegen genötigt, Ende Dezember das Gebiet von Piacenza erreichen. „Hier," schrieb er Bourbon, „sind wir glücklich angelangt über hohe Berge und tiefe Wasser, mitten durch die Feinde, in Hunger und Mangel und Armut. Was sollen wir thun?" Guicciardini aber schrieb: „In den Geschäften des Kaisers zeigt sich wieder das maßlose Glück, welches jedermann kennt; der Gipfel desselben besteht darin, daß er immer mit Feinden zu thun hat, welche ihre Kräfte nicht zu benutzen wissen"**).

Wer den Gang der Ereignisse seit dem Abschluß der heiligen Liga überblickte, konnte kaum zweifeln, was die nächste Zeit bringen werde. Hatte das schwache, von Nöten aller Art bedrängte Heer des Kaisers so viele Monate der feindlichen Uebermacht ohne erhebliche Verluste Stand halten können, so konnte ihm jetzt niemand den Sieg streitig machen. Denn jetzt wurde des Kaisers Sache nicht nur durch die Landsknechte

---

*) Einen Augenblick dachte er daran, bei Cremona über den Po zu setzen und Frundsberg auf dem rechten Ufer entgegen zu treten, gab es aber auf. So meldet Nájera am 5. Dezember dem Kaiser. Er läßt Medici nicht von einer Kanonenkugel, sondern durch einen Musketenschuß verwundet werden. Er nennt ihn el mejor hombre que para escaramuçar y combatir habia en todo el campo de la liga. Die Feinde meinten mit ihm todas sus fuerças y esfuerço verloren zu haben. Siehe den Brief bei Villa, Italia desde la batalla de Pavía hasta el saco de Roma p. 180 f.

**) Guicciardini, Opp. ined. 4, 544 ff. 5, 50.

Frundsbergs, sondern auch durch ein fast ebenso starkes Heer hochgehalten, welches endlich Lannoy aus Spanien herbeigeführt hatte. Ungefähr gleichzeitig erfuhr Clemens, daß Frundsberg über den Po gegangen und Lannoy mit seiner Flotte in den toscanischen Hafen S. Stefano eingelaufen sei. Einen Augenblick fürchtete man, die Landsknechte würden geradeswegs auf Rom marschieren. Wenn sie es thaten und Lannoy ihnen die Hand reichte, so war der Papst verloren. Man kann sich deshalb nicht wundern, daß er in einen Zustand geriet, in dem er, wie Carpi schreibt, nicht wußte, wo er war. Aber in kurzem kamen beruhigende Nachrichten. Die Landsknechte zogen nicht südlich gegen Rom, sondern westlich gegen Piacenza, und Lannoy schiffte sein Heer nicht in S. Stefano aus, sondern fuhr weiter nach Neapel. Dahin schickte der Papst am 2. Dezember seine Bevollmächtigten, um mit Lannoy zu verhandeln. Es schien den Ernst des Papstes zu beweisen, als er am 11. sogar Schomberg nachschickte. In Wirklichkeit wurde jedoch dadurch die französische Partei vom letzten Gegengewicht befreit; jetzt war Giberti allein Herr der päpstlichen Entschließungen, zumal denselben 11. die freudige Botschaft eintraf, daß die so lange ersehnte französische Flotte endlich vor Savona erschienen sei und Renzo da Ceri demnächst mit einer Geldsendung in Rom eintreffen werde. Sofort schlug die Angst des Papstes in Zuversicht um: er ließ Schomberg sagen, seine Reise zu Lannoy habe nicht ernstliche Verhandlung zum Zweck, sondern ein Kompliment für den Vizekönig zu bedeuten. Unterhandlungen würden am besten in Rom geführt werden*).

Den nächsten Tag kamen die ersten Boten aus Neapel zurück mit Bedingungen, welche nach Lage der Dinge überraschend bescheiden gefunden werden mußten. Lannoy schlug einen sechsmonatlichen Waffenstillstand vor; als Sicherheit sollte der Papst Ostia und Civitavecchia oder Parma und Piacenza

*) Grethen S. 136 ff.

geben, wogegen der Vizekönig ihm seinen Sohn stellen würde; über die Höhe einer vom Papst zu zahlenden Kriegsentschädigung sollte noch verhandelt werden. Solche Bedingungen hätte nur völlige Verblendung ablehnen können. Aber Lannoy, der wohl erst jetzt übersah, wie günstig die Sache seines Herrn in Italien stand, nahm jenen Antrag alsbald zurück und erklärte, nur wirklichen Frieden annehmen zu können, der dann noch durch Pisa und Livorno von seiten der Florentiner verbürgt werden müsse. Als Clemens diese Forderungen ablehnte, ging Lannoy noch weiter; er forderte jetzt als Bürgschaft des Friedens Parma, Piacenza, Ostia, Civitavecchia, Pisa und Livorno. Zugleich ließ er sein Heer in den Süden des Kirchenstaats einrücken.

Die Gedanken des Papstes schwankten unsicher hin und her. Am 27. Dezember eröffnete er Foscari den Einfall, man solle einen Versuch machen, Frundsberg zu bestechen, daß er umkehre; in seiner Geldnot und Geldliebe werde er wohl darauf eingehen. Der Venezianer hielt es für unwahrscheinlich, daß ein Kriegsmann, welcher seine Treue gegen den Kaiser durch ein so langes Leben bewährt und eben noch alle seine Güter verpfändet habe, um ihm zu dienen, durch Geld gewonnen werden könne; lieber solle der Papst die Landsknechte zu bestechen suchen. Er ermahnte ihn dann von neuem, wie er schon oft gethan, er möge doch seiner Geldnot dadurch ein Ende machen, daß er einige Kardinäle kreiere. Clemens erwiderte darauf nichts, sagte nur, er werde Kleinodien der Peterskirche fortfahren zu versilbern*). Er machte dem Venezianer an diesem Tage einen sehr traurigen Eindruck. Wie mußte derselbe erstaunen, als Clemens am Neujahrstage nach der Messe in St. Peter eine Vermahnung an Lannoy und die Colonna verlesen und dem Vizekönig mit dem Bann drohen ließ, wenn er nicht binnen sechs Wochen die Waffen niederlege!

Das war wohl die Wirkung verhältnismäßig günstiger

*) Foscari an die Zehn, Rom 27. Dezember. Archiv der Frari.

Nachrichten aus Frankreich, dessen träges Gehenlassen den üblen Gang des Kriegs ebenso verschuldet hatte, wie die Schlaffheit oder Unlust Urbino's. Jetzt endlich waren den Gesandten des Papstes und Venedigs wenigstens die besten Verheißungen gegeben*). Giberti mochte dadurch stark genug werden, den Papst zu einer solchen Unbesonnenheit zu verlocken. Clemens sollte sie bald bereuen. Als Renzo endlich am 8. Januar 1527 in Rom eintraf, brachte er nicht Geld, sondern die Forderung, wenn die französische Flotte gegen Neapel operieren solle, müsse der Papst auf Neapel zu Gunsten des Königs oder eines seiner Söhne verzichten. Das war also aus der so stolz verkündeten Befreiung Italiens geworden, daß das im Sommer 1525 so uneigennützige Frankreich jetzt zu Mailand auch Neapel forderte! Die Antwort des Papstes bestand darin, daß er am 28. Januar mit Lannoy einen Vertrag abschloß, welcher einen dreijährigen Frieden ausmachte. Der Papst hatte danach mit Florenz an den Kaiser 200000 Dukaten zu zahlen und als Bürgschaft dafür Parma, Piacenza und Civitavecchia einer dritten Person zu übergeben. Venedig konnte beitreten, wenn es eine noch zu bestimmende Summe an den Kaiser zahlte. Die Colonna sollten alles zurück erhalten, was sie früher besessen. Aber kaum war dieser Vertrag zu stande gekommen, so wurde der Papst durch die Nachricht, daß aus Frankreich und England je 30000 Dukaten für ihn unterwegs seien, wieder mit Kriegslust erfüllt. Er befahl, da der Vertrag erst in acht Tagen in Kraft treten sollte, trotz der bedungenen Waffenruhe seinen Hauptleuten, offensiv vorzugehen. Diese brachten dann Lannoy am 3. Februar vor Frosinone eine Schlappe bei, welche ihn zu einer rückgängigen Bewegung nötigte. Nun wollte der Papst von den ihm lästigen Bedingungen des Vertrags nichts mehr wissen. Man trug sich in Rom mit kühnen Plänen gegen

*) Acciajuoli's Berichte an Giberti und Salviati vom 16. und 17. Dezember. Desjardins, Négociations de la France avec la Toscane 2, 862 ff.

Neapel. Und in der That war das Königreich so schlecht verteidigt, daß Doria mit der französischen Flotte rasch eine Anzahl Küstenstädte nehmen und Renzo da Ceri in den Abruzzen vordringen konnte.

Lannoy war nicht der Mann, ernster Gefahr beharrlich die Stirn zu bieten. Wie er im Dezember 1524 von Pescara nur mit Mühe abgehalten werden konnte, von Lodi zum Schutze Neapels gegen Albany abzuziehen, so meinte er jetzt der Bedrohung Neapels um jeden Preis vorbeugen zu sollen, obwohl die großen Hoffnungen, welche man in Rom einen Augenblick auf die Erfolge in Neapel setzte, sehr rasch zerrannen*). Das päpstliche Heer war in trauriger Verfassung, das französische und englische Geld rasch verbraucht, die Aussicht, daß Frankreich endlich energisch in den Kampf eintrete, so unsicher wie je. Trotzdem mochte Lannoy bei der unzuverlässigen Gesinnung der Neapolitaner und den Schwierigkeiten, welche er mit seinen Truppen hatte, meinen, er sei noch übler daran als der Papst, und so kam nach längeren Unterhandlungen am 15. März ein Vertrag zu stande, welchen der Papst für ein überraschendes Glück halten mußte, obwohl er dennoch mehrere Tage schwankte, ob er annehmen oder ablehnen sollte**). Es wurde eine achtmonatliche Waffenruhe ausgemacht, welcher Venedig und Frankreich beitreten konnten. Von Bürgschaften, welche der Papst zu stellen, von Zahlungen, welche er zu leisten habe***), war nicht mehr die Rede. Die beiderseitigen Gebiete sollten von den feindlichen Truppen sofort geräumt werden.

Neapel wurde freilich durch diesen Pakt gesichert, aber das italienische Interesse des Kaisers aufs empfindlichste bloßgestellt.

---

*) Giucciardini, Opp. ined. 5, 325. Mignet 2, 294.

**) Giberti an Trivulzio, 12. März ff. Lettere di Principi 2, 59 ff.

***) Nur für die Befreiung jener beiden, früher als Geißeln gestellten Mitglieder seiner Familie sollte er 60000 Dukaten zahlen. Das schreibt ausdrücklich Nájera den 28. März bei Villa, Memorias para la historia del asalto y saqueo de Roma p. 78.

Was sollte aus Frundsberg werden, wenn er nach diesem Abkommen in die Lombardei abziehen mußte, welche nicht einmal das Heer Bourbons zu ernähren vermochte! War es etwa Lannoy recht, Bourbon in recht peinliche Verlegenheit zu bringen, oder rechnete er von vornherein darauf, daß dieser den Vertrag abweisen würde?*).

Die Dinge im Norden der Halbinsel hatten, seit wir Frundsberg verlassen, einen wunderlichen Gang genommen. Der Vereinigung Bourbons mit ihm schien seit Ende Dezember nichts mehr im Wege zu stehen, da Urbino weitab östlich am unteren Po still lag. Aber Bourbon konnte nicht von Mailand fortkommen, weil die Soldaten sich zu marschieren weigerten, ehe sie Geld erhalten. Nach unendlichen Mühen gelang es durch eine neue Zwangssteuer, welche man dem unglücklichen Mailand auflegte, durch Versilberung verschiedener Kirchenkleinodien und durch eine Selbstbesteuerung der Hauptleute**) die Truppen so weit zu befriedigen, daß man am 1. Februar von Mailand aufbrechen konnte. Leyva blieb dort mit etwa 12000 Mann zurück***). Es fragte sich zunächst, ob man Piacenza angreifen solle. Da es aber stark besetzt war und der Herzog von Ferrara zu eiligem Vormarsch trieb, beschloß man, gen Süden aufzubrechen. Auch das kam jedoch nur langsam zur Ausführung. Alle paar Tage gab es kleine Meutereien; dann hinderte das Wetter. Erst am 19. führten

*) Das letztere müßte man nach dem Berichte Nájera's vom 28. März annehmen, wo er schreibt, Lannoy habe Bourbon sagen lassen, er möge trotz dem Vertrage vorwärts marschieren, wenn er sich stark genug dazu fühle; dann werde auch er mit seinem Heere nach Rom kommen; Bourbon möge aber wohl überlegen, was er thue. Es fragt sich nur, ob diese Angabe Nájera's zuverlässig ist, da sie ihm so sehr paßte.

**) Nájera an Karl, 18. Februar. Villa, Italia p. 187. Bourbon mußte 3000, del Guasto und Leyva je 1000, die Hauptleute 300 oder 200 escudos zahlen. Sie waren also doch wohl leidlich bei Kasse, obwohl sie lange keinen Sold erhalten.

***) Die dortige Armee hatte also inzwischen, ich weiß nicht wodurch, eine beträchtliche Verstärkung erfahren.

Bourbon und Frundsberg ihre Truppen zusammen. Jetzt ging es in starken Märschen auf Bologna, in dessen Nähe sie Anfang März eintrafen. In Castel S. Giovanni nördlich von jener Stadt schlug das Heer sein Lager auf.

Sobald sich die Kaiserlichen wieder in Bewegung setzten mit der unzweifelhaften Absicht, entweder Florenz oder Rom oder beide zu treffen, mahnte Guicciardini unablässig, der Papst müsse rasch zu einer Entscheidung kommen, entweder mit voller Energie den Krieg fortzuführen oder Frieden zu machen. Das bisherige Schwanken zwischen beiden werde sicheres Verderben bringen. Es werde die Unlust der Verbündeten, zu helfen, steigern und den Kaiserlichen die Möglichkeit schaffen, eine Stellung zu gewinnen, wo sie nur noch auf einen Vertrag eingehen würden, welcher des Papstes völligen Ruin bedeute. Anfang Februar schien sich Clemens für Fortsetzung des Kriegs entschieden zu haben. Wenn er das wolle, schrieb Guicciardini, müsse er die Vorbedingungen erfüllen, von denen ein Erfolg abhänge. Er müsse das früher bei Ferrara Versäumte nachzuholen eilen und die Unlust des Herzogs von Urbino in guten Willen zu verwandeln suchen. In der That hatten diese beiden Herzöge jetzt die Zukunft Italiens in der Hand. Wie Frundsberg ohne Alfonso's Hilfe schwerlich über Mincio und Po gekommen wäre, so hing der Vormarsch der Kaiserlichen gegen die Romagna und Toscana durchaus von der Unterstützung des Herzogs ab. Hätte er nicht namentlich im März immer wieder mit Geld, Mehl, Vieh ausgeholfen, so würde sich das Heer in S. Giovanni, wo längere Zeit Schnee und Regen jede Bewegung hinderten, vermutlich in Zuchtlosigkeit aufgelöst haben. Zumal wenn Urbino den in Bologna stehenden päpstlichen Truppen die Hand geboten und dadurch dem Feinde unmöglich gemacht hätte, sich weit über das Land zerstreuend Korn und Vieh zusammenzutreiben.

Statt dessen hatte Urbino das Gegenteil gethan. Sobald die Feinde den Marsch auf Bologna antraten, ging er über

den Po zurück. Guicciardini kannte den Grund dieses Verfahrens sehr gut. Die Venezianer hatten längst das Vertrauen auf die Beharrlichkeit des Papstes verloren. Sie meinten jeden Augenblick darauf gefaßt sein zu müssen, daß er mit dem Kaiser Frieden mache, wo dann die Scharen Bourbons und Frundsbergs sich auf ihr Gebiet stürzen würden. Deshalb handelte Urbino ganz im Sinne der Republik, wenn er auf Guicciardini's Wunsch, sich mit den Päpstlichen in Bologna zu verbinden, nicht einging, sondern behauptete, man hindere den Feind am besten, wenn man in zwei Abteilungen operiere, von denen die eine seinen Vortrab aufhalte, die andere seine Nachhut belästige. Wenn er nun aber im Augenblicke des Vordringens der Feinde gar zurückwich, so wurde das nicht von dem venezianischen Interesse, sondern von seiner persönlichen Stimmung eingegeben. Er grollte, wie wir wissen, den Medici und wollte jetzt, wo Clemens' Schicksal in seiner Hand lag, wenigstens eine gewisse Genugthuung haben. Nach Guicciardini's Korrespondenz hätte er sich auf die Forderung des kleinen S. Leo bei Florenz beschränkt, dessen Wert sowohl für diese Stadt wie für Clemens so gering war, daß beide sich nicht einen Augenblick besinnen durften, mit ihm den guten Willen Urbino's zu gewinnen. Das unterlag für Guicciardini so gar keinem Zweifel, daß er am 20. Februar, als er vom Aufbruch der Feinde erfahren, Urbino aus eigener Machtvollkommenheit S. Leo verhieß. Aber obgleich jeder Tag die empfindlichsten Beweise für die Richtigkeit von Guicciardini's Urteil brachte, daß das päpstliche Gebiet ohne die eifrige Unterstützung Urbino's den feindlichen Verwüstungen preisgegeben sei, obwohl Guicciardini seit Ende Februar fast jeden Tag predigte, sobald die Kaiserlichen einmal Toscana beträten, sei Rom verloren, obwohl der Zustand des päpstlichen Heeres in Bologna mit jeder Woche kläglicher wurde, der Papst blieb für alle Mahnungen seines weisen Kommissärs taub. S. Leo dem Herzog zu geben, konnte er sich ebensowenig überwinden, wie Ferrara durch freilich

größere Opfer zu gewinnen. Seine Klugheit glich blödester Thorheit *).

Das kaiserliche Heer lag seit dem 8. März in San Giovanni. Die Führer hatten den Soldaten Hoffnung gemacht, sie würden von Herzog Alfons, welchen der Kaiser zu seinem Generalkapitän ernannt, instandgesetzt werden, ihnen einmal eine etwas reichlichere Zahlung zu machen. Aber der Herzog lehnte die Ehre, ein solches Heer zu kommandieren, ab und schickte nach vielen Verhandlungen statt der von Bourbon erbetenen 50000 Dukaten nur 15000. Da brach am 13. zuerst bei den Spaniern, dann bei den Deutschen eine Meuterei aus, welche das Heer aufzulösen drohte. Bourbon mußte aus seinem Quartier fliehen, das von den tobenden Soldaten ausgeplündert und verwüstet wurde; in einem Versteck bei Frundsberg entzog er sich der Wut. Eilig ritten Guasto, Graf Lodron und Nájera nach Ferrara, um weiteres Geld zu holen. „Wir sind verloren," schrieb dem Herzog sein Gesandter Naselli, „wenn Ew. Excellenz die Herren nicht gut und rasch expediert. Ich bin überzeugt, Ew. Excellenz wird helfen, sonst ist es um dieses Unternehmen geschehen." Der Herzog gab wirklich noch einmal 12000 Dukaten, welche am 15. unter Spanier und Deutsche geteilt wurden. Die Landsknechte gaben sich aber in keiner Weise damit zufrieden. Sie erklärten am 16., sie würden nicht von der Stelle gehen, wenn ihnen Bourbon nicht eine größere Zahlung für den Augenblick ihrer Ankunft vor Florenz und die Entrichtung aller Rückstände (150000 Dukaten) auf den 21. April verspräche. Der Herzog weigerte sich, eine Verpflichtung zu übernehmen, von der er wußte, daß er sie nicht erfüllen könne. Jetzt ließ Frundsberg seine Leute einen Ring machen, trat mit Philibert von Oranien und einigen Hauptleuten hinein und sprach, was ihm der Augenblick eingab. Es

*) Guicciardini, Opp. ined. 5, 228 ff. Als es zu spät war, suchte er freilich noch einmal Ferrara auf seine Seite zu ziehen. Siehe Nájera's Brief vom 8. März bei Villa, Italia p. 202.

sei alles mögliche geschehen, um Geld zu schaffen. Was man habe zusammenbringen können, sei ihnen gegeben. Der Kaiser sei fern. Aber in Rom würden sie alles erhalten. Wenn das Heer sich jetzt in Zuchtlosigkeit selbst zerstöre, seien alle verloren. Aber an dem tobenden Haufen waren nicht nur alle Gründe wirkungslos, auch das Ansehen des geliebten Führers vermochte nichts. Das Geschrei: Geld! Geld! erstickte seine Stimme, sogar einzelne Spieße senkten sich gegen ihn: da brach der starke Mann zusammen. Man meinte, seine letzte Stunde sei gekommen. „Sollte Frundsberg sterben oder in Ferrara zurückbleiben müssen," schrieb Nájera, „so würde dieses Heer in noch viel größere Not geraten, denn seine Leute fürchten ihn und haben großen Respekt vor ihm." Es kam doch so. Man mußte den Kranken nach Ferrara bringen, wo er ein Jahr lang still lag. Bemelberg trat an seine Stelle*).

Ob jetzt die Wütenden erkannten, was sie angerichtet, oder was sie sonst zur Ruhe brachte, weiß ich nicht. Kaum war eine gewisse Ordnung hergestellt, so brach jenes entsetzliche Unwetter herein, welches neun Tage lang anhielt. Die Führer hatten gemeint, mit den von Ferrara gelieferten Vorräten den Marsch über den Apennin machen zu können; statt dessen mußten dieselben im Stillliegen verzehrt werden. So war die Lage des Heeres, als am 19. die erste Nachricht von Lannoy's Vertrag eintraf, welche dann Ferramosca, einer der Unterhändler des Vizekönigs, mit Vorlegung der Aktenstücke bestätigte. Da Guasto wieder in Ferrara war, um von dem Herzoge neue Sendungen zu erbitten, wartete man seine Rückkehr ab. Unmittelbar nachdem sie erfolgt, traten alle Führer am Abend des 24. zu einem Kriegsrate zusammen. Die Antwort verstand sich von selbst, wie sie auch verhüllt werden mochte. Dieses Heer mit leeren Händen nach der Lombardei zurückzuführen

*) Naselli's Berichte bei Balan 1, 412 ff. Nájera's Bericht vom 28. März bei Villa, Memorias p. 76 f., Reißner, Frundsberg Fol. 104 f.

war ebenso unmöglich, als den bisherigen Retter desselben, Herzog Alfons, preiszugeben. Die Führer konnten die Form wählen, sich einverstanden zu erklären; sie waren gewiß, daß die Soldaten, über welche sie längst die wirkliche Autorität verloren hatten, nicht gehorchen würden. Bald hatte Ferramosca Grund, sich vor der Wut der Soldaten durch die Flucht zu retten.

Am 30. brach das Heer auf, um an Bologna vorbei auf Florenz zu ziehen, von wo ebenso wie von Siena geheime Boten gekommen waren, zum Vormarsch aufzufordern. Das Heer zählte 700 Lanzen, 800 leichte Reiter, 10 000 Landsknechte, 5000 Spanier und über 3000 Italiener, dazu vier größere und 12 kleinere Geschütze und eine unendliche Wagenreihe*). Wie eine zerstörende Flut ergoß es sich über das Land, Städte und Dörfer ausraubend und nur zu oft niederbrennend. Es war vergeblich, daß sich Lannoy auf Bitten des Papstes zum Heere begab. Anfänglich schien es allerdings, als solle Clemens mit einer Zahlung von 150 000 Dukaten, welche das arme Florenz aufbringen müsse, davonkommen. Ein Abgesandter Bourbons verhieß dafür die Umkehr der Armee. Aber die Soldaten verwarfen das Abkommen; sie forderten das Doppelte. Der Papst, welcher auf jene erste Nachricht hin die Leute Giovanni's de Medici entlassen und sich ganz wehrlos gemacht hatte, fuhr zusammen, als er die letzte Forderung der Soldaten hörte. Wie sollte er eine solche Summe aufbringen? Eher, sagte er, könne er Himmel und Erde verbinden. Und wo war die Bürgschaft, daß die Feinde nach acht Tagen nicht wieder mehr verlangen würden? Am 25. April trat er zur Liga zurück und begann zu rüsten.

Am 19. hatte Guicciardini dem Datar den furchtbaren Ernst der Lage in ergreifenden Worten geschildert. Er konnte

*) So gibt Nájera in seinem Brief vom 8. März an. Villa, Italia p. 202.

ihm die tröstliche Nachricht melden, daß sich Urbino endlich wieder in Bewegung gesetzt habe. „Aber die Hauptsache," schrieb er, „ist, daß wir uns selbst helfen wollen, daß uns die Verzweiflung zu dem treibt, was uns die Vernunft und die vergangene Not nicht hat abgewinnen können." Wie immer, hing auch jetzt alles an der Geldfrage. Der Papst hatte seit Monaten nur noch ein Mittel, rasch beträchtliche Summen aufzubringen: die Kreierung von Kardinälen. Guicciardini hatte wie Foscari unablässig darauf gedrungen, immer vergebens. Jetzt schrieb er: „Die Feinde wollen von uns alles, was wir haben; ihre Waffen zielen nicht nur auf das Zeitliche, sie zerstören die Kirchen, entweihen die Sakramente, besudeln den christlichen Glauben durch ihre Ketzereien. Wer diesen Dingen wehren kann und es nicht thut, obwohl er dazu verpflichtet ist, der unterliegt derselben Schande und derselben Strafe wie sie selbst. Wenn unser Herr lieber den Ruhm der Welt verlieren, den von seinen Vorfahren erworbenen Staat, seine Heimatstadt zu Grunde richten will, als die Kardinäle kreieren, so darf er doch die geistliche Autorität, den Glauben Christi nicht gering schätzen, welcher den Lutheranern zur Beute wird, wenn er diesen Krieg verliert. Gott hat ihn zu seinem Stellvertreter nicht erwählt, damit er die Kirche und den Glauben zerstören und die Welt mit Ketzerei erfüllen lasse; er kann mit gutem Gewissen nicht ablehnen, das Notwendige zur Verteidigung der heiligsten Dinge zu thun. Jeder Verständige beschwört Seine Heiligkeit, nicht länger zu zögern. Er muß sich verteidigen, da er Frieden nicht haben kann. Möge er um Gottes willen nicht säumen, bis die Hilfe zu spät kommt! Schon jetzt ist es kaum noch Zeit."

Es war gewiß löblich, daß Clemens sich aufs äußerste sträubte, Kardinäle nur des Geldes wegen zu kreieren; aber wenn man tugendhaft sein will, darf man nicht die Wege wandeln, welche zum Laster führen. Seine Politik war die Leo's X.: wie konnte er sich einbilden, sie mit den reinen

Händen Adrians VI. zu treiben? Aber dieser kluge Mann besaß den Eigensinn, welchen man sonst nur bei beschränkten Köpfen findet. Da seit vielen Monaten alles in ihn gedrungen war, sich durch eine Kardinalswahl zu retten, und er das einmal als gegen sein Gewissen zurückgewiesen hatte, so beharrte er auch jetzt dabei. Nicht nur auf Guicciardini's Mahnung, dessen weise Ratschläge er sich längst gewöhnt hatte in den Wind zu schlagen, sondern selbst dann noch, als er am 25. April zu den Feinden des Kaisers zurückgetreten war. Allerdings hieß es jetzt, das lange Ersehnte solle geschehen, aber es geschah nicht. Erst am 3. Mai, als die Kunde, die wilden Scharen Bourbons hätten Viterbo erreicht, namenlosen Schrecken über Rom brachte, that der Papst, was jetzt keinen Sinn mehr hatte, verkaufte fünf rote Hüte für 200 000 Dukaten.

Geld hatte er nun, auch an Armen schien es nicht zu fehlen. Das im September Erlebte trieb zur Tapferkeit. Die Bürger zeigten sich willig zur Verteidigung. Der energische Renzo, welcher den Oberbefehl hatte, bewies beste Zuversicht. Man bildete sich ein, Urbino, welcher den Feinden in letzter Zeit ziemlich nahe gefolgt war, werde rasch zum Entsatz da sein, obwohl Guicciardini zeitig und dringend vor Illusionen gewarnt hatte. Als am Abend des 4. Mai ein Trompeter Bourbon's vor dem Thore erschien, wurde er mit Hohn abgewiesen. Am andern Nachmittag lagerte das Heer vor der ewigen Stadt. Im Morgengrauen des 6. Mai begann der Sturm. Ein eigentlich tollkühnes Unternehmen, da man, um rascher marschieren zu können, die Geschütze unterwegs zurückgelassen hatte. Aber der Hunger und die Nähe Urbino's zwang zu verzweifeltem Wagnis. Obwohl ein dichter Nebel den Angriff begünstigte, wurden die Stürmenden doch anfangs überall zurückgeworfen. Das Heer und seine Führer waren verloren, wenn der Sturm mißlang. Das trieb Bourbon, von dem wir sonst so persönlichen Heroismus nicht hören, vom Rosse zu steigen und selbst eine Leiter an die Mauer zu legen. Indem

er den Fuß darauf setzte und seine Leute ermunterte, ihm zu folgen, traf ihn eine Kugel, der er nach wenigen Stunden erlag. Die Römer jubelten. Aber die Wut des Angriffs wurde durch den Fall des Feldherrn so gesteigert, daß in kurzem hier Spanier, da Deutsche die Mauer erklommen*).

Immerhin war erst die Vorstadt, der Borgo, genommen. Der breite Strom schützte die eigentliche Stadt, wenn man die Brücken verteidigte oder abbrach. Aber kopflose Angst, unsägliche Verwirrung lähmte alles. Ehe sich der Abend herabsenkte, war ganz Rom die Beute der Sieger. Kaum hatte sich der Papst mit einer Anzahl Kardinäle und anderer vornehmer Herren, denen sich einige Tausende Fliehender nachdrängten, in die Engelsburg retten können.

Soll ich das hundertmal geschilderte, das namenlose Grauen, welches jetzt die Hauptstadt der katholischen Christenheit verhüllte, das wahrhaft entsetzliche Toben der losgelassenen Kriegsfurie ausmalen? Die Spanier und Italiener, welche jahrelang gedarbt, die Deutschen, welche sechs Monate nie ihren rechten Sold, oft keine Nahrung gehabt, sie alle wurden durch die Reichtümer Roms in eine Art Raserei versetzt. Es war ihnen völlig gleich, ob der Palast, den sie ausplünderten und verwüsteten, einem Kaiserlichen oder einem Feinde gehörte; auch das Bekenntnis machte keinen Unterschied. Der Spanier, der Italiener zerbrach die kostbarsten Heiligtümer mit demselben Vandalismus, wie der lutherische Landsknecht. Wie ein Orkan wildester Zerstörungswut tobte durch die Stadt, zu welcher seit einem Jahrtausend die fromme Sehnsucht der Christenheit aufgeblickt hatte.

Ein Spanier schreibt einen Monat nach der Erstürmung: „In Rom, der Hauptstadt der Christenheit, wird keine Glocke geläutet, keine Kirche geöffnet, keine Messe gelesen, es gibt

---

*) Villa, Memorias p. 87 ff. Guicciardini 5, 415 ff. Gregorovius 8, 502 ff. Grethen S. 164 ff.

weder Sonntag noch Festtag. Die reichen Buden der Kaufleute sind Pferdeställe; die herrlichsten Paläste sind verwüstet, viele Häuser verbrannt, die Thüren und Fenster der anderen zerbrochen und fortgeschleppt, die Straßen in Misthaufen verwandelt, der Gestank der Leichen entsetzlich; Menschen und Tiere haben gleiches Begräbniß; in den Kirchen habe ich von Hunden zerfressene Leichen gesehen. Auf den Plätzen stehen die Tische gedrängt, auf denen um große Haufen Dukaten gewürfelt wird. Gotteslästerungen erfüllen die Luft, daß die Guten, wenn es gibt, wünschen taub zu sein. Ich weiß nicht, wem ich das vergleichen soll, als der Zerstörung Jerusalems. Ich glaube nicht, daß ich gleiches sehen würde, wenn ich zweihundert Jahre lebte. Jetzt erkenne ich die Gerechtigkeit Gottes, der nichts vergißt, wenn er auch spät kommt. In Rom wurden alle Sünden ganz offen geübt, Sodomie, Simonie, Idolatrie, Heuchelei, Betrug. . . . So können wir wohl glauben, daß das nicht durch Zufall gekommen ist, sondern durch göttliches Urteil. . . . Am Donnerstage der letzten Charwoche, als der Papst zehntausend Menschen seinen Segen gab, kletterte ein Verrückter fast nackt auf eine Bildsäule des heiligen Paulus, welche auf den Stufen der Kirche steht, erhob seine Augen zum Papst und rief: ‚Sodomitischer Bastard, durch deine Sünden wird Rom zerstört werden, bekenne und bekehre dich; wenn du mir nicht glauben willst, in vierzehn Tagen wirst du es sehen.‘ Und an diesem Tage kam die Zerstörung. Es war ein so großer Nebel, daß diejenigen, welche auf der Mauer standen, wie in Blindheit die Feinde nicht sahen, nur den Tumult hörten. Als sie drin waren, wurde es so heller Tag, daß sie ihren Sieg wohl verfolgen konnten. Große Dinge sehen wir in unseren Tagen, und wenn auch nicht ohne Schaden und Kummer, freue ich mich doch, Augenzeuge zu sein“ *).

---

*) Villa, Memorias p. 139 ff. Eine ausführliche Schilderung des Sacco findet man bei Gregorovius 8, 525 ff.

Deutschland nach dem Bauernkriege.

Niemand hätte voraussehen können, daß das Zerwürfnis zwischen Kaiser und Papst zu einer so furchtbaren Katastrophe führen werde. Am wenigsten lagen solche Greuel in der Absicht des Kaisers, welchem es zwar recht war, wenn den Zweideutigkeiten des Papstes durch einen starken Schlag ein Ende gemacht und er zu wirklichem Frieden gezwungen würde, dem aber die barbarische Verwüstung Roms durch sein Heer in jedem Betracht widerwärtig sein mußte. Ich habe schon hervorgehoben, daß seine Weisungen auf den Gang der Dinge in Italien keinen Einfluß zu üben vermochten, weil bei ihrem Eintreffen die Lage jedesmal eine ganz andere geworden war, als er angenommen hatte. Ganz besonders in den letzten Monaten bedeutete es gar nichts, was er an Bourbon oder Lannoy schrieb, weil nicht sie, sondern die Soldaten geboten. Man hat deshalb mit Unrecht den Kaiser für das in Rom Geschehene insofern verantwortlich machen wollen, als er Bourbon in seinem Unternehmen gegen Rom bestärkt habe. Daß man dem Papste direkt zu Leibe gehen müsse, wenn man Frieden haben wolle, verstand sich von selbst. Dagegen kann man den Kaiser insofern nicht von Schuld freisprechen, als er sein Heer in eine Verfassung geraten ließ, bei der von seiner Zuchtlosigkeit das Schlimmste zu fürchten war. Wie aber hätte er dem abhelfen sollen? Dieser entsetzliche Zustand suchte Italien seit Jahren heim.

Mailand hatte in gewisser Weise Aergeres erduldet als Rom. Unzählige Städte und Dörfer, welche das kaiserliche Heer seit Februar berührt, erlitten Aehnliches wie Rom, nur daß die Welt sich nicht darum kümmerte, während der Schlag, welcher die Herrlichkeit Roms so schwer traf, durch die ganze Christenheit dröhnte.

Für das Papsttum war indessen diese Verwüstung seiner Hauptstadt, die darauf folgende Gefangenschaft seines Trägers weit nicht die empfindlichste Wirkung der Feindseligkeit, mit welcher Clemens seit Jahren dem Kaiser begegnet war. Das eigentliche Verhängnis lag darin, daß dieser Papst seit dem Frühling 1525 alles, was an ihm war, gethan hatte, um dem Kaiser die von ihm so heiß ersehnte Herstellung der katholischen Einheit im Reich und damit in der Christenheit unmöglich zu machen. Wir sahen früher, wie, nachdem der Aufstand der Bauern in Blut erstickt worden, alle Verhältnisse dem Wunsche des Kaisers, jetzt endlich die Ketzerei mit Stumpf und Stiel auszurotten, mit wunderbarer Gunst entgegenkamen. Die eifrigsten Gegner Luthers, Herzog Georg von Sachsen und Kurfürst Joachim von Brandenburg, fanden es nach dem Siege über die Bauern so selbstverständlich, daß die Sieger jetzt sich gegen die wahre Quelle des Aufruhrs, die Lehre Luthers, wenden müßten, daß sie zu dem von ihnen im Juli 1525 mit dem Kurfürsten von Mainz und den Herzogen von Braunschweig in Dessau aufgerichteten Verständnisse, welches ausdrücklich darauf abzielte, „die verdammte lutherische Sekte als die Wurzel dieses Aufruhrs auszuroden“, auch den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen einluden. Den sächsischen Kurhut trug jetzt aber nicht mehr der bedächtige Friedrich, sondern sein Bruder Johann, welcher sich zu Luthers Lehre viel unumwundener als jener bekannte, während der junge Landgraf Philipp sich ebenfalls seit dem Sommer 1524 für dieselbe entschieden hatte. So lehnten denn beide es ab, mit den Dessauer Verbündeten zusammenzugehen, wenn sie auch noch

die Gemeinschaft mit der „lutherischen Sekte“ in Abrede stellten *).

War damit eine energische katholische Reaktion im Norden gehemmt, so bewirkten andere Verhältnisse, daß auch im Süden nichts Durchgreifendes geschah. Allerdings wurden im Gebiete des Schwäbischen Bundes zusammen mit den Bauern auch die Prädikanten schwer betroffen; so weit die Hand der Bischöfe, der Herzoge von Bayern und der ihnen gleichgesinnten Herren reichte, wurde die neue Lehre gründlich ausgerottet. Auch in vielen Städten, welche vom Aufruhr ergriffen worden, gesellte sich die katholische Restauration zur Herstellung der äußeren Ordnung. Aber auch die großen Reichsstädte, welche im oberen Lande die Hauptstützen der neuen Lehre abgaben, wieder Rom zu unterwerfen, reichte die Kraft der Gegenbewegung nicht aus, obwohl auch in diesen Städten die Erlebnisse des Jahres 1525 die frühere Entschlossenheit und Begeisterung sehr gemindert hatten**).

Wenn die unvergleichliche Gelegenheit zur Vernichtung der Ketzerei voll hätte ausgenützt werden sollen, wäre entweder ein kräftiges Auftreten des Regiments, oder der durchgreifende Einfluß Ferdinands nötig gewesen. Weder das eine noch das andere bestand. Das Regiment hatte durch den Bauernkrieg eine weitere Minderung seiner längst untergrabenen Autorität erfahren. Mit dem besten Willen suchte es im Dezember 1524, im März, April und Mai 1525 zu vermitteln, die erhitzten Gegner zu leidlichem Vertrag zu bringen: hier wurden seine

---

*) Friedensburg, Zur Vorgeschichte des Gotha-Torgauischen Bündnisses S. 12 ff. 112 ff.

**) Noch am 21. Mai 1526 schreibt der bekannte Lazarus Spengler aus Nürnberg, der Aufruhr habe nicht nur bei den Fürsten, sondern auch bei den Städten so großes Aergernis erregt, „daß schier kain statt das wort gottes bei sich leiden mag; es ist vilen mehr ain greul und unlust dann trost worden. So will auch ein jegliche itzo vilmer darnach trachten, wie sie ain gnedigen kaiser (ab des zukunft sich der mehrer tail entsetzen) dann einen gnedigen got uberkommen“. Virck, Polit. Korrespondenz der Stadt Straßburg 1, 256.

Boten von den übermütigen Bauern, da von den siegsgewissen Führern des Schwäbischen Bundes gerade so geringschätzig zurückgewiesen, als kämen sie im Auftrage irgend eines kleinen, zur Einmischung unbefugten Herrn*). Zuletzt mußte das Regiment selbst vor den Bauern von Eßlingen nach Ulm fliehen, wo es sechs Wochen lang gewissermaßen verschwand. Nicht viel besser als dem Regiment war es Ferdinand ergangen. Ich weiß nicht, ob es einem Zeitgenossen zum Bewußtsein gekommen ist, daß ohne die Schwäche, Mittellosigkeit und anderweitige Beschäftigung Ferdinands der Aufruhr in seinen kleinen Anfängen hätte erstickt werden können. Das aber wußten die Herren des Schwäbischen Bundes sehr genau, daß ihr zeitiges Einschreiten gegen die Empörung zum guten Teil daran gescheitert war, daß Ferdinand wie immer mit seinen Zahlungen mehr als irgend ein anderer im Rückstande blieb**). Und wenn sich weiterhin über das Algäu noch ernstere Differenzen zwischen dem Bund und Ferdinand ergaben, so war daran nicht nur die Hilflosigkeit des Erzherzogs, sondern die wiederholt an diesem Fürsten beobachtete Eigentümlichkeit schuld, daß er mitten in der größten Bedrängnis auf Erweiterung seiner Macht sann. Er dachte jetzt dem Bischof von Augsburg Füßen zu entziehen, während er zugleich kühne Pläne gegen Salzburg schmiedete. Und in wie trostloser Not steckte er doch gerade damals in seinem Tirol, dessen „Städte und Gerichte", durch das Regiment Salamanca's und seiner Helfershelfer aufs äußerste erbittert, ihn ziemlich lange in Innsbruck so gut wie gefangen hielten***). Als im ganzen Reiche der Aufruhr längst

*) Das Urkundliche über diese gescheiterten Versuche findet man im Wiener Archiv „Kriegsakten I".

**) Am 22. März schreibt Ulrich Artzt, es mangle besonders durch Ferdinands Schuld an Geld, der doch billigerweise vor allen anderen zahlen sollte Er hatte damals den seit Monaten ausgeschriebenen Anschlag für Oesterreich und Württemberg noch nicht gezahlt. Korrespondenz des Ulrich Artzt 6, 378. Vgl. 6, 318. 343. 393.

***) Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode S. 510 ff. Sala-

bezwungen war, tobte er in verschiedenen Gebieten Ferdinands noch bis in den Winter fort, ja fristete hier und da sein Leben in das Jahr 1526 hinein. Der Grund dieser ganz besonderen Ohnmacht des Erzherzogs lag einmal in seiner beispiellosen Finanznot, sodann wohl aber auch darin, daß seine Regierung in Tirol wie im Elsaß ungewöhnlichen Haß erregt hatte*).

Aus diesen Thatsachen ergibt sich von selbst, daß Ferdinand, während die eifrigen Freunde Roms im Norden den günstigen Augenblick zu benutzen wenigstens Anstalt machten, das ganze Jahr 1525 hindurch gar nicht daran denken konnte, vielmehr sich glücklich schätzen mußte, wenn er in den eigenen Landen sein Regiment notdürftig behauptete. Eben dieses Jahr hatte aber weitere Schwierigkeiten hinterlassen. Die natürliche Interessengemeinschaft, welche auf kirchlichem Gebiet Ferdinand mit dem Schwäbischen Bunde und besonders mit den bayrischen Herzogen verband, hatte durch die im Bauernkriege gemachten Erfahrungen einen bedenklichen Stoß erlitten. Die oberdeutschen Fürsten und Herren wußten jetzt genau, daß der kaiserliche Statthalter ebenso begehrlich wie leistungsunfähig war, daß sein Eifer für den alten Glauben ihn nicht abhielt, nach geistlichem Gut trotz den schlimmsten Ketzern die Hand auszustrecken. Ueber Salzburg war es speziell zwischen Bayern und dem Erzherzog zu Reibungen gekommen, welche ein aufrichtiges Zu-

---

manca nennt ein von Spalatin aufgezeichnetes Gebet, worin Gott gebeten wird, den Entsetzlichen mit allen Plagen heimzusuchen: pecuniarum lupum rapacissimum, totius Germaniae hostem immanissimum. Kapp, Kleine Nachlese 2, 633.

*) Kirchmairs Denkwürdigkeiten S. 459 ff. 470 ff. Laburner, Beiträge zur Geschichte des großen Bauernrebells (Archiv für Geschichte Tirols, 14. Jahrg. S. 85 ff.). Waldshut war, wie Ferdinand seinem Bruder am 4. Dezember klagt, damals noch nicht zur Unterwerfung gebracht. Eine lebhafte Schilderung seiner Bedrängnisse entwirft Ferdinand selbst in einem ausführlichen Schreiben an den Papst, Innsbruck 20. Mai 1525 (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften 1849 S. 28 ff.), worin er Clemens um Geld bittet und klagt, daß die Landsknechte gegen ihre Landsleute nicht wohl zu verwenden seien.

sammenwirken beider zur Ausführung der Regensburger Beschlüsse unmöglich machten.

Zu dieser Wirkung heimischer Verhältnisse gesellte sich nun aber der gewaltige Druck der europäischen Gegensätze. Wenn der Papst seit dem Juni 1525 sich zu scharfer Opposition gegen den Kaiser genötigt glaubte, wenn gleichzeitig Frankreich und England alles aufboten, um der kaiserlichen Uebermacht Schwierigkeiten zu bereiten, wo sie nur konnten, so versteht sich von selbst, daß das Reich von dieser großen europäischen Konspiration nicht unberührt blieb. Im Oktober 1525 finden wir die drei Fürsten, welche einst Sickingen niedergeworfen, zu einer geheimen Beratung in Alzei vereinigt. Sie beschließen, in der Reichspolitik zusammenzugehen und vornehmlich die bayrischen Herzoge in ihr Verständnis zu ziehen. Daß ein Bündnis, zu dessen Begründern neben dem Landgrafen Philipp der Erzbischof von Trier gehörte und in welches man vor allen die Bayern hineinziehen wollte, nichts mit der religiösen Frage zu thun haben konnte, leuchtet ein. Vielmehr wird es sich um eine rein politische Verbindung zu dem Zwecke gehandelt haben, gefürchtete Uebergriffe des Hauses Habsburg im Reiche abzuwehren, und es wäre seltsam, wenn hinter derartigen Bestrebungen nicht jetzt bereits ebenso Frankreich wie der Papst gesteckt hätte.

Ferdinand fürchtete ja längst von den deutschen Fürsten gefährliche Umtriebe. Im April schrieb er dem Kaiser, Frankreich, das den Herzog Ulrich gegen ihn in Bewegung gesetzt, habe zugleich mit dem Kurfürsten von Brandenburg, mit dem Pfalzgrafen und dem Erzbischof von Trier praktiziert*). Was Frankreich im März that, mußte es natürlich im Oktober noch eifriger betreiben, wo die Hoffnung, seinen König aus der Gefangenschaft zu befreien, auf den niedrigsten Punkt gesunken war. Und wenn der Papst damals vermutlich noch Bedenken

---

*) Ferdinand an Karl, Innsbruck 2. April 1525 (Wien. Arch.).

getragen hatte, in Deutschland gegen den Kaiser zu arbeiten, so mußte er jetzt, nach der Verhaftung Morone's, die im Reiche sich sammelnde Opposition gegen die habsburgische Macht von Herzen willkommen heißen und fördern. So begann sich damals die eigentümliche Kombination zu bilden, in welcher eifrig lutherische und eifrig katholische Elemente einander die Hand reichten, um die kaiserliche Politik in Schranken zu halten, beide zugleich von Frankreich und der Kurie nach Kräften unterstützt. Schon damals tauchte der Gedanke auf, Herzog Wilhelm von Bayern zum römischen Könige zu wählen; jedenfalls sollte die Wahl Ferdinands um jeden Preis verhindert werden*).

Wenn wir uns erinnern, wie schwach es mit der Autorität des Statthalters bestellt gewesen war, ehe so gefährliche Koalitionen ihm entgegenwirkten, und wenn wir nun die Schläge hinzunehmen, welche die Erschütterungen des Jahres 1525 den Finanzen und dem Ansehen Ferdinands versetzt hatten, so begreifen wir, daß von seiner Seite nichts geschehen konnte, um die Gunst des Moments für eine durchgreifende Herstellung der alten Kirche zu benutzen. Nach der inneren Lage des Deutschen Reichs hätte man meinen sollen, im Sommer oder Herbst 1525 wäre der Augenblick gewesen, um einen Reichstag zur katholischen Reformation zu berufen. Statt dessen finden wir Ferdinand in Bezug auf die Berufung eines Reichstags, welche das Regiment längst für notwendig erklärt hatte, in unaufhörlichem Schwanken. Für eine Menge finanzieller und militärischer Maßregeln, das sieht er wohl ein, ist ein Reichstag unentbehrlich. Er hat deshalb die Ausschreibung desselben beim

*) Friedensburg, Der Reichstag zu Speier 1525 S. 115 ff., wo auch zu sehen, wie schwankend doch damals diese Pläne noch waren und namentlich die Pfälzer wieder zum Kaiser einlenkten. Die vielfach einander widersprechenden Mitteilungen Jörgs und W. Vogts (Die bayerische Politik im Bauernkriege) über die damalige bayerische Politik machen eine authentische Darlegung sehr wünschenswert.

Kaiser durchgesetzt. Nun wissen wir aber, was es hieß, einen Reichstag wirklich zusammenzubringen. Zumal nach den schweren Opfern, welche dieses Jahr fast allen Landschaften auferlegt hatte, konnte man nur dann hoffen, die Stände in ausreichender Zahl kommen zu sehen, wenn man ihnen die Malstatt recht bequem wählte und außerdem die angesehensten unter ihnen persönlich recht dringend einlud. Nun aber war ja Nürnberg wegen seiner ketzerischen Gesinnung in Verruf gekommen; Speier sagte Ferdinand wegen der Nähe Frankreichs wenig zu und weil er dort seinen noch immer nicht zuverlässig beruhigten Erblanden zu fern war; er hatte deshalb Augsburg gewählt, die von allen größeren Reichsstädten den meisten Ständen entlegenste. Da er nicht wußte, ob er den Reichstag mehr wünschen oder fürchten sollte, bemühte er sich natürlich auch nicht besonders, die Stände herbeizubringen.

Unter diesen Umständen konnte es nicht überraschen, daß der zuletzt auf den 11. November ausgeschriebene Tag noch Ende Dezember so schwach besucht war, daß Stände es angemessen fanden, die Verhandlungen zu vertagen. Am 1. Mai sollte der Reichstag von neuem in Speier zusammentreten, um namentlich über die Religionssache zu verhandeln. Bis dahin wurden die Beschlüsse des letzten Nürnberger Reichstages abermals eingeschärft und an den Kaiser die Bitte gerichtet, dafür zu sorgen, daß möglichst bald ein gemeines freies Konzil an gelegener Malstatt in deutscher Nation abgehalten werde. Der Kaiser hatte seinen Kommissären für diesen Reichstag die Instruktion gegeben, dahin zu sehen, daß der Reichstag im Sinne des Wormser Edikts die gute alte kirchliche Ordnung herstelle. Was wirklich beschlossen wurde, stand mit diesem Auftrage des Kaisers und seinem längstbekannten Willen in unleugbarem Widerspruch. Und so bezeigte denn auch Ferdinand seine üble Laune, als er nach dem Schlusse des Reichstags dem Bruder berichtete, mit der „verfluchten lutherischen Sekte“ stehe es so schlimm, daß er es gar nicht sagen könne. Wenn Karl nicht

bald ins Reich komme, sei zu fürchten, daß alles zu Grunde gehe *).

Wir wissen, wie lebhaft der Kaiser diesen Wunsch seines Bruders teilte, wie er ihm nach dem Abschluß des Madrider Friedens ankündigte, er hoffe im Juni nach Italien zu gehen, sich dort krönen zu lassen und dann im Reiche die lutherische Sekte auszurotten. Ferdinand möge ihn in Mailand erwarten. Einstweilen lasse er über seine bevorstehende Rückkehr an die Fürsten des Reichs Briefe schreiben, die Ferdinand expedieren möge, wie und wann es ihm zweckmäßig scheine. Er sei mit ihm einverstanden, daß die Sekte nur durch seine Gegenwart im Reich und die Berufung eines Konzils ausgerottet werden könne. Indessen dürfe man jetzt davon nicht sprechen, sondern müsse über das Konzil schweigen, bis man seines Zusammentritts sicher sei. Ebenso werde es gut sein, wenn Ferdinand seine Wahl zum römischen Könige, mit welcher sich Karl schon im März 1525 einverstanden erklärt hatte, ganz still halte, da ja keine Aussicht sei, damit zum Ziele zu kommen, ehe er durch den Papst als Kaiser gekrönt worden sei **).

Damals hielt sich Karl seiner Sache so sicher, daß er schrieb, Ferdinand könne jetzt die 4000 Mann, welche er in Tirol gesammelt, um im Notfalle den Kaiserlichen in Mailand zu Hilfe zu kommen, zurückziehen. Die scheinbar dem Kaiser so günstige Weltlage wurde nun aber noch dadurch verstärkt, daß auch die katholischen Elemente im Reich allmählich in kräftige Bewegung kamen. Herzog Georg ruhte nicht, bis er um die Wende des Jahres in Leipzig einen kleinen Konvent gut katholisch gesinnter

*) Eigenhändiger Brief Ferdinands an Karl, Augsburg den 13. Januar 1526 (Wien. Arch.) . . . et aussy de ceste mauldicte secte Luterienne quest sy maulvaise que je ne le vous saroye escripre. Der Graf von Ortemburg (Salamanca), den er an Karl sende, werde ihm darüber eingehend berichten. Er bittet den Kaiser y vouloir pourveoir avecq vostre brieve venue de par desa. Car je ne voy point daultre remede et sans cela je crains que tout yra en ruyne et perdicion.

**) Karl an Ferdinand, Toledo 2. Februar 1526 (Wien. Arch.).

Fürsten und Prälaten zusammenbrachte, welcher den Beschluß faßte, Herzog Heinrich von Braunschweig an den Kaiser zu senden, damit er diesem die höchst bedrohliche Lage im Reiche vorstelle. In einiger Zeit wollte man in Halle eine neue Zusammenkunft halten, auf der man die Herzöge von Pommern und Mecklenburg in das Bündnis zu ziehen hoffte. Während so im Norden Herzog Georg unablässig die katholischen Kräfte zu sammeln suchte, unternahm im Süden das Mainzer Domkapitel den Klerus zu gemeinsamer Thätigkeit anzufeuern. Auch diese Mainzer Versammlung beschloß eine Gesandtschaft an den Kaiser*).

In der That schien so jetzt ein schweres Unwetter gegen die Anhänger Luthers heraufzuziehen. Kurfürst Johann und Landgraf Philipp hatten sich längst bemüht, einer solchen Gefahr durch die Vereinigung der Gesinnungsgenossen vorzubeugen, bis dahin aber so gut wie nichts erreicht. Die Stimmung der Zeit war zu ungünstig, um das offene Auftreten für eine Sache zu empfehlen, auf welche der schreckliche Aufruhr ein so bedenkliches Licht geworfen hatte und welcher der Zorn des scheinbar allmächtigen Kaisers drohend gegenüberstand. Nachdem die beiden Fürsten durch ihre Boten namentlich auf dem Augsburger Tage in weiteren Kreisen zu werben gesucht hatten, um fast überall abgewiesen zu werden, beschlossen sie nun, die ganz zuverlässigen Genossen fest zu verbinden. Dazu rechneten sie außer sich selbst nur Nürnberg. Als sie aber Ende Februar in Gotha zusammentrafen, fanden sie nicht einmal jemand von Nürnberg, sondern nur ein Schreiben der Stadt, welches aus Vertrauen auf Gott und das Reich und aus Furcht vor dem Kaiser die Teilnahme ablehnte. Nur um so notwendiger fanden die beiden Fürsten, untereinander einen festen dauernden Bund zu schließen zur Erhaltung der Ihrigen bei dem Worte Gottes

---

*) Siehe die Details bei Friedensburg S. 98 ff. Ign. Schmidt, Geschichte der Deutschen 5, 187.

und zum Schutz wider unverschuldeten Krieg und thätliche gottlose Beschwerung. Würden sie des Evangeliums wegen angegriffen, so wollten sie Leib und Gut, Land und Leute zusammensetzen und sich mit aller Macht helfen. Merkwürdigerweise wurde dieses Gothaer Bündnis erst am 2. Mai in Torgau ratifiziert, weshalb es gewöhnlich das Torgauer genannt wird.

Inzwischen war Herzog Heinrich nach Spanien geeilt und hatte beim Kaiser natürlich das bereitwilligste Entgegenkommen gefunden. Wenn Karl damals auch noch nicht die Hoffnung aufgab, in diesem Jahre das Reich aufsuchen zu können, so konnte er doch, unmittelbar nach seiner Vermählung, zunächst natürlich nicht daran denken. Da aber Gefahr im Verzug zu sein schien und es vor allem ratsam war, für den Speierer Reichstag vorzuarbeiten, so beschloß der Kaiser, soweit das von Spanien aus geschehen konnte, die gesamten katholischen Kräfte des Reichs fest zusammenzubinden. Herzog Heinrich erhielt den Auftrag im Norden, Bischof Wilhelm von Straßburg „im oberen Kreis", alle diejenigen Fürsten, Prälaten und Herren persönlich aufzusuchen, welche „der Lutherischen Lehre nicht anhängig", und ihnen „unsere brüderliche Liebe, Freundschaft, Gnade und alles Gute zu sagen". An diejenigen aber, welche sie wegen Ferne des Wegs und Kürze der Zeit persönlich nicht aufsuchen könnten, da „eilige Handlung in den Sachen Noth", sollten sie schreiben, wie dem Kaiser leider wahrhaft zugekommen, daß die „unevangelische verdammte ketzerische Lehre des Martini Luters im heil. Reich täglich zunehme, dadurch so viel Mord, Totschlag, unchristliche Gotteslästerung entstanden"; der Kaiser sei verpflichtet, dem zu wehren. Erfreut über ihre Treue zeige er ihnen an, daß er alles darauf gerichtet, wie er verschiedenen Kurfürsten und Fürsten schon geschrieben, so rasch als möglich nach Rom und von da ins heil. Reich zu gehen, um mit ihrer Hilfe die lutherischen Irrtümer gänzlich zu beseitigen. Bis dahin mahnt er die Getreuen festzuhalten und sich gegen etwaige Empörungen gegenseitig zu unterstützen. Was sie (Herzog Heinrich

und Bischof Wilhelm) darauf für Antwort erhalten, sollen sie dem Kaiser sogleich durch die Post melden. Neben ihnen wurden die Grafen Wilhelm von Nassau und Eberhard von Königstein beauftragt, das Gleiche bei ihren Standesgenossen zu besorgen. Endlich richtete der Kaiser an die Mitglieder des Leipziger Bundes, den Kurfürsten von Mainz, Herzog Georg u. s. w. besonders gnädige Schreiben, worin er für ihren Eifer sein sonderliches Wohlgefallen aussprach und sie bat, nicht allein in ihrem Vornehmen zu beharren, sondern auch das begonnene Werk fortzusetzen und zu erweitern. Er werde sie mit seinem Beistande nicht verlassen, um „solchen Aberglauben und Gotteslästerung förderlich auszutilgen“ *).

Schon Mitte April traf Herzog Heinrich mit diesem gewichtigen Apparat am Niederrhein ein, wo er seine Thätigkeit sofort begann. Bischof Wilhelm wird hinter ihm nicht zurückgeblieben sein. Nun schien ja aber damals der Stern des Kaisers wieder hell zu leuchten. Wohl nur wenige mochten wie Landgraf Philipp schon Ende März wissen, daß Frankreich den Madrider Frieden nicht zu halten gedenke; im allgemeinen war man in Deutschland weit nicht so genau wie in Italien über den Stand der Weltpolitik unterrichtet; den meisten stand der ruhmreiche Vertrag des Kaisers, seine vermeintliche enge Verbindung mit König Franz und besonders seine Absicht, demnächst ins Reich zurückzukehren, höchst eindrucksvoll vor der Seele **). Man versteht sehr wohl, wie die meisten derjenigen, welche sich bewußt waren, in Sachen der Religion dem Willen des Kaisers zuwider gehandelt zu haben, seiner Ankunft

*) Die Konzepte zu all diesen Schriftstücken im Wiener Archiv „Reichsakten in genere Fasc. 3.“ Sie tragen die Unterschrift: „Geben in unserer Stadt Sevillien, mit unserer eignen Hand unterschrieben und unserm aufgedruckten Siegel besiegelt am 23sten Tag des Monats Martii A. 26.“ Die Liste der Aufzuforderenden siehe bei Friedensburg, Speierer Reichstag S. 83 f.

**) Siehe das Schreiben Spenglers vom 21. Mai ob. S. 545.

mit Entsetzen entgegensahen. Alles schien sich für die kaiserliche Autorität günstiger zu gestalten. Die Pfälzer wollten von der Opposition, der sie sich im vorigen Herbst zugeneigt, nichts mehr wissen; sogar der Trierer schickte sich an, ins kaiserliche Lager überzugehen.

Wenn bei dieser Konstellation der Reichstag zusammentrat, ohne daß die Gothaer Verbündeten ihre Reihen verstärkt hatten, so stand es für die Anhänger Luthers in der That schlimm genug. Und es schien, als sollten alle Bemühungen des eifrigen Landgrafen bei seinen fürstlichen Standesgenossen ebensowohl wie bei den Reichsstädten scheitern; auch die Schritte des Kurfürsten Johann hatten eine Weile keinen Erfolg. Da ist es denn fast überraschend, wie eine Aufforderung des Kurfürsten an seine norddeutschen Freunde, sich am 10. Juni zu einer Besprechung über den bevorstehenden Reichstag in Magdeburg einzufinden, aufgenommen wurde. Es trafen dort mit dem Kurfürsten und seinem Sohne Johann Friedrich die Herzoge Ernst und Franz von Lüneburg, Philipp von Braunschweig-Grubenhagen, Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolfgang von Anhalt und Graf Albrecht von Mansfeld zusammen. Die Verhandlungen nahmen den erwünschtesten Verlauf. Alle Erschienenen traten dem Gothaer Bündnisse bei, dem sich auch die Stadt Magdeburg anschloß*).

Was wollte das freilich bedeuten, wenn die altgläubigen Stände der Aufforderung des Kaisers eifrig und einmütig nachkamen, wenn sie, wie das doch ihre nächste und dringendste Pflicht war, sich in Speier einfanden und dafür sorgten, daß dieser Reichstag endlich dem Willen des Kaisers vollen und unzweideutigen Gehorsam beweise. Dazu wäre nun vor allem erforderlich gewesen, daß der kaiserliche Statthalter und das Regiment nichts versäumt hätten, um die Stände zeitig und vollzählig in Speier zusammenzubringen. Ferdinand wußte

*) Siehe das Nähere bei Friedensburg S. 71 ff.

aber wiederum lange nicht, ob er das Zustandekommen des Reichstags fördern oder hemmen solle. Er war offenbar durch die Ereignisse des letzten Jahres und ihre Nachwirkungen in seiner ganzen Haltung sehr unsicher geworden. Da er jetzt weder auf den Schwäbischen Bund noch auf Bayern zählen konnte, mit fast all seinen Nachbarn auf sehr unbehaglichem Fuße stand, überdies des Rates seines Salamanca entbehrte, den er Mitte Januar nach Spanien geschickt hatte, so ergriff ihn die Angst, der Reichstag könne eine bedenkliche Wendung nehmen. Da die Fürsten, schrieb er dem Kaiser am 19. März, auf dem Reichstage vermutlich mehrere Dinge würden verhandeln wollen, sowohl in Sachen des Glaubens als der kaiserlichen Interessen, welche nicht erwünscht seien, so möge Karl nach beiliegendem Entwurf an das Regiment schreiben und anordnen, daß der Reichstag bis zu seiner Ankunft im Reiche verschoben werde. Der Kaiser ging bereitwillig auf des Bruders Wunsch ein. Er ließ schon am 8. April die Schreiben ausfertigen, welche den Aufschub befahlen; spätestens Anfang September werde er im Reiche sein. Als diese Schreiben aber Ende April in Tübingen ankamen, wo Ferdinand seit Mitte März weilte, sah dieser die Lage wieder anders an. Verhandlungen mit den Ständen seiner Lande hatten ein günstigeres Resultat geliefert, als er erwartet. Die Bewilligungen für Unterhalt des Regiments und Kammergerichts liefen Mitte Mai ab: er wußte nicht, wie er sie ohne neue Gewährungen des Reichstags im Leben erhalten sollte. Aus Ungarn klangen die Nachrichten überaus bedenklich: eine Reichshilfe gegen den Türken war nötiger als je. Sodann meinte er, wenn man die Stände auch nicht zur Ausrottung der verdammten lutherischen Sekte bewegen könnte, ließen sich dieselben doch vielleicht bewegen, Maßregeln zu ihrer Einschränkung zu treffen. Endlich schien es ihm keineswegs mehr sicher, ob der Kaiser noch in diesem Jahre kommen könne. Aus allen diesen Gründen, schrieb er Karl am 30. April, habe er beschlossen, den Reichstag zu stande

kommen zu lassen. Sollte sich später doch eine sichere Aussicht auf die baldige Ankunft des Kaisers eröffnen, so werde es immer noch möglich sein, den Reichstag abzubrechen (rompre et abregier)*).

Bei diesem Schwanken konnte Ferdinand natürlich erst sehr spät dazu thun, daß die katholischen Stände sich so zahlreich, wie es das gemeinsame Interesse forderte, in Speier einfänden. Es müssen aber wohl noch andere Umstände wirksam gewesen sein, um den Besuch des Reichstags von katholischer Seite zu hemmen. Vielleicht erwartete man nach den Erfahrungen der letzten Jahre überhaupt von keinem Reichstage Ersprießliches, oder meinte die Ankunft des Kaisers abwarten zu sollen. Jedenfalls hätte man aber doch, wo soeben der Kaiser die Freunde Roms zu energischer Thätigkeit aufgerufen hatte**), es nicht für möglich halten sollen, daß auf diesem Reichstage alle eifrigsten Vertreter der alten Kirche fehlen würden. Weder Herzog Georg, noch Kurfürst Joachim, noch die Herzoge von Bayern, noch selbst Herzog Heinrich von Braunschweig fand sich ein; ebenso blieben weitaus die meisten Bischöfe fern. Auch der Papst hatte es abgelehnt, einen Legaten zu senden, natürlich auch nichts gethan, um seine Untergebenen nach Speier zu bringen.

Nichtsdestoweniger besaßen auf diesem wie auf den früheren Reichstagen die Altgläubigen die entschiedene Mehrheit. Auf der kurfürstlichen Bank saß Sachsen allein, auf der fürstlichen war die geistliche Seite natürlich für Rom, auch unter den Weltlichen überwogen dessen Freunde; nur bei den Städten,

---

*) Ferdinand an Karl, Tübingen 19. März und 30. April, Karl an Ferdinand, Sevilla 8. April (Wien. Arch.). Der Verkehr zwischen Deutschland und Andalusien ging damals ungewöhnlich rasch und es war deshalb sehr unmotiviert, wenn Ferdinand am 30. April klagte, die Briefe des Kaisers vom 8. April seien spät eingetroffen.

**) Eine Aufforderung, sich vollzählig zum nächsten Reichstage einzufinden, vermißt man allerdings in dem kaiserlichen Schreiben.

deren Recht auf Teilnahme an den Beschlüssen des Reichstages ja aber bestritten war, hatten die entschiedenen Anhänger der Neuerung, Straßburg, Nürnberg und Ulm, die Führung. So fielen denn auch die ersten Beschlüsse der Kurfürsten und Fürsten fast unbedingt im Sinne der kaiserlichen Proposition aus, mit welcher der Reichstag am 25. Juni eröffnet wurde und welche so kategorisch wie je die Aufrechterhaltung der kirchlichen Ordnung forderte, wenn sie auch das Versprechen wiederholte, bei dem Papste die Berufung eines allgemeinen Konzils zu betreiben. Bis zu dessen Zusammentritt sollte das Wormser Edikt streng durchgeführt werden. Allerdings legten die Städte am 4. Juli gegen eine solche Behandlung der kirchlichen Frage nachdrücklichen Protest ein, erklärten, wie sie bereits in Nürnberg gethan, die Durchführung des Wormser Mandats für unmöglich und wiesen mahnend auf die Erfahrungen des vorigen Jahres hin, welche deutscher Nation wohl hätten erspart werden können, wenn dem Beschluß des Nürnberger Reichstages gemäß eine billige Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten vorgenommen worden wäre.

Aber dieses Votum der Städte würde nicht viel bedeutet haben, wenn nicht unter den beiden höheren Ständen doch manche der Ansicht zugeneigt hätten, daß der von der kaiserlichen Proposition eingenommene Standpunkt der thatsächlichen Lage der Dinge gegenüber kaum behauptet werden könne. So hatte der erste kurfürstliche Ratschlag vom 30. Juni (obwohl der Kurfürst von Sachsen damals noch nicht erschienen war) zwar dem Kaiser darin durchaus beigestimmt, daß an den überlieferten kirchlichen Ordnungen festzuhalten sei, aber doch gegen diejenigen, welche davon abgewichen, die größte Milde empfohlen. In der That, was sollte aus dem Reiche werden, wenn man gegen die Anhänger Luthers mit Gewalt einschreiten wollte? Wo waren die Kräfte, welche es unternehmen konnten, einige der mächtigsten Fürsten und eine Reihe der ansehnlichsten Reichsstädte zum Gehorsam zu zwingen? Allerdings brauchte man

jetzt nicht mehr in dem Maße, wie während der Nürnberger Reichstage, vor dem gemeinen Mann zu zittern; aber die Besorgnis, daß der Bauer sich von neuem erheben und dann vielleicht geschickter als das erste Mal seine Sache führen werde, drückte doch noch stark auf die Stände. Hatte nicht eben in Salzburg der Krieg abermals zwischen dem Erzbischofe und seinen Bauern getobt?*) Und wie war es denn mit den Beschwerden deutscher Nation gegen Rom? Hatte die Kurie eine einzige beseitigt? Nun waren ja doch die eifrigsten Vertreter der alten Kirche zum Teil die beredtesten Wortführer der Forderung gewesen, daß das Reich von gar vielen Lasten befreit werden müsse, welche die Kurie ihm aufgebürdet. Ueberhaupt aber waren sehr viele, welche Luther nicht folgen mochten, deswegen in keiner Weise unbedingte Anhänger Roms. Der Bauernkrieg hatte jedermann bewiesen, daß der Haß des gemeinen Mannes in erster Linie, in manchen Gegenden ausschließlich, gegen den Klerus gerichtet sei. Den Klerus bei Gelegenheit des Bauernkrieges einzuschränken, war auch gar vielen altgläubigen Ständen bequem gewesen. Und nun sollte das Reich unbedingt, was da an kirchlichen Mißständen war, unter seinen Schutz nehmen?

Diese Forderung erschien um so widersinniger, je mehr Stände von dem erfuhren, was sich außerhalb des Reichs zutrug. Schon als sie zusammentraten, wußte jedermann von dem großen durch den Papst gegen den Kaiser zusammengebrachten Bündnisse, und im Verlauf des Juli bildeten die Nachrichten aus Oberitalien über Beginn und Fortgang des Kriegs die hauptsächlichen Neuigkeiten. Nun aber lag es doch auf der Hand, daß dieses grelle Zerwürfnis zwischen Kaiser

*) Ferdinand entwarf seinem Bruder am 25. Mai eine Schilderung, wonach die Lage überall noch recht wenig befestigt war. Er müsse, schrieb er, wohl acht geben, daß die Bauern nicht auch in Tirol und Oesterreich wieder aufständen, wie in Salzburg. Les practiques partout sont grandes.

und Papst für alle Parteien ein sehr gewichtiges Moment abgeben mußte. Die entschiedenen Anhänger des Papstes konnten sich unter diesen Umständen kaum für den Kaiser ereifern, die Freunde dieses unmöglich einen großen Eifer gegen diejenigen entwickeln, welche endlich mit den Beschwerden gegen Rom Ernst zu machen rieten; für die Anhänger Luthers aber enthielt die Situation die kräftigste Aufforderung, ihr Banner kühn zu entfalten. Fast alles, was vor einem Jahre gegen sie gewirkt hatte, war jetzt in das Gegenteil verwandelt.

Hätte die Sache des Reformators unter den Ständen einen so großen Anhang besessen, wie man lange gemeint hat, so wäre jetzt der Augenblick gewesen, für die Neuerung eine entschiedene Offensive zu unternehmen. Daran ließ sich aber, wie die Dinge wirklich lagen, nicht denken. Es war schon viel, daß die Evangelischen, als endlich der Landgraf und Kurfürst Johann in Speier erschienen*), offen als Bekenner der neuen Lehre hervortraten, die Fastengebote der alten Kirche unbeachtet ließen und sich im Gottesdienst um die fürstlichen Prediger sammelten. Wenn aber schon vorher im Fürstenrat die Ansicht durchgedrungen war, daß eine Erörterung der Mißbräuche nicht umgangen werden könne, und die Wahlen zu einem mit der Prüfung derselben zu betrauenden Ausschusse von weltlicher Seite auf erklärte Reformfreunde gefallen waren, wenn dann auch die Räte der Kurfürsten dieser Ansicht zugestimmt hatten, so drängten die Dinge in der zweiten Hälfte des Juli immer stärker in dieser Richtung. Der fürstliche Ausschuß kam zu der Einsicht, daß gesonderte Beratungen der verschiedenen Kurien die Sache nur langsam fördern würden; er beantragte bei den Kurfürsten einen großen Ausschuß, der nicht nur von Kurfürsten und Fürsten, sondern auch von den Städten zu wählen sei. Dieser Vorschlag hatte den Nebenvorteil, den aufs neue lebhaft

*) Jener kam erst am 12., dieser am 20. Juli.

entbrannten Streit über die Session der Städte wenigstens zu beschwichtigen. Nachdem sich die Kurfürsten eine Weile dagegen gesträubt, führte die am 24. Juli von Ferdinand dringend geforderte Türkenhilfe dazu, daß auch die Kurfürsten die Zweckmäßigkeit des großen Ausschusses zugaben, zunächst freilich nicht für die Erörterung der Mißbräuche, sondern für die Prüfung des Ungarn zu leistenden Beistandes.

Am 31. Juli fanden die Wahlen zu diesem Ausschusse statt, welcher aus sechs Vertretern der kurfürstlichen, zwölf der fürstlichen Kurie und zwei Abgeordneten der Städte bestehen sollte. Bei den Kurfürsten wie bei den Städten verstand sich die Wahl von selbst. Jeder der Kurfürsten sandte einen seiner Räte, die Städte diejenigen, welche während aller bisherigen Verhandlungen sie mit überlegenem Takt und seltener Einsicht vertreten hatten, Jakob Sturm von Straßburg und Christoph Kreß von Nürnberg. Mit Spannung durfte man dagegen der Wahl der Ständekurie entgegensehen. Sie einigte sich dahin, zwei geistliche und zwei weltliche Fürsten in Person zu deputieren, im übrigen Räte als Vertreter der verschiedenen in ihr vereinigten Gruppen zu entsenden. Diese vier Fürsten mußten in dem Ausschuß einen überwiegenden Einfluß ausüben, und nun geschah es, daß Landgraf Philipp mit Markgraf Ernst von Baden die meisten Stimmen erhielt. Der junge Landgraf, welcher seit seiner Erklärung für die neue Lehre rasch die eigentliche Führung ihrer Anhänger gewonnen, namentlich auch auf diesem Reichstage durch seine nach allen Seiten wirkende Rührigkeit, durch sein freundliches Verhältnis zu den evangelischen Reichsstädten und durch sein selbständiges Urteil in den kirchlichen Fragen hervorgetreten war, er bildete in der That in diesem großen Ausschusse für die Freunde Roms eine ernste Gefahr. Von Männern wie Sturm und Kreß und dem kursächsischen Rat unterstützt, denen viele andere Mitglieder des Ausschusses mehr oder weniger nahe standen, würde er, das ließ sich mit Sicherheit voraussehen, den Verhandlungen einen Charakter

aufprägen, welcher den Wünschen Ferdinands entschieden widersprach*).

Aber waren denn die Wünsche, die Interessen Ferdinands und seines Bruders noch immer dieselben? Uebte der offene Krieg, welchen der Papst dem Kaiser aufgenötigt hatte, auf dieses Stellung zu den kirchlichen Fragen gar keinen Einfluß? Im Februar 1525, wo Clemens sich doch nur zweideutig, nicht offen feindselig gezeigt, hatte der Kaiser im Zorn gerufen: „Heute oder morgen wird Martin Luther vielleicht ein wertvoller Mann sein.“ War dieser Tag jetzt nicht erschienen? In der That, während in Speier um die Frage gestritten wurde, ob man an die Erörterung der Mißbräuche gehen solle, beschäftigte sich der kaiserliche Rat in Granada mit der Erwägung, ob es nicht zweckmäßig sei, zu den Ketzern jetzt eine andere Stellung einzunehmen als bisher. Es ist sehr merkwürdig, was der Kaiser seinem Bruder darüber schreibt. Auch jetzt, muß man danach annehmen, war niemand der Meinung, sich Luthers gegen den Papst zu bedienen oder auch nur prinzipiell eine versöhnlichere Politik gegen seine Anhänger zu befolgen. Vielmehr handelte es sich lediglich darum, ob es nicht in dem Falle, daß es notwendig werde, auf Ferdinands Anerbieten einzugehen, wonach er persönlich den Kaiserlichen in Italien zu Hilfe eilen wollte, ob es in diesem Falle nicht zweckmäßig sei, die Ruhe im Reiche durch einstweilige Nachsicht gegen die Ketzer zu sichern. Einige waren der Meinung, der Kaiser solle durch ein wohlklausulirtes Edikt den Abtrünnigen Verzeihung zusichern. Es sei zu hoffen, daß sie sich dann leichter bekehren, auch Ferdinand ein stattliches Heer entweder für Ungarn oder Italien bewilligen würden. Zusammen mit der Ankündigung eines Konzils werde das den Papst zur Raison bringen. Andere meinten dagegen, es sei doch wohl gut, mit

*) Für das Nähere verweise ich auf die sehr sorgfältige und fast in allen Beziehungen erschöpfende Untersuchung Friedensburgs.

einem solchen Edikt zu warten. Eine große Wirkung lasse sich kaum davon hoffen, da ja auch des Kaisers Wormser Edikt zu nichts geführt habe. Noch andere rieten, der Kaiser solle erst, wenn er in Deutschland sei, eine solche Verzeihung gewähren; dann könne er damit wohl zwei oder drei Millionen Goldgulden gewinnen. Nachdem er diese Erörterungen gehört, kam Karl zu dem Entschluß, einstweilen zu warten und Ferdinands Gutachten über eine derartige Maßregel einzuholen*).

Man sieht, der Kaiser war im äußersten Falle nur zu einer minimalen Konzession bereit; Luther gegen den Papst zu benutzen kam ihm nicht in den Sinn. Aber ihm trat doch die Frage entgegen, ob die Feindseligkeit des Papstes nicht eine gewisse Nachgiebigkeit gegen die Abtrünnigen ratsam mache. Diese Erwägung drängte sich ihm und seinen Räten in dem fernen Granada auf, wo ihnen die Macht der deutschen Verhältnisse völlig verhüllt war, wo sie nichts von der unmittelbaren Notwendigkeit empfanden, welche den Reichstag Schritt für Schritt von der fast unbedingten Gutheißung der kaiserlichen Proposition zu der Wahl eines Ausschusses geführt hatte, der fast unvermeidlich zu einer ernsten Prüfung der Mißbräuche kommen mußte. Durfte man nicht erwarten, daß Ferdinand, der ganz anders unter dem Druck der italienischen und ungarischen Not stand, der sich täglich von der Unmöglichkeit überzeugen konnte, einfach das Alte zu behaupten, daß er den Ständen weiter entgegenkommen, das wirklich thun werde, über dessen Rätlichkeit in Granada debattirt wurde? Zumal es ja doch sehr zweifelhaft war, ob die Erörterung der Mißbräuche zu einem positiven Resultat führen werde?

Wir sind jetzt über den Verlauf dieses Reichstags fast in allen Beziehungen wohl unterrichtet, es sind sogar eine Menge Einzelheiten bekannt, die wir entbehren könnten; aber über die

*) Karls ausführliches Schreiben an Ferdinand, Granada 27. Juli (Wien. Arch.), gedruckt bei Friedensburg S. 568 ff.

Thätigkeit des kaiserlichen Statthalters in diesem wichtigen Moment wissen wir so gut wie nichts. Wenn wir uns erinnern, wie lebhaft Ferdinand auf den Nürnberger Tagen in die Verhandlungen eingegriffen hatte, so erscheint es völlig rätselhaft, daß er jetzt hier in Speier sich gar nicht geregt haben sollte. Hatten die Ereignisse der letzten Zeiten ihn so entmutigt, oder sein Ansehen bei den Ständen so untergraben, oder drückten die freilich mit jeder Woche bedrohlicheren Nachrichten aus Ungarn und Italien so stark auf ihn, daß er fast in die Rolle eines passiven Zuschauers herabsank? Jetzt freilich, nach der Wahl des großen Ausschusses, trat er schroff hervor. Er ließ am 1. August den Kurfürsten eine Instruktion des Kaisers vom 23. März eröffnen, worin dieser wie in der Proposition seine Absicht kundgab, sobald als möglich in das Reich zurückzukehren und mit dem Papst ein Generalkonzil zu verabreden, welches alle Anliegen und Beschwerden der Christenheit, alle Ketzereien, Mißbräuche und Unordnungen abstellen werde; an die Stände aber richtete er das ernstliche Ansinnen und den Befehl, auf dem Speierer Reichstage nichts vorzunehmen oder zu beschließen, „das unserem heiligen christlichen Glauben, oder den löblichen Gesetzen, oder altherkömmlichen Kirchenlehren, Ordnungen, Zeremonien und Gebräuchen zu Abbruch gereiche,“ sondern dieselben, seinen mit Rat und Bewilligung der Stände in Worms und Nürnberg beschlossenen Mandaten gemäß, allenthalben festiglich handhaben und vollziehen zu lassen. Die „kleine Zeit“ bis zu seiner Rückkehr und der Versammlung des Konzils möchten sie sich noch gedulden. Denn durch jede Partikularhandlung werde der Irrsal und Ungehorsam nur noch gemehrt werden*).

---

*) Kapp, Kleine Nachlese 2, 682 ff. Bei Uebersendung dieser Instruktion schrieb Karl dem Bruder: et aussy ay faict reffaire linstruction sur les commissaires en y mectant la clause sur ce que touche a nostre foy, que lon ny touche, change . . . ny consentent aucune nouvellete contre lobeissance deglise, mais se gardent les coustumes et ceremonies, jusques je voise pardela. Car je ne me veulx entre-

Im wesentlichen besagte diese Instruktion nichts anderes als die Proposition, mit welcher die kaiserlichen Kommissäre den Reichstag vor fünf Wochen eröffnet hatten. Auch in ihr war ja der Wille des Kaisers, die hergebrachte Kirchenordnung aufrecht zu erhalten, höchst kategorisch ausgesprochen worden, und wenn sie Stände aufforderte, „auf Mittel, Maß und Wege zu denken," wie christlicher Glaube und wohlhergebrachte Kirchenordnung bis zum Konzil gehandhabt werden könne, so ließ sie doch nicht den geringsten Zweifel darüber, daß der Kaiser irgend welche Reform zu diesen Mitteln und Wegen nicht rechnete. Die Instruktion war wohl nur zu dem Zwecke und für den Fall entworfen, daß Stände trotz der unzweideutigen Weisung der Proposition es sich beikommen ließen, an Abstellung der Mißbräuche zu denken. Daß die Wahl des großen Ausschusses voraussichtlich dazu führen werde, lag auf der Hand. Ueberdies mußte befürchtet werden, daß der zunächst zur Beratung über die Türkenhilfe gewählte Ausschuß sich in die Reformdebatte vertiefe und darüber jene für Ferdinand dringendste und wichtigste Aufgabe versäume.

So paßte es seinem Interesse in jeder Weise, durch Mitteilung der Instruktion sowohl eine mißliche Erörterung kirchlicher Fragen abzuschneiden, als Stände auf diejenigen Punkte zu beschränken, welche ihm allein am Herzen lagen. Daß er damit der Intention gemäß handelte, in welcher der Kaiser am 23. März die Instruktion aufgesetzt hatte, wird sich nicht bestreiten lassen. Entsprach es aber auch der gegenwärtigen Absicht des Kaisers und der gegenwärtigen Lage der Welt?

---

mectre en quelconque maniere de dispenser changer ny alterer chose aulcune en ce qui touche la foy, ny consentir, que en mon temps nostre foy recoive telle offence en la nation dalemaigne. (Die Uebersetzung des Briefs bei Bradford p. 238 ff.) Die gesperrt gedruckten Worte erregen doch wieder den Zweifel, ob Karl ein besonderes Aktenstück, wie es Ferdinand am 1. August vorlegte, ausgefertigt, oder den Inhalt derselben der allgemeinen Instruktion als Klausel einverleibt hat.

Wir wissen nicht, ob der Statthalter darüber irgendwie im Zweifel gewesen ist, ob er mit seinen Räten in Speier Erörterungen angestellt hat, wie sie doch der Bruder in dem fernen Granada zeitgemäß fand*). Er erlegte dem Reiche den kaiserlichen Willen als absolutes Gebot auf.

Den Willen eines Kaisers, welcher seit fünf Jahren das Reich nicht gesehen, seit vier Jahren in so weiter Ferne von ihm weilte, daß kaum ein Laut aus demselben zu ihm drang. Worauf beruhte dieses Kaisers Kenntnis von den Zuständen und Bedürfnissen des Reichs? Auf den Briefen und Sendungen seines Bruders, auf den Berichten Salamanca's, dann jenes Herzogs Heinrich von Braunschweig und des Abgesandten der Mainzer Versammlung. Freilich war darauf auch Pfalzgraf Friedrich bei ihm gewesen, welcher jenen höchst einseitigen Schilderungen wohl ein richtigeres Bild gegenübergestellt und vielleicht die oben erwähnten Erwägungen des kaiserlichen Rats veranlaßt haben mochte. Aber von einem Verkehr zwischen Kaiser und Reich, wie er doch durchaus unentbehrlich gewesen wäre, wenn der Kaiser irgendwie hätte im stande sein sollen, über die Angelegenheiten des Reichs mit einiger Einsicht zu entscheiden, von einem solchen Verkehr war seit Jahren keine Rede gewesen. In der ersten Zeit nach des Kaisers Entfernung aus Deutschland hatte ihm das Regiment als ein vollberechtigter Vertreter des Reichs zum Organ der Wünsche und Anliegen desselben gedient; seit es aber im Frühling 1524 durch die Schuld der Stände zu einem Instrument des Statthalters herab-

*) Ich kenne nur drei Briefe Ferdinands an Karl aus Speier, vom vom 25. Mai, 24. und 27. August (Wien. Arch.). Der erste beschäftigt sich noch nicht mit dem erst einen Monat später eröffneten Reichstage; der zweite sehr kurze behandelt lediglich einen Antrag des Herzogs von Lothringen, die früher mit Maximilian bestandene intelligence et confederation zu erneuern; der dritte wiederholt die bekannten Lamentationen über die verderblichen Fortschritte der lutherischen Sekte und verweist den Kaiser, was den Reichstag angeht, auf den Bericht des Ueberbringers Presinger.

gesunken war, konnte es für einen solchen Vertreter nicht mehr gelten; auch hören wir seitdem nicht mehr von einem direkten Verkehr zwischen ihm und dem Kaiser.

So entsprach es denn in jeder Weise der Sachlage, als es die Reichsstädte am 4. August für unerläßlich erklärten, den Kaiser über den wahren Stand der Dinge im Reich aufzuklären. Sie erinnerten in ihrem an diesem Tage übergebenen Gutachten daran, wie unmöglich bisher die Vollziehung des Wormser Mandats gewesen und in Zukunft voraussichtlich noch unmöglicher sein werde. Mit freilich wenig berechtigter Gutgläubigkeit sprachen sie die Ueberzeugung aus, wenn der Kaiser selbst im heiligen Reiche deutscher Nation lebte oder über Gestalt der sorglichen, hochbeschwerlichen Läufe wahrhaft berichtet wäre, so würde er selbst ermessen, wie hochbeschwerlich es wäre, der Zeremonien und Mißbräuche halber bis zu dem Konzil auf dem Wormser Mandat zu verharren. Zudem trage die Instruktion das Datum des 23. März, zu welcher Zeit der Kaiser mit päpstlicher Heiligkeit in Einigkeit gestanden; jetzt aber liege dieselbe mit ihrem Kriegsvolk wider den Kaiser zu Felde. Danach lasse sich gar nicht absehen, wann das Konzil ausgeschrieben werden könne. Es stelle sich deshalb als unvermeidliche Notdurft dar, dem Kaiser durch eine Botschaft oder Schrift der Stände über die wahre Lage deutscher Nation gründlich zu berichten und ihm anzuzeigen, wie „beschwerlich und bei dem gemeinen Volk unerheblich“ es sei, der kaiserlichen Weisung gemäß länger still zu stehen und bei dem Wormser Mandat zu beharren; sodann den Kaiser auf das allerunterthänigste zu bitten, daß er zur Verhütung fernerer Zwietracht und Empörung schleunig ein Provinzialkonzil oder Versammlung deutscher Nation ausschreibe, welche über die eingetretene Irrung der Zeremonien und geistlichen Mißbräuche halben handle und beschließe, wie das schon auf dem letzten Nürnberger Reichstage beschlossen worden. Sollte dem Kaiser eine solche Versammlung nicht gelegen sein, so möge er wenigstens das Wormser

Mandat bis zum Konzil suspendieren, damit nicht noch größerer Unrat als früher entstehe*).

Dieser Vorschlag der Städte war so zwingend aus der gegebenen Situation erwachsen, daß die übrigen Stände ihm sofort zustimmten. Ein schon am 7. August erstattetes Gutachten des großen Ausschusses eignete sich fast durchweg die Argumente der Städte an, nur daß er nicht eine Suspension des Wormser Mandats zu beantragen wagte, sondern sich mit der Bitte um Amnestie für diejenigen begnügte, welche sich gegen dasselbe verfehlt. Für die Zeit bis zum Zusammentritt des General- oder Nationalkonzils schlug der Ausschuß vor, sollten Fürsten und Obrigkeiten mit ihren Unterthanen „im heiligen christlichen Glauben also leben und sich regieren, wie sie ein solches gegen Gott zuvorab und darnach bei kaiserlicher Majestät hoffen und vertrauen zu verantworten"**). In wesentlicher Uebereinstimmung mit diesem Gutachten wurde von den Ständen die Instruktion für die an den Kaiser zu sendende Botschaft abgefaßt. Sie erkannten darin an, daß die Anhänger beider Religionsparteien bei ihrer Seele Seligkeit dafür hielten, daß „ihr Weg und Meinung in dem Evangelio und heiliger Schrift gegründet und die rechte christliche Wahrheit" enthalte. Bei dieser Lage könne nur durch ein „frei gemein General- oder zum wenigsten Nationalkonzil" schwerer Aufruhr und christliches Blutvergießen verhindert werden. Sie baten den Kaiser, sich baldigst nach Deutschland zu begeben und sich zu bemühen, daß „in einer bestimmten Zeit, nämlich in ein oder längstens anderthalb Jahren ein gemein frei Konzilium an gelegener Malstatt in deutschem Lande" vorgenommen, oder, wenn das so rasch nicht möglich sei, da der Handel einen längeren Verzug nicht zulasse, eine „freie Nationalversammlung aller Stände deutscher Nation" ausgeschrieben werde. Für die Zeit bis dahin wieder-

---

*) Das Gutachten bei Friedensburg S. 552 ff.

**) Friedensburg S. 554 ff.

holten die Stände die vom Ausschusse formulierte Zusage, jedoch mit der nicht unwesentlichen Modifikation, daß sie die Verantwortung gegen Gott und Kaiser auf eine Linie stellten*).

Man weiß, wie dann diese Fassung in den Abschied des Reichstags vom 27. August übergegangen ist und wie sowohl die Anhänger Luthers bald danach, als unsere neuere Geschichtschreibung seit Ranke der Ansicht gewesen ist, mit dieser Formel sei den Neuerern das Recht zugesprochen worden, ihr Kirchenwesen förmlich auszubauen. Bei unserer heutigen Kenntnis der Dinge läßt sich diese Meinung nicht festhalten. Vor allem steht unzweifelhaft fest, daß der Reichstag lediglich ein Provisorium für die ganz bestimmt bemessene Zeit bis zum Zusammentritte des Konzils schaffen wollte. Sodann läßt sich in keiner Weise in Abrede stellen, daß sämtliche Stände genau wußten, was der Wille des Kaisers in der streitigen Angelegenheit sei. Seine Proposition und seine Instruktion ließ darüber nicht den mindesten Zweifel zu. Streng genommen konnten die Stände nur ein solches Verhalten vor dem Kaiser zu verantworten hoffen, welches sich pünktlich nach dem Wormser Mandat richtete. Wie war es da zu erklären, daß sich die Evangelischen einer solchen für sie unmöglichen Verpflichtung unterwarfen? Sicherlich hatte der große Ausschuß auf ihr Betreiben gesagt, Stände würden sich so halten, wie sie es

*) Statt der Worte „wie sie ein solches gegen Gott zuvorab und darnach bei kaiserl. Majestät" war gesetzt „wie ein Jeder solches gegen Gott und J. Majestät". Bemerkenswert aus dieser (ebenfalls bei Friedensburg S. 558 ff. abgedruckten) Instruktion ist der Passus, welcher sich auf den 1524 in Nürnberg nach Speier ausgeschriebenen Reichstag bezieht. Sie hätten, sagen Stände, diesen Reichstag mit Wissen und Willen des kaiserlichen Statthalters und Orators beschlossen „allein zu Stillung des gemeinen Mannes", der eine große Hoffnung auf denselben gesetzt. Auch sie deuten an, daß das Verbot dieses Tages auf die Erhebung der Bauern eingewirkt, welche wohl durch göttliche Gnade bezwungen sei, aber keineswegs so in der Wurzel beseitigt, daß nicht noch größere Empörung drohe, „nicht allein von dem gemeinen Mann, sondern auch von den Obrigkeiten", wenn der eingerissene Zwiespalt nicht geheilt werde.

zunächst vor Gott und danach vor dem Kaiser zu verantworten dächten. Auch damit war eine ehrliche Lösung nicht gefunden. Denn was die Evangelischen vor Gott verantworten konnten, war das genaue Gegenteil von dem, was sich vor dem Kaiser verantworten ließ. Indem die Stände diese nachdrückliche Voranstellung Gottes strichen, machten sie den Konflikt für die Evangelischen noch schwerer.

Von der anderen Seite darf man jedoch nicht übersehen, wie sich die Stände mit ihrem Beschluß zum Kaiser stellten. Sie waren, wie es scheint, nahezu einmütig der Ansicht, daß die vom Kaiser am 23. März ausgesprochene Forderung aus einer mangelhaften Kenntnis der Zustände im Reiche hervorgegangen sei. Sie beschlossen die Botschaft an ihn in der Hoffnung, ihn eines besseren zu belehren. Ihre Zusage galt also nicht dem übel unterrichteten Kaiser, welcher durch sein Verbot der früheren Speierer Versammlung nicht wenig zu der Entzündung des Bauernkrieges beigetragen, sondern dem Kaiser, der wisse, was deutscher Nation Wohl gebieterisch fordere und zu dem sie das gute Zutrauen hegten, daß er nichts wollen könne, was zum Verderben deutscher Nation führe. Wir werden ja sehen, daß die Evangelischen dieses Vertrauen trotz hundertfacher Enttäuschungen bis zuletzt festgehalten haben, daß sie immer wieder zu dem Vertrauen zurückgekehrt sind, Kaiserliche Majestät werde es mit ihnen nicht übel meinen, wenn sie nur wahrhaft berichtet sei. Unsere guten Vorfahren konnten sich nicht zu der trostlosen Einsicht bringen, daß ihrem Kaiser das Wohl des Reichs nur dann einen Wert hatte, wenn das Reich sich seiner nicht aus deutschen Bedürfnissen hervorgegangenen und nicht auf deutsche Interessen gerichteten Weltpolitik unterwürfe. Man kann ihnen nicht wohl einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihren Kaiser, um es in deutschem Sinne kurz zu sagen, für besser hielten als er war, diesen Kaiser, welcher das Seinige dafür gethan hatte, daß Gehorsam gegen Kaiser und Reich immer mehr eine ziemlich inhaltsleere Redensart

werden mußte. Auch an diesem Speierer Reichstage machen wir die Beobachtung, daß Stände in der Kunst, von Kaiserlicher Majestät in tiefster Unterthänigkeit zu reden und doch zu thun, was ihnen paßte, sehr wohl zu Hause waren. Wenn sie in der kirchlichen Frage sich dem kaiserlichen Veto unterwarfen, so thaten sie es, weil es am Ende doch den meisten bequem war, von einer Beratung abzustehen, deren Resultat niemand mit einiger Sicherheit vorauszusehen vermochte. In allen übrigen Dingen ließen sie sich durch die kaiserlichen Wünsche sehr wenig bestimmen.

Wie war nun unser Volk in dem, was damals seine Seele am meisten erfüllte und auch seine öffentlichen Verhältnisse vorwiegend bestimmte, nach diesem Speierer Reichstage gestellt? Das Reich hatte abermals sein Unvermögen kund gethan, in dieser Lebensfrage Ordnung zu treffen. Es hatte in Speier noch mehr als in Nürnberg jede Entscheidung hinausgeschoben. Es hatte für diese Zwischenzeit eine Formel aufgestellt, über deren Vieldeutigkeit sich schwerlich irgend jemand getäuscht haben wird. Wenn der Reichstag die Miene annahm, diesem Provisorium nur eine kurze Dauer beizumessen, so werden auch daran wohl nur wenige geglaubt haben. Wie die Weltlage in den letzten Monaten geworden war, ließ sich der Moment, in dem ein Konzil möglich sein würde, gar nicht absehen. Daß der Kaiser in ein Nationalkonzil nie einwilligen würde, hatte er vor zwei Jahren mit zornigem Nachdruck verkündet. Was sollte also nun in dieser unabsehbaren Zeit werden? Es war nur ein Weg offen geblieben: daß jeder Stand that, was er vor Gott verantworten konnte. Der Speierer Reichstag hatte den Evangelischen das formelle Recht sicherlich nicht gegeben, ihr Kirchenwesen definitiv zu begründen, aber er hatte ihnen die thatsächliche Notwendigkeit auferlegt, endlich, soweit sie konnten, eine feste Ordnung aufzurichten.

Böhmen und Ungarn.

Ferdinand hatte nach langem Bedenken den Reichstag zugelassen, weil er von den Ständen eine Unterstützung gegen den ernster als je drohenden Angriff des Türken dringend bedurfte, und ebenso ihre Bewilligung für die fernere Unterhaltung von Regiment und Kammergericht. Aber es währte sehr lange, bis er den Reichstag dahin bringen konnte, sich mit diesen beiden wahrhaft brennenden Fragen zu beschäftigen. Ursprünglich war ja am 30. Juli der große Ausschuß gewählt worden, um endlich einen Beschluß über die von Ferdinand wiederholt dringend geforderte Türkenhilfe herbeizuführen. Aber die Beratungen zogen sich in üblicher Weise in die Länge, bis Ferdinand am 17. August erklärte, nach den neuesten Zeitungen sehe er sich genötigt, in acht Tagen Speier zu verlassen, um seinen bedrohten Landen in Person Hilfe zu bringen. Nun wurde allerdings die Verhandlung beschleunigt, aber ihr Ergebnis war ein der thatsächlichen Not gegenüber höchst klägliches. Die kaiserliche Proposition hatte eine „beharrliche, ansehnliche Hilfe" wider den Türken beantragt. Von einer solchen dauernden Anstrengung wollten aber Stände gar nichts wissen, und was die von ihnen bewilligte „eilende Hilfe" angeht, so wurde sie gegen die weitergehenden Anträge einer speziellen Kommission nicht nur auf 1000 Mann zu Fuß beschränkt, sondern ihre wirkliche Leistung von vorhergehenden Verhandlungen mit dem

Könige von Ungarn abhängig gemacht, ganz wie einst in Nürnberg, obwohl die Lage jetzt das allerschleunigste Eingreifen gefordert hätte. Das hemmende und mäkelnde Prinzip in dieser Angelegenheit vertraten zumeist die rheinischen Kurfürsten, welche sich im übrigen als die eifrigsten Diener des Kaisers geberdet hatten. Aber der Rhein floß gar weit von Ungarn.

Ferdinand hatte guten Grund, mit dem Verhalten des Reichstags in diesem Punkte unzufrieden zu sein; als er nun aber endlich, nachdem am 27. August der Schluß des Reichstags erfolgt war, Speier verlassen konnte, da begab er sich seltsamerweise nicht an die Donau, sondern nach Innsbruck. Man könnte ja meinen, ohne Geld und Soldaten, wie er war, hätte er in Wien gegen die Türken nicht mehr thun können als in Innsbruck. Aber die Sache verhielt sich anders. Auch jetzt noch, wo er wußte, daß Suleiman nach der Einnahme Peterwardeins unaufhaltsam mit seinem ungeheuren Heere in das Herz Ungarns vordringe, welches ihm nur eine geradezu klägliche Macht entgegenstellen konnte, auch jetzt noch lag ihm Italien mehr am Herzen, als die Beschützung seiner österreichischen Lande gegen die drohende Ueberflutung der Türken. Man würde es nicht begreifen, weshalb Ferdinand um die Verteidigung der italienischen Position fast mehr besorgt war, als der Kaiser selbst, wenn man nicht wüßte, daß es seit Jahr und Tag sein sehnlichster Wunsch war, von seinem Bruder mit Mailand belehnt zu werden*). Dieses Verlangen trieb ihn nicht nur jetzt nach Innsbruck, statt nach Wien, sondern selbst dann noch, als er dort am 6. September die kläglichen Nachrichten von der vernichtenden Niederlage der Ungarn bei Mohacs und die um Hilfe flehenden Briefe seiner Schwester, der Königin Maria, erhalten hatte, selbst da noch bot er alles auf, um Frundsberg mit einer stattlichen Heeresmacht nicht an

*) Siehe darüber die überhaupt sehr merkwürdige Instruktion Ferdinands vom Juni 1524 im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen 1, 122 ff.

die ungrische Grenze, sondern nach der Lombardei zu senden*). Daß Hilfe hier not that, wissen wir ja; aber unstreitig drohte den eigenen Landen Ferdinands Anfang September eine unendlich viel größere Gefahr von den Türken, als von den italienischen Gegnern. Aber die Blicke des Erzherzogs waren einmal so von Italien, das wohl den in Spanien geborenen und erzogenen Fürsten fast heimatlich anzog, gefesselt, daß er auch jetzt noch, wo doch in den Osten nicht nur die dringendere Gefahr, sondern auch der größere Gewinn rief, vor allem Mailand schützen zu müssen meinte.

Denn in demselben Augenblicke, wo er am 9. September durch seine Schwester erfuhr, daß bei Mohacs nicht nur das ungrische Heer vernichtet, sondern auch auf der Flucht vom Schlachtfelde König Ludwig umgekommen sei, richteten sich seine Gedanken auf die Erwerbung der jetzt erledigten Kronen von Ungarn, Böhmen, Mähren und Schlesien**). Da Ungarn fast ganz in der Gewalt des Türken war (am 10. September schlug Suleiman seine Zelte unter den Mauern Ofens auf, welches ihm die Schlüssel seiner Thore entgegengeschickt hatte), handelte es sich zunächst um die Sicherung Böhmens. Kaum in Linz angelangt, expedierte Ferdinand mehrere ansehnliche Botschaften in das zu gewinnende Land, bei deren Zusammensetzung er eine sehr glückliche Hand bewies. Da der verstorbene König Ludwig keine Kinder hinterlassen hatte, so besaß unzweifelhaft seine einzige Schwester Anna, Ferdinands Gemahlin, den besten Anspruch auf die verwaisten Länder, wenn nämlich in denselben das Erbrecht anerkannt wurde. Ferdinand nahm das als ausgemacht an. Die den Boten gegebenen Instruktionen

---

*) Man sehe, wie sich Ferdinand darüber gegen Karl äußert in seinem Briefe vom 22. September bei Gevay, Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungarn und der Pforte I, 1, 15.

**) Siehe Ferdinands Brief an Königin Marie, Kuffstein 11. September, bei Gevay I, 1, 10.

gingen davon aus, daß die früher von König Ludwig regierten Länder nach rechter Erbschaft auf dessen Schwester Anna und verschiedenen Erbverträgen gemäß auf ihren Gemahl Ferdinand gekommen seien. Allerdings täuschte sich dieser darüber nicht, daß mit seinem Erbrecht allein die Frage nicht entschieden sei; aber die Boten erhielten doch nur Weisung zu sehen, wie das Erbrecht am besten zur Geltung gebracht werden könne*).

Dieselben überzeugten sich aber, sobald sie in Prag angekommen waren, daß mit diesem Anspruch ihres Herrn nicht nur nicht durchzudringen sein werde, sondern daß die Klugheit erfordere, denselben von vornherein ganz bescheiden in den Hintergrund zu schieben. Die böhmischen Stände waren bei aller sonstigen Zwietracht darüber einig, daß ihnen, wenn der verstorbene König keine Kinder hinterlassen habe, ein unbeschränkt freies Wahlrecht zustehe, das sie bei dieser Gelegenheit im weitesten Umfange auszunutzen gedachten. Denn die Zahl der Bewerber war eine ungewöhnlich große. Schon ehe die Gesandten Ferdinands in Prag eintrafen, hatte dort ein bayerischer Agent seine Thätigkeit begonnen, und neben diesen beiden Hauptrivalen wurden die Könige von Polen und Frankreich,

*) Die böhmischen Landtagsverhandlungen vom Jahre 1526 an 1, 53 ff. Rezek, Geschichte der Regierung Ferdinands in Böhmen S. 18 ff. Auf Grund dieser Veröffentlichungen stellt sich die Geschichte der böhmischen Wahl erheblich anders dar, als wir sie von Ranke kennen gelernt haben. Es ist übrigens zu bedauern, daß in jener Publikation der böhmischen Landtagsverhandlungen die tschechischen Texte nicht nur ohne deutsche Uebersetzung, sondern selbst ohne kurzen deutschen Auszug gegeben werden. Wenn man in Prag meint, jeder Historiker müsse tschechisch verstehen, so irrt man. Die gleiche Bemerkung gilt von den magyarischen Publikationen, deren Herausgeber entweder in der Illusion befangen sind, das Magyarische gehöre in dem Maße zu den großen Kultursprachen, daß jeder Historiker sich die Kenntnis desselben aneignen müsse, oder in der zu bescheidenen Meinung, die ungrische Geschichte habe nur für Magyaren ein Interesse. Vgl. übrigens Hubers sorgfältige Darstellung im dritten Bande seiner Geschichte Oesterreichs S. 537 ff., welcher mir erst zukam, nachdem dieser Abschnitt bereits geschrieben war.

die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, Herzog Georg von Sachsen und verschiedene einheimische Herren als Kandidaten genannt. Ernstlich in Betracht kamen jedoch neben Ferdinand nur die beiden Herzöge Ludwig und Wilhelm von Bayern, welche als Nachbarn längst mannigfache Beziehungen mit böhmischen Herren angeknüpft hatten und jetzt mit Recht meinten, der ausgesprochene Gegensatz, in welchen sie seit dem vorigen Jahre zu Ferdinand geraten waren, müsse hier, bei dieser Wahl, zur Entscheidung kommen. Fiel die böhmische Krone den Wittelsbachern zu, so hatten sie die Habsburger im Reich an realer Macht überholt. Sie durften dann um so mehr hoffen, auch die Würde des römischen Königs zu erlangen. Aber selbst ohne dieselbe stand der Herr von Bayern, Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz unbedingt an der Spitze der deutschen Stände.

Anfänglich schienen die Aussichten der Bayern vortrefflich zu sein. Ferdinand stand der üble Ruf seiner Regierung entgegen. Von Salamanca's bösem Wesen war auch in Böhmen genug bekannt geworden. Auch fürchteten die Herren, daß Ferdinands Schwester Marie einen zu großen Einfluß üben werde, welche neben ihrem schwachen Gemahl den böhmischen Magnaten ebenso unbequem geworden zu sein scheint, wie den ungrischen. Aber das große Geschick derjenigen, welche für Ferdinand warben, wußte über alle diese Schwierigkeiten Herr zu werden. Obwohl sie sehr lange auf Vollmachten warten mußten, wie sie für den Erfolg ihrer Bemühungen unbedingt nötig waren, gingen sie auf alle Anforderungen des Moments mit bemerkenswerter Sicherheit ein. Sie brachten den Schwung einer kühnen, skrupellosen Politik auf den Kampfplatz, während ihre bayerischen Gegner, an engere Verhältnisse gewöhnt, je länger der Kampf dauerte, um so mehr zurückgedrängt wurden. Diese habsburgische Politik verstand namentlich die Kunst des Versprechens in ganz außerordentlichem Maße; aber es ist doch zu verwundern, daß die böhmischen Herren, welchen es natürlich

mit seltenen Ausnahmen nur auf den eigenen Gewinn ankam, sich einbildeten, sie würden bei Ferdinand bessere Geschäfte machen als bei den Wittelsbachern. Diesen stand übrigens, von ihrer Unbeholfenheit abgesehen*), hauptsächlich im Wege, daß sie zwei waren. Offenbar konnten die beiden Brüder sich nicht darüber einigen, wer von ihnen der eigentliche Bewerber sein sollte. Ihre Schreiben an die Stände, die Vorträge ihrer Bevollmächtigten vor denselben lauteten bis zuletzt dahin, Stände mögen einen von ihnen wählen**). Ich glaube es hauptsächlich diesem für die Wähler höchst mißlichen Umstande zuschreiben zu müssen, daß es im letzten Augenblicke den Räten Ferdinands gelang, die Führer der bayerischen Partei selbst, wenn auch nur heimlich, auf ihre Seite zu bringen. Um ihre Praktik bequemer zum Ziel führen zu können, arbeitete diese nun darauf hin, daß die Wahl nicht von sämtlichen Ständen, sondern von einem damit betrauten, aus je acht Mitgliedern der drei Stände gebildeten Ausschuß vorgenommen werde. Und da geschah es nun, daß während die bayerischen Gesandten noch am 23. Oktober ihren Herren mit voller Bestimmtheit schrieben, jener Ausschuß werde einen von ihnen wählen, dieser an demselben Tage einstimmig für Ferdinand entschied! Und diesen wahrhaft glänzenden Sieg hatten die Boten Ferdinands errungen, obwohl die Bayern mit ihren Geldgeschenken und Geldzusicherungen höchst verschwenderisch umgingen und sich zuletzt auch der Unterstützung des französischen Agenten zu erfreuen hatten. Wäre König Franz nicht hier wie so oft die Beute unverständiger Illusionen gewesen, hätte er von vornherein und mit aller Energie für den bayerischen Freund, statt für seine eigene unmögliche Kandidatur werben lassen, so hätte er vielleicht den

---

*) Welche es u. a. verschuldete, daß ihre „stattliche Botschaft" erst wenige Tage vor der Wahl in Prag eintraf, während bis dahin Weißenfelder allein für sie hatte arbeiten müssen.

**) Siehe die Korrespondenz der bayerischen Agenten mit den Herzögen in den böhmischen Landtagsverhandlungen 1, 129 ff.

empfindlichen Schlag, den die Wahl Ferdinands für ihn bedeutete, fernhalten können*).

Mit der Wahl war indessen noch keineswegs alles erledigt. Der böhmische Landtag hatte eine lange Liste von Wünschen aufgestellt, von denen die Bevollmächtigten Ferdinands doch nur die auf die Erhaltung aller Privilegien und Freiheiten und die Zahlung aller Schulden bezüglichen zugesagt hatten. Eine große Deputation der Stände, welche sich nach Wien begab, um dem neuen Könige seine Wahl anzukündigen, übergab demselben Anfang Dezember diese Forderungen. Sie hatten einen derartigen Umfang, daß sie Ferdinand beim besten Willen nicht hätte erfüllen können. So verlangten z. B. die Stände, Ferdinand solle beim Kaiser erreichen, daß Luxemburg wieder der böhmischen Krone einverleibt werde, er solle die Landesschulden bis nächsten Georgi bezahlen, er solle seinen Hof gewöhnlich in Böhmen haben, er solle keinem Beamten sein Amt ohne rechtliche Erkenntnis der übrigen Beamten nehmen, er solle die Aemter nicht nur in Böhmen, sondern auch in den einverleibten Ländern, namentlich in Schlesien und der Lausitz, nur mit geborenen Böhmen besetzen, ja er solle, solange er lebe, auch seinen direkten Erben nicht wählen und krönen lassen. Hätten die Stände solche Ansprüche durchsetzen wollen, so hätten sie sich Ferdinands ausdrückliche Gewährung derselben vor der Wahl sichern müssen. Da sie das versäumt, konnten sie zwar mit großer Hartnäckigkeit auf ihrer Annahme bestehen, mußten sich schließlich aber doch mit so verklausulierten Erklärungen begnügen, daß Ferdinand ziemlich freie Hand behielt. Selbst die unbedingt gegebene Zusage, die Schulden in kürzester Frist zahlen zu wollen, war bei Ferdinands Finanzlage natürlich wertlos. Die Stände operirten aber um so weniger glücklich,

*) Nach der Art, wie Weißenfelder am 11. Oktober über die Anknüpfung mit dem französischen Agenten berichtet, möchte man übrigens schließen, daß damals die Beziehungen zwischen Frankreich und Bayern überhaupt noch ziemlich locker waren.

als sie durch die Behandlung der Wahl die Mähren, Schlesier und Lausitzer, welchen sie keinen Anteil an derselben gegönnt, empfindlich verletzt und auf Ferdinands Seite getrieben hatten. So wurde dessen Erbrecht in Mähren und Schlesien unbedingt anerkannt. Die Räte Ferdinands bewiesen ihre Ueberlegenheit über den ständischen Egoismus der Böhmen in Wien ebenso erfolgreich, als in Prag *).

Wenn auch die Deputation nicht sehr erbaut von Wien zurückkehrte, so hinderte doch weder ihre Mißstimmung noch die Fortsetzung der bayerischen Praktiken, daß Ferdinand mit seiner Gemahlin Anfang Februar seinen glänzenden Einzug in Prag hielt, um durch die Krönung definitiven Besitz zu ergreifen. Ja er fühlte sich seiner Sache so sicher, daß er noch vorher

*) Wenn man gemeint hat, die religiöse Frage habe bei diesen Verhandlungen eine wichtige Rolle gespielt und Ferdinand auch dadurch den Sieg über die Bayern davongetragen, daß er sich toleranter als diese erwiesen, so findet eine solche Meinung in den jetzt vorliegenden Akten keine Bestätigung. Die böhmischen Stände forderten lediglich (Landtagsverhandlungen 1, 43), daß der König gegen die beiden im Lande herrschenden Bekenntnisse, das katholische und das utraquistische, das bisher übliche Verfahren beobachte und die in den Nebenlanden herrschende Zwietracht im Glauben dadurch beilege, daß er beim Kaiser auf die Berufung eines Konzils hinwirke. Die unmittelbar darauf folgenden Artikel beweisen, daß die böhmischen Stände damals von jeder Hinneigung zu Luther weit entfernt waren, indem sie den König aufforderten, das Verbot der Priesterehe, die Beobachtung der Fasten streng zu handhaben und dafür zu sorgen, daß die heiligen Sakramente, die Mutter Gottes und die „lieben Heiligen" von niemand geschmäht werden. Anders stand es allerdings mit Schlesien. Die schlesische Deputation richtete an den König die Bitte: weil es jetzt im Deutschen Reich und in Schlesien zwischen Geistlichen und Laien zu großem Zwiespalt gekommen, solle der König trachten, daß eine christliche Ordnung dem heiligen Evangelium gemäß eingerichtet werde, damit sie in guter christlicher Einigkeit leben können. Die Antwort des Königs lautete: er hoffe, daß die Schlesier ein recht christliches Leben führen werden und erlaube ihnen, daß sich in betreff der Glaubenssachen die Geistlichen mit den Laien vergleichen; ehe sie aber diesen Vergleich abschließen, sollen sie ihm denselben vorlegen (Rezek S. 113 u. 116). Man sieht: Ferdinand war weit davon entfernt, seine Wahl mit Konzessionen in der religiösen Frage zu erkaufen.

dem Landtage seine „Objectiones" vorlegte, durch welche er die Annahme der bedenklichsten ständischen Forderungen für unzulässig erklärte*). Am 24. Februar 1527, des Kaisers Geburtstage, fand die feierliche Krönung statt. Wenn die Italiener sich wiederholt über das wunderbare Glück des Kaisers äußern, so stand dasselbe in dieser böhmischen Angelegenheit dem Bruder auf gleich erstaunliche Weise zur Seite. Wer hätte es bei dem damaligen Stande der europäischen Angelegenheiten und nach dem, was die österreichischen Nachbarlande bisher von Ferdinand erlebt hatten, für möglich halten sollen, daß dieser junge, äußerst mittellose, auf allen Seiten von den größten Schwierigkeiten bedrängte Fürst ohne schweren Kampf, ja ohne daß die europäischen Gegner des Hauses nur ernstlich eingegriffen, eine so gewaltige Erweiterung seiner Macht zu stande bringen werde? Denn erst jetzt hatten die Habsburger wieder eine Stellung im Reiche gewonnen, welche ihnen aus eigener Kraft einen gewaltigen Druck auf dasselbe auszuüben gestattete. Indem sie ihre direkte Herrschaft bis über das Riesengebirge ausdehnten, tief in die norddeutsche Ebene hineingriffen, den bayerischen Rivalen mit der kompakten böhmischen Masse niederdrückten, legten sie ihre Hand zugleich auf Nieder- und Oberdeutschland mit einer Wucht, von der die letzten Generationen nichts gewußt hatten. Freilich war der gewählte und gekrönte König damit noch keineswegs wirklich Herr über diese weiten und reichen Gebiete; die ständische Unbotmäßigkeit hatte während der letzten Dezennien zu üppig wuchern können, um alsbald vor einem Könige zusammenzubrechen, der niemals in erster Linie König von Böhmen sein konnte; aber der Verlauf des Wahlkampfes hatte doch die Ueberlegenheit der Politik Ferdinands über die böhmischen Herren zu schlagend bewiesen, um an weiteren Erfolgen der königlichen Autorität Zweifel zu gestatten.

Als die böhmische Deputation in Wien eintraf, fand sie

*) Siehe darüber Rezek S. 135 ff.

dort bereits bayerische und ungrische Agenten vor, welche den in Böhmen verlorenen Kampf auf anderem Boden fortsetzten. König Ludwigs Tod hatte ja mit der böhmischen die ungrische Krone ihres Trägers beraubt. Als Ferdinand in Linz seine Thätigkeit um Böhmen begann, konnte er, wie wir sahen, für Ungarn noch kaum etwas thun, weil dieses damals fast ganz in der Hand des Türken lag. Aber schon nach kürzester Frist kam die überraschende Kunde, daß der prächtige Suleiman das im Sturm eroberte Land, als ob für ihn nur Verwüstung Sinn habe, eilig räume, ohne selbst in den wichtigsten Plätzen Besatzungen zurückzulassen. Schon am 17. September hatten die Sieger den Rückzug von Ofen angetreten. In wenigen Wochen sah sich ganz Ungarn bis an die Wälle von Peterwardein von den Barbaren frei, welche das Land auf dem Rückmarsche in eine Wüste zu verwandeln strebten, als ob sie an den Besitz desselben gar nicht dächten. Sofort drängte sich für Ferdinand die ungrische neben der böhmischen Frage vor. Er eilte von Linz nach Wien, wodurch für seine Räte in Prag jene Verlegenheit entstand, daß sie erst sehr spät die für ihre Operationen notwendigen Vollmachten erhielten. In Ungarn lagen nun aber die Dinge viel schwieriger als in Böhmen. Hier traten Ferdinand nicht fremde Bewerber, sondern ein mächtiger Herr des Landes selbst, Johann Zapolya, Wojwode von Siebenbürgen, der reichste Magnat Ungarns, entgegen, ein Mann, welcher schon zu König Ludwigs Zeiten den Verdacht erweckt hatte, daß er nach dem Throne strebe. Ob er zu diesem Zwecke mit Suleiman Beziehungen angeknüpft hatte, möge dahingestellt bleiben. Jedenfalls war er thatsächlich dem Kampfe fern geblieben*)

---

*) Fraknói's Argumente in seinem Buche „Ungarn vor der Schlacht bei Mohács" S. 272 ff. würden mehr überzeugen, wenn in demselben nicht überall die Tendenz hervorträte, die päpstliche Politik auf Kosten der Deutschen und selbst der Habsburger zu verherrlichen. Daß Clemens VII. in Ungarn wirklich etwas that, die klägliche Geldnot zu lindern, sollte doch einen Historiker nicht dagegen blind machen, daß die Politik der Kurie, indem sie während der Jahre 1525 und 1526 alles aufbot, um den Kampf

und dadurch in der Lage, nach der Vernichtung des ungrischen Heeres und dem Tode des Königs mit einer Macht im Felde zu erscheinen, welcher Ferdinand zunächst nichts entgegenstellen konnte.

Wo sich in diesen Tagen des Jammers Zapolya zeigte, überall flogen ihm die Herzen der Ungarn zu. Wie im Triumphe zog er von Szegedin auf Ofen. An dem Tage, welchen er nach Stuhlweißenburg ausgeschrieben, herrschte eine solche Begeisterung für ihn, daß weder die Gesandten Ferdinands noch die des Königs von Polen nur zu Worte kamen. Jubelnd wurde er am 10. November von den Erschienenen zum Könige gewählt, am nächsten Tage gekrönt. Alle Bemühungen Ferdinands und seiner Schwester, zuerst durch freundliche Verhandlungen mit Zapolya, dann durch Drohungen, daneben durch überaus geschäftige Bewerbungen bei den Großen Ungarns, Siebenbürgens und Kroatiens, diesem fatalen Ereignisse vorzubeugen, waren fruchtlos geblieben. Zu den Mitteln, durch welche man die Wahl Zapolya's zu hindern gesucht, hatte auch gehört, daß der zur österreichischen Partei gehörende Palatin, welcher verfassungsmäßig allein dazu berechtigt war, mit dem Datum des 9. Oktober einen Reichstag auf den 25. November nach Komorn ausgeschrieben hatte, um Heilmittel für die Not des Landes zu schaffen. Bezeichnenderweise wurde in diesem Aktenstück die Wahl des Königs nicht als Gegenstand der Verhandlung bezeichnet. Denn während Ferdinand in Böhmen darauf verzichtet hatte, sein Erbrecht mit vollem Nachdruck geltend zu machen, fand er es in Ungarn zweckmäßig, dasselbe als unzweifelhaft hinzustellen. Hätte er hier das Recht der freien Wahl zugestanden, so mußte er den Sieg Zapolya's

---

unter den Hauptmächten der Christenheit von neuem zu entzünden, unendlich viel mehr zum Verderben Ungarns that, als sie durch die Sendung von 50000 Dukaten gut machen konnte. So drängt sich der Verdacht auf, daß der Verfasser in Zapolya den Schützling der Kurie günstig zu stellen suche.

fürchten. Indem er sein Erbrecht festhielt, konnte er den Wojwoden als Usurpator, als Rebellen gegen den rechtmäßigen König hinstellen. Das aber schon in jenem Ausschreiben offen zu verkündigen, schien wieder nicht klug.

Nachdem die Wahl Zapolya's erfolgt war, kam es darauf an, durch den vom Palatin ausgeschriebenen Reichstag ein möglichst starkes Gegengewicht zu schaffen. Man muß anerkennen, daß die Königin Marie, einige der ihr ergebenen ungrischen Großen und die von Ferdinand ihr beigegebenen Räte eine außerordentliche Rührigkeit und Geschicklichkeit entfalteten, um die Sache Ferdinands unter den schwierigsten Verhältnissen aufrecht zu erhalten. Denn eine Menge mißlicher Umstände galt es zu besiegen. Zuerst widerstrebte es den Ungarn aufs äußerste, einen Fremden und namentlich einen Deutschen auf den Thron zu berufen. Die Deutschen waren ihnen durch den Einfluß, welchen sie unter der vorigen Regierung geübt, noch mehr aber wohl dadurch verhaßt, daß Handel und Gewerbe fast ganz in ihrer Hand lag*), daß die Fugger den reichen Bergbau ausbeuteten, daß viele Deutsche in Wohlstand lebten, während der maßlos zahlreiche, aber meist ebenso arme Adel sein Elend nicht der eigenen Trägheit, sondern der Macht der Fremden schuld gab. Die Katastrophe von Mohacs galt natürlich vielen stolzen Magyaren ebenfalls als das Werk des verderblichen fremden Einflusses. Der unendlich reiche Klerus warf der Königin Marie wohl nicht ohne Grund eine Begünstigung der Ketzerei vor, welche ja ganz unzweifelhaft durch die deutschen Beziehungen einen Weg nach Ungarn gefunden hatte. So sah sich die Königin nach dem Tode ihres Gemahls zunächst in geradezu hilfloser Verlassenheit. Sie mußte froh sein, hart an der Grenze, in Preßburg, eine Zuflucht zu finden, wo sich dann die wenigen Großen um sie sammelten, welche ihr Glück ganz

---

*) Siehe die Schilderung der ungrischen Zustände durch Seb. Giustinian bei Rawdon Brown, Four years at the court of Henry VIII, 1, 6 ff.

an den Hof geknüpft hatten oder durch persönliche Ergebenheit an sie gebunden waren. Sofort begann sie mit seltener Elastizität die umsichtigste Arbeit für die Größe ihres Bruders, wie sich denn die Frauen dieses Hauses überhaupt durch lebhaftes Interesse und ungewöhnliches Geschick für große politische Aufgaben auszeichneten. Da boten sich denn doch ihrem erfinderischen Geiste bald genug Anknüpfungspunkte, um die zunächst kaum vorhandene Partei ihres Bruders zu verstärken. Verschiedene mächtige Männer erschienen in Presburg, um ihre Dienste anzutragen. Hätte man sie gewonnen, so würden ihnen sehr viele gefolgt sein. Man hätte vielleicht trotz allem die Wahl Zapolya's hindern können, wenn man die Mittel gehabt hätte, die sehr hohen Forderungen der ungrischen Magnaten zu erfüllen. Da aber die bankerotten Finanzen Ferdinands mit großer Anstrengung nur sehr bescheidene Summen flüssig machen konnten, so stellte sich alsbald die fatale Thatsache heraus, daß, während in Böhmen Versprechungen gute Dienste thaten, die ungrischen Herren nur auf effektive Leistungen Wert legten.

So blieb trotz aller Emsigkeit und Klugheit der Vertreter Ferdinands sein Anhang ein sehr geringer. Der Machtbereich Zapolya's dehnte sich nach seiner Wahl immer weiter nach Westen aus. Auch Komorn, wohin der Palatin den Reichstag ausgeschrieben, fiel ihm in die Hand. Man mußte die Versammlung nach Presburg verlegen, aber sie auch hier von einer Woche auf die andere verschieben, bis sie endlich am 16. Dezember eröffnet werden konnte. Ferdinand hatte seinen Gesandten für diesen Tag eine Instruktion gegeben, welche mit großer Klugheit alles zusammenfaßte, was ihn den Ungarn empfehlen konnte*). Nicht der Wunsch, seine Macht zu erweitern, sondern das stets von ihm bewiesene Verlangen, die Sache der Christenheit gegen den Türken zu verfechten, das Mitleid mit der trost-

---

*) Man sehe dieses merkwürdige Schriftstück d. d. Wien 5. Dezember bei Fraknói, Monumenta comitialia regni Hungariae 1, 60 ff.

losen Lage Ungarns, das nach dem Tode seines Königs schutzlos dem grausamsten Feinde preisgegeben ist, bestimmen ihn, das Anrecht seiner Gemahlin und sein eigenes auf den ungrischen Thron geltend zu machen. An diesem Recht ist nach den Thatsachen der ungrischen Geschichte, nach den von König Matthias Corvinus mit Kaiser Friedrich III. und von König Wladislav mit Kaiser Maximilian geschlossenen und von den ungrischen Ständen anerkannten Verträgen nicht zu zweifeln*). Zapolya, welcher durch schlechte Künste eine unrechtmäßig berufene Versammlung zu seiner Wahl verführt hat, kann deshalb nur als Usurpator betrachtet werden, und zwar als ein Usurpator, der außer stande, Ungarn gegen den Türken zu schützen, es auch noch in Krieg mit den benachbarten Landen Ferdinands und dem Reiche verwickeln würde. Ferdinand dagegen als König von Böhmen, Mähren, Schlesien, als Statthalter des Reichs, welcher die Kurfürsten und Fürsten längst zu energischer Unterstützung Ungarns bestimmt, welcher überdies schon vor seiner Wahl zum böhmischen Könige Kroatien erfolgreich gegen die Türken beschützt hat, Ferdinand ist mehr als irgend ein anderer in der Lage, Ungarn aus dem Unglück dieses Jahres aufzurichten. Er wird seine Privilegien und Freiheiten nicht nur sorgfältig beobachten, sondern noch erweitern; er wird die Geschäfte des Landes nur durch Ungarn besorgen lassen, seine Würden und Aemter nur auf Ungarn übertragen und das Reich so regieren, daß seine Milde, Freigebigkeit, Gnade und Wohlwollen nichts zu wünschen übrig läßt.

Nach Presburg waren natürlich nur diejenigen gekommen, welche der Partei Ferdinands angehörten. Wie beträchtlich ihre Zahl war, läßt sich nicht angeben**), deshalb auch nicht sagen,

---

*) Vgl. über die Rechtsfrage Gindely's Aufsatz im Archiv für österreichische Geschichte 51, 195 ff.

**) Smolka, Ferdinands Bemühungen um die Krone von Ungarn im Archiv für österreichische Geschichte 57, 67 f. Dieser sorgfältigen Unter-

was es zu bedeuten hatte, daß diese Versammlung Ferdinand am 17. Dezember ohne Widerspruch zum Könige wählte. Es standen sich nun also zwei gewählte Könige gegenüber, von welchen der zugleich gekrönte in jeder Beziehung die größere Gunst der Umstände für sich zu haben schien. Sein Anhang besaß im Lande unzweifelhaft das Uebergewicht. Er konnte sich ganz den ungrischen Dingen widmen, während sein Gegner durch die verschiedensten Sorgen, zunächst durch die Notwendigkeit, von Böhmen, Mähren und Schlesien wirklich Besitz zu ergreifen, abgezogen wurde. Er konnte auf die Unterstützung der Verbündeten von Cognac rechnen. König Franz vor allen schien in Ungarn gut machen zu wollen, was er in Böhmen versäumt hatte, und trat mit Zapolya in die engste Verbindung *). Venedig erkannte ihn ohne weiteres als König von Ungarn an. Clemens, schon früher ihm geneigt, war zwar im Augenblick mit eigener Not genügend beladen, erfreute ihn aber doch durch eine Botschaft, welche am 18. Januar von ihm mit großen Ehren empfangen wurde **). Die Herzöge von Bayern, seine natürlichen Bundesgenossen, eröffneten ihm die Aussicht, daß die Stände des Reichs die in Speier bewilligte Türkenhilfe ihm zuwenden, jedenfalls nicht dem Könige von Böhmen gegen ihn zuführen würden. Auch die Gegner Ferdinands in Böhmen, Mähren und Schlesien richteten ihre Hoffnungen selbstverständlich auf Zapolya, welcher endlich in Polen von lebhaften Sympathien begünstigt wurde. Kurz, die Gesamtlage war von der Art, daß der Kaiser seinem Bruder aufs entschiedenste und immer wieder von einem kriegerischen Wagnis in Ungarn abriet, das leicht zu einer schweren Katastrophe führen könne, da neben allem übrigen zu fürchten sei, daß

suchung bin ich zumeist gefolgt neben den urkundlichen Werken von Gevay und Fraknói. Vgl. auch Huber 3, 549 ff.

*) Charrière, Négociations 1, 156 ff.

**) Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte 4, 17.

Zapolya dann den Beistand des Türken suche, gegen dessen Macht im Augenblicke nicht aufzukommen sei*).

In der That gestalteten sich die Dinge während der ersten Monate des Jahres 1527 für Ferdinand bedenklich genug. Seit er zur Krönung nach Prag aufgebrochen war, traten ihm die ungrischen Sorgen unvermeidlich in den Hintergrund. Königin Marie geriet dadurch in eine nahezu verzweifelte Lage. Sie sah sich außer stande, die den ungrischen Herren gemachten Zusagen auch nur in bescheidenem Maße zu erfüllen; die von ihr zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse aufgenommenen Anlehen konnte sie nicht zurückerstatten; ihr drohte nicht nur Ohnmacht, sondern auch Schande: sie bat den Bruder wiederholt, sie von einem Posten abzuberufen, auf dem sie ihm bei der von ihm beliebten Praxis nichts nützen könne**).

Ferdinand bewies diesen Klagen der Schwester gegenüber große Gemütsruhe. Das eine Mal schrieb er ihr, die Herren müßten Geduld haben, das andere Mal, die Königin müsse sie mit guten Worten hinhalten; dann wieder, es scheine ihm, die von ihr gemachten Zusagen seien übertrieben, er könne sie unmöglich alle erfüllen; er habe für Ungarn schon über 90000 Goldgulden ausgegeben***). In der That, für die Gewinnung eines solchen Reichs eine gewaltige Summe! Er war in Geldnöten erfahren genug, um sich durch die aus Presburg unaufhörlich ertönenden Klagen nicht aus der Fassung bringen zu lassen. Daneben aber machte er seiner Schwester schon Anfang März die sehr richtige Bemerkung, für die Gewinnung Ungarns komme es nicht darauf an, diesen oder jenen Herrn durch einige Tausend Dukaten, vielleicht nur für kurze Zeit, auf seine Seite zu ziehen, sondern ein tüchtiges Heer zu sammeln. Das war

---

*) Karl an Ferdinand, Valladolid 6. März und 26. April. Gevay I, 1, 49. 68.

**) Briefe Mariens an Ferdinand, 9. und 14. Februar, 14. und 26. März, 25. April, 8. Mai bei Gevay.

***) Ferdinand an Marie, 5. März.

die volle Wahrheit. Leider ging es aber auch damit nur langsam voran. Nach vollbrachter Krönung in Prag mußte dieselbe Festlichkeit in Mähren und Schlesien vollzogen werden. Erst Ende Mai war Ferdinand wieder in Prag, erst Mitte Juni in Wien. Seine Anhänger in Ungarn, welche ihn schon im März mit größter Ungeduld erwartet hatten, gerieten über diese endlose Verzögerung außer sich.

Wäre Zapolya der Mann gewesen, den die Lage erforderte, so würde er unmittelbar nach seiner Krönung an der Spitze seines Heeres gegen Presburg aufgebrochen sein und das schwache Häuflein Ferdinands aus Presburg und damit aus Ungarn vertrieben haben. Statt dessen verbrachte er kostbare Monate in vollkommener Unthätigkeit, welche natürlich unter seiner Partei allerlei Zwist und Zank erzeugte. Als er auf Mitte März einen Reichstag ausschrieb, trat er demselben mit der Forderung einer ungewöhnlichen Steuer, eines von allem Besitz zu erhebenden Zehnten entgegen*), welcher zwar bewilligt, aber vom Lande mit lauter Unzufriedenheit aufgenommen wurde. Je länger ihn Ferdinand unbehelligt ließ, desto üppiger konnte Eigennutz und Streitsucht in seinen Reihen wuchern. Die Ungarn erfuhren, daß, wie ein boshafter Beobachter schon bei der Krönung gesagt hatte, Zapolya's Kopf für diese Krone zu klein sei.

Ferdinand hatte die lange Zeit, welche die böhmischen Geschäfte in Anspruch nahmen, sehr zweckmäßig mit einer Scheinverhandlung ausgefüllt. König Sigismund von Polen, der sehr gern selbst in Ungarn geherrscht hätte, wünschte wenigstens diplomatisch seinen Einfluß geltend zu machen. Er trug den Rivalen im März seine Vermittelung an, um in dem von den Türken bedrohten Lande den Kampf unter Christen zu verhüten. Ferdinand ging wie Zapolya auf das Anerbieten ein, um seine Liebe zum Frieden zu beweisen, vor allem aber,

*) Pray, Epistolae procerum regni Hungariae p. 134.

um durch diese aussichtslosen Verhandlungen Zeit zu gewinnen. Und wirklich zogen sich die Debatten der in Olmütz eröffneten Konferenz so lange hin, daß Ferdinand bei ihrem Ende zu den Waffen greifen konnte. Am 29. Juni kündigte er den Ungarn in einem ausführlichen Manifest, welches noch einmal seine Rechte und Verdienste, Zapolya's willkürliche Usurpation und tyrannische Bedrückung schilderte, seinen Entschluß an, jetzt mit den Waffen Ordnung und Ruhe in dem vielgeplagten Lande herzustellen, dessen Bewohnern er seine Gnade und Gunst verhieß, wenn sie ihn unterstützten, seine Strafe androhte, wenn sie ihm widerstrebten*). Am 8. Juli rückte das von Markgraf Kasimir von Brandenburg geführte Heer gegen Ungarn aus**). Zapolya zeigte sich jetzt so ohnmächtig, wie Ferdinand im November gewesen sein würde. Raab, Komorn, Gran wurden fast ohne Mühe genommen. Darauf floh Zapolya aus der Hauptstadt. Die Magnaten, deren viele in dieser Zeit eine selbst für jene Tage erstaunliche Charakterlosigkeit bewiesen, sobald sie Ferdinands Ueberlegenheit wahrnahmen, verließen das sinkende Schiff. Am 23. August konnte der König von Böhmen seinen Einzug in Ofen halten, wohin er auf Michaelis die Stände des Reichs lud. Die deutschen Truppen verfolgten inzwischen unter Graf Salm den Fliehenden an die Theiß***). Bei Tokay, wo er vor einem Jahre den Beginn seiner Herrlichkeit erlebt, traf ihn jetzt ein Schlag, der ihn aus dem Lande schleuderte. Am 3. November wurde Ferdinand unter einem solchen Zudrang der ungrischen Großen gekrönt, daß er unbedingter Herr des Landes zu sein schien.

---

*) Pray p. 135 ff.

**) John Wallop (der englische Gesandte) an Heinrich VIII., Wien 11. Juli. Arch. f. österr. Gesch. 24, 21. Bischof von Trient an Sanchez, Wien 14. Juli. Gayangos p. 278 f. Es beweist die oft unglaubliche Nachlässigkeit, mit welcher dieser Calendar leider gearbeitet ist, daß Gayangos diesen Brief von dem in Venedig weilenden Sanchez schreiben läßt.

***) Zeitung aus Pest vom 2. September bei Gayangos. Vgl. Huber 3, 560.

In Wirklichkeit hatte er mit dieser Besitznahme Ungarns sein Geschlecht auf eine Bahn geführt, welche ihm Jahrhunderte lang die schwersten Lasten aufbürden sollte und das Schicksal der Habsburger vollendete, in alle Weiten der Welt zerrissen zu werden. Während des Kaisers Macht im fernen Westen weiter und weiter drang, trat der Bruder hier im Osten an die Spitze der vom Türken bedrohten Christenheit, von der nicht wenige Glieder beim Türken Schutz suchten gegen die habsburgische Uebermacht. Für die Zukunft Europa's hatte sich in diesen Jahren eine unendlich bedeutsame Thatsache vollzogen. Das Haus Oesterreich hatte die weitreichenden Pläne Friedrichs III. und Maximilians I. im Osten verwirklicht, ein mächtiges Reich gegründet, trotz der Feindschaft Frankreichs, Italiens und Englands, ein Reich, von dem man wohl annehmen konnte, daß es die deutschen Stände Fügsamkeit lehren würde. „Wenn Euer Gegner," hatte König Franz an Zapolya geschrieben, „ebenso König von Ungarn wie von Böhmen würde, so würde er, auf die Verwandtschaft mit dem Kaiser gestützt, so hohen Mut fassen, daß er alle anderen zu kränken wagte."

Ganz besonders schien diese gewaltige Erhebung Ferdinands den Anhängern Luthers mit dem Schlimmsten zu drohen. Wenn er in Speier mit großem Verdruß die Dinge hatte gehen lassen müssen, weil ihm die Macht fehlte, seinen und des Kaisers Willen durchzusetzen, so stand der König von Böhmen und Ungarn doch wohl anders da. Was bedeutete der Gewinn der einen oder anderen Reichsstadt, dieses oder jenes kleinen Fürsten und Grafen für den neuen Glauben neben dieser gewaltigen Ausbreitung habsburgischer Herrschaft bis an die Theiß und Oder? Aus dem Erzherzog, welcher über weit zerstreute Gebiete ein unsicheres Regiment geführt, war ein mächtiger König geworden, der aus eigener Kraft seinen katholischen Eifer geltend machen konnte. Weder die Magdeburger Verbündeten noch die bayerischen Herzöge durften gegen diesen weitgebietenden Herrn hoffen, ihren Stand zu behaupten, und wenn er nun,

mit der doppelten Krone erhöht, ins Reich zurückkehrte, konnte ihm dann wohl verweigert werden, wonach er seit Jahren so sehnlich verlangte? Und wenn der König von Böhmen und Ungarn als römischer König vor die Stände trat, wo waren dann die Kräfte, welche die Durchführung des Wormser Edikts zu hindern vermochten?

Freilich, in ferner Zukunft sollten alle diese Gefahren ernste Wirklichkeit werden, ein zweiter Ferdinand mit der vom ersten gesammelten Macht den Protestanten schlimme Tage bereiten. Aber jetzt nahmen die Dinge einen ganz anderen Verlauf. Haben wir früher gesehen, wie übel es für Ferdinands Ansehen und Einfluß im Reiche wirkte, daß seine Gedanken und Kräfte mehr auf Italien als auf Deutschland gerichtet waren, so hatten die Erwerbungen der Jahre 1526 und 1527 zur Folge, daß seine Thätigkeit für längere Zeit ganz dem fernen Osten zugekehrt wurde. Vom Herbst 1526 an mußte es seine Hauptsorge sein, nicht den Ketzern entgegenzuwirken, sondern die Hilfe des Reichs für Ungarn in Bewegung zu setzen. Zu diesem Zwecke hatte das Regiment auf den Dezember eine Versammlung der Kurfürsten und Fürsten, wie sie die Wormser Ordnung für ungewöhnlich dringende Fälle vorsah, nach Eßlingen berufen. Die Fürsten erschienen in ziemlicher Zahl, fanden aber die Sache so schwer, daß nur ein Reichstag darin handeln könne. Ferdinand zuliebe wurde derselbe für Ende März nach Regensburg ausgeschrieben. Ferdinand sah sich aber trotz der Nähe außer stande, denselben zu besuchen. Da war es kein Wunder, daß Stände es unnötig fanden, die weite Reise im Interesse des Königs zu machen. Auch in Regensburg sollte nur von der Türkenhilfe und der ferneren Unterhaltung des Regiments und Kammergerichts gehandelt werden. Wie hätte Ferdinand in diesem Augenblicke nur daran denken können, die heikle Religionssache zu berühren? Die Versammlung fiel so dürftig aus, daß sie meinte, gar nichts beschließen zu sollen. Ohne Anwesenheit Kaiserlicher Majestät, hieß es im Abschiede

vom 18. Mai, lasse sich in so großen Sachen nichts Fruchtbares thun. Man wolle Kaiserliche Majestät dringend ersuchen, sich so bald als möglich ins Reich zu begeben. Ueberdies handle es sich hier um eine Angelegenheit der ganzen Christenheit. Das Reich allein vermöge nichts gegen den Türken. Deshalb sei Kaiserliche Majestät zu bitten, daß sie so bald als möglich unter den christlichen Fürsten Frieden schaffe. Nicht einmal über Regiment und Kammergericht kam man zu einem Beschluß. Unter den wunderlichsten Ausreden wurde das völlige Nichtsthun versteckt *).

Wenn so die Reichsgewalt vollkommen versagte, wenn sie an die kirchlichen Dinge nicht einmal mehr mit Worten zu rühren wagte, so gewann das Evangelium damit die günstigste Gelegenheit, die einen Augenblick ins Stocken geratene Ausbreitung mit neuer Kraft aufzunehmen. Wohl erließ das Regiment an diese oder jene Stadt den Befehl, mit den Neuerungen stillzustehen, aber wer nahm davon Notiz, da jedermann die absolute Ohnmacht dieser Behörde kannte, welche froh sein mußte, wenn es ihr gelang, ihr kümmerliches Dasein zu fristen. Und der an Moldau oder Raab weilende König, wie er auch jammerte über das Wachstum der Ketzerei **), was konnte er thun, wo er die schlimmsten der Ketzer bald um Geld, bald um Pulver und Geschütz angehen mußte? ***) So hatte diese Machterweiterung Ferdinands zunächst nur die Wirkung, im Reiche der Ketzerei alle Thüren zu öffnen. Früher hatte er doch wenigstens in seinen eigenen Gebieten den Prädikanten scharf entgegentreten können: jetzt reichten dazu seine Kräfte nicht aus. Im Herzogtum Württemberg nahm der Abfall in

---

*) Sammlung der Reichsabschiede 2, 284 ff.

**) Ferdinand an Karl, Prag 30. Mai 1527 (Wien. Arch.), la secte lutherienne croist et augmente par toutes parts de plus en plus en pis.

***) Man sehe, wie er Straßburg mit seinen Sendungen und Briefen bestürmte. Virck, Polit. Korr. 1, 273 f. 277 f. 282 f.

eben diesen Jahren reißend zu*). In Oesterreich mußte der König manches geschehen lassen, was der Erzherzog nie geduldet hätte. Ja in den eben gewonnenen Ländern, welche man durch Ferdinands Erhebung der alten Kirche vollkommen gesichert hätte halten sollen, erlitt sie Verlust auf Verlust. Vor allem sah Ungarn bald ein überraschendes Wachstum der neuen Gemeinschaft**).

Was unter diesen Umständen aus dem Speierer Abschiede werden mußte, liegt auf der Hand. Es traten aber noch besondere Verhältnisse hinzu. Von allem dort Beschlossenen schien der Ausführung am sichersten zu sein, daß eine Botschaft der Stände den Kaiser über die wahre Lage der Dinge im Reich aufklären solle. Man hatte alles dafür Erforderliche in Speier festgestellt. Man traf auch die nötigen Maßregeln, um der Botschaft die Reise durch Frankreich zu sichern. Als sie aber die Fahrt antreten konnte, wurde sie vereitelt. Der Rat von Nürnberg meinte, die Geistlichen hätten sie in der Besorgnis hintertrieben, der Kaiser werde bei seinem gegenwärtigen Zerwürfnis mit dem Papste wenig geneigt sein, in ihrem Interesse zu handeln***). Das war ja sehr natürlich. Aber auch dem Kaiser, denke ich, wird eine solche Sendung in keiner Weise erwünscht gewesen sein. Er hielt sich durchaus nicht der Belehrung bedürftig. Ueberdies mußte die Reise durch Frankreich König Franz, der ja in Speier einen Boten gehabt, Gelegenheit bieten, mit den Ständen neue Praktiken anzuknüpfen†). Indem aber diese Sendung an den Kaiser unterblieb, wurde dem Speierer Abschiede gewissermaßen sein Fundament entzogen.

---

*) Keim, Schwäbische Reformationsgeschichte S. 71 ff.

**) Szlávik, Die Reformation in Ungarn S. 13 ff.

***) Der Rat von Nürnberg an den Rat von Straßburg, 11. Januar 1527. Virck 1, 275.

†) Diese Ansicht finde ich nachträglich durch die mir soeben zugehende Abhandlung von Stoy, Erste Bündnisbestrebungen evangelischer Stände S. 141 f. bestätigt. Der Kaiser verbittet sich am 20. Mai 1527 ausdrücklich derartige Botschaften der Stände.

Und wenn nun nach Deutschland die Zeitungen kamen vom Zuge des kaiserlichen Heeres auf Rom, dann von der Erstürmung, der unerhörten Verwüstung der katholischen Hauptstadt durch die Kaiserlichen, von der langen Gefangenhaltung des Papstes, von der neu entzündeten Wut des allgemeinen Kriegs, konnte da jemand denken, daß in einem oder längstens anderthalb Jahren, wie man in Speier beschlossen, ein Konzil zusammentreten werde? Konnten die evangelischen Stände bei dieser auf den höchsten Punkt getriebenen Feindschaft zwischen Kaiser und Papst nicht meinen, es sehr wohl vor Kaiserlicher Majestät verantworten zu können, wenn sie sich vom Feinde des Kaisers für immer lossagten?

So arbeiteten damals alle Weltverhältnisse in geradezu wunderbarer Weise darauf hin, im Reiche dem Abfall von Rom, der festen Begründung der neuen evangelischen Gemeinschaft die Wege zu ebnen. Ihre Ausbreitung würde noch einen ganz anderen Umfang, einen noch viel rascheren Gang gewonnen haben, wenn nicht fast gleichzeitig mit dem schweren Unheil des Bauernkriegs die junge Kirche von zwei anderen Schlägen getroffen worden wäre, von der offenen Entzweiung zwischen Luther und Erasmus, und von dem verhängnisvollen Hader zwischen Luther und Zwingli. Hätten Wittenberg und Zürich während dieser Jahre der großen Gemeinsamkeit zuliebe die Unterschiede in der dogmatischen Fassung dulden können, so würden sie mit vereinten Kräften Oberdeutschland im Sturm genommen haben.

Der Krieg in Italien.

Die Erstürmung Roms, die bald darauf folgende Gefangennahme des Papstes schien die kaiserliche Sache in Italien mächtig fördern zu müssen. Denn in den letzten Jahren war doch Clemens derjenige gewesen, welcher die Feindschaft gegen den Kaiser allerorten am eifrigsten und wirksamsten schürte; nachdem er dem Gegner in die Hand gefallen war, blieb in Italien nur noch Venedig übrig, welches zwar die kaiserliche Uebermacht sehr fürchtete, ihr aber stets nur mit schlaffer Hand entgegengearbeitet hatte und in Europa von ferne nicht den Einfluß des Papstes besaß. Wenn jetzt das kaiserliche Heer, nachdem es Rom und den Papst genommen, beider Hilfsmittel auf das äußerste erschöpft, der eigenen Geldnot ein Ende gemacht und die Friedfertigkeit der Kurie durch die Besetzung der wichtigsten Plätze gesichert hatte, sich rasch nach Norden wendete, so konnte es Venedig sehr leicht ebenfalls zu einem teuer bezahlten Frieden nötigen und dem Kampfe auf der Halbinsel ein Ende machen.

Alle diese Aussichten wurden auf eine geradezu wunderliche Weise vereitelt. Wie vor zwei Jahren der Sieg von Pavia für den Kaiser nur die Quelle größter Verlegenheiten geworden war, so entwickelte sich auch jetzt aus dem großen römischen Erfolge die peinlichste Not. Die völlige Mittellosigkeit des Kaisers hatte im Frühling 1525 jede kräftige Ausbeutung des Siegs

unmöglich gemacht. Das Heer war ganz und gar auf seine eigenen Kräfte angewiesen geblieben, weder finanziell noch auch nur diplomatisch von seinem Herrn unterstützt. Aber damals hatte es doch wenigstens seinen Pescara gehabt. Als diesen ein früher Tod hinwegraffte, wurde seine Stelle nur äußerlich durch Bourbon ausgefüllt. Der Franzose konnte über die spanischen Hauptleute nie wirkliche Autorität haben. Wir haben gesehen, wie seit dem März 1527 das Heer eigentlich ohne Kommando war. Von Frundsberg nicht mehr unterstützt, von Guasto verlassen, der nichts thun wollte, was ihm gegen den Willen des Kaisers zu sein schien, mußte Bourbon den Forderungen seiner Soldaten gehorchen. So seit Monaten an Ungehorsam gewöhnt, warfen die siegreichen Haufen in Rom den letzten Rest der Zucht ab. Freilich, wer war da, sie in Ordnung zu halten? Nach Bourbons Tod gab es niemand, der in des Kaisers Namen befehlen konnte. Den besten Anspruch darauf hätte nach seiner früheren Stellung an der Spitze des Heeres und als Vizekönig von Neapel Lannoy machen können. Er war jetzt aber den Soldaten durch den Abschluß jenes Vertrags mit dem Papste so verhaßt, und selbst so scheu, daß ihn die dringendsten Bitten nur auf wenige Tage nach Rom bringen konnten, wo er sich dann möglichst verborgen hielt. Er dachte nicht daran, den Oberbefehl zu übernehmen. Aehnlich stand es aus ähnlichen Gründen mit Guasto. Da blieben Prinz Philibert von Oranien, Moncada, Alarcon und Urbina übrig. Aber Oranien, erst im Winter zum Heere gekommen, wurde zunächst nur durch seinen Rang empfohlen; er meinte freilich, nach Bourbons Tode komme ihm der Oberbefehl zu, und weigerte sich, unter Lannoy zu stehen. Moncada hielt sich die gefährliche Ehre mit allen möglichen Gründen vom Leibe; die beiden anderen Spanier dachten aber wohl selbst nicht an die Möglichkeit, das Oberkommando zu führen.

Uebrigens war das ja auch eine Frage, welche lediglich der Kaiser entscheiden konnte. Diese Entscheidung hätte sofort

nach Bourbons Tod erfolgen sollen. Aber Karl erfuhr ungewöhnlich spät von den römischen Ereignissen; erst am 30. Juni ernannte er den Herzog von Ferrara zum Generalkapitän aller seiner Armeen in Italien, Neapel ausgenommen. Es sieht das fast wie ein Akt der Verlegenheit aus; denn nachdem Ferrara im Herbst dieselbe Ehre abgelehnt hatte, ließ es sich kaum erwarten, daß sie ihm jetzt willkommen sein werde. In der That lehnte der Herzog im Juli abermals ab: er sehe sich nicht in der Lage, das in völliger Zuchtlosigkeit verwilderte Heer zur Ordnung zurückzuführen*). Nun hätte der Prinz von Oranien an die Spitze treten müssen, welchen der Kaiser zum Stellvertreter Ferrara's ernannt hatte; mit Alarcons Beirat sollte er die militärischen, Lannoy die diplomatischen Geschäfte führen**). Aber ob in des Kaisers Anordnung etwas Unklares war, oder Alarcon sich weigerte, oder, wie wahrscheinlich, Oranien überhaupt bei den Spaniern auf Abneigung stieß, genug, das Heer blieb das ganze Jahr 1527 hindurch ohne Oberbefehlshaber. Erst Anfang Januar 1528 übernahm Oranien wirklich das Kommando.

Wenn wir nun die Briefe lesen, welche die spanischen Diplomaten und Hauptleute, welche die sonstigen Diener des Kaisers seit der Erstürmung Roms aus Italien nach Spanien richteten, so ergreift uns steigende Verwunderung. Der Gang der Dinge in den Jahren 1525 und 1526 hat uns ja daran gewöhnt, daß der Kaiser seine Vertreter in Italien in der Hauptsache ihren eigenen Kräften überläßt. Aber ein Maß der Passivität, wie es jetzt hervortritt, ist uns doch noch nicht begegnet. Zuletzt können auch untergeordnete Diener wie der Sekretär Perez die Klage nicht zurückhalten, daß sich der Kaiser um die Angelegenheiten in Italien, um sein Heer und dessen Führer gar nicht zu kümmern scheine. Hatte nun früher die

*) Ferrara an seinen Gesandten in Rom den 2. August. Villa, Memorias p. 258.

**) Lannoy an Karl den 30. August. Villa p. 269.

Sorglosigkeit oder Hilflosigkeit des Kaisers weder den Sieg bei Pavia noch die Eroberung Roms gehindert, so ergaben sich jetzt doch aus seiner Vernachlässigung der italienischen Dinge sehr ernste Verlegenheiten.

Am 18. Mai schrieb ein Spanier aus Rom: „Uns allen scheint, dieses Heer ist stark genug, die ganze Welt zu erobern." Einige Monate später war es durch stets wachsende Zuchtlosigkeit, durch das wüste Schlemmen, dem sich die Soldaten in den Schätzen Roms überließen, durch die von der allgemeinen Unordnung und Unsauberkeit erzeugte Pest empfindlich geschwächt. Immerhin traute man seiner kriegerischen Tüchtigkeit noch sehr; aber es war mit ihr gar nichts anzufangen. Denn die Soldaten wollten Rom nicht verlassen, ehe der Papst ihre gewaltigen Geldforderungen erfüllt habe, und da sich Clemens außer stande sah, nachdem die Soldaten Rom in unglaublicher Weise ausgeplündert, fast alle Reichen in Bettler verwandelt hatten, die Hunderttausende herbeizuschaffen, welche die Soldaten begehrten, so blieben sie einen Monat nach dem anderen in gleicher Unbeweglichkeit. Eine Weile trieb sie dann die Pest aus Rom, wo auch nichts mehr zu finden war, in die Umgegend; aber im Herbst kehrten sie nach der unglücklichen Stadt zurück, welche sie jetzt mehr mit Verwüstungen als mit Plünderungen heimsuchten. Es war nach den Schilderungen der Spanier selbst ein ganz heilloser Zustand. Oranien, Alarcon, Colonna, Moncada, Lannoy thaten ihr mögliches, um mit den Soldaten einen Vergleich herbeizuführen und den Papst bei der Herbeischaffung des Geldes zu unterstützen. Es war alles umsonst. Denn mit jedem Monat, welchen das Heer müßig dalag, wuchsen seine Soldforderungen. Nachdem im September Lannoy der Pest erlegen war, welche den Generalkommissär des kaiserlichen Heeres, den Abt von Nájera, schon im Juli hinweggerafft hatte, fehlten die beiden Männer, welche seit dem Beginn des Kriegs dem Kaiser in Italien am längsten gedient hatten.

Nun aber wurde dieses skandalöse Stillliegen des Heeres in Rom eine sehr folgenreiche Kalamität in dem Augenblicke, wo endlich die europäischen Feinde des Kaisers mit neuer Kraft in Italien erschienen. Wenn uns Karls scheinbare Gleichgültigkeit gegen den Kampf um die Halbinsel einen eigentümlichen Eindruck macht, so wird derselbe erheblich gemildert, sobald wir unseren Blick auf König Franz richten. Die harten Erfahrungen, welche ihm seine lange Gefangenschaft gebracht hatte, mußten doch, sollte man meinen, den Ernst des Lebens in ihm geweckt haben. Welche lange Reihe bitterer Demütigungen hatte sein glücklicher Gegner über ihn verhängt! Hatte er sich nur durch feierliche Eide befreien können, welche er zu brechen entschlossen war, so kehrte er nach Frankreich mit dem Bewußtsein zurück, daß er sich den Kaiser zum unversöhnlichen Feinde gemacht habe. Und er hatte doch wahrlich Gelegenheit genug gehabt, diesen Gegner von Grund aus kennen zu lernen; er wußte, daß Karl seine Ziele mit einer durch nichts zu beirrenden Zähigkeit festhielt. Er mußte sich also sagen, daß, wenn er mit diesem Gegner den Kampf von neuem aufnahm, nur eine ähnliche Beharrlichkeit, nur die ernste Anspannung aller Kräfte zu einem besseren Resultat führen konnte.

In Wirklichkeit scheinen derartige Betrachtungen den König wenig beunruhigt zu haben. Zu dem sofort bei seiner Rückkehr kundgegebenen Entschluß, die mit dem Kaiser geschlossenen Verträge zu brechen, gesellte sich vielmehr die leichteste Gedankenlosigkeit, wie nun den Folgen dieses Bruchs zu begegnen sei. Wenn man das Leben des Königs in dieser Zeit verfolgt, meint man, er habe sich berechtigt gehalten, für die langen Entbehrungen der Gefangenschaft in recht ausgelassenem Genuß Ersatz zu suchen. Die französische Politik bot das Bild planlosen Hin- und Herirrens. Die heilige Liga wurde unterzeichnet, aber die Verhandlungen mit dem Kaiser nichtsdestoweniger fortgeführt. Wir haben gesehen, wie stattlich die italienischen Streitkräfte im Beginn des Kriegs erschienen.

Hätte Frankreich im Sommer 1526 die bescheidensten Anstrengungen gemacht, so konnte sich das von tausend Nöten bedrängte kaiserliche Heer nicht behaupten. Aber die dringendsten und begründetsten Vorstellungen der Kurie und Venedigs fanden am französischen Hofe immer gleich taube Ohren. Sehr spät that man sehr wenig, um eine glückliche Entscheidung herbeizuführen. Und als dann mit dem Erscheinen Frundsbergs und Lannoy's die lange so günstigen Aussichten verfinstert wurden, der Anfang des Jahres 1527 drohende Gefahren brachte, blieb die Sorglosigkeit der französischen Politik immer die gleiche. Nicht als ob es dem Könige und seinen Räten an Einsicht gefehlt hätte. Im Gegenteil, König Franz redete zu den Italienern, welche ihn um energisches Eingreifen bestürmten, mit bewunderungswürdiger Weisheit, mit entzückender Beredsamkeit. Es war unmöglich, ihm Gründe für ein ganz anderes Verhalten als das seinige anzuführen, welche er nicht selbst längst erkannt hatte. „Ich weiß," sagte er einmal, „daß für mich mehr als für andere daran liegt, in diesem Kriege zu siegen; ich weiß, daß, wenn Italien unterliegt, die Uebermacht des Kaisers unerträglich werden wird und ich nur schwer meine Söhne zurückbekommen werde; und wenn sich die Kirche und der apostolische Stuhl seinem Belieben unterwerfen muß, so wird es um so schlimmer werden; ich weiß, daß meine Pflicht erfordert, den Papst zu unterstützen und ihn mit der äußersten Anstrengung zu retten; deshalb bin ich entschlossen, das und das zu thun." „Wenn er davon," schreibt Acciajuoli, der Vertreter der Kurie, „nur einen Teil ausführte, so wären wir gerettet. Aber sobald dann die Rede auf die Jagd oder andere Vergnügungen kommt, ist der König wie verwandelt." An Krieg und Politik wird dann nicht mehr gedacht. „Ich will den König," fährt Acciajuoli fort, „deshalb nicht des bösen Willens anklagen, aber die natürliche Neigung läßt ihn so handeln, wie er in diesen Zeiten nicht sollte. Und weil naturgemäß die Günstlinge und Diener der Fürsten sich sehr gern

den Handlungen und Worten ihres Herrn anpassen, so sind alle, mit denen man zu verhandeln hat, in derselben Verfassung und man kann nie mit Sicherheit auf etwas rechnen, bis es geschehen ist."

So war es im Januar 1527, als man am französischen Hofe den bedenklichen Stand der Dinge in Italien sehr genau kannte und wußte, daß den vereinigten Scharen Frundsbergs und Bourbons weder Urbino noch Renzo oder Saluzzo die Stirne bieten könne. Der König hielt über diese Gefahr die erbaulichsten Reden, kündigte die herrlichsten Thaten an und ging auf die Jagd. Wie hatten ihm eben die Italiener vorgestellt, daß jetzt kein Tag mehr verloren werden dürfe, wie schön hatte der König darüber gesprochen! Es geschah aber jetzt so wenig als vorher. „Se. allerchristlichste Majestät," jammert der Gesandte des Papstes, „ist schon seit zwölf Tagen 25 Meilen von hier auf der Jagd und mit ihm alle die vornehmen Herren seines Rats; hier ist nur Madame mit dem Kanzler und den anderen rechtsgelehrten Mitgliedern des Rates geblieben. Man hat über nichts verhandelt, an nichts gedacht" *).

Man kann sich vorstellen, wie solche Berichte und solches Verhalten auf den ängstlichen Papst wirkten, wie sie ihn immer wieder zu Verhandlungen mit Lannoy trieben. Als dann aber die ersten Nachrichten von dem mit dem Vizekönige abgeschlossenen Vertrage nach Frankreich kamen, war der König außer sich. Nun hatte Clemens alles verdorben. Wie sollte man für solche Unzuverlässigkeit große Anstrengungen machen! Wer bürgte dafür, daß nicht der Papst mit dem Kaiser Bündnis geschlossen haben werde, wenn die Flotten und Heere Frankreichs zu seiner Rettung erschienen? Ueberdies hatte der König ganz anders große Dinge vor. Er stand in eifriger Verhandlung mit England. Die beiden Könige wollten sich aufs engste gegen den

*) Acciajuoli, Poissy 22. Januar. Desjardins 1, 992 f.

Kaiser verbinden, nicht nur in Italien, sondern in den Niederlanden, überall den Verderber der Christenheit angreifen. Mit diesen englischen Aussichten wurden die Italiener vertröstet. Der Abschluß mußte ja jeden Tag erfolgen. Aber es verging ein Monat nach dem anderen. Die Verhandlungen in London stießen auf immer neue Schwierigkeiten. Mitte April äußerte sich König Franz sehr gereizt über diesen verdrießlichen Gang; fast schien es, als solle sich noch die ganze Verhandlung zerschlagen. Da endlich, am 30. April, erfolgte der Abschluß. In Paris war man schon acht Tage vorher von dem guten Ausgange unterrichtet, der König sprach in der besten Laune von den großen Thaten, welche er jetzt in Italien verrichten werde. Aber ehe er etwas gethan hatte, war Rom gefallen.

Dieses Ereignis machte denn doch sowohl am französischen als am englischen Hofe einen erschütternden Eindruck; man sah darin einen neuen bedeutsamen Schritt zur Universalherrschaft des Kaisers. König Franz erwachte endlich aus seiner Sorglosigkeit und mit ihm seine Räte. Er versprach sofort 20 000 Schweizer und 10 000 Franzosen nach Italien zu senden. England, welches sich am 30. April erst dann zu den Waffen zu greifen verpflichtet hatte, wenn es einer gemeinsamen Botschaft an den Kaiser nicht gelungen wäre, denselben zum Frieden und zur Freigebung der beiden französischen Prinzen zu bestimmen, that sofort nach Eintreffen der römischen Schreckenskunde einen weiteren Schritt: es übernahm am 29. Mai die Verpflichtung, König Franz bei der Unterhaltung eines Heeres von 30 000 Mann zu Fuß und 1000 Lanzen in Italien monatlich mit 32 000 Kronen zu unterstützen. Gleichzeitig schloß König Franz einen Bündnisvertrag mit Florenz ab, welches kurz nach der Einnahme Roms die Herrschaft der Medici abgeschüttelt hatte. Die lange wie im Traum befangenen Gegner des Kaisers machten endlich überall vollen Ernst. Als besonderen Beweis seiner festen Entschlossenheit, jetzt in Italien mit rettender Energie einzugreifen, kündigte König Franz am 3. Juni Acciajuoli an, er werde

Lautrec mit den weitesten Vollmachten den Oberbefehl übertragen, der dann hoffentlich auch das Kommando über alle italienischen Truppen erhalten werde. Einen besseren Mann besitze Frankreich nicht. Lautrec solle sagen, was er für das große Unternehmen zu bedürfen meine; alles solle ihm gewährt werden*).

Auch die Italiener schienen durch die Wahl dieses Feldherrn hoch beglückt zu sein, welcher doch in der Lombardei wiederholt das bescheidene Maß seiner Fähigkeiten bewiesen hatte. Aber dieses Mal freilich schien ihm die Gunst der Umstände so zu lächeln, daß an großen und raschen Erfolgen nicht zu zweifeln sei. Leyva, dessen Lage sich seit dem Abmarsche Bourbons aus Mailand wahrlich nicht verbessert hatte, sah den Sturm zwar mit unerschüttertem Mut, aber im Besitz so geringer Kräfte heranziehen, daß ein Mann von geringerer Tapferkeit an Widerstand gar nicht gedacht hätte. Sein Heer war auf 6000 Mann zusammengeschrumpft, für die er doch aber weder die Löhnung noch die Lebensmittel aufzubringen wußte. Mit dieser Handvoll trat er den gegen Mailand anrückenden Venezianern wie dem französischen Vortrab unter Pedro Navarro und der ersten Abteilung der Schweizer so glücklich entgegen, daß der Mut seiner Leute sich mächtig hob**). Als dann aber Anfang August Lautrec mit dem Hauptheere erschien, wurden die schwachen Häuflein der Kaiserlichen überall um so leichter überwältigt, als der Herzog von Savoyen ihnen den Rücken kehrte und überall die Freunde Frankreichs das Haupt erhoben. So fielen rasch nacheinander Alessandria, Vigevano, Pavia und, was der empfindlichste Verlust war, Genua in die Hände der Franzosen.

Leyva konnte alle diese Schläge nicht hindern. Seine winzigen Besatzungen in den belagerten Plätzen waren durchaus unzureichend, zumal Lautrec den Angriff mit einer mächtigen

---

*) Acciajuoli den 21., 22., 23. Mai, 4. Juni.

**) Leyva an Karl den 14. und 30. Juli bei Gayangos.

Artillerie unterstützte. Pavia suchte er zu entsetzen, konnte aber an einen ernsten Angriff auf den vierfach überlegenen Feind nicht denken. Seit Anfang Oktober sah er sich auf Mailand beschränkt. Ende Juli hatte er dem Kaiser geschrieben, er möge nicht zu sehr auf sein Glück bauen, Gott thue nicht alle Tage Wunder. Aber seine Briefe wirkten in Valladolid nicht mehr als die Hilferufe aus Rom. Seit dem Verlust Genua's war ihm die letzte finanzielle Hilfsquelle verstopft und zugleich die direkte Verbindung mit Spanien abgeschnitten. Die Italiener, welche natürlich die trostlose Lage Leyva's kannten, erweckten Lautrec die Hoffnung, der Feind werde, sobald er vor Mailand erscheine, kapitulieren. So rückte er denn auch zweimal, vor und nach der Einnahme Pavia's, gegen die Stadt an, aber beide Male vergebens; und da er früher, wie wir wissen, vor den Mauern Mailands verdrießliche Erfahrungen gemacht hatte, ließ er sich durch die dringenden Hilferufe des Papstes und der Florentiner gern von einem ernstlichen Angriff abhalten, so nachdrücklich auch Venedig und Herzog Sforza denselben forderten. Mitte Oktober brach er gen Süden auf, um den Papst zu befreien und Neapel zu erobern. Leyva atmete auf, als er nur noch Urbino mit den Venezianern vor den Thoren sah, deren Ungefährlichkeit er kannte. „Ich fürchte sie nicht," schrieb er dem Kaiser am 18. Oktober, „aber ich kann Ew. Majestät versichern, daß die Leiden dieser kleinen, ebenso von Geld wie von Vorräten entblößten Armee sehr groß sind; obwohl wir noch fechten, können wir doch zuletzt alle Hungers sterben. Es sind jetzt volle vier Monate, daß ich auf meine verschiedenen Briefe, in welchen ich den erbärmlichen Zustand meiner Truppen schilderte, keine Antwort erhalten habe. Während der ganzen Zeit habe ich von niemand Hilfe oder auch nur Ermutigung bekommen."

Leyva hatte natürlich beim Anmarsch der Franzosen auf die Unterstützung des römischen Heeres gerechnet: es kam nicht nur nicht, er erhielt monatelang von ihm nicht die geringste

Nachricht. Diese völlige Erstarrung der kaiserlichen Hauptmacht bewirkte den Abfall der letzten Bundesgenossen des Kaisers. Ferrara und Mantua traten im November auf die französische Seite*). So lag vor Lautrec der Weg nach Neapel offen. Nichtsdestoweniger bewegte er sich sehr langsam vorwärts. Mitte Januar 1528 lag er noch in Bologna. Vermutlich hielt auch ihn Geldnot auf, da die deutschen Landsknechte und die Schweizer, welche die Hauptstärke seines Fußvolks ausmachten, für den König von Frankreich ebensowenig zu marschieren liebten wie für den Kaiser, wenn der Sold zu lange ausblieb. Daneben verhandelte er eifrig mit dem Papste, welcher, nachdem er endlich am 26. November einen definitiven Vertrag mit den Kaiserlichen abgeschlossen und dadurch freiere Bewegung erlangt hatte, wenige Tage darauf nach Orvieto entflohen war. Clemens wünschte zwar den Franzosen alles Gute und förderte sie heimlich, indem er sie mit Lebensmitteln, vielleicht auch mit Geld unterstützte, das kaiserliche Heer in Rom dagegen vergeblich auf die verheißenen, jetzt doch eher möglichen Zahlungen und die Erfüllung sonstiger Bedingungen warten ließ; aber offen in die Liga zurückzutreten lehnte er beharrlich ab. Daß Venedig die von ihm okkupierten Städte des Kirchenstaats, Ravenna und Cervia, nicht herausgeben wollte, daß Frankreich die Republik Florenz und den Herzog von Ferrara in das Bündnis aufgenommen, machte ihm den Eintritt in dieselbe widerwärtig, ganz abgesehen von seiner Furcht vor dem Kaiser. Endlich setzte sich Lautrec wieder in Bewegung, um an der Küste des Adriatischen Meeres hin gegen Neapel zu marschieren. Sobald sie diese Absicht erkannten, gerieten alle kaiserlichen Agenten in die größte Aufregung. „Wenn Gott nicht ein Wunder thut," schrieb Soria den 8. Februar, „muß Neapel und das übrige Italien den Franzosen in die Hände fallen." „Nie," klagte Sanchez den anderen Tag in einem

*) De Leva 2, 449 f.

Briefe an Gattinara, „nie, seit ich nach Italien gekommen, haben die kaiserlichen Sachen so kritisch gestanden.“ Die Erfahrung lehre, daß Neapel nur durch fremde Truppen verteidigt werden könne. Wenn der Kaiser nicht schleunig Geld und Soldaten und einen tüchtigen Vizekönig sende, werde alles verloren sein. Für die Diener des Kaisers in Italien sei es äußerst schmerzlich, sehen zu müssen, daß die Frucht so großer Mühen und so vieler Siege zerstört werde, weil man an die Bedürfnisse derer nicht denke, welche täglich ihr Leben opferten. Er sehe jetzt keine andere Rettung aus drohender Gefahr, als daß entweder der Kaiser oder sein Bruder rasch mit einer mächtigen Armee erscheine. Der Kanzler möge eine so lebhafte Sprache entschuldigen, aber es sei herzzerreißend, zu sehen, wie alles zu Grunde gehe*).

Inzwischen war die Lage in Rom immer trostloser geworden. Die Flucht des Papstes hatte natürlich die Soldaten sehr erbittert, und da sie jetzt weniger als je Hoffnung hatten, bezahlt zu werden, wurde Rom von neuem der Schauplatz abscheulicher Exzesse. Die leeren Häuser wurden demoliert, um das Holz verkaufen zu können. Die vornehmen Geiseln, deren sich die Soldaten bemächtigt hatten, darunter Giberti, wurden wiederholt mit schweren Ketten aneinandergebunden, auf Campo Fiori geschleppt und mit dem Tode bedroht, wenn sie kein Geld schafften. Daneben fingen aber die Landsknechte an zu drohen, sie würden zum Feinde übergehen, und Sanchez meinte, Lautrec würde schwerlich den Marsch auf Neapel wagen, wenn er sich nicht der Landsknechte in Rom versichert hätte. Diese äußerste Gefahr trieb Oranien und Moncada, alles aufzubieten, um das Heer in Bewegung zu setzen. Oranien eilte am 22. Januar nach Neapel, und wirklich gelang es jetzt ihm und Moncada, dort 70000 Dukaten zusammenzubringen. Als er und Guasto damit am 11. Februar in Rom erschienen, ließen sich Deutsche

---

*) Gayangos 504 f.

und Spanier zum Aufbruch bewegen. Am 17. wurde endlich Rom von den schrecklichen Gästen befreit.

Indessen war aber Lautrec bereits in das Königreich eingedrungen, dessen Bevölkerung, wie Moncada schon im Dezember gestand, so unzufrieden mit der spanischen Herrschaft war, daß das Erscheinen eines mächtigen Feindes die Gefahr offener Empörung erzeugte. Zum Glück für den Kaiser hatten sich freilich die Franzosen während ihres langen Aufenthalts in der Romagna den Italienern nicht viel weniger verhaßt gemacht als die Spanier. Immerhin boten ihnen die alten Freunde bereitwillig die Hand. Und so stand Lautrec bereits tief in den Abruzzen, als das Heer von Rom heraneilte. Eine Menge Städte, wie Aquila, Populo, hatten den Franzosen ohne weiteres die Thore geöffnet. Der Abfall drohte überall. Die Aufgabe der Kaiserlichen war um so schwieriger, als sie zugleich Apulien und die Hauptstadt decken mußten. Denn während Lautrec mit seinen Massen in das Land einbrach, bedrohte ein starkes französisch-venezianisches Geschwader die Küste, und wohin sich das nachrückende Heer der italienischen Verbündeten wenden würde, wußte man nicht. Am 1. März wurde in Benevent großer Kriegsrat gehalten. Da sich inzwischen Lautrec, statt geradeswegs auf die Hauptstadt zu marschieren, links nach Apulien gewendet hatte, beschloß man, Moncada mit Hilfe der Colonna den Schutz Neapels zu überlassen, das Hauptheer aber schleunig nach Apulien zu dirigieren. Guasto wurde mit den raschesten Truppen vorausgeschickt, Oranien folgte. Aber die schwere Reiterei meuterte wieder einmal. Man mußte ohne sie und ohne Geschütz dem Feinde entgegeneilen*).

Guasto kam gerade noch zu rechter Zeit, um das wegen seiner Lage wichtige Troya zu retten; die größeren Nachbar-

*) Siehe über diese Dinge die genauen Berichte Morone's an den Kaiser bei Dandolo, Ricordi inediti di Gerol. Morone p. 251 ff. Morone hatte seine Freiheit mit dem Uebertritt in kaiserliche Dienste erkauft und seinem neuen Herrn schon in Rom wesentlich genützt.

städte, wie Foggia und Nocera, hatten seine Hilfe zurückgewiesen und waren zu den Feinden übergegangen, sowie nur ein französischer Herold erschien. Damit durch den Abfall nicht ganz Apulien verloren gehe, mußte man kleine Abteilungen in die wichtigsten Städte entsenden, wodurch das an sich unzureichende Heer empfindlich geschwächt wurde. Nichtsdestoweniger waren die Führer desselben von bester Zuversicht erfüllt. „Der größte Wunsch dieses Heeres ist," schrieb Morone am 7. März, „es bald zum Kampf zu bringen." Durch Spione und Ueberläufer kamen jeden Tag tröstliche Nachrichten über die Beschaffenheit der feindlichen Armee: sie zähle nur 15 oder 16000 Mann zu Fuß, trauriges Volk. Vermutlich, meinte Morone, werde Lautrec die Truppen der Liga, etwa 6000 Mann, heranziehen; dann würden sie aber die ihrigen von Neapel herbeiholen, „und auf jeden Fall glaube Ew. Majestät, daß dieses Heer den Feind bei der ersten Gelegenheit, welche sich darbietet, angreifen wird." In der That, eine wunderbar rasche Herstellung kriegerischer Energie in einem Heere, welches so lange in Zuchtlosigkeit und Unthätigkeit verkommen zu sein schien.

Bald jedoch gestaltete sich die Lage ernstlicher, als die Kaiserlichen gedacht hatten. Als Lautrec am 13. März bis auf zwei Meilen von Troya heranrückte, fanden die Führer den Angriff doch zu gewagt; denn sie hatten nicht ein Geschütz den 24 Kanonen des Feindes entgegenzustellen; auch erwies sich die Ueberlegenheit desselben an Fußvolk und Reiterei viel größer, als sie gemeint hatten. Da wäre es nun wohl an Lautrec gewesen, seinerseits den Angriff zu wagen. Wenn er wirklich 28000 Mann zu Fuß und 900 schwere Reiter neben seinem Geschütz auf die nur 10—11000 Mann starke Armee Oraniens werfen konnte*), so durfte er trotz der günstigen Stellung des Feindes den Sieg hoffen. Am 16. März schien er in der That den Angriff wagen zu wollen. Er führte sein Heer gegen die

---

*) Wie Mignet 2, 414 angibt.

feindliche Stellung an. Statt aber anzugreifen, begnügte er sich mit einer kleinen Kanonade und machte Halt. Oranien hatte der zurückgebliebenen Artillerie und den auf Neapel dirigierten Abteilungen befohlen, zu seiner Verstärkung heranzueilen. Aber ihre Ankunft wurde wieder einmal durch Geldnot verzögert; Italiener wollten so wenig als Deutsche marschieren, ehe sie ihren Sold bekommen. Dagegen erfuhr Lautrecs Heer am 20. und 21. durch die Ankunft Urbino's, Saluzzo's und der jetzt von Florenz in Sold genommenen schwarzen Banden (4000 Mann) beträchtliche Verstärkungen. Die Kaiserlichen, jetzt fast auf allen Seiten von der feindlichen Uebermacht eingeschlossen, überdies empfindlichen Nahrungsmangel leidend, fanden es klüger, zurückzugehen. In der Nacht vom 21. brach Oranien auf. Er bewirkte den Abmarsch in der Richtung auf Neapel so geschickt, daß der Feind ihn nicht zu belästigen wagte*).

Nun gingen aber sofort fast alle Städte Apuliens zum Feinde über. Oranien mußte weiter zurückweichen, am 11. April das Land bis auf Neapel preisgeben. Nur Gaeta, Manfredonia und einige andere Plätze blieben den Kaiserlichen außer der Hauptstadt. Als Lautrec am 29. April mit seinem Heere vor Neapel erschien, bekam die Lage einen sehr ernsten Charakter. Denn während Lautrec den Verkehr mit dem Lande abschnitt, hinderte die feindliche Flotte die Zufuhr von der Seeseite. Wie sollte man da die große unzufriedene Stadt samt dem Heere ernähren? Moncada, seit einiger Zeit an Lannoy's Stelle Vizekönig von Neapel, wünschte um jeden Preis einen großen Getreidetransport von Sizilien in die Stadt zu bringen und unternahm deshalb einen Angriff auf das feindliche Geschwader, welches Andrea Doria's Neffe Filippino kommandierte. Der alte Seemann bereitete das wichtige Unternehmen mit aller Sorgfalt vor. Er selbst, Guasto, Stefano Colonna, Ferramosca und eine Menge vornehmer Kavaliere bestiegen die Schiffe,

---

*) Morone p. 255 f. De Leva 2, 460.

welche am 27. April aussegelten. Aber Filippino war von Moncada's Absicht unterrichtet. Seine Schiffe und seine Geschütze besaßen eine größere Stärke und er operierte geschickter. Nachdem sich die Galeeren in äußerst hartnäckigem Kampfe erschöpft hatten, fuhren drei von Filippino in den Hinterhalt gelegte Schiffe mit solcher Wucht auf die Feinde, daß die Kaiserlichen eine vollständige und höchst blutige Niederlage erlitten. Moncada selbst fiel mit vielen vornehmen Herren; Guasto wurde mit einer Menge anderer gefangen. Von den sechs ausgesegelten Galeeren fielen vier den Feinden zur Beute, eine fünfte ging den anderen Tag zu ihnen über; die einzig übriggebliebene konnte natürlich nichts mehr unternehmen. So war Neapel vollständig auf allen Seiten abgesperrt*).

Es dauerte nicht lange, so erreichte die Not in der eingeschlossenen Stadt einen beängstigenden Grad. Man hatte wohl einen kärglichen Vorrat an Brot, aber Fleisch und Wein fehlte bald gänzlich. Die deutschen Landsknechte fanden das um so unerträglicher, als auch die Soldzahlung, welche für sie monatlich 92000 Dukaten betragen haben soll, wieder stockte. Oranien befahl, daß allein die Deutschen Wein bekämen, Spanier und Italiener sich mit Wasser begnügten. Aber auch so reichte der Wein nicht. Da ging Oranien um die Mitte Juni zu den Deutschen und stellte ihnen vor, wie sie bisher dem Kaiser so gut gedient, sie würden doch nicht alles, was sie in so langer Zeit gewonnen, mit einem Streich preisgeben wollen. Er habe aber auch für sie nur noch Brot und Wasser. Zuerst murrten sie, dann aber nahmen sie Bedenkzeit. Ihre Antwort lautete: Es solle nie gesagt werden, daß Deutsche aus Mangel an Wein eine solche Stadt übergeben hätten. Da der

*) Ueber diesen Seekampf siehe die verschiedenen Berichte in der Coleccion de documentos inéditos 24, 495 ff., namentlich aber die ausführliche Schilderung des Paulus Jovius 2, 96 ff., welche auf den unmittelbar nach der Schlacht erhaltenen Aussagen beider Teile beruht. Er nennt sie die blutigste Seeschlacht seiner Zeit.

Kaiser ihnen Hilfe senden wolle (Oranien hatte ihnen einen das verheißenden Brief Karls vom 20. Mai mitgeteilt), seien sie entschlossen, so lange auszuhalten, als es die Natur ertragen könne. Oranien möge die anderen Nationen, Spanier und Italiener, versammeln, damit sie alle schwören, einander nicht zu verlassen, sondern bis zum Aeußersten auszuharren*). So geschah es. Aber trotz dieser tapferen Entschlossenheit mußte Oranien die Lage doch als höchst kritisch bezeichnen. Zu dem Geschwader Doria's waren seit zwei Tagen 16 venezianische Galeeren gestoßen, wodurch nicht nur das Meer absolut geschlossen, sondern auch die Hoffnung vernichtet wurde, daß der Kaiser von Spanien her Hilfe senden könne. Ebenso verschwand die Aussicht, daß ihnen von Norden her Rettung gebracht werde. Oranien hatte den verzweifelten Schritt gethan, das von Sizilien nach Gaeta gebrachte Getreide zum großen Teil verkaufen zu lassen, um Geld für seine Soldaten zu bekommen; aber nun lag das Geld da und konnte nicht nach Neapel geschafft werden. Oranien konnte die Hingebung seiner Soldaten nicht genug loben; nie sei ein Fürst seinem Heere so zu Dank verpflichtet gewesen, wie Karl diesen seinen Leuten. „Aber,“ fuhr er fort, „Sire, weder sie noch ich können mehr thun, als das Mögliche. Wenn wir diesen Monat überstanden haben, werden wir sehr nahe am Ende sein. Deshalb, Sire, vergeßt uns nicht!“

Diese Mahnung hat fast etwas Rührendes. Wann konnte sie dem Kaiser zukommen und wann eine Wirkung bringen? Alle Tapferkeit und Ausdauer würde das kaiserliche Heer nicht gerettet haben, wenn ihm nicht die Feinde wieder einmal geholfen hätten. Wie hätte König Franz nach den glänzenden Erfolgen Lautrecs es für nötig halten sollen, ihn beharrlich mit Geld und Soldaten zu versehen? Wie hätten unter den Verbündeten Streitigkeiten ausbleiben können, da die Vernachlässigung von Venedigs und Sforza's Wunsch, Lautrec solle zuerst

---

*) Oranien an Karl, 14. Juni. Lanz 1, 271.

Mailand nehmen, sehr üble Folgen zeitigte, Leyva von Mailand aus das Land weit und breit heimsuchte, Pavia wieder eroberte und gegen ein neues, von Deutschland heranrückendes Heer die von Frankreich verheißene Hilfe ausblieb? Da der Papst in seinen Verhandlungen mit Frankreich zugleich Florenz, Ferrara und Venedig bedrohte? So kam es, daß Lautrec allmählich in nicht viel geringere Not geriet als die Belagerten, besonders seit die Pest verheerend in sein Lager eindrang. Da konnten die kühnen Ausfälle der Kaiserlichen seine Linien immer leichter durchbrechen und Vorräte in die hungernde Stadt bringen.

Aber die eigentliche Rettung kam von anderer Seite. In dem Kampf um Italien spielte die Herrschaft über das Meer natürlich eine sehr wichtige Rolle. Seit Genua in die Hand der Franzosen gefallen war, konnte sich die spanische Flagge in den italienischen Gewässern kaum mehr blicken lassen: die französischen Galeeren, mit denen Venedigs und Genua's vereinigt, beherrschten das Meer vollständig. Eine eigentümliche Stellung hatte aber in diesen Kämpfen seit lange Andrea Doria eingenommen, indem er mit seinen Schiffen wie eine selbständige Macht bald Frankreich, bald dem Papst diente. Auf den Abfall seiner Vaterstadt Genua vom Kaiser hatte er ganz wesentlich eingewirkt. Der Sieg seines Neffen über Moncada war für den Erfolg in Neapel fast entscheidend. Ueberhaupt verdankten ihm die Franzosen so viel, daß er von ihnen eine ganz besonders rücksichtsvolle Behandlung erwarten zu dürfen glaubte. Nun wissen wir aber, wie die französischen Geschäfte in dieser Zeit geführt wurden. Wenn Clemens, Venedig und Florenz seit dem Abschlusse der heiligen Liga über die Saumseligkeit Frankreichs nicht genug klagen konnten, so fehlte es auch Andrea Doria nicht an Grund zu mannigfachen Beschwerden. Da nun wesentlich durch die Nachlässigkeit Frankreichs Rom eine Beute des Kaisers geworden war, ganz Italien verloren zu sein schien, fand es Doria verdrießlich, einer solchen Macht länger zu dienen. Im Mai und Juni 1527 hören wir von ernstlichen Verhand-

lungen des Genuesen mit den Kaiserlichen. „Wir haben gute Hoffnung," schrieb Nájera am 11. Juni, „daß er in den Dienst Ew. Majestät treten wird." Welche Bedingungen von beiden Seiten gestellt wurden, hören wir nicht, erfahren nur, daß Doria die Herstellung der völligen Unabhängigkeit seiner Vaterstadt forderte*). Es wäre überraschend, wenn der Kaiser sich damals auf eine solche Konzession eingelassen hätte. Jedenfalls zerschlugen sich die Verhandlungen und Doria fuhr fort, Frankreich ein höchst wertvoller Verbündeter zu sein. Alsbald ergaben sich indessen zu den alten neue Differenzen zwischen ihm und König Franz. Genua war freilich vom Kaiser frei geworden, aber nur, um unter französische Herrschaft zu kommen, und Frankreich, statt die kostbare Stadt zu pflegen, drohte ihr in Savona eine Rivalin heranzuziehen. Darüber gab es nun gereizte Verhandlungen. Schon am 24. März forderte Doria seine Entlassung aus französischen Diensten. Trivulzio, dem König Franz das Kommando in Genua übertragen hatte, warnte dringend, durch diese Praktik mit Savona nicht Doria zum Aeußersten zu treiben. Dasselbe that der Papst. Aber es dauerte sehr lange, bis man sich am französischen Hofe auf die Bedeutung dieses Mannes besann; es geschah nicht früher, als bis die Dinge vor Neapel eine mißliche Wendung nahmen. Da aber war es zu spät. Doria schloß durch seinen Neffen mit Oranien ab**). Am 4. Juli segelte Filippino mit den

*) Villa, Memorias p. 218. 224 f.

**) Petit hat in seinem Buche André Doria, Paris 1887 p. 69 ff. dem Abfall Doria's von Frankreich eine weitläufige Untersuchung gewidmet, welche aber die früher von Mignet und de Leva gegebenen Darstellungen nicht zu erschüttern vermag. Wenn wirklich König Franz durch ein Dekret vom 1. Juli Doria's Wünsche in betreff Savona's berücksichtigte, so liegt doch auf der Hand, daß Doria, als dieses Dekret nach Genua kam (in der Regel brauchten die Nachrichten vom französischen Hofe acht Tage, bis sie Genua erreichten), den entscheidenden Schritt zum Kaiser längst gethan haben mußte, wenn sein Neffe in den ersten Tagen des Juli die Blockade von Neapel aufheben konnte. Vgl. hierüber die Notizen bei Gayangos p. 700 ff. 704. 709. 725. 727 und Lettere di Principi 2, 106 ff. Der förmliche

letzten Schiffen von Neapel ab, nachdem schon am 3. einige seiner Galeeren in Gaeta angekommen waren. Am 15. verschwanden auch die venezianischen Galeeren. Einige Tage stand das Meer ganz offen und Neapel konnte sich verproviantieren. Auch als am 18. eine französische Flotte erschien, ließ sich die frühere Absperrung nicht mehr durchführen. Neapel war aus der größten Not gerettet.

Inzwischen hatte die Pest im französischen Lager furchtbar aufgeräumt. Lautrec forderte von seinem Könige bedeutende Verstärkungen, sonst würden alle Eroberungen verloren gehen. Dieser Brief fiel den Kaiserlichen in die Hände, welche nun in täglich kühnerer Offensive den Feind angriffen. Als der August herankam, wurde im Königreiche die Meinung herrschend, der Kaiser werde doch wieder die Oberhand behalten; viele der Städte, welche im März und April zu den Franzosen übergegangen waren, kehrten jetzt unter die alte Herrschaft zurück. Da sich auch manche neapolitanische Barone von Lautrec schlecht behandelt glaubten, stand bald fast das ganze Land auf kaiserlicher Seite. In dieser Not traf die Franzosen das Unglück, daß in der Nacht vom 15. auf den 16. August Lautrec der Pest erlag. Der Marchese von Saluzzo, welcher jetzt das Kommando übernahm, war der großen Last nicht gewachsen. Die Entmutigung nahm überhand. Die geringe Zahl der noch Kampffähigen sah sich Tag für Tag von den Kaiserlichen bestürmt, welche freilich auch auf weniger als 10000 Mann zusammengeschmolzen waren, aber mit bewunderungswürdiger Frische ins Feuer gingen. Am Morgen des 27. August kam ihnen die Nachricht, der Feind wolle eine vorgeschobene Schanze räumen und fange an, Geschütz und Munition fortzuschaffen. Sofort stürmte Juan de Urbina mit seinen Spaniern hinaus. Die Franzosen zogen sich in ein Fort zurück. Den nächsten

---

Vertrag zwischen Andrea Doria und dem Kaiser wurde erst am 10. August in Madrid unterzeichnet und am 11. von Karl ratifiziert. Gayangos p. 765 ff.

Tag bot dasselbe die Uebergabe an. In dem Augenblicke, als sie vollzogen werden sollte, kam den Franzosen Hilfe. Aber auch diese wurde zurückgeschlagen, ins Lager verfolgt und dort eine solche Panik angerichtet, daß alles die Waffen fortwarf und entfloh. Nur Saluzzo rettete sich mit 1500 Mann nach Aversa. Als Oranien gegen diesen Platz ausrückte, fand er die ganze Straße mit Flüchtigen bedeckt. Pedro Navarro, der einst vor zwölf Jahren in französische Gefangenschaft gefallen und dann in französische Dienste getreten war, wurde jetzt, da er den Rückzug zu decken suchte, mit einem Prinzen von Navarra der Gefangene seiner Landsleute. Auch Aversa mußte in wenigen Tagen kapitulieren. Das französische Heer war vernichtet*).

Als der Kaiser im September 1527 den Fall Genua's erfuhr, schrieb er seinem Bruder, durch diesen Verlust sei sein Verkehr mit Italien so erschwert, daß er mit seinen Hauptleuten und Vertretern nicht mehr so, wie es wünschenswert sei, korrespondieren könne. Er habe deshalb seiner Tante Margarete, seinen Vizekönigen in Neapel und Sizilien und Leyva geschrieben, sie müßten hinfort nach eigenem Ermessen handeln, ohne Weisungen von ihm zu erwarten. Ferdinand aber sei jetzt in der Lage, für das bedrohte Italien viel mehr thun zu können als er. Wenn er seine ungrischen Geschäfte rasch geordnet hätte, würde er ihm einen großen Dienst erweisen, wenn er sich Italien näherte oder im Falle der Not selbst nach Italien ginge**). In früheren Jahren hatte Ferdinand öfter den Wunsch geäußert, Karl möge ihm das Kommando in Italien übertragen. Er hatte darin wohl das sicherste Mittel erkannt, in den ersehnten Besitz Mailands zu kommen; der Kaiser war aber nie darauf eingegangen. Jetzt, wo er es endlich in seinem Interesse fand, daß der Bruder persönlich in Italien eingreife, war dieser durch seine ungrischen und böhmischen Sorgen so

*) Siehe den genauen Bericht des Sekretärs Perez vom 30. August bei Gayangos. Vgl. Mignet 2, 443 ff.

**) Karl an Ferdinand, Palencia 27. September 1527. Gevay I, 1, 109.

gefesselt, daß er an ein italienisches Unternehmen nicht denken konnte. Ueberhaupt hatten die Beziehungen der beiden Brüder eine wesentliche Aenderung erfahren, seit Ferdinand König von Böhmen und Ungarn geworden war. Bis zum Herbst 1526 haben wir ihn sich immer ganz in den Bahnen der kaiserlichen Politik bewegen sehen, von deren Erfolgen seine eigene Stellung ausschließlich bestimmt wurde. Die Gewinnung der beiden Kronen gab ihm aber die Möglichkeit, ja erlegte ihm die Notwendigkeit auf, seinen eigenen Wegen zu folgen. Jetzt wünschte er dringend, daß sich des Kaisers Haltung seinen Interessen anschmiege. Als König von Ungarn sah er sich auf den Vorposten gegen den Türken gestellt; die Befestigung seiner Herrschaft in diesem Lande fiel ihm mit der großen Aufgabe der Christenheit zusammen, die Ungläubigen abzuwehren. Das schien ihm jetzt die erste Pflicht aller christlichen Fürsten, vornehmlich des Kaisers. So eifrig er daher früher die kriegerischen Gedanken des Bruders genährt hatte, so warm und dringend mahnte er ihn jetzt zum Frieden mit Frankreich, damit er, damit auch König Franz ihn mit seiner ganzen Macht in Ungarn unterstützen könne. Karl war von solchen Ideen wenig erbaut. Er stellte vielmehr seinerseits dem Bruder immer von neuem die Notwendigkeit vor, in Ungarn so rasch als möglich Frieden zu machen, sich mit Zapolya so gut es gehe abzufinden, auf jede Weise einen großen Kampf zu meiden, da er auf seinen, des Kaisers, Beistand für lange hin nicht rechnen könne.

Auf jenes Schreiben vom 27. September, worin Karl diese seine Wünsche dem Bruder abermals ans Herz gelegt hatte, erwiderte Ferdinand am 23. November, Friede mit Zapolya sei jetzt unmöglich, aber auch unnötig, da sich fast ganz Ungarn in seiner Hand befinde, fast der ganze Anhang des Woiwoden zu ihm übergegangen sei. Aber trotz diesem vortrefflichen Stande der ungrischen Angelegenheiten könne er doch gar nicht daran denken, nach Italien zu gehen; denn sobald er sich aus dem Lande entferne, würden die Ungarn ihm den Rücken kehren.

zu seinem lebhaften Bedauern sehe er sich aber auch außer stande, ein Heer nach Italien zu senden. Denn seine Geldnot sei von der Art, daß er den größten Teil seines Heeres habe entlassen müssen, obwohl dadurch seine Stellung in Ungarn gefährdet werde. Er wisse für seine dringendsten Ausgaben keinen Rat. Er könne deshalb für Italien erst dann etwas thun, wenn der Bruder ihm Geld schicke und Margarete ihn unterstütze. Nun hatte Karl allerdings wenige Tage vorher geschrieben, die Dinge in Italien ständen so gefährlich, daß rasche Hilfe aus Deutschland unentbehrlich sei. Damit Ferdinand sofort ein Heer sammeln könne, sende er ihm Wechsel über 100000 Dukaten; für Italien weise er die vierfache Summe an*).

Aber kaiserliche Wechsel und bares Geld waren sehr verschiedene Dinge; immerhin ließ sich bei den Augsburger Geschäftsfreunden mit jener Anweisung doch wohl etwas flüssig machen. Dazu kam, daß die Berichte, welche von den Landsknechten aus Rom in die Heimat gelangt waren, einen Kriegszug nach Italien in sehr lockendem Lichte erscheinen lassen mußten. So handelte es sich für Ferdinand wohl hauptsächlich darum, einen Führer zu gewinnen. Wie es ihm gelang, unter den jedenfalls sehr mißlichen finanziellen Verhältnissen Herzog Heinrich von Braunschweig, den wir freilich als eifrigen Parteigänger des Hauses Oesterreich und der katholischen Sache kennen, für dieses Abenteuer zu engagieren, wissen wir nicht. Aber schon am 12. Februar 1528 meldete Ferdinand an Sanchez, es werde bald unter dem Herzog von Braunschweig eine sehr bedeutende Macht in Italien erscheinen, Sanchez und die anderen Diener des Kaisers in Italien müßten jedoch dafür sorgen, daß diese Truppen gehörige Verpflegung und Bezahlung erhielten; sonst würden sie zum Feinde übergehen. Es heiße zwar, der Kaiser habe neue Kreditbriefe über 100000 Dukaten geschickt, er wisse

---

*) Ferdinand an Karl, Gran den 23. November, Karl an Ferdinand, Burgos den 21. November. Gevay I, 1, 116 ff.

aber nichts davon. Auch würde kaum das Dreifache dieser Summe ausreichen. Wenn Soria und andere Diener des Kaisers meinten, er könne Leyva die geringste Unterstützung gewähren, so könne davon bei der Leere seines Schatzes keine Rede sein*).

So begann dieser Zug Braunschweigs unter den übelsten Auspizien. Das disponible Geld mochte kaum genügen, um das Heer durch die Alpen zu bringen. Der Bischof von Trient entwarf von demselben freilich die glänzendste Schilderung. Man werde bald, schrieb er den 24. März aus Wien an Sanchez, die Blüte Germaniens in Italien sehen; die schweren Reiter, fast lauter Edelleute, erschienen wie ein Gebirge von Eisen. Aber auch Edelleute müssen essen und trinken und auch Edelleute zogen nicht über die Alpen, um mit leerem Beutel zurückzukehren. „Ew. Majestät," mahnte Sanchez den Kaiser, „darf nicht vergessen, daß diese neue Armee wie die alten Truppen ernährt und bezahlt werden muß, sonst werden wir wieder die verderbliche Verwirrung und Zuchtlosigkeit erleben, welche uns im vorigen Jahre zu Grunde richtete. Die Vorräte müssen von Spanien oder anderen Ländern kommen, einmal, weil die Verbündeten die meisten Getreide bauenden Landschaften beherrschen, sodann, weil überall Hungersnot herrscht. In vielen Städten, selbst hier in Venedig, fallen die Menschen vor Hunger auf den Straßen tot um; dazu wütet die Pest in vielen Teilen Italiens" **).

Anfang Mai erreichte Braunschweig mit seinem Heere Trient. Obwohl Venedig zeitig von seinen Werbungen erfahren und sich nach Kräften gerüstet hatte, konnte er doch mit seinen 10000 Mann zu Fuß, 2500 Reitern und 25 Geschützen***) ziemlich ungehindert, wie es scheint, an den Gardasee und von

---

*) Gayangos p. 593.

**) Sanchez an Karl den 9. März. Gayangos.

***) So gibt Soria nach längerem Aufenthalt beim Herzog die Stärke seiner Truppen an. Gayangos p. 716.

da in das Brescianische gelangen. Aber kaum hatte er italienischen Boden betreten, so begann die Not mit der Verpflegung und Bezahlung. „Ich kann versichern," schreibt Leyva am 29. Juni, „wenn ich mich nicht mit einem Teile meiner Truppen mit ihm vereinigt hätte, würde das Heer bereits nach Deutschland zurückgekehrt sein, da, wie der Herzog sagt, seinen Leuten keine einzige der ihnen gegebenen Versprechungen erfüllt worden ist." Wie immer, weigerten sich auch hier die Landsknechte zu marschieren, ehe man ihnen den rückständigen Sold bezahlt habe. Der Zweck, für welchen diese Expedition unternommen worden, schleuniger Entsatz Neapels, erwies sich demnach sofort als unerreichbar. Um doch irgend etwas mit diesem so eigentlich ganz unnützen Heere zu unternehmen, machte sich Leyva zusammen mit Braunschweig an die Belagerung von Lodi. Aber was ließ sich mit Truppen ausrichten, welche bei jeder Gelegenheit meuterten? Anfang Juli mußte der Herzog aus dem Lager fliehen, weil seine Leute ihn zu töten drohten, wenn er sie nicht sofort bezahlte. Nun kamen die verzweifelten Hilferufe Oraniens. Sanchez, Soria, Andrea del Burgo thaten das Aeußerste, um das nötige Geld für Braunschweig aufzubringen. Die von Karl im November angekündigte Sendung von Wechseln über 400000 Dukaten war endlich im Mai eingetroffen, aber was ließ sich mit diesen Papieren machen? Genua, Venedig und die anderen Plätze, an denen die großen Bankiers saßen, waren in Feindes Hand. Mit großer Mühe hatte man Mitte Juli die Hälfte jener Summe realisiert, von der 32000 Dukaten an Braunschweig gezahlt wurden. Aber das war, jammerte Soria, gleich ebenso vielen Tropfen ins Meer. „Das ist," ruft er einmal entrüstet, „die abscheulichste Bande von Ketzern, welche je Italien betreten hat." Der Kaiser möge doch nie wieder ein deutsches Heer unter deutschen Führern kommen lassen; diese schlechten Christen suchten nichts als Geld und Beute.

Was war das Ergebnis dieses braunschweigischen Zuges?

Nachdem es das unglückliche Oberitalien, seit so vielen Jahren die jammervolle Beute endloser Erpressungen und Plünderungen, mit seinen barbarischen Mißhandlungen einige Monate heimgesucht hatte, brach das zu aller übrigen Not von der Pest angefallene Heer Anfang August von dem vergeblich belagerten Lodi auf und kehrte plündernd heim. Leyva, welcher neun Fähnlein desselben für sich gewonnen, mußte von Lodi abziehen und sich wieder bei Mailand aufstellen.

Als die „Blüte Germaniens“ in ihre Heimat zurückkehrte, erschien endlich das französische Heer, welches die Italiener zur Abwehr Braunschweigs erbeten hatten. Graf von Saint-Pol führte 10 000 Mann zu Fuß (meist deutsche Landsknechte) und 400 schwere Reiter in die Lombardei, wo er rasch verschiedene, von Leyva wieder genommene Plätze, vor allem das unglückliche Pavia eroberte. Inzwischen hatte aber Andrea Doria die Ratifikation seines mit dem Kaiser geschlossenen Vertrags erhalten und trat nun, während er bis dahin eine Art Neutralität simuliert hatte, offen gegen Frankreich auf. Am 12. September fuhr er unter kaiserlicher Flagge in den Hafen Genua's ein. Sobald seine Soldaten landeten, erhob sich die Bevölkerung: die Franzosen mußten ins Kastell fliehen. Auf Trivulzio's Hilferuf eilte Saint-Pol herbei, konnte aber die gut bewachten Bergpässe nicht forcieren. Am 28. Oktober mußte Trivulzio kapitulieren, nachdem Doria acht Tage vorher Savona bezwungen. Die ganze Riviera gehorchte dem Kaiser.

Seit dem Herbst 1526 war aus Spanien keine Verstärkung erschienen. Im Januar 1528 hatte zwar nach des Kaisers Zusage eine Flotte kommen sollen, war aber ausgeblieben. Nun jedoch mit Genua wieder das Thor nach Italien offen stand, wurde endlich in den letzten Monaten des Jahres 1528 eine kleine Expedition ausgerüstet, welche am 19. Dezember einige Tausend Spanier landete. Die Feinde ruhten während des Winters, von einigen kleinen Stößen abgesehen, welche zu nichts führten. Ihre hauptsächliche Beschäftigung bestand in

unaufhörlichen Streitigkeiten über das zu Thuende. Da sie endlich im April 1529 den Kampf wieder aufnahmen, waren sie viel zu schwach, um dem durch jene Spanier verstärkten Leyva etwas anhaben zu können. Daß sie mit ihren 12000 Mann das von 8000 Mann verteidigte Mailand nicht förmlich belagern konnten, versteht sich von selbst; auch von der versuchten Blockade ließ sich nichts erwarten. Saint-Pol gab deshalb nicht zu viel auf, als er seinen Platz vor Mailand verließ, um wieder sein Glück gegen Genua zu versuchen, da er gehört hatte, daß Doria von da nach Catalonien gesegelt sei. Aber Leyva erfuhr von seinem Abmarsch, brach heimlich in der Nacht aus Mailand auf, überraschte die Franzosen am 21. Juni vollständig bei Landriano und sprengte sie nach hartnäckiger Gegenwehr auseinander. Saint-Pol mit verschiedenen Hauptleuten wurde gefangen genommen. Die Kaiserlichen waren wiederum Meister in Italien.

Spanien und Rom.

Unter den in Rom weilenden Spaniern war die Meinung, daß die furchtbaren Schicksale, welche der Frühling des Jahres 1527 über die ewige Stadt brachte, die Strafe Gottes für ein arges Sündenleben bedeuteten (s. oben S. 542), keineswegs vereinzelt. Ueberhaupt würde es irrig sein zu glauben, daß nur deutsche Beobachter damals durch das römische Wesen mit tiefem Widerwillen erfüllt worden seien. Speziell die Spanier fühlten sich von dem Treiben in der Hauptstadt der katholischen Christenheit längst auf das widerwärtigste berührt. Als der Kleriker Bart. de Torres Naharro im März 1517 seine berühmte Propalladia mit einer bewundernden Widmung an Pescara veröffentlichte, geißelte er darin zwar die Geistlichkeit überhaupt, „deren Ruhm die Welt, deren Gott das Geld", und beklagte, daß die Wahrheit auf Erden keine Stätte mehr finde, daß der Glaube verschwunden und die Liebe tot sei; aber eine wahrhaft entsetzliche Schilderung entwirft er von Rom, das man wohl das Haupt der Welt nenne, das aber das Haupt der Unzucht sei, der Kerker der Guten, der Sklave der Betrüger, die Schule der Sünde. Man muß diesen langen Erguß des spanischen Priesters über das damalige Rom lesen*),

*) Die sehr selten gewordene Propalladia ist als neunter Band der Libros de antaño Madrid 1880 von neuem gedruckt worden. Man sehe da p. 30 f. und 37 ff. Daß Leo X. einem Buche, welches solche Schilde-

um sich zu überzeugen, daß das spanische Gemüt von den römischen Zuständen nicht viel weniger zurückgestoßen wurde als das deutsche, nur daß sich bei den Spaniern an diese widerwärtigen Eindrücke keine dogmatischen Konsequenzen knüpften. Und Torres Naharro steht mit dieser seiner Anschauung unter seinen Landsleuten keineswegs isoliert da. Als der Kleriker Delgado 1524 seine Lozana Andaluza schrieb, verlegte er das von sittlichem Schmutz starrende Leben seiner liederlichen Andalusierin nach Rom, welches dann als der wahre Sündenpfuhl erscheint. Der Römer, welcher der eben angekommenen Fremden seine Vaterstadt zeigt, bemerkt ganz harmlos: „die Kardinäle sind hier wie die Mameluken“, „der größte Teil Roms ist ein Bordell“, „Rom heißt das Paradies der Huren“; das Register, welches ein anderer Römer von diesen Damen aufstellt, wird schwerlich jemand ohne tiefen Ekel lesen können*).

Dieses Urteil der Spanier, zu dem uns ja die Berichte der kaiserlichen Botschafter unzählige Belege geliefert haben, wurde natürlich erheblich geschärft, als der Papst dem Herrscher Spaniens den Krieg erklärte. Seitdem ergriff namentlich die in Italien lebenden Spanier allmählich ein schonungslose Züchtigung fordernder Grimm. Und diese Stimmung sprach sich nach dem Sacco um so unumwundener aus, als damals die öffentliche Meinung von ganz Europa dahin übereinzukommen schien, daß Rom dem gerechten Strafgericht des Himmels anheimgefallen sei, wie das mit tiefem Schmerz einer der Un-

---

rungen enthielt und deshalb dreißig Jahre später von der Inquisition gründlich gereinigt wurde, ein zehnjähriges Privilegium erteilte, ist zwar nicht auffallend, verdient aber doch erwähnt zu werden. Nachdem die Propalladia zuerst 1517 in Neapel erschienen war, wurde sie 1520, 1533 und 1545 in Sevilla und 1535 in Toledo gedruckt. (Schack, Geschichte der dramat. Litteratur in Spanien 1, 181.)

*) Die noch seltener als die Propalladia gewordene Lozana Andaluza ist als der erste Band der Libros españoles raros ó curiosos Madrid 1871 wieder gedruckt. Die hervorgehobenen Stellen findet man p. 45, 47, 73 und 103 ff.

glücklichen bekennt, welche in Rom alles verloren hatten*). Wenn ein Italiener, welcher in den geistigen und künstlerischen Herrlichkeiten Roms geschwelgt, mit den Hauptstützen der Kurie intim verkehrt hatte, sich zu dem Geständnisse gedrängt sah, Rom sei der Pfuhl aller schrecklichen und schimpflichen Dinge gewesen, so können wir uns nicht wundern, wenn die Spanier, deren religiöses Leben doch einen ernsteren und tieferen Charakter trug, sich als die Vollstrecker eines höchst gerechten Strafgerichts fühlten.

Wir haben früher gehört, zu welcher Schärfe der Offensive gegen den Papst sich der Kaiser schon im Herbst 1526 genötigt gesehen hatte (s. ob. S. 518 f.). Wenn er damals von dem Papst an die Kardinäle appellierte, und für den Fall, daß auch diese der bösen Politik keinen Einhalt thäten und seiner Forderung eines allgemeinen Konzils kein Gehör verschafften, die eigene Hand an das Verderben zu legen verhieß, so fragte es sich, was er jetzt thun werde, wo jene Mahnungen unfruchtbar geblieben, Rom eine Beute seiner Soldaten und der Papst der Gefangene seiner Hauptleute geworden war. Seine Diener

---

*) Hieron. Niger schreibt im Juli 1527 an Sadolet (Sadoleti epistolae Romae 1760 t. 1 p. 189 ff.): Jam nemo est fere, qui non palam dictitet, nos erratorum nostrorum poenas luere. Quae res auget dolorem, quum nullus misericordiae locus nobis relictus esse videatur. Quem putas actum de nobis triumphum non modo ab hostibus, qui singulo quoque verbo sese vindices administrosque divinae justitiae fuisse praedicabant, sed etiam a cuncta Italia, ab omnibus transalpinis et transmarinis nationibus, quae nos eversa urbe profugos, bonis omnibus dispoliatos ac fame pene confectos, non modo nulla humanitate exceperunt, sed etiam ludibrio probrisque affecerunt, quasi dignos fortuna, in quam miserrime concideramus. Quae si molestissima fuerunt his, qui tantorum malorum causae extiterunt, quanto molestiora putes fuisse nobis innocentibus, nisi forte in ea re nocentes fuimus, quod Romae, hoc et in sentina omnium rerum atrocium et pudendarum deprehensi fuerimus. Man vergleiche damit das spätere Geständnis des Kardinals Cajetan, daß der Sacco geschehen sei justissimo Dei judicio. Gregorovius 8, 568 n. 2.

in Italien ließen ihre Gedanken zum Teil sehr hoch steigen. Soria, welcher 28 Jahre in Italien gelebt hatte, schrieb dem Kaiser am 25. Mai, in dieser ganzen langen Zeit seien alle Kriege von den Päpsten angestiftet worden, weil sie gefürchtet, daß die Fürsten, wenn sie je in Eintracht miteinander lebten, Hand an die Reform der Kirche legen würden. Da nun jetzt der Kaiser souveräner Herr auf Erden, müsse er die Ursache so vieler Uebel beseitigen. Die Kirche Gottes sei nicht wie sie sein solle. Die weltliche Macht des Papsttums ermutige seine Träger, die Völker aufzuwiegeln und die Fürsten zum Kriege gegeneinander zu hetzen. Der Kaiser werde keine Sünde begehen, wenn er dafür sorge, daß der Papst sich nur um geistliche Dinge kümmere und dem Kaiser lasse, was des Kaisers sei*). Noch Kühneres plante man um dieselbe Zeit in Rom, von wo Bart. di Gattinara am 24. Mai schrieb: „Wir erwarten die schleunigen Anordnungen Ew. Majestät über die Regierung Roms, ob nämlich in dieser Stadt irgend eine Art von apostolischem Stuhl bleiben soll oder nicht.“ Der Vetter des Großkanzlers findet zwar die völlige Beseitigung desselben bedenklich, weil dann der König von Frankreich einen Patriarchen in seinem Lande einsetzen, der König von England dasselbe thun und alle Fürsten dem Papst den Gehorsam verweigern würden. „Wohl aber,“ fährt er fort, „finden die Diener Ew. Majestät, daß man diesen Stuhl so schwach halten muß, daß Ew. Majestät immer darüber verfügen kann.“ Auch die mit dem Papst eingeschlossenen Kardinäle fürchteten doch nicht, daß der Kaiser den apostolischen Stuhl ganz zu Grunde richten wolle**).

Daß Karl die Gelegenheit benutzen werde, das Verhältnis zum Papsttum seinen Machtinteressen entsprechend umzugestalten, war offenbar die allgemeine Besorgnis. Denn, wenn sich alsbald nach dem Sacco in einem großen Teile der Christenheit

---

*) Villa, Memorias p. 166.

**) Ib. p. 193 f.

ein heftiger Weheruf über den Kaiser erhob, so war das doch wahrlich nicht, wie der eben mitgeteilte Brief Negro's beweist, die Wirkung aufrichtiger Teilnahme an den Leiden der ewigen Stadt; vielmehr fürchteten die Staatsmänner, daß der Kaiser von dem gefangenen Papste Konzessionen erpressen werde, durch welche seine Uebermacht sich noch drückender auf die Welt lege. Daher der heiße Eifer Wolsey's, jetzt mit Frankreich alles aufzubieten, damit die Gefangenschaft des Papstes dem Kaiser ebensowenig nütze, wie ihm die des König Franz genützt hatte.

Wie stand nun der Kaiser selbst zu diesen Plänen und Befürchtungen, regten sich auch in ihm Gedanken fundamentaler Umgestaltungen, oder auch nur einigermaßen ernster Reformen in der Kirche? Es ist nicht leicht, auf diese Frage eine zuverlässige Antwort zu geben. Man hat wohl mit großer Bestimmtheit gesagt, Karl habe sich seit 1524 immer mehr mit dem Gedanken erfüllt, ein allgemeines Konzil nicht nur als Mittel zur Beschwichtigung der deutschen Wirren, sondern auch als Werkzeug zu der Kirchenreformation zu benutzen*). Aber der Nachweis ist nicht geführt worden, kann auch meines Erachtens nicht geführt werden, daß der Kaiser, indem er dem Verlangen der Deutschen nach einem Konzil zustimmte, damit irgend welche ernstere und bestimmtere Pläne kirchlicher Reform verknüpft

*) Maurenbrecher, Geschichte der kathol. Reformation 1, 264 f. Vgl. S. 235 f. Wenn der Verf. S. 265 schreibt: „Karl brachte jetzt auch seinerseits jene Beschwerden des deutschen Reichstags wider Rom, deren er bisher in Rom sich nicht angenommen hatte, bei der Kurie zur Sprache," so kann das zu einer irrigen Auffassung führen. Es heißt an der betreffenden Stelle (Pro divo Carolo p. 78), nachdem der Kaiser darauf hingewiesen, daß der Papst aus seinen Gebieten mehr einnehme als aus der ganzen übrigen Christenheit: Qualia autem sint ea lucra, ex centum illis gravaminibus nationis Germanicae colligi poterit: quibus tamen ex ea devotione et observantia, qua semper vestrae Sanctitati ac Apostolicae sedi affecti fuimus, nusquam aures praestare curavimus nec his animum adjicere. Man kann doch wohl nicht sagen, daß Karl mit solchen Worten die Gravamina „jetzt auch seinerseits bei der Kurie zur Sprache gebracht" habe.

habe. Als er im Herbst 1526 jene scharfen Erklärungen gegen Clemens erließ und mit großem Nachdruck das Konzil forderte, suchen wir in den darauf bezüglichen Sätzen vergebens nach irgend welchen Andeutungen, inwieweit der Kaiser vom Konzil eine Besserung der kirchlichen Zustände erwartet oder mit ihm herbeizuführen beabsichtigt habe. In dem Schreiben vom 17. September heißt es, wenn alle diese Vorstellungen beim Papste wirkungslos blieben und er seine für die ganze Christenheit verderbliche Feindschaft gegen den Kaiser fortsetzte, so bliebe diesem nichts übrig, als die ganze Streitfrage, d. h. die politische Streitfrage, einem allgemeinen Konzil vorzulegen. Es wird da sogar nicht einmal auf die deutsche Ketzerei Bezug genommen, sondern das Konzil lediglich für unentbehrlich erklärt, um den unheilvollen Zwist zwischen Kaiser und Papst beizulegen. Ganz ebenso wird in dem Schreiben vom 6. Oktober an die Kardinäle das Konzil lediglich zur Beilegung der gegenwärtigen Wirren gefordert*). Da in beiden Schriftstücken wiederholt der Widerspruch betont wird, in den sich Clemens durch seine Politik nicht nur zur Pflicht des Papstes, sondern zur Pflicht jedes Christen versetzt habe, und ein ernsterer sittlicher Zug mehrfach in ihnen hervortritt, so erscheint das vollständige Schweigen von kirchlichen Reformen um so auffallender in Aktenstücken, welche nicht etwa nur vertraulich an den Papst und die Kardinäle gerichtet, sondern von vornherein zur Veröffentlichung bestimmt waren. Daß Gattinara in Erasmus' Sinne gewisse Reformen der Kirche gewünscht habe, wird man wohl annehmen dürfen; ob aber und inwieweit der Kaiser damals diese Wünsche seines Kanzlers geteilt habe, läßt sich nicht feststellen.

Auf den ersten Blick erscheint es ja freilich selbstverständlich, daß der Kaiser jetzt, nach allem Geschehenen, seinen Gegensatz zu Clemens dahin verschärft haben werde, die Beseitigung namentlich derjenigen kirchlichen Mißbräuche ins Auge zu fassen,

---

*) Pro divo Carolo p. 84 u. 98.

aus welchen die Päpste die Mittel ihrer weltlichen Politik zogen. Aber waren das nicht, zum großen Teil wenigstens, zugleich diejenigen Mißbräuche, aus welchen die kaiserlichen Finanzen schöpften, oder welche den kaiserlichen Einfluß förderten, sobald Papst und Kaiser Hand in Hand gingen? Eine wirkliche Reinigung der Kirche und der kirchlichen Praxis hätte doch den Kaiser erheblich in der Verwendung kirchlicher Mittel für seine politischen Zwecke beschränken müssen. Was hätte im Herbst 1526, wenn des Kaisers Gedanken auf ernstliche Reformen gerichtet gewesen wären, näher gelegen, als jetzt wirklich die deutschen Beschwerden gegen Rom zu unterstützen? Er würde dadurch der Ketzerei in Deutschland einen empfindlichen Schlag versetzt, seine Stellung zur deutschen Nation unendlich verbessert und der Kurie die Mittel zur Durchführung ihrer feindseligen Politik auf das wirksamste beschnitten haben. Aber die Konsequenz eines solchen Auftretens würde ihn selbst betroffen haben. Verarmte die Kurie, so verarmten auch die ihr befreundeten Fürsten, und in Karls Ideenkreise bildete doch die Voraussetzung eines freundschaftlichen Zusammenwirkens kaiserlicher und päpstlicher Macht recht eigentlich den Mittelpunkt. Die gegenwärtige Feindschaft beider konnte ihm nur als momentane Abnormität erscheinen. Diese gefährliche Abnormität sollte das Konzil oder vielmehr die Drohung mit dem Konzil beseitigen. Denn nicht einmal das will mir einleuchten, daß der Kaiser damals ernstlich das Konzil gewollt habe, von dem er ja bei der Feindseligkeit Italiens, Frankreichs, Englands, bei der Unsicherheit Deutschlands, Ungarns, Polens, Skandinaviens unmöglich ein günstiges Resultat mit einiger Sicherheit erwarten konnte. Hätte er es ernstlich gewollt, so würde in den seit Mai 1527 mit Clemens geführten Verhandlungen, bei welchen er zunächst wenigstens sehr weitgehende Forderungen stellen konnte, doch das Konzil sehr viel nachdrücklicher hervorgetreten sein, als wirklich geschah. Jene im September und Oktober erhobene Forderung sollte den Papst schrecken: sobald der Papst

des Kaisers Gefangener war und er jenes Schreckmittels nicht mehr zu bedürfen meinte, trat die Forderung mehr und mehr zurück.

Nun aber wird diese Auffassung der damaligen Stellung des Kaisers, welche sich aus allen Thatsachen zu ergeben scheint, in einer eigenen Weise durch litterarische Erscheinungen bedrängt, aus welchen ein ganz entgegengesetzter Sinn hervorleuchtet. Aus der unmittelbaren Umgebung des Kaisers sollten höchst merkwürdige Schriften hervorgehen, welche durchaus den Stempel einer im kaiserlichen Interesse und mit genauer Kenntnis der diplomatischen Verhandlungen abgefaßten Verteidigung tragen, welche dann aber diese Verteidigung des Kaisers zur schärfsten Anklage nicht nur gegen die augenblickliche päpstliche Politik, sondern gegen das gesamte päpstliche Wesen, ja gegen die katholische Ueberlieferung und Praxis selbst wenden. Einer der eigentümlichsten Vorgänge im Leben des Kaisers, daß sein katholischer Eifer, seine unbedingte Devotion vor der hierarchischen Weltordnung durch die Feindseligkeit des Papstes dahin gebracht werden konnte, gewisse Keime ketzerischer Anschauungen in die bis dahin unerschütterte Glaubensfestigkeit des spanischen Volkes ausstreuen zu lassen und damit seinerseits dem vorzuarbeiten, was ihm am Ende seines Lebens der bitterste Schmerz werden sollte, daß auch Spanien von dem ketzerischen Gift ergriffen wurde.

Jener Alphonso de Valdés, aus dessen Feder wir im Herbst 1526 die merkwürdigen Schriftstücke gegen Papst und Kardinäle hervorgehen sahen, der vertrauteste Sekretär Gattinara's, kam infolge der durch die römischen Ereignisse auch in Spanien erzeugten Aufregung dahin, das ganze Verhältnis zwischen Kaiser und Papst, vor allem aber das gesamte kirchliche Wesen in seiner tiefen Entartung zum Gegenstand einer Schrift zu machen, welche, weit über die augenblickliche Verwickelung hinausgreifend, die großen Fragen des religiösen Lebens zu eindringender Erörterung brachte. In Spanien war, wie ja in

den romanischen Landen überhaupt, der Reformdrang der Zeit vornehmlich durch die Schriften des Erasmus zu lebendigem Ausdruck gekommen. Die wissenschaftlichen wie die religiösen Bestrebungen des großen Holländers fanden in den zwanziger Jahren kaum irgendwo wärmeren Anklang als in einem Kreise ausgezeichneter Spanier, welche sich dem berühmten Gelehrten namentlich seit dem Augenblicke mit wahrer Begeisterung zuwandten, wo er dem Drängen von Papst, Kaiser und so vielen anderen Fürsten nachgegeben und seine Feder gegen Luther gekehrt hatte. Wenn Gattinara schon früher dem Manne von Rotterdam seine Gunst geschenkt hatte*), so trat nun der Kaiser selbst für ihn ein, und die Häupter des spanischen Klerus, der Erzbischof Fonseca von Toledo und der Erzbischof Manrique von Sevilla, Generalinquisitor, waren unermüdlich, Erasmus ihre Bewunderung, ihre Dankbarkeit und auch ihre Freigebigkeit zu beweisen. Aber dieser Freundschaft höchster Kreise war zeitig die Feindseligkeit einiger spanischen Theologen gegenübergetreten, welche das gesamte Mönchstum ergriff, seit um den Anfang des Jahres 1527 das Enchiridion militis christiani in spanischer Uebersetzung erschienen war. Da das Buch sofort eine außerordentliche Verbreitung fand, am kaiserlichen Hofe wie in den Bürgerhäusern, in den Kirchen, den Klöstern, ja selbst in den Gasthöfen gelesen wurde, erhoben diejenigen einen gewaltigen Sturm, deren Unwesen ja immer einen Lieblingsgegenstand der erasmischen Satire gebildet hatte. Der Generalinquisitor, welchem jene Uebersetzung gewidmet war, fand es bald nötig, dem Wüten besonders der Franziskaner und Dominikaner einen Dämpfer aufzusetzen, indem er eine gründliche Erörterung der angeblichen Ketzereien des Fremden anordnete, vor dem Ausgang

*) Seit April 1521 stand Gattinara mit Erasmus in Korrespondenz. Wie der Großkanzler über die kirchliche Stellung des Erasmus dachte und über die kirchlichen Fragen überhaupt, spricht am deutlichsten sein Schreiben an Erasmus vom 1. Oktober 1526 aus, das ich, weil es m. W. bisher merkwürdigerweise unbekannt geblieben ist, im Anhange mitteile.

derselben aber das Schmähen auf den Kanzeln verbot. Am 1. März 1527 begann in Valladolid unter Manrique's Vorsitz die große Verhandlung, welche von seiten der Mönche mit heftiger Leidenschaft geführt wurde. Sie beschuldigten Erasmus offen, das Luthertum zu begünstigen, sie forderten die Vernichtung aller seiner Schriften, oder wenigstens das Verbot, sie zu lesen. Am Schlusse stellten sie ein langes Verzeichnis der erasmischen Ketzereien auf, welche gegen wesentliche Punkte sowohl der kirchlichen Lehre als der kirchlichen Praxis verstießen. Manrique's Autorität reichte nicht aus, den Sturm zu beschwichtigen*).

Da geschah es, daß die kaiserliche Politik selbst für Erasmus gegen die Mönche einschritt. Gattinara veranlaßte, ehe er den Hof Ende März verließ, ein Gesuch an den Papst, derselbe möge den Mönchen Schweigen auferlegen. Und auch nach seiner Entfernung blieb sein Geist mächtig genug, um in Rom fortzuwirken. In der That erließ Clemens ein Breve an Manrique, welches bei Strafe der Exkommunikation verbot, gegen die Schriften des Erasmus zu reden, „welche denen Luthers widersprechen" **). Aber auch das schwerlich ernst gemeinte päpstliche Verbot blieb unwirksam. Der Krieg gegen Erasmus ging ungemindert fort. Nun aber war es ja unvermeidlich, daß auch in Spanien der schroffe Konflikt des Kaisers mit dem Papste nicht nur unter dem Klerus, sondern auch unter den Laien eine starke Partei für den Papst weckte. Wohin sollte es mit der katholischen Kirche kommen, wenn die kaiserlichen Waffen in Rom so hausten, als wenn der Ketzerfürst selbst sie zu den ärgsten Missethaten gegen alles Heiligste anleitete? Mochte Clemens noch so sehr gefehlt haben, dieses Toben barbarischer Wut mußte in vielen katholischen Herzen tiefen Schmerz erregen. Da man nun aber den Hof und die Häupter der Kirche gleichzeitig ihre schützende Hand über den gottlosen Eras-

*) Siehe die ausführliche Schilderung dieser erasmischen Händel bei Menendez Pelayo, Historia de los heterodoxos españoles 2, 36 ff.
**) Villa, Memorias p. 253. Vgl. p. 236.

mus halten sah, da in diesen erasmischen Kreisen die antipäpstliche Politik des Kaisers unbedingte Billigung fand, da die litterarischen Wortführer derselben jenen päpstlichen Sympathien frühzeitig mit der Argumentation entgegengetreten sein werden, wie sehr man auch das in Rom Geschehene beklagen möge, ein tieferes Verständnis könne doch nicht umhin, darin ein gerechtes Strafgericht Gottes zu erblicken, so ist es leicht zu denken, wie die Feindschaft gegen Erasmus mit der Opposition gegen die antipäpstliche Politik des Kaisers zusammenwuchs und die Mönche, welche gegen den vom Kaiser beschützten Erasmus wüteten, zugleich des Kaisers Sünden gegen den Papst angriffen und so unter dem spanischen Volke eine Stimmung erzeugten, welche der überdies von allen Seiten bedrängten Politik des Kaisers im Mittelpunkte seiner Macht ernste Schwierigkeiten zu schaffen drohten.

Nur aus dieser Konstellation vermag ich mir zu erklären, daß es Alphonso de Valdés möglich wurde, seinen berühmten Dialog über die Ereignisse in Rom*) zu schreiben, ohne dadurch die Gunst des Kaisers zu verscherzen. Denn es gehörte die ganze Außerordentlichkeit der damaligen Lage dazu, um in dieser fast offiziellen Verteidigung der kaiserlichen Politik gegen das Ganze der katholischen Kirche eine Kritik zu ermöglichen, welche weit über die Art des Erasmus hinausging und, wenn sie auch keineswegs mit lutherischen Anschauungen zusammentraf, doch ein religiöses Leben von eigener Tiefe und Reinheit offenbarte und den römischen Verunstaltungen die Lehre Christi mit voller Wärme und Kraft entgegenstellte. Und diese Verkündigung, man muß doch wohl sagen wesentlich protestantischer Ideen, geschah nun unter direkter Billigung des kaiserlichen Großkanzlers und in Uebereinstimmung mit hervorragenden spanischen Theologen mit einem Geist, mit einer Kraft und Schönheit der

*) Diálogo en que particularmente se tratan las cosas acaezidas en Roma el año de 1527 im vierten Bande der Reformistas antiguos españoles p. 325 ff.

Sprache, welche heute noch jeden Leser gefangen nehmen. Wenn wir uns in sie vertiefen, tritt uns der spanische Genius plötzlich in ganz neuer, edlerer Gestalt entgegen. Wir sehen ihn sich aus den Banden der römischen Ueberlieferung, welche bis dahin alles Spanische so fest umschlungen gehalten, frei aufschwingen, sein tief religiöses Empfinden zu dem Urquell christlicher Lebenswahrheit zurückeilen und eine Erneuerung des menschlichen Daseins verkünden, welche nur dogmatische Befangenheit deshalb geringschätzen kann, weil sie nicht das Gewand des lutherischen Glaubens trägt*).

Wie sehr auch die Verhältnisse des Jahres 1527 eine so auffallende Kundgebung begünstigten, immerhin konnte Valdés nicht daran denken, ihr eine irgend größere Verbreitung zu geben. Sie zirkulierte nur abschriftlich in engem Kreise. Nichtsdestoweniger gelangte sie zur Kenntnis des Nuntius Castiglione, welcher dann dem Verfasser ernste Vorstellungen machen ließ. Da dieser seinen Stand behauptete, brachte Castiglione im Sommer 1528 die Sache vor den Kaiser und beschuldigte Valdés, in seiner Schrift die schlimmsten Verstöße gegen die Lehren der Kirche und die Beschlüsse der Konzilien begangen zu haben. Dürfen wir nun annehmen, daß der Kaiser auf diese Anklage hin den Dialog gelesen habe? Hätte er es gethan, so läßt sich kaum denken, daß er nicht an sehr vielen Punkten ernstlichen Anstoß genommen haben sollte, da seine religiösen Anschauungen von denen des Dialogs durch eine tiefe Kluft getrennt wurden. Er wird sich vielmehr begnügt haben, Gattinara, Juan Manuel und andere Vertraute, deren Zustimmung sich Valdés im voraus gesichert hatte, zu hören. Auf ihren Rat wies er die Anklage des Nuntius zurück, der nun in einer ausführlichen Gegenschrift nachzuweisen suchte,

*) Die soeben von Wilkens in seiner Geschichte des spanischen Protestantismus von Valdés gegebene Charakteristik wird der Bedeutung des Mannes nicht gerecht, indem sie die historischen Bedingungen, unter welchen er stand, ignoriert.

wie schwer sich Valdés an der katholischen Kirche versündigt habe*).

Inzwischen hatte die Lage des Kaisers eine neue Verschlimmerung erfahren. Wir wissen, wie passiv er das ganze Jahr 1527 hindurch die Dinge in Italien gehen ließ, wie er den unerhörten Zuständen in Rom gegenüber gar nicht einmal einen Versuch energischer Abhilfe machte und dann daraus die größte Gefahr entstand, als endlich das französische Heer unter Lautrec in Oberitalien erschien. Worin dieses geradezu seltsame Wesen seinen Grund hatte, ob in starker körperlicher Abspannung (wie eine Bemerkung Castiglione's nahe legt), oder in schweren Differenzen seiner vertrautesten Räte, oder in anderen Umständen, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls erfuhr das Verhältnis Karls zu Gattinara im Frühling 1527 abermals eine bedenkliche Erschütterung. Während des Winters hören wir von den italienischen Diplomaten fortwährend lebhafte Klagen darüber, daß Gattinara das Haupthindernis des Friedens, d. h. der Nachgiebigkeit des Kaisers sei. Dann melden sie von des Kanzlers Unzufriedenheit mit dem Kaiser, unter anderem auch deshalb, weil dieser ihn zu knapp halte, so daß er sich in Schulden stürzen müsse, welche schon 34000 Dukaten betrügen**). Darauf hören wir von Gattinara's Absicht, nach Italien zu gehen und dort selbst den Frieden zustandezubringen. In der That verläßt er Ende März den Hof, um über den Montserrat und Barcelona nach Italien zu gehen. Seine

*) Serassi, Lettere di Castiglione 2, 171 ff. Vgl. Caballero, Alonso y Juan de Valdés p. 361 ff.

**) Es war auch keine sehr reelle Belohnung, wenn der Kaiser durch eine Urkunde vom 26. März 1527 die Stadt Gattinara mit Gebiet zur Markgrafschaft erhob, dabei Gattinara's Verdienste um ihn und seinen Großvater Maximilian aufs wärmste pries und daran erinnerte, daß auf seine Bitte der Herzog von Savoyen im vorigen Jahre Gattinara die einst seinen Vorfahren gehörende Stadt Gattinara mit einigen umliegenden Orten abgetreten habe. Kopie dieser Urkunde im Cod. 9032 der Wiener Hofbibliothek Fol. 69 f.

Gegner aber verbreiten die Nachricht, er sei in völliger Ungnade vom Kaiser geschieden; ob er an den Hof zurückkehren werde, meint Salinas, König Ferdinands vertrauter Agent, am 21. April, sei ungewiß, sicher aber werde er die Gunst des Kaisers nicht wieder gewinnen. Einen Monat später schreibt derselbe an Ferdinand, Gattinara sage überall, er habe den Hof nur in Urlaub verlassen und werde an denselben zurückkehren. Salinas glaubt das aber nicht, da alle Bitten des Kanzlers und seiner Freunde bisher beim Kaiser wirkungslos geblieben seien; derselbe werde schwerlich seinen Entschluß ändern. Noch Mitte August bezeichnet er es als zweifelhaft, ob der Kaiser Gattinara wieder in Gnaden zulassen werde*).

Gattinara hatte sich inzwischen am 28. Mai nach Italien eingeschifft, sah aber dort durch die Ereignisse in Rom und die darauf folgende Verstärkung der Gegner seine Pläne vereitelt. Im Oktober kehrte er zur größten Freude des erasmischen Kreises, vor allem des Valdés, an den Hof zurück. Daß während seiner mehr als sechsmonatlichen Abwesenheit die Erledigung der Geschäfte, namentlich der italienischen, noch mehr als sonst stockte, begreift sich leicht. Der alte Juan Manuel war noch einmal in den Vordergrund getreten; neben ihm werden der Graf von Nassau, der Beichtvater Loaysa, Lachaux und der Sekretär Lallemand als diejenigen genannt, in deren Händen die Geschäfte während des Kanzlers Abwesenheit lagen. Einen Hauptstreitpunkt scheint fortwährend die Behandlung der mailändischen Angelegenheit gebildet zu haben. Manuel und Lallemand werden von Salinas als diejenigen gerühmt, welche sich am wärmsten für die Uebertragung des Herzogtums auf Ferdinand erklärt hätten, während Gattinara wohl auch jetzt noch an Sforza festhielt.

Die Erfahrungen des Sommers werden den Kaiser ver=

---

*) Cicogna, Navagero p. 196a u. 266 n. 217. Serassi p. 144. Salinas' Berichte vom 21. April, 22. Mai und 19. August bei Gayangos

mutlich überzeugt haben, daß er Gattinara's Erfahrung und Arbeitskraft nicht entbehren könne, zumal jetzt die Feinde militärisch und diplomatisch immer schärfer auf ihn eindrangen. Seit dem Abschlusse der Liga von Cognac hatten die Verhandlungen des Kaisers mit den Gegnern einen sehr gereizten Charakter angenommen. Am 17. August 1526 erschien in Granada ein außerordentlicher Botschafter des König Franz mit Castiglione und Navagero vor dem Kaiser, um ihm die Forderungen der Verbündeten in höchst kategorischer und drohender Sprache anzukündigen. Karl konnte kaum seinen Zorn über die Rede des Franzosen bezwingen. Er antwortete zuerst der milderen Ansprache des Nuntius, dann, sich zu dem Franzosen wendend, sagte er: „Wenn Euer König sein Versprechen gehalten hätte, wären heute neue Verhandlungen überflüssig. Es paßt mir nicht, ihm seine Kinder für Geld zurückzugeben. Für seine eigene Befreiung habe ich kein Geld gewollt. Er hat mich betrogen; ich werde mich nie mehr auf ihn verlassen, ohne eine sichere Bürgschaft für sein Wort zu haben. Heute halte ich eine solche in Händen. Wenn er meint, sie mit Gewalt zurückzubekommen, so versichere ich, daß er es nicht erreichen wird, solange in einem meiner Königreiche ein Stein auf dem anderen bleibt. Ich habe ihn liberal und großmütig behandelt, er mich niedrig und boshaft. Er hat weder als guter Ritter, noch als guter Edelmann gehandelt, sondern nichtswürdig und falsch. Ich fordere von Euch als seinem Botschafter, daß der allerchristlichste König mir das Wort halte, das er mir gegeben, wieder mein Gefangener werden zu wollen, wenn er sein Versprechen nicht erfüllen könnte. Wollte Gott, daß dieser Streit unter uns beiden, Mann gegen Mann ausgemacht werden könnte, ohne so viele Christen dem Tode zu opfern! Ich glaube, Gott würde seine Gerechtigkeit erweisen*)."

Der Franzose scheint es nicht nötig gefunden zu haben,

---

*) Bericht Castiglione's vom 8. September bei Serassi 2, 77.

seinem Könige die Herausforderung mitzuteilen, welche jede weitere Verhandlung hätte abschneiden müssen. Das diplomatische Hin und Her konnte also fortgehen, wobei es dem Kaiser besonders darauf ankam, England von Frankreich fern zu halten. Aber wir wissen, wie im April 1527 diese beiden Mächte sich eng verbanden und dann die römischen Ereignisse ihre Erbitterung auf den Kaiser noch steigerten. Wie so oft, sollten ganz persönliche Motive den politischen Gegensatz verschärfen. König Heinrichs ungezügelte Leidenschaft war für die junge und kluge Anne Boleyn entzündet worden, welche den königlichen Liebhaber mit vollendeter Meisterschaft zugleich zu erhitzen und fernzuhalten wußte bis zu dem Punkte, daß er, um in ihren Besitz zu kommen, den Gedanken einer Scheidung von seiner langjährigen Gemahlin Katharina faßte. Freilich hatte er von dieser nach dem frühen Tode mehrerer Söhne nur die einzige Tochter Marie. Aber das bestand schon so lange, daß man seinem Andenken wohl unverdiente Ehre erweist, wenn man den jetzt plötzlich auftauchenden Scheidungsplan durch den Grund erklärt, er habe seinem Reiche einen männlichen Erben sichern wollen, oder durch den anderen, es seien in ihm ernstliche Skrupel über die Rechtmäßigkeit seiner Ehe mit der Frau seines früh verstorbenen Bruders erwacht. Dagegen kam es seiner Leidenschaft sehr zu statten, daß die Idee der Scheidung von seiner Gemahlin vortrefflich zu der im vollen Zuge befindlichen Trennung vom Kaiser stimmte. Denn wenn Wolsey seit Jahren vergebens daran gearbeitet hatte, seinen Herrn völlig vom Kaiser loszureißen, so mußte es ihm höchst willkommen sein, daß die Leidenschaft desselben nur durch einen Schritt Befriedigung finden wollte, welcher für den Kaiser eine empfindliche Kränkung bedeutete. Katharina von Aragon war nicht nur Karls Tante, sondern durch ein inniges Familiengefühl mit ihrem spanischen Hause verknüpft und ihres Neffen Interessen von ganzem Herzen zugethan. Solange sie ihren Sitz auf dem Throne behauptete, mußte Wolsey von ihr die hartnäckige Be-

kämpfung seiner antikaiserlichen Politik besorgen. Ihre Verstoßung besiegelte die Feindschaft mit dem Kaiser*).

Anfang Juli 1527 begab sich Wolsey nach Frankreich, um die neue Freundschaft in persönlicher Verhandlung mit König Franz und seiner Mutter nach allen Richtungen auszubauen. Es war der letzte Triumphzug, in welchem der stolze Kirchenfürst seine Herrlichkeit vor der Welt entfaltete, glänzender als irgend ein früherer. Der Empfang, den ihm der Kaiser einst in Brügge bereitet, verschwand vor der Pracht und Macht, mit der ihn jetzt König Franz gewissermaßen zu seinesgleichen erhob. Der König, wie immer vom Moment beherrscht, wollte der neuen Verbindung den intimsten Charakter geben, indem er statt der Schwester des Kaisers dem englischen Kinde die Hand reiche. Der klügere Wolsey riet von so zweckloser und unausführbarer Schroffheit ab; Prinzessin Marie sollte vielmehr den Herzog von Orleans heiraten. Sodann galt es sich davor zu sichern, daß etwa der gefangene Papst dem Kaiser gefährliche Dienste leiste. Man verabredete keine Bullen zuzulassen, welche irgendwie die beiderseitigen Rechte und Interessen schädigten, ebensowenig das vom Kaiser geforderte Konzil zuzugeben. Die Kirchen von Frankreich und England sollten, solange der Papst in des Kaisers Händen, von den Bischöfen regiert und vor allem Wolsey's Entscheidungen, die er in seiner Eigenschaft als Legat fällen würde, vor allen päpstlichen Einwendungen geschützt werden. Wolsey hätte gern noch mehr erreicht: daß die Kardinäle in Frankreich zusammenträten und ihn während der Gefangenschaft Clemens' gewissermaßen zum Stellvertreter des Papstes erwählten, wo er ja dann die Wünsche seines Herrn in der Scheidungsfrage am bequemsten hätte erfüllen können**). Aber so hochgehende Pläne wußte Clemens zu vereiteln.

---

*) P. Friedmann, Anne Boleyn 1, 45 ff. Die Haltung Wolsey's wird da wesentlich anders gefaßt.

**) Mignet 2, 361 ff.

Schon vor dieser Zusammenkunft in Amiens hatten die beiden Könige den Kaiser durch außerordentliche Gesandte auffordern lassen, die französischen Prinzen für ein Lösegeld von zwei Millionen Goldthalern freizugeben, König Heinrich die schuldigen Summen zu zahlen, Sforza in seine mailändische Herrschaft einzusetzen und den Papst zu befreien. Am 4. Juli wurden dem Kaiser diese Forderungen vorgetragen. Trotz der römischen Triumphe fühlte er jetzt doch seine Verlegenheit genug, um nicht mehr auf den Bedingungen des Madrider Friedens zu bestehen. Er wollte auf das Herzogtum Burgund wenigstens vorläufig verzichten, er wollte die gefangenen Prinzen gegen das angebotene Lösegeld freigeben; aber er stellte dagegen Bedingungen, welche neue Schwierigkeiten schufen. Da der Krieg in Italien eine für ihn bedrohliche Wendung nahm, der er von Spanien aus nicht begegnen zu können wußte, forderte er, daß König Franz Italien räume; sobald das geschehen, werde er die Prinzen freigeben. Der König willigte mit einigen Einschränkungen in den Rückzug seiner Truppen, aber erst nach der Befreiung seiner Kinder. Karl konnte mit gutem Grunde erklären, daß ihm das Wort des Königs keine Sicherheit mehr gebe; dieser behauptete, sich in derselben Lage dem Kaiser gegenüber zu befinden.

So führten die monatelang in Valladolid, Palencia und Burgos fortgesetzten Verhandlungen zu keinem Resultate, und Anfang November forderte König Franz seinen englischen Verbündeten auf, durch eine feierliche Sendung den Kaiser noch einmal zu billigem Verhalten zu mahnen und, wenn auch das fruchtlos bleibe, ihm die gemeinsame Kriegserklärung zu übergeben. König Heinrich willigte ein. Während die Boten nach Spanien ritten, versammelte König Franz die Notabeln seines Reichs in Paris, um von ihnen die großen Summen zu erhalten, die er entweder für die Auslösung seiner Kinder oder für die Fortsetzung des Kriegs bedürfen werde. Er wußte zu dieser Versammlung mit großem Geschick zu reden. Besonders die Wendung, die Herren möchten wohl prüfen, ob das Land in

der Lage sei, die Kosten eines neuen Kriegs zu tragen; sollten sie finden, es sei zu schwer belastet, so sei er bereit, nach Spanien in die Gefangenschaft zurückzukehren, allein die Strafe für das öffentliche Unglück zu tragen und sein ganzes Leben für das Wohl seines Volkes die Gefangenschaft zu dulden — ein so großsinniges Anerbieten eines an unbeschränkte Willkür gewöhnten Herrschers mußte den französischen Patriotismus gewaltig erregen. Die Notabeln beschlossen denn auch, was der König nur wünschen mochte. Der Kardinal von Bourbon erklärte am 20. Dezember, die gallikanische Kirche sei zu einem Geschenk von 1300000 Livres bereit, bat aber den König, dafür den Papst aus seiner Gefangenschaft zu befreien, die lutherische Ketzerei, welche sich im Reich ausbreite, zu vertilgen und die durch das Konkordat von 1516 beseitigten Freiheiten und Rechte der gallikanischen Kirche herzustellen. Aehnliche Freigebigkeit bewiesen die Prinzen und Herren und diejenigen, welchen die Vertretung des dritten Standes übertragen war*).

Diese finanziellen Erfolge mußten ermutigen, dem Kaiser mit stärkstem Selbstgefühl entgegenzutreten, zumal ja der Verlauf des Krieges in Italien das Beste hoffen ließ. Die Verhandlungen am kaiserlichen Hofe hatten inzwischen keinen Augenblick geruht nach der eigentümlichen Art jener Zeit, das diplomatische Gefecht unermüdlich fortzusetzen, auch wenn längst jede Möglichkeit eines Erfolgs verschwunden war. Dazu war die Neigung Englands, aktiv in den Krieg einzugreifen, noch immer eine sehr geringe, und Wolsey hätte gar zu gern vom Kaiser möglichst große Summen herausgepreßt. Besonders über die Höhe der von England gestellten Schuldforderung gab es endlose Erörterungen. Endlich verlangten die Franzosen, daß mit der feierlichen Kriegserklärung Ernst gemacht würde; wie sehr auch die englischen Bevollmächtigten sie hinauszuschieben wünschten, sie mußten zuletzt fürchten, einen

*) Mignet 2, 381 ff.

Bruch mit dem neuen Verbündeten herbeizuführen, und gaben nach*).

Am 22. Januar 1528 erschienen die Herolde der Könige von Frankreich und England vor dem von seinen Großen umgebenen Kaiser und verlasen höchst wortreiche Aktenstücke, in welchen die Friedensliebe ihrer Herren betont, ihre Bemühungen, die Christenheit vor neuem Blutvergießen zu bewahren, gerühmt, ganz besonders die Versündigung des Kaisers gegen den Statthalter Gottes beklagt wurde, um dann mit einer feierlichen Kriegserklärung zu schließen. Der Kaiser erwiderte sehr geschickt, er habe mit Verwunderung gehört, wie ihn König Franz, der als sein rechtmäßiger Gefangener dazu außer stande sei, herausfordere, nachdem er sechs oder sieben Jahre gegen ihn Krieg geführt habe ohne eine solche Herausforderung. Wenn sie von ihm die Befreiung des Papstes forderten, so könne er ihnen mitteilen, daß der Papst längst frei sei. Uebrigens werde er auf die langen Erzählungen, welche sie vorgetragen, schriftlich antworten lassen, um in jedem einzelnen Punkte den Nachweis zu führen, daß alle ihre Anschuldigungen und Vorwürfe keinerlei Grund hätten, was dann auch in ausführlichster Weise geschah. Ehe er aber die Herolde entließ, trug er dem Franzosen auf, seinem Könige zu sagen, er glaube, Franz habe nicht erfahren, was er einst seinem Gesandten in Granada gesagt; denn das gehe seine Ehre so nahe an, daß er wohl darauf geantwortet haben würde, wenn er es gewußt hätte; er werde gut thun, es sich von seinem Botschafter sagen zu lassen**).

Dieser wollte sich indessen jener in Granada vom Kaiser gesprochenen Worte nicht erinnern, ja nahm in einem Schreiben an Karl die Miene an, als habe derselbe ihm gar nichts Derartiges gesagt. Darauf richtete der Kaiser den 18. März ein

*) Brewer IV, 2, 1703. Vgl. den ausführlichen Bericht Navagero's bei Rawdon Brown 4, 143 ff.

**) Alle die Anreden und Antworten und die schriftlichen Widerlegungen des Kaisers in den Papiers de Granvelle 1, 310—346.

Schreiben an ihn, worin es hieß: „Ich habe Euch damals gesagt, Euer Herr habe feige und nichtswürdig gehandelt, da er mir sein Wort nicht gehalten, und wenn er das Gegenteil behaupten wollte, würde ich es Mann gegen Mann aufrecht erhalten. Es sind dieselben Worte, die ich dem Könige, Eurem Herrn, in Madrid sagte, daß ich ihn für feig und nichtswürdig halten würde, wenn er das mir gegebene Wort nicht erfüllte.“ Nach diesem Schreiben konnte die Herausforderung des Kaisers natürlich nicht mehr ignoriert werden. Am 28. März wurde Karls Botschafter, Nicolas Perrenot, Herr von Granvelle, in Paris vor den König geladen, der ihn, von den Großen seines Reichs und dem diplomatischen Korps umgeben, empfing. Granvelle bat, da seinem Herrn durch König Franz der Krieg erklärt worden, um seine Entlassung und sicheres Geleit. Darauf nahm der König das Wort zu einer langen Widerlegung desjenigen, was der Kaiser auf die Anklagen der Herolde entgegnet, welche mit der Behauptung schloß, er habe dem Kaiser nie sein Wort gegeben, da jeder Kriegsmann wisse, daß sich ein Gefangener zu nichts verpflichten könne. Um seine Ehre zu wahren, übergebe er dem Botschafter eine Schrift, welche er hier verlesen und dann dem Kaiser zu überbringen versprechen müsse. Da sich Granvelle weigerte, die Schrift vorzulesen und zu überbringen, erklärte der König, er werde sie durch einen seiner Diener vor dieser Versammlung lesen lassen, damit jeder seine Rechtfertigung gegen die unwahren Behauptungen des Kaisers kennen lerne, und sie dann durch einen Herold übersenden. Nachdem Robertet das Schreiben vorgetragen, sprach der König noch viele Worte, um das Unrecht des Kaisers zu beweisen, dem er nie irgend ein Versprechen gegeben habe. Darauf wurde Granvelle entlassen mit der Weisung, man werde ihn an der Grenze so lange festhalten, bis der Kaiser die Gesandten der Verbündeten freigegeben habe, welche dieser am 22. Januar in einem kleinen Orte bei Burgos hatte internieren lassen, um in ihnen eine

Sicherheit für die Rückkehr seiner Gesandten aus Frankreich, England und Venedig zu haben*).

Merkwürdigerweise erschien der französische Herold erst am 17. Juni in Monzon, wo Karl damals die Cortes von Aragon, Catalonien und Valencia abhielt. Den nächsten Nachmittag wurde er in die glänzende Versammlung eingeführt, welche der Kaiser zu Zeugen bestimmt hatte. Da er sich weigerte, das Kartell seines Königs selbst zu verlesen, nahm es der Kaiser in Empfang und ließ es nach Entfernung des Herolds, welcher, wie auf seiner ganzen Reise durch Spanien, so auch in Monzon mit ausgesuchter Courtoisie behandelt wurde, durch seinen ersten Sekretär Lallemand vorlesen. König Franz erklärte darin, wenn der Kaiser behaupte, er habe je, nicht nur in Madrid, etwas gethan, das einem ehrliebenden Edelmanne nicht zukomme, so lüge er in seinen Hals; er werde seine Ehre gegen ihn bis zum letzten Atemzuge verteidigen. Er fordere ihn auf, nicht mehr zu schreiben, sondern ihm das Feld zum Zweikampf zu bestimmen**).

So war also die Rivalität der beiden mächtigsten Herrscher der Christenheit auf den äußersten Grad persönlicher Feindschaft gediehen. Der Kaiser hatte sofort nach jener Audienz vom 22. Januar die in derselben ausgetauschten Reden ins Spanische übersetzen und drucken lassen. Es schien das aber nicht zu genügen. Man empfand das Bedürfnis, den ganzen Verlauf dieses schweren Handels dem Publikum vorzulegen und ihm zu beweisen, wie der Kaiser vom Beginn seiner Regierung an sich gegen seinen Nachbarn so freundlich und entgegenkommend wie möglich benommen, dieser aber die friedlichen Absichten des Kaisers immer wieder vereitelt habe. Alphonso de Valdés erhielt den Auftrag oder gab ihn auch vielleicht sich selbst, ähnlich wie er in dem Schreiben vom 17. September die Be-

*) Papiers d'état de Granvelle 1, 349 ff. Cicogna, Navagero p. 202.

**) Papiers de Granvelle 1, 360 ff.

ziehungen des Kaisers zum Papst in historischer Entwickelung geschildert hatte, so jetzt zu erzählen, wie das Verhältnis des Kaisers zu König Franz von anfänglicher Freundschaft zu dieser schroffsten Entzweiung gediehen sei, aber nicht in der trockenen Form eines diplomatischen Schriftstücks, sondern in jener lebendigen dialogischen Erörterung, deren Wirksamkeit jenes erste Gespräch über die römischen Ereignisse bewiesen haben mochte. Wenn es aber schon bei diesem Dialog nicht unwahrscheinlich ist, daß der unendlich viel beschäftigte kaiserliche Sekretär wohl nur das Material und die Hauptgedanken angegeben, die sorgfältige sprachliche Ausführung aber einem anderen überlassen haben wird, so kann es kaum bezweifelt werden, daß bei dem zweiten Dialog diese andere Hand sehr selbständig eingegriffen und in die Lösung der eigentlichen Aufgabe Gedanken eingefügt hat, welche ihrer innersten Natur nach nicht nur dem ganzen Wesen der kaiserlichen Politik sehr fern lagen, sondern ihr diametral widersprachen. Auch dieses zweite Gespräch *) trägt den Stempel einer offiziellen Kundgebung, indem eine Reihe der wichtigsten Aktenstücke aus der kaiserlichen Kanzlei mitgeteilt und die kaiserliche Politik mit genauester Kenntnis der diplomatischen Verhandlungen nach allen Richtungen gerechtfertigt wird. Aber wenn in dem ersten Gespräch die religiösen Ausführungen einen Flug nehmen, der sich unendlich weit von den Anschauungen des Kaisers entfernt, so kehren hier diese Gedanken nicht nur, zum Teil sogar in noch verschärftem Ausdruck wieder, sondern der Verfasser wagt es, von dem religiösen auf das politische Gebiet hinüberzugreifen und das gegenwärtige politische Treiben der Welt ebenso schonungslos zu geißeln wie das kirchliche Unwesen. Mit voller Unumwundenheit wird die Forderung aufgestellt, daß die Lehre Christi nicht nur in der Kirche, sondern in dem gesamten Leben als

---

*) Diálogo de Mercurio y Caron im vierten Bande der Reformistas antiguos españoles, neuerdings von Böhmer im 19. Heft seiner romanischen Studien gedruckt.

einzige Norm zu gelten habe. Als hätte der Verfasser Machiavelli's Principe gekannt, zeichnet er im zweiten Buche seines Gespräches das Ideal eines Königs, welcher in allen Stücken das direkte Gegenteil von dem ist und erstrebt, was der italienische Denker als Aufgabe eines Fürsten hingestellt hatte. Wenn Machiavelli die politische Praxis seiner Zeit auf den schärfsten, schonungslosesten Ausdruck bringt und was ihr etwa noch an schneidender Unbarmherzigkeit, an brutaler Selbstsucht fehlt, aus dem heidnischen Altertum herbeiholt, so flüchtet Juan de Valdés aus dieser schlechten Gegenwart mit ihrem wüsten, sinnlosen Kriegsgetümmel, mit ihrer prunkenden Gleisnerei und frechen Lügenhaftigkeit zu der reinen Lehre des Erlösers und schildert den christlichen König, der nicht Macht, nicht Vergrößerung seines Gebiets, nicht Glanz und Pracht, nicht gefälligen Trug, sondern nur das Glück seines Volks und das Bewußtsein erstrebt, nach besten Kräften die Pflicht eines Christen erfüllt zu haben. Juan de Valdés, sage ich, der Zwillingsbruder Alphonso's, diesem, wie Erasmus einmal schreibt, in allem so gleich, daß man in dem einen immer den anderen sehe, wie Alphonso ein warmer Verehrer des Erasmus, aber noch weiter als der Bruder über die Schranken des großen Gelehrten hinausgewachsen. Das, was der Dialog an politischen Ideen entwickelt, liegt von der damaligen politischen Praxis, namentlich auch von der Praxis des Kaisers so weit ab, ja es fliegt so hoch über das in dieser Welt Mögliche hinaus, daß man sich gar nicht vorstellen kann, wie Alphonso, der Sekretär Gattinara's, zu so utopischen Phantasien hätte kommen können, während es vortrefflich zu dem ganz innerlichen, von allem Welttreiben abgekehrten Wesen paßt, das Juan dann später in Neapel entwickelt hat.

Wie ein solches Buch in Spanien gedruckt werden konnte*), wie eine den Zusammenhang mit der kaiserlichen Kanzlei fast

*) Wann das freilich geschah, läßt sich nicht sagen, da keine einzige der ältesten Ausgaben der miteinander erscheinenden Dialoge Ort oder Zeit angibt. Siehe Böhmer, Bibliotheca Wiffeniana 1, 101 ff.

auf jeder Seite zur Schau tragende Schrift so höchst ketzerische Ansichten nicht nur über die Kirche, sondern auch über den Staat verkünden durfte, ohne ihre Verfasser der allerhöchsten Ungnade auszusetzen, begreift sich nur, wenn man bedenkt, daß das damalige Leben nirgends durchgreifende Konsequenz aufweist. Oder hätte es etwa im damaligen Spanien starke Regungen gegeben, denen eine derartige Sprache zusagen konnte? Sehen wir, wie sich des Kaisers Stellung zu seinem Hauptreiche in den letzten Jahren entwickelt und wie sich die spanischen Verhältnisse seit der Rückkehr des Kaisers gestaltet hatten.

Wir haben früher (S. 151) gehört, daß sich Karl seit dem Sommer 1522 eifrig damit beschäftigte, die durch den Aufstand der Comuneros arg zerrütteten Verhältnisse Castiliens zu ordnen, gute Polizei und Justiz zu begründen. Was er in dieser Hinsicht unternahm und erreichte, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Zum erstenmal eröffnet sich ein Blick in die Zustände des Landes, als Karl am 14. Juli 1523 die castilianischen Cortes in Valladolid um sich versammelte. Auf eine sehr merkwürdige Art trat da der König seinem Volke gegenüber. In einem langen Vortrage ließ er vor allem seine Pflicht bekennen, das Land in Gerechtigkeit und Frieden zu regieren, als katholischer und gerechter Fürst, der Gott fürchte und liebe. So habe er die von ihm schmerzlich beklagten Unruhen mit jener Milde und Sanftmut beigelegt, die einem solchen Fürsten zieme. „Euch, die Ihr diese Reiche vertretet, welche er wegen ihrer großen Grandeza und wegen ihres Adels über alle seine Herrschaften liebt," habe er befohlen, das, was er in den letzten Jahren zur Verteidigung und Erhöhung des heiligen katholischen Glaubens, wie seiner eigenen Macht und zum Besten dieser Reiche gethan, darzulegen, er, den Gott zu seinem „Statthalter in der ganzen Christenheit und zum Haupt derselben" ausgewählt. An diese Einleitung schloß sich ein genauer Bericht über alle die großen Geschäfte, welche der König seit dem Beginn seiner Regierung verrichtet. Er beteuerte auch hier, daß

ihm von Anfang an nichts mehr am Herzen gelegen, als der Friede in der Christenheit, damit dieselbe in geschlossener Macht sich gegen die Ungläubigen wenden und er in Afrika die Thaten seiner ruhmreichen Vorfahren zum Besten Spaniens vollenden könne. Er versicherte sodann, daß nach Abhaltung der ersten Cortes in Valladolid sein sehnlichster Wunsch gewesen sei, die wichtigsten Städte Castiliens zu besuchen, um ihre Größe kennen zu lernen, aber die Notwendigkeit ihn getrieben habe, die Cortes von Aragon, Valencia und Catalonien abzuhalten, welche sich so lange hingezogen, daß dann die Nachricht von seiner Wahl zum Kaiser und der schwierigen Lage des Reichs ihn gezwungen, Spanien schleunig zu verlassen. Mit einer Ausführlichkeit, als hätten die Cortes über alle diese Dinge Rechenschaft zu fordern, ließ Karl den Verlauf des Wahlkampfes und die französischen Umtriebe schildern, die maßlosen Forderungen, welche König Franz in Burgos an ihn stellen ließ, die erste Zusammenkunft mit König Heinrich, die reichlichen Bewilligungen der niederländischen Stände, die französischen Praktiken in Worms und Rom, die Verwickelungen mit Robert von der Mark, die Verurteilung Luthers, den offenen Ausbruch des Krieges, alle Wechselfälle desselben an der spanischen und niederländischen Grenze wie in Italien. Offenbar hatte die detaillierte Erzählung aller irgend wichtigen Vorfälle der letzten Jahre auch den Zweck, vor der Welt die kaiserliche Politik zu rechtfertigen. Aber daß sie an die Cortes gerichtet wurde, enthielt doch eine bemerkenswerte Anerkennung ihrer Bedeutung. Ebenso ließ Karl keine Gelegenheit vorübergehen, um den Cortes zu Gemüte zu führen, daß er bei allen seinen Schritten vornehmlich durch die innige Liebe zu Spanien bestimmt worden sei. So habe ihn nach der Einnahme von Tournay und Mailand der Papst wie andere Fürsten aufgefordert, nach Rom zu gehen, sich krönen zu lassen und alle italienischen Angelegenheiten zu ordnen. Große Vorteile würden dadurch gewonnen worden sein. Aber die herzliche Liebe zu diesen spanischen Reichen, die

dann noch länger seiner so nötigen Gegenwart hätten entbehren müssen, habe ihn bestimmt, auf jenen verführerischen Plan zu verzichten.

Nach Spanien zurückgekehrt, hätte er am liebsten sofort die Cortes versammelt, es aber wegen dringender Geschäfte, der Belagerung Fuenterrabia's und vor allem wegen der notwendigen Ordnung der Justiz und Verwaltung vertagen müssen. Das Personal seines obersten Rats habe er reduziert, die Geschäftsführung desselben, wie aller Audiencien und Kanzleien und aller anderen Beamten genau revidieren lassen, die vielen vakanten Kirchen besetzt, die Soldaten bezahlt, damit sie den Unterthanen nicht mehr zur Last fielen, die Küsten geschützt. Dann sich wieder zur auswärtigen Politik wendend und besonders bei dem Kampf mit den Türken verweilend, hob er die gewaltigen Anstrengungen hervor, welche der Krieg erfordert, und die ungeheuren damit verbundenen Kosten. Die flandrischen Stände, wurde betont, hätten ihm dreimal außerordentliche Bewilligungen gemacht, aus Spanien aber habe er während seiner langen Abwesenheit nicht einen Maravedi bezogen. Der ganze Aufwand, den die letzten drei Jahre erfordert, sei ausschließlich aus den Einkünften der Niederlande, Neapels und Siziliens bestritten worden. Er hoffe, die Cortes würden aus diesem Bericht die große Liebe ersehen, welche er zu seinen spanischen Reichen hege, und die Pflicht erkennen, dafür zu sorgen, „daß Gott, unser Herr, und die christliche Religion mit Eurer Hilfe erhalten werde“ *).

Faßt man diese charakteristische Kundgebung schärfer ins Auge, so ergibt sich zweierlei. Der König fühlt sich durch die Niederwerfung der Comuneros keineswegs in dem Maße als

*) Córtes de los antiguos reinos de Leon y de Castilla 4, 334 ff. Ich hätte diese wichtige, von der Madrider Akademie der Geschichte veranstaltete Sammlung schon im ersten Bande benützen sollen; der betreffende Teil kam mir aber erst nach dem Druck desselben zu Gesicht, obwohl er bereits 1882 erschienen war.

Herrn des Landes, daß er des guten Willens der Cortes und der günstigen Stimmung des Volkes entbehren könnte. Er bringt dem spanischen Stolze die ausgesuchtesten Huldigungen dar; er möchte die Meinung erwecken, daß alle seine Unternehmungen eigentlich nur den Ruhm und das Glück Spaniens zum Zwecke hätten. Des katholischen Spanien, welches gegen Ungläubige und Ketzer in vorderster Linie zu kämpfen hat, wie seinem Könige dieser Kampf über alles am Herzen liegt. Die Spanier müssen wissen, daß Gott ihren König zu seinem Statthalter in der Christenheit, zum Haupt derselben berufen hat, daß seine Sache Gottes Sache ist, daß ihre höchste Pflicht fordert, ihn in seinen heiligen Bestrebungen zu unterstützen, d. h. Gott und die christliche Religion zu verteidigen. In diesem Zusammenhange gewinnen natürlich alle die auswärtigen Sorgen des Königs, die Kämpfe um Italien, die Angelegenheiten des deutschen Reichs (an sich für Spanien sehr gleichgültig) das höchste Interesse für das katholische Volk. Ueberall handelt es sich um seine heiligsten Anliegen. Da draußen in der weiten Welt liegen seine eigentlichen Aufgaben. Nur wenn sich das getreue Volk mit dieser Ueberzeugung erfüllt, kann das Streben seines Königs die volle Uebereinstimmung mit ihm gewinnen. Denn (und das ist der zweite Punkt, welcher scharf hervortritt) für die inneren Angelegenheiten des Landes hat der mit der Sorge für die ganze Christenheit beladene Herrscher nur wenig Kraft übrig. Er beteuert zwar immer wieder, daß Spanien ihm das teuerste all seiner Länder ist, daß er Spanien zuliebe auch auf die größten Vorteile in Europa verzichte; wenn er nun aber berichtet, was er denn in diesem Spanien gethan, so nimmt das einen äußerst bescheidenen Raum ein. Wo von der auswärtigen Politik die Rede ist, hören wir überall eine präzise Sprache, welche mit bestimmten, ausführlich erzählten Thatsachen wirkt; der schmale Passus über die innere Verwaltung dagegen begnügt sich mit den dürftigsten Andeutungen. Sollte der König nicht das dringendste Interesse gehabt haben,

was wirklich zur Förderung des Landeswohls geschehen, in einem so breiten Vortrage deutlich anzugeben? Daß er das Personal seines obersten Rats reduziert, alle Behörden hat visitieren lassen, die vakanten Pfründen besetzt, der Inquisition ein neues Haupt gegeben, für die Besoldung der Truppen gesorgt, ist denn doch gegenüber den schreienden Bedürfnissen des Landes etwas wenig. „Der König," schließt dieser Abschnitt, „hat sich bemüht, die Angelegenheiten seiner Finanzen kennen zu lernen, und hat dafür andere sehr heilsame Anordnungen getroffen, welche, um Weitläufigkeiten zu vermeiden und weil sie allen bekannt sind, Euch nicht mitgeteilt werden." Die Spanier müssen von den Umtrieben der Herzöge von Württemberg und Lüneburg hören, von den Details der Verhandlungen in England, von hundert anderen, ihnen fern liegenden Dingen, aber den Cortes, welche Geld bewilligen sollen, über den Stand der Finanzen ein einziges bestimmtes Faktum mitzuteilen, würde weitläufig sein!

Die Procuradoren der 17 Städte indessen, welche diesen Vortrag gehört, sind im höchsten Grade erbaut. Sie lassen dem König durch eine Deputation danken, deren Anrede die Liebeserklärungen des Herrschers unendlich überbietet. In allen seinen Reichen gibt es niemand, der ihn so liebt wie die Procuradoren mit ihren Kommittenten. Sie sind dazu verpflichtet nicht nur durch ihre natürliche Loyalität, durch die Mühen und Gefahren, welche er überstanden, um zu ihnen zu kommen, sondern weil er sie durch die Rettung aus dem Elend der Revolution von neuem erschaffen hat. Er hat ihnen das goldene Zeitalter gebracht und das vollkommene Glück, regiert zu werden von dem ruhmreichsten, gerechtesten, klügsten Fürsten, der Gott fürchtet und, ein wahres Wunder, in seinen jungen Jahren bereits die Vollkommenheit der Tugenden erreicht hat. Sie sind aber dem Könige noch durch ein besonderes Band verbunden. „Die meisten Caballeros, welche zu Procuradoren gewählt wurden, sind Diener Ew. Hoheit und haben Gnaden und Wohl-

thaten vom königlichen Hause empfangen; sie alle haben in der Zeit der vergangenen Unruhen die schuldige Loyalität bewiesen und dafür große Schäden und Verfolgungen erlitten." Von der früheren Opposition hat also in diese Versammlung niemand Eingang gefunden; nur die Gegner der Comuneros bilden sie, alle Caballeros. Aber deswegen wünschen sie doch keineswegs im Lichte unbedingter Fügsamkeit zu erscheinen. Sie führen dem Könige zu Gemüte, daß er in den Cortes von Coruña schwere Mißgriffe begangen. Er hätte zuerst die Beschwerden des Landes hören und beseitigen und danach ein Servicio fordern sollen. Das ist auch jetzt ratsam, damit alle erkennen, daß die vornehmste Absicht des Königs darauf geht, für die Bedürfnisse des Landes zu sorgen, und er die Bewilligung für seine Finanzen nur als etwas Nebensächliches fordert. Das würde auf manche doch immer noch aufgeregte Gemüter einen vortrefflichen Eindruck machen. Es ist zwar gegen die frühere Uebung, „aber Gesetze und Sitten sind den Königen unterworfen, welche sie nach ihrem Belieben machen und beseitigen können; Ew. Hoheit ist das lebendige Gesetz, sie kann ohne Nachteil für die königliche Prärogative für dieses Mal die frühere Gewohnheit aufheben"*).

Man hat darüber gestritten, ob Karl auf diesen Cortes von 1523 eine fundamentale Aenderung der bisherigen Praxis durchgesetzt und die Vertreter Castiliens durch eine Reihe von Maßregeln der bisherigen Freiheit ihrer Bewegung beraubt habe**). Ohne Zweifel sind dem Könige in dieser Beziehung einige grundlose Vorwürfe gemacht worden, namentlich wenn man behauptete, er habe die bisherige Uebung, wonach zuerst die Beschwerden der Cortes erledigt, dann von ihnen die Abgaben bewilligt worden, beseitigt. Die Procuradoren erklären ja selbst, wie wir soeben gehört, es sei eine Neuerung, wenn

*) Córtes p. 354 ff.

**) Siehe Häbler, Die wirtschaftliche Blüte Spaniens im 16. Jahrhundert S. 92 ff.

sie zuerst die Beschwerden erörtert zu sehen wünschten. Sieht man, mit welcher Hartnäckigkeit sie auf diesem Punkte bestanden, wie sie viermal auf ihre Bitte zurückkamen, obwohl ihnen der König sein Wort gegeben, ihre Beschwerden zu hören, die Aenderung des alten Herkommens aber für unzulässig erklärt hatte, weil seine Reputation dadurch Schaden leiden werde, wie sie trotz der zuletzt empfindlichen Abweisung doch noch einmal die Forderung wiederholten, so meint man wohl, es handle sich da um einen Gegenstand von großer Tragweite. Und in der That, hätte die Erörterung der Beschwerden den König zu bindenden Erklärungen genötigt, so wäre es ja von wesentlicher Bedeutung gewesen, ob er zuerst die Wünsche des Landes habe befriedigen müssen, um dafür dann die Bewilligung der Gelder zu erhalten. In Wirklichkeit aber verhielt sich die Sache ganz anders. Wie wir schon bei den ersten Cortes von 1518 sahen (1, 93 ff.), stand es im Belieben des Königs, auf die Wünsche der Procuradoren zu antworten oder nicht, mit allgemeinen, nichtssagenden Wendungen, oder mit bestimmteren Zusicherungen zu antworten, die er deshalb aber noch keineswegs einzulösen genötigt war. Das Land hatte ja erlebt, wieviel ihm die damals in Valladolid gegebenen Zusagen genützt hatten. Man mochte sich in den Städten einbilden, es werde eine heilsame Schranke königlicher Willkür sein, wenn ihre Vertreter das Geld erst nach Erledigung der Beschwerden bewilligten, und sie gaben ihnen deshalb die Instruktion, diese Aenderung des bisherigen Brauchs zu erreichen. Wenn sie aber lauter Caballeros, d. h. wesentlich städtischen Interessen abgeneigte oder gar feindselige Herren nach Valladolid sandten, überdies zumeist solche, welche durch empfangene Gnaden und Wohlthaten vom Hofe abhängig waren, wenn diese ihren Kommittenten fremden Herren keinen Anstand nahmen, dem Könige zu erklären, er sei Herr über Gesetz und Sitte, welche er beliebig ändern könne, so ist wohl klar, was es mit jener Frage auf sich hatte. Die Entscheidung über die Stellung der Cortes zum Könige war, was man auch

sagen möge, auf dem Felde von Villalar gefallen. Im Bunde mit dem Adel hatte das Königtum das in die Revolution verirrte Bürgertum niedergeworfen. Die längst auf die Vertretung einiger Städte reduzierten Cortes konnten wirkliche Bedeutung nur haben, wenn sie die bürgerlichen Interessen vertraten. Indem jetzt aber der Adel in den Städten zur Herrschaft gelangt war, sich der ausschließlichen Vertretung der Städte auf den Cortes bemächtigt hatte, fehlte diesen das wahre Fundament eines im Volke wurzelnden Einflusses.

Wenn man nun aber fragt, weshalb denn der König mit so gearteten Cortes so viele Umstände gemacht und wie diese dazu gekommen, hartnäckig ganz neue Forderungen zu erheben, so muß darauf geantwortet werden, daß die durch Karls unglückliche Anfänge in Spanien erregte Unzufriedenheit noch immer stark nachwirkte, daß er sich auch jetzt noch keineswegs der Ergebenheit des Landes sicher fühlte. In seinen vertrauten Briefen kommt diese Empfindung deutlich genug auch in den nächsten Jahren zum Ausdrucke. Auf seine Vermählung legt er besonders deshalb großen Wert, weil er dann das Land mit größerer Sicherheit verlassen könne, indem er seiner Gemahlin die Regierung übertrage. Man bedenke wohl, daß jetzt, im Sommer 1523, der Kampf in Valencia noch fortdauerte. Es kam da in der That sehr viel darauf an, daß die Verhandlungen mit den Cortes von Castilien einen befriedigenden Verlauf nahmen, welche ihrerseits, gerade weil ihre Zusammensetzung eine so seltsame war, großes Gewicht darauf legen mußten, als recht nachdrückliche Vertreter der städtischen Wünsche zu erscheinen. Vor allem darf endlich nicht vergessen werden, daß ein von so schwerer Geldnot wie Karl bedrängter Fürst sich immer genötigt sehen wird, seinen Ständen gewinnend zu begegnen.

Nachdem die Procuradoren sich darein gefügt, zuerst das Servicio zu bewilligen, welches dann auf 400000 Dukaten, in drei Jahren zu erheben, festgesetzt wurde, stellten sie die Liste

ihrer Bitten und Beschwerden auf, nicht weniger als 105. Vor allem wenden sie sich wiederum, nachdem sie den König um seine Verheiratung und seinen dauernden Aufenthalt in Spanien gebeten, gegen die Verwendung von Fremden im königlichen Dienste; auch die Gesandten bei fremden Mächten sollten Spanier sein und ebenso die Vizekönige von Neapel und Sizilien; Naturalisationen Fremder sollten nicht stattfinden. Dann beschäftigen sie sich sehr eingehend mit den finanziellen Fragen. Gleich die vierte Bitte ist gegen den übermäßigen Aufwand des Hofes, gegen die „immensen Pensionen" gerichtet, welche der König verliehen; er möge doch die Dinge wieder auf den Fuß wie unter den Katholischen Königen zurückführen. Er möge seine Diener pünktlich bezahlen, welche jetzt in trostlosem Zustande umhergehen und laut über ihre Not klagen; er möge die schweren Mißstände bei der Einquartierung seines Hofes beseitigen; keine Aemter verkaufen, das Krongut nicht im Widerspruche mit den Gesetzen veräußern, die ausgegebenen Rentenbriefe (juros) einziehen; ja er möge in Zukunft kein Servicio, d. h. keine neben den regelmäßigen Steuern gemachte außerordentliche Bewilligungen fordern, denn das Land sei arm und verwüstet, werde sich so bald nicht erholen, während die ordentlichen Einkünfte des Königs jeden Tag stiegen. Die auf diese Wünsche erteilten Antworten sind charakteristisch. Die Cortes, heißt es in betreff der Rentenbriefe, möchten nur überlegen, wie die Mittel dafür zu beschaffen seien, denn die von ihnen bewilligten Gelder reichten bei der bekannten Lage der königlichen Finanzen dafür bei weitem nicht aus. Seine Diener würde der König sehr gern pünktlich bezahlen, leider sei er dazu außer stande, würde sich aber sehr freuen, wenn die Cortes ihm Mittel und Wege angäben, ihren Wunsch zu erfüllen. Auf die Bitte in betreff des Servicio erfolgte die vielsagende Zusicherung, der König werde ein solches nur aus gewichtigen Gründen und mit Zustimmung der Cortes fordern.

Einen sehr breiten Raum nehmen die Klagen über die

kirchlichen Mißbräuche ein. Die Cortes finden, daß der Papst unmäßige Summen aus Spanien bezieht. Noch schlimmer ist die grenzenlose Ausbreitung der toten Hand. Wenn die Erwerbungen von Kirchen und Klöstern und die ihnen gemachten Geschenke so fortgingen, könnte es in kurzem dahin kommen, daß der größte Teil des spanischen Vermögens der Kirche gehöre; der König möge verordnen, daß Kirchen und Klöster keine Grundstücke mehr erwerben oder kaufen dürfen, sondern die bisher gewonnenen in einem bestimmten Termin an Laien veräußern müssen. Mit Staunen vernehmen wir die völlig zustimmende Antwort des Königs: es sollen die nötigen Anordnungen dafür getroffen werden; er hat bereits an den heil. Vater deshalb geschrieben. Denn es ist nichts Derartiges bekannt, wohl aber, daß das Uebel unbehindert fortwucherte. Den mit dem Ablaß (Cruzada) getriebenen Unfug wünschen die Cortes ebenfalls dringend beseitigt. Denn bei der Predigt desselben geschieht viel Ungehöriges und es ist nicht in der Ordnung, daß die Leute mit Gewalt gezwungen werden, Ablaß zu kaufen. Auch sollte der Ertrag desselben nur auf den Krieg gegen die Ungläubigen verwendet werden, wofür er allein bewilligt worden. Die Prälaten sollten wenigstens den größten Teil des Jahres bei ihren Kirchen residieren, für die Zeit aber, welche sie abwesend sind, ein entsprechender Abzug von ihren Einnahmen gemacht werden. In hohem Grade ärgerlich ist es, daß fortwährend Bistümer an Fremde verliehen werden, welche das Land nie sehen, und daß andere mit Pension an Fremde belastet werden. Mit der Art, wie die Inquisition verfährt, äußern sich die Cortes sehr unzufrieden. Gegen die Institution an sich haben sie natürlich nichts einzuwenden, aber sie soll mit Gerechtigkeit gehandhabt, Unschuldige nicht gequält und mit den Güterkonfiskationen kein Skandal erregt werden.

Der König hatte gerühmt, was er für den Schutz der Küsten gethan, die Cortes sind davon aber wenig erbaut. „Die spanischen Meere,“ klagen sie, „sind voll Mauren, Türken,

Franzosen und Korsaren, und niemand wagt Handel zu treiben, und jeden Tag begehen sie Räubereien in den Häfen und schleppen Menschen und Waren fort und richten anderes Unheil an." Der König möge doch seine Flotte gegen diese Missethäter aussenden und, wenn nötig, eine zweite unter tüchtigen Befehlshabern aufstellen, damit doch der Schaden und die Schande aufhöre, „daß niemand aus seinem Hause zu gehen wagt und die Kaufleute aus Furcht vor den Korsaren nicht nach Castilien zu kommen wagen, wodurch der Preis der Waren auf das Doppelte gestiegen ist". Der König weist in seiner Antwort nicht etwa diese Schilderung als übertrieben zurück, sondern bittet die Cortes, wie schon so oft, ihm Mittel und Wege anzugeben, damit ihr gerechtes Verlangen erfüllt werden könne.

Ueberblickt man diese Bitten und Antworten, so kann man kaum annehmen, daß für die Besserung der inneren Zustände damals schon Beträchtliches erreicht worden sei, was ja freilich auch nach Verlauf so kurzer Zeit kaum zu erwarten war. Vor allem die Finanzen befinden sich in der übelsten Lage. Das Land ist arm, von der Erschütterung der Jahre 1520 und 1521 furchtbar mitgenommen, die Einkünfte der Krone mehren sich trotzdem täglich, nichtsdestoweniger fordert sie immer neue, außerordentliche Bewilligungen. Und obwohl die Gedanken des Herrschers hauptsächlich nach außen gerichtet sind, mit dem Schutz des Landes gegen die lästigsten Feinde ist es übel bestellt. Was nützen den Spaniern die Siege in Italien, wenn ihre Küsten und Häfen keinen Augenblick sicher sind? Selbst wenn sich die Procuradoren ganz in die hochfliegenden Gedanken ihres Königs eingelebt hätten, müßten sie doch fordern, daß seine große Macht zunächst ihrer Heimat Sicherheit vor Mauren und Franzosen schaffe. Aber es scheint nicht, daß sie der große Vortrag, mit welchem ihre Beratungen eröffnet worden, sehr überzeugt habe. Ihre fünfte Bitte richtet sich darauf, der König möge mit allen Mitteln auf den Frieden mit den christlichen

Fürsten und den Krieg gegen die Ungläubigen hinwirken, und eine der letzten ersucht ihn, dieses Servicio, welches ihm das Reich in einer Zeit so großer Erschöpfung mit so großer Liebe bewilligt, auf die Wiedereroberung Fuenterrabia's zu verwenden und „auf die anderen Dinge, welche das Wohl dieser Reiche angehen". Sie wünschen spanische, nicht Weltinteressen gefördert zu sehen.

Nicht über viele Cortessitzungen unter Karl V. liegen uns so ausführliche Akten vor, wie über diese von 1523*), und dennoch wissen wir von dem wirklichen Verlauf derselben sehr wenig. Wir kennen die aus ihr hervorgegangenen Akten, wissen aber nicht, wie sie zu stande gekommen sind. Von den Verhandlungen kennen wir nur diejenigen, welche über das Verhältnis zwischen Beschwerde und Bewilligung und über die Frage geführt wurden, ob die Cortes nur in Gegenwart Gattinara's beraten dürften, worauf Karl bestand. Erst am 24. August wurde das Verzeichnis der Petitionen mit den darauf ergangenen Antworten ausgefertigt, und auch da soll Karl die Versammlung nur vertagt haben, weil die Frage, von wann das jetzt bewilligte Servicio zu gelten habe, erst von den Procuradoren mit ihren Städten zu entscheiden gewesen wäre**). Wir dürfen uns also nicht darüber täuschen, daß unsere Kenntnis von dem eigentlichen Leben der Versammlung, von ihrer wirklichen Stellung zur Regierung und noch mehr von der wirklichen Lage des Landes eine sehr bescheidene ist. Da aber das sogenannte Ordenamiento, das Verzeichnis der Petitionen mit den königlichen Antworten, amtlich festgestellt, vom Könige und Gattinara unterzeichnet wurde, so dürfen die in diesen Petitionen enthaltenen Aussagen volle Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen.

Schon am 9. Juni 1524 berief der König die Cortes abermals auf den 25. Juli nach Valladolid***), um einige sehr

*) Sie füllen 70 Folioseiten in der Ausgabe der Akademie.

**) Danvila y Collado, El poder civil en España 2, 54.

***) In der Ausgabe der Akademie finden sich keine Akten über diese

wichtige Fragen über Alcabala, Münzwesen und Einquartierung zu ordnen, welche in der vorigen Session unerledigt geblieben waren. In den am 4. August beginnenden Verhandlungen beschwerten sich die Cortes sehr lebhaft darüber, daß eine Reihe der ihnen im vorigen Jahre gemachten Zusagen nicht in Erfüllung gegangen seien, namentlich die über die Erwerbungen der toten Hand. Die Antwort lautete ebenso befriedigend wie im vorigen Jahre, aber thatsächlich geschah jetzt ebensowenig wie damals. Ebenso wiederholten die Cortes ihre Klage über die finanzielle Ausbeutung des Landes durch den Papst. „Diese Reiche," sagten sie, „sind ausgeraubt und werden jeden Tag ausgeraubt durch die apostolischen Richter und Notare, welche ihre Taxen ganz beliebig ansetzen. Ew. Majestät verhieß Abhilfe zu treffen und, wenn nötig, an den Papst darüber zu schreiben, was nicht geschehen ist." Sie wiederholten ebenso ihre Klage, daß trotz der großen Macht, welche Gott dem Kaiser verliehen, die andalusischen Küsten fortwährend den Räubereien der maurischen Piraten ausgesetzt seien, „welche so viele Christen fortschleppen, daß es zum Staunen ist". Für die Ordnung der Alcabala, des Münzwesens und der Einquartierung bewilligten die Cortes abermals 300000 Dukaten.

Bereits am 1. Mai 1525 wurden dieselben zu einer neuen Sitzung auf den 1. Juni nach Toledo gerufen *). Obwohl das im August 1523 bewilligte Servicio für die nächsten drei Jahre gelten sollte, forderte die Regierung mit Hinweis auf den großen Kriegsaufwand und die glänzenden, in Italien erfochtenen Triumphe neue Summen. Die Streitfragen von 1523, ob die Cortes nur in Gegenwart des Präsidenten Gattinara verhandeln dürften, ob zuerst die Beschwerden oder die Bewilligungen vorgenommen werden müßten, kehrten auch jetzt wieder, um in

Sitzung; wir wissen von ihr nur durch das, was Danvila y Collado p. 63 ff. aus dem Archiv von Simancas mitteilt.

*) Auch von dieser Session bringt die Ausgabe der Akademie nur das Ordenamiento.

demselben Sinne wie früher entschieden zu werden. Die Cortes haben abermals die Erfahrung gemacht, daß die auf ihre Bitten erteilten Verheißungen wenig bedeuten, denn sie müssen fast alle Beschwerden von 1523 wiederholen, ganz besonders die auf die kirchlichen Mißbräuche bezüglichen. Sie erinnern jedesmal ausdrücklich an das vor zwei Jahren Versprochene, aber nicht Erfüllte. Wenn den Erwerbungen der toten Hand nicht Einhalt gethan wird, erklären sie, so wird in sehr kurzer Zeit die Hälfte dieses Königreichs den Kirchen und Klöstern gehören. Wir erinnern uns, was der König vor zwei Jahren über diesen Punkt erklärt hatte: das Nötige solle geschehen, an den Papst habe er deshalb bereits geschrieben. Jetzt heißt es, die darüber erlassenen Verfügungen sollten eingeschärft werden, „und wir haben jetzt befohlen, darüber nach Rom zu schreiben". Die Uebergriffe und Willkürlichkeiten der Inquisition müssen in den letzten Jahren sehr zugenommen haben, denn die Klage darüber lautet jetzt sehr viel dringender als früher. Auch über die Unsicherheit der Küsten wird noch lautere Beschwerde erhoben als in den vorigen Versammlungen; der ganze Küstenhandel ist gelähmt, der Verkehr mit anderen Ländern, namentlich mit Indien, im höchsten Grade gefährdet.

Die Verhandlungen dieser Cortes über die Heirat Karls, ihre dafür gemachte Bewilligung von 400000 Dukaten kennt der Leser bereits. Dazu lassen sich die Procuradoren herbei, jetzt schon ein neues Servicio von 400000 Dukaten zu bewilligen, dessen Erhebung freilich erst beginnen soll, wenn das von 1523 zu Ende geht, auf das aber die Regierung immerhin schon Vorschußgeschäfte mit fremden Bankiers machen kann. Für die allgemeinen Verhältnisse des Landes bieten uns diese Verhandlungen von Toledo nur in einer Beziehung etwas wesentlich Neues: die Stellung der Cortes selbst erfährt eine gewisse Modifikation. Sie ließen den König wissen*), die

*) Petición p. 413.

Procuradoren hätten sich dahin geeinigt, daß an seinem Hofe auf Kosten der Städte zwei von diesen jedesmal für ein Jahr ernannte Personen residieren sollten mit dem Auftrage, dahin zu sehen, daß das in den Cortes Beschlossene zur Ausführung komme, namentlich soweit es sich auf die kirchlichen Dinge beziehe, und die besonderen Anliegen der Städte zu besorgen. Der König gab ohne weiteres seine Zustimmung, konnte es auch sehr wohl, ohne davon eine Einschränkung seiner Macht befürchten zu müssen. Denn wenn anderwärts ständische Ausschüsse beträchtlichen Einfluß auf den Gang der Staatsgeschäfte geübt haben, so geschah es, weil dieselben mit Kompetenzen ausgestattet waren, welche ihren Worten Nachdruck verliehen. Diese zwei Deputierten der Städte besaßen nichts Derartiges. Nach der spanischen Sitte verstand es sich von selbst, daß sie fast ohne Ausnahme von der Regierung mit leichter Mühe in nichtssagende Figuranten verkehrt wurden. Wir werden sehen, daß es mit der Ausführung des von den Cortes Gewünschten und vom Könige Zugesagten nach dieser vermeintlich wertvollen Erweiterung der ständischen Rechte ebenso stand wie vorher.

Wenn aber an diesem Punkte nur scheinbar etwas geändert wurde, so ist es dagegen von Bedeutung, daß sich in dieser Sitzung der Charakter der Cortes, den wir schon 1523 erkannten, unumwunden aussprach. Seit Villalar, sahen wir, war das bürgerliche Wesen der Städte in großer Gefahr, von Adel und Klerus völlig überwuchert zu werden. Bezeichneten sich die Procuradoren schon 1523 als Caballeros, so hatten sie doch damals noch durch verschiedene Beschlüsse ein Interesse daran gezeigt, daß der Adel sich nicht der unbedingten Herrschaft über die Städte bemächtige*). Jetzt dagegen richten sie an den König die Bitte: da in einigen Städten die Hijosdalgo nicht zu städtischen Aemtern und Würden zugelassen werden, so bitten

*) Die Petitionen 30 und 31 waren gegen Begünstigung von Titeln und Granden und namentlich gegen ihre Zulassung zu städtischen Aemtern gerichtet.

wir Ew. Majestät, da die Hijosdalgo von besserer Art sind als die Gemeinen*), daß sie ohne Schwierigkeit zu jenen Aemtern zugelassen werden. Nun ist ja jede Beschränkung des passiven Wahlrechts immer von sehr zweifelhaftem Wert; daß aber der steuerfreie Adel im Regiment der Städte sich niederlasse und die Herrschaft über die Steuerpflichtigen gewinne, konnte im allgemeinen doch von wahren Vertretern der Städte unmöglich gewünscht werden, und eine Versammlung, welche im damaligen Augenblick einen derartigen Wunsch an den König richtete, konnte für alles andere eher gelten als für eine Repräsentation des Bürgertums**). Da aber weder Prälaten noch Granden mit ihr etwas zu thun hatten, sie also aus der wirklichen Aristokratie keine Kraft zu schöpfen vermochte, so mußte sie mehr und mehr zu einer Vertretung jenes kleinen Adels zusammenschrumpfen, dessen lächerlicher Stolz dem fremden Beobachter schon damals einen so komischen Eindruck machte. In diesem Sinne war schon 1523 der Wunsch formuliert, daß jeder Spanier Degen tragen dürfe.

Wir kennen die großen Summen, welche dem Kaiser seine Gemahlin zubrachte; wir haben gehört, wie er im Sommer 1526 die Cruzada, obwohl sie der Papst ihm nicht bewilligt hatte, für 800000 Dukaten verpfändete, wie ihm dann die Mauren Granada's 80000 Dukaten zahlten. Dazu kamen beträchtliche Gaben des Klerus***) und die doch sicher schon

---

*) Die Worte in Petición 42 p. 424 lauten: pues los hijosdalgo son de mejor condicion que los pecheros, d. h. eigentlich als die Steuerpflichtigen im Gegensatz zum steuerfreien Adel.

**) Die adligen Neigungen der Procuradoren verrieten sich auch noch in anderen Wünschen. So fanden sie es sehr ungehörig, daß in der Residenz die Caballeros e hijosdalgo in dasselbe Gefängnis wandern mußten wie die Gente comun e pecheros (Pet. 49); daß die Stadträte einen so geringen Gehalt hätten, „daß sie mit den Herren nicht leben können“: der König möge ihnen Einkünfte aus seinem königlichen Hause zuwenden! (Pet. 50).

***) Petrus Martyr, Opus epistolarum p. 458a.

in diesen Jahren bedeutend steigenden Einnahmen aus Indien. Wir wissen aber auch, wie trotz all dieser gewaltigen Einnahmen die kaiserlichen Finanzen keinen Augenblick aus der größten Bedrängnis herauskamen, obwohl doch für das Heer in Italien gerade damals wahrlich nicht zu viel geschah. Schon zu Ende des Jahres 1526 sah sich Karl zu einer neuen Berufung der Cortes genötigt, und zwar sollten dieses Mal nicht wie gewöhnlich nur die Procuradoren der Städte, sondern auch Prälaten und Granden ihren Beistand leihen. Die Not war ja in der That eine ungewöhnliche. Der Kaiser wußte, wie es in Italien stand, daß seine Hauptleute, außer stande, die Soldaten zu bezahlen, entweder die Auflösung des Heeres erwarten oder sich dem Willen der Soldaten unterwerfen mußten. Die Berufung erfolgte Ende November aus Granada für den 25. Januar und zwar zu dem Zwecke, um über den Krieg gegen den Türken zu beraten. Am 12. Februar 1527 traten die drei Stände in Valladolid zusammen*).

Als die Berufung erfolgte, waren die Spanier durch die Nachrichten aus Ungarn in große Aufregung versetzt worden. „Alle," schrieb der Nuntius, „machen dem Kaiser viele Anerbietungen, besonders die Prälaten. Man meint, Se. Majestät wird eine große Summe Geldes bekommen." Noch am 27. Februar meldete er: „Man meint, die Cortes werden rasch geschlossen und der Kaiser gut bedient werden." Die Dinge kamen aber sehr anders. Vom Kriege gegen den Türken war ja jetzt keine Rede mehr; auch der Kampf mit Frankreich war ganz in den Hintergrund getreten: der Kaiser hatte es hauptsächlich

*) Daß die Ausgabe der Akademie auch über diese Cortes keine Aktenstücke bringt, ist besonders zu bedauern. Nur Colmeiro's Introduccion 2, 142 f. und danach Danvila 2, 74 f. teilen einige ungenügende Notizen mit. Danvila's Angabe, daß die Berufung am 5. Dezember erfolgt sei, wird durch Castiglione's Bericht vom 24. November (Serassi 2, 114) widerlegt. Colmeiro irrt übrigens auch, wenn er sagt, Karl habe Granada schon am 10. November verlassen. Er schreibt von da noch am 13. Dezember. (Gayangos p. 1045.)

mit dem Papste zu thun. Das bot nun aber Prälaten und Granden einen vortrefflichen Vorwand, oder auch einen ernstgemeinten Grund, jeden Eingriff in ihr Privilegium der Steuerfreiheit entschieden zurückzuweisen. „Unser Herr,“ schreibt der Nuntius am 25. März, „ist dieser Nation sehr verpflichtet und besonders den Prälaten; denn in den Cortes haben sie unumwunden erklärt, für den Krieg gegen den Papst kein Geld geben zu wollen; dasselbe haben alle Granden gethan, indem sie sagten, Se. Majestät werde Mühe genug haben, dem Türken Widerstand zu leisten, wenn er auch sonst die Hände frei habe; aber in andere Kriege verwickelt, könne er nirgends der Macht des Türken entgegentreten.“ Die meisten Prälaten, bemerkt der Nuntius, hätten sich auf sein Betreiben der Predigt des Ablasses widersetzt. „Ich kann nicht sagen, wie allen, groß und klein, und von jedem Stande der Krieg gegen Se. Heiligkeit mißfällt, obwohl der Kanzler und viele andere sich bemühen, zu zeigen, daß nicht der Kaiser, sondern der Papst die Schuld trage.“ Zu diesem Zwecke gab man damals die scharfen Schriftstücke gegen die Kurie in Druck. Wenn nun aber so Prälaten und Granden hartnäckig die gewünschten Gelder verweigerten, so fühlten sich natürlich auch die Procuradoren der Städte nicht zu neuen Zahlungen aufgelegt. Sie erklärten, das Volk sei so arm und erschöpft, daß sie unmöglich auch nur die kleinste Summe bewilligen könnten, zumal ja die von den letzten Cortes gewährten 400000 Dukaten noch nicht voll erhoben seien. Zwei Monate lang mühte sich die Regierung vergeblich ab, ein besseres Resultat herbeizuführen. Um die Mitte April wurden die Cortes entlassen*).

*) Von einer Einwirkung des päpstlichen Interesses auf diese Verhandlungen weiß merkwürdigerweise weder Colmeiro noch Danvila. Sie führen die Weigerung der Prälaten und Granden lediglich auf das Motiv zurück, ihr Privilegium der Steuerfreiheit dulde keine Bewilligung. Daß aber Castiglione's Berichte guten Grund hatten, läßt sich um so leichter annehmen, als ja gerade damals die Verhandlungen mit den Mönchsorden über Erasmus in Valladolid stattfanden.

Was die drei Stände verweigert hatten, wurde im nächsten Jahre 1528 von den Procuradoren der Städte um so leichter erreicht, da die Herausforderung der Könige von Frankreich und England den spanischen Patriotismus mächtig erregt und der Papst seine Freiheit wiedererlangt hatte; das herkömmlich gewordene Servicio wurde dem Könige, wie es heißt, sogar in höherem Betrage bewilligt, obwohl die Zahl der Bitten und Beschwerden höher stieg, als in irgend einer früheren Session. Gleich an der Spitze derselben tritt uns ein Satz entgegen, welcher die Nutzlosigkeit der vor drei Jahren beschlossenen und bewilligten Einrichtung beweist, wonach die Städte bei Hofe fortwährend durch zwei Deputierte vertreten sein sollten. „Vor allen Dingen," beginnen die Cortes, „bitten wir Ew. Majestät, daß sie zu befehlen geruhe, daß die in den früheren Cortes getroffenen Anordnungen zur Ausführung kommen." An diese Einleitung schließt sich dann die lange Reihe der Bitten an, welche wir jedesmal aus dem Munde der Cortes vernommen haben. Ganz besonders treten auch hier wieder die kirchlichen Uebergriffe und Mißbräuche hervor. Die mangelnde Residenz der Bischöfe, die Willkürlichkeit der geistlichen Richter, die weltliche Ausbeutung der Kirchenschätze durch die Prälaten, die unaufhörliche Erweiterung geistlichen Besitzes und geistlicher Macht, diese und andere Uebelstände sind offenbar in den letzten Jahren eher gestiegen als gemindert. Und wenn der König früher wenigstens sehr kräftige Maßregeln verhieß, so beschränkt er sich jetzt auf die Zusage, er werde darüber an den Papst schreiben, oder es heißt auch wohl, der Grundbesitz der Kirchen und Klöster stamme zum Teil aus den frommen Gaben seiner Vorfahren, welche er ganz besonders respektieren müsse: „deshalb frommt es weder dem Dienste Gottes, noch dem unsrigen, darin eine Neuerung zu machen"*). Die Wirkungen der per-

*) Pet. 31 u. 58. Auf die Bitte über die Ablaßpredigt antwortet er mit der einfachen Wiederholung dessen, was er 1524 in der Sache, offenbar ohne Wirkung, angeordnet hat.

manenten Finanznot auf die Zustände des Landes treten uns in diesen Cortes noch lebendiger entgegen als früher. Die Hofleute, welche, wie wir wissen, jahrelang nicht bezahlt wurden und doch leben mußten, suchten die Städte, in welchen der Hof residierte, mit allerlei Ungebühr heim. Die Regierung sparte, wo sie konnte; die Zahl der Richter war viel zu klein; die Prozesse schwebten 15 oder 20 Jahre. Sie suchte Nebeneinnahmen aller Art, verkaufte Aemter und Krongut, mehrte die Masse der Rentenbriefe, drückte zu den einträglichen Konfiskationen der Inquisition ein Auge zu und arbeitete namentlich im Steuerwesen mit rücksichtsloser Härte. Man hat gemeint, die drückendste und unsinnigste aller Steuern, die bei jedem Verkauf erhobene Alcabala, sei längst den Wünschen der Cortes gemäß in erträgliche Grenzen eingeschlossen; jetzt hören wir, daß darin noch gar nichts gebessert ist. „Die Cortes," heißt es in der zwölften Petition, „bitten Ew. Majestät, daß zum allgemeinen Besten die drei Stände der Beter, Krieger und Arbeiter*) erhalten werden; aber der nötigste von den dreien ist der der Arbeiter, denn er erhält die andern. Ohne sein Wohlbefinden würde es weder Beter noch Krieger geben. Er ist aber so erschöpft, daß wenig an seinem völligen Ruin fehlt; denn er zahlt an der Alcabala viel mehr als den zehnten Teil des Kaufpreises; denn, um vor den Steuerpächtern Ruhe zu haben, gibt er ihnen, was sie fordern. Dazu kommt, daß das früher nur in seltenen Fällen geforderte Servicio jetzt schon für eine gewöhnliche Steuer gilt; dazu die unendliche Belästigung der Gemeinden mit Lieferungen und Diensten an den Hof." Dem Könige sei es doch ebenso wichtig, seine alten Reiche zu erhalten, als neue zu gewinnen, er möge deshalb namentlich bei der Alcabala eine kräftige Abhilfe schaffen.

Stellt nun etwa der König diese trostlose Schilderung in

*) Oradores, defensores e labradores. Es ist schwer zu sagen, ob hier unter den labradores die arbeitenden Klassen im allgemeinen oder nur die Bauern verstanden werden müssen.

Abrede? Er beteuert seine Wohlgeneigtheit, das Volk in betreff der Alcabala zu erleichtern, wiederholt schon öfter gegebene Zusagen und geht über die Gesamtlage der Arbeiter schweigend hinweg. So finden wir durch die Verhandlungen der Cortes das früher über die innere Entwicklung Spaniens Gesagte im vollsten Umfange bestätigt. Eine Regierung, welche fast ihre gesamten Kräfte und Mittel für auswärtige Kriege verbrauchte, deren Finanznot mit jedem Jahre höher stieg, welche jedes Mittel, die leeren Kassen zu füllen, willkommen heißen mußte, mochte es noch so verderblich sein, eine solche Regierung konnte ein in der Kultur so zurückgebliebenes Land wie Spanien unmöglich in dem fördern, was ihm am meisten not that. Allerdings bedeutete es ja etwas, daß in Spanien seit dem Frühling 1521 wenigstens eine gewisse äußerliche Ordnung herrschte und das Land, von den Küsten abgesehen, sich viele Jahre ungestörter Ruhe erfreute; allerdings mußten gewisse Zweige der Industrie und des Handels und gewisse, besonders begünstigte Städte für eine Weile aus der Oeffnung des ungeheuren amerikanischen Marktes beträchtlichen, zum Teil glänzenden Gewinn ziehen. Aber die Wurzeln des ökonomischen wie des moralischen Gedeihens wurden von der verderblichen Richtung nach außen schwer geschädigt und zu dem tiefen Verfall, der später auf allen Gebieten offen hervortrat, jetzt schon der Grund gelegt.

Wie steht es nun aber mit der Frage, welche uns zu den Cortes führte? Lagen in den spanischen Zuständen Momente, welche den Kaiser in der Richtung der Valdés gegen Rom hätten forttreiben, oder doch derselben nähern können? Wir haben die bitteren Beschwerden der Procuradoren über die kirchlichen Mißstände, vor allem über die Gefahr gehört, mit der die maßlose Erweiterung des geistlichen Besitzes und der geistlichen Macht das spanische Leben bedrohte. Auch die von Rom geübte Ausbeutung ist ihnen sehr widerwärtig. Aber ihre katholische Orthodoxie wird durch diese Dinge nicht im mindesten erschüttert. Sie mißbilligen die Ungerechtigkeiten der Inquisition,

welche auch Gute verfolgt; die Ketzer und Ungläubigen aber kann sie ihnen nicht unbarmherzig genug treffen. Die Cortes von 1528 finden es sogar nötig, den König zu strengerer Beaufsichtigung der getauften Mauren zu mahnen. Was der Papst in Spanien treibt, ist ihnen vielfach sehr verdrießlich, daß sie aber je gedacht hätten, ein glücklicher Krieg mit dem Papste könne am sichersten zur Abstellung ihrer Beschwerden führen, dürfen wir nicht meinen. Ist ihnen die ganze Kriegspolitik ihres Königs von Anfang an unerwünscht, so finden sie doch offenbar den Kampf mit dem Papste in besonderem Grade anstößig. Wir werden wohl annehmen dürfen, daß sich im Verlauf des Jahres 1527 eine keineswegs unbedenkliche Opposition der Geistlichen wie der Weltlichen gegen die antipäpstliche Politik des Kaisers erhob, und daß diese Opposition durch die gleichzeitige Aufregung der Mönche gegen Erasmus nicht wenig verschärft wurde. Lag nun in diesen inneren Verhältnissen vorübergehend ein Motiv für die Zulassung eines so scharfen Angriffs auf Rom, wie wir ihn durch die Gebrüder Valdés unternehmen sahen, so drängten dieselben auf die Dauer doch viel stärker zu einer Ausgleichung mit der Kurie, zu einer Politik, welche allein für den Kaiser rechten Sinn hatte, allein seiner innersten Neigung wie den Anforderungen seiner Weltstellung entsprach.

Friede und Krönung.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß des Kaisers Gedanken schon im Sommer 1527 ernstlich auf Aussöhnung mit dem Papste gerichtet waren. Wir können nicht zweifeln, daß ihn die Missethaten seines Heeres in Rom aufrichtig bekümmerten, wenn er sich auch persönlich von jeder Schuld daran frei fühlte. Hatte er doch jenen für seine Interessen so nachteiligen Vertrag Lannoy's mit Clemens vom 15. März sofort ratifiziert! Es lag ihm sehr am Herzen, alle Mächte von dieser seiner Unschuld zu überzeugen, weshalb er Anfang August an die Könige von Portugal, England u. s. w. ausführliche Rechtfertigungsschreiben erließ, welche den Gang der Verhandlungen mit der Kurie rekapitulierten, die sofortige Annahme jenes Vertrages betonten und, obwohl offenbar das in Rom Geschehene durch das „gerechte Urteil Gottes" herbeigeführt worden, dennoch beteuerten, er empfinde über die dem heiligen Stuhle zugefügten Beleidigungen so großen Schmerz, daß er lieber nicht gesiegt zu haben wünsche, als mit solchen Folgen*). Ebenso versicherte er dem Papste, der Stadt Rom und den Kardinälen immer wieder, sein Heer habe in Rom ohne sein Wissen und Willen gehandelt. Wenn es nun freilich darauf ankam, den denn doch einmal

*) Karl an den König von Portugal den 2. August (Gayangos), an König Heinrich von demselben Tage. (Lettere di Principi 2, 76 ff.)

eingetretenen grellen Bruch mit dem heiligen Vater zu heilen, so traten da erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Der Kaiser wünschte sobald als möglich das Aergernis zu beseitigen, daß er das Oberhaupt der Kirche gefangen halte; nach den so oft mit Clemens gemachten Erfahrungen konnte er aber doch nicht umhin, sehr starke Bürgschaften dafür nötig zu finden, daß der befreite Papst nicht abermals mit seinen Feinden gemeinsame Sache mache. Als er deshalb Ende Juli Pierre de Veyre an Lannoy schickte, waren in der ihm mitgegebenen Instruktion*) eine Reihe schwerer Bedingungen aufgezählt, von deren Erfüllung die Befreiung des Papstes abhängig gemacht werden müsse. Uebrigens wurde es Lannoy überlassen, die Einzelheiten nach Lage der Verhältnisse zu bestimmen.

Prüft man die Instruktion Veyre's, so tritt darin das Bedürfnis der kaiserlichen Politik, die innige Verbindung mit der Kurie herzustellen, mit ihr die tiefen Schäden der Christenheit zu heilen, Türken und Ketzer mit vereinten Kräften zu bekämpfen, stark hervor. Freilich muß die Kurie eine andere werden, als sie in den letzten Jahren gewesen. Die Notwendigkeit des Konzils, und zwar jetzt nicht mehr nur für die Beilegung des Zwistes zwischen Kaiser und Papst, sondern für „die Reformation der Kirche Gottes“, wird in auffallender Weise betont. Jede nähere Erklärung darüber, worin diese Reformation zu bestehen habe, fehlt freilich auch hier, und an einer Stelle wird die Notwendigkeit des Konzils so mit der Ausrottung der lutherischen Ketzerei verknüpft, daß sich die nach allen früheren Aeußerungen des Kaisers überdies naheliegende Meinung aufdrängt, diese Ausrottung solle doch die hauptsächliche, wenn nicht gar die einzige Aufgabe des Konzils sein. Vor allem will der Kaiser Frieden mit dem Papste, aber allerdings unter Bedingungen, auf welche Clemens niemals eingegangen

---

*) Leider nur aus dem bekannt, was Bucholtz 3, 97 ff. darüber mitteilt.

sein würde. Wenn er meinte, der Papst müsse Ostia, Civitavecchia, Parma und Piacenza, Bologna und Ravenna als Pfänder ausliefern, so waren das Forderungen, welche freilich den Kaiser vollständig gesichert, aber auch den Papst unbedingt von ihm abhängig gemacht haben würden. Wie so oft, gerieten auch hier die Wünsche des Kaisers miteinander in Widerspruch. Das trat recht deutlich darin hervor, daß alsbald nach Veyre's Entsendung, welcher trotz jener Instruktion nur die weltlichen Interessen des Kaisers im Auge hatte, ein Mann mit der Aussöhnung betraut wurde, welcher mit großer Lebhaftigkeit den geistlichen Standpunkt vertrat. Der Franziskanergeneral Francisco Quiñones, welcher schon länger in dieser Verhandlung thätig gewesen war, dieser Mönch erlaubte sich gegen den Kaiser eine sehr kühne Sprache: wenn er nicht eile, seine Pflicht gegen den Papst zu erfüllen, das schwere, demselben angethane Unrecht gut zu machen, so könne man ihn nicht länger Kaiser nennen, müsse ihn vielmehr als Luthers Hauptmann betrachten, da die Lutheraner in seinem Namen und unter seiner Fahne alle diese Schändlichkeiten in Rom begangen hätten*). In Veyre und Quiñones erhielten die entgegengesetzten Tendenzen der kaiserlichen Politik charakteristische Vertretung.

Als Veyre nach mühsamer Seefahrt erst Mitte September in Neapel eintraf, lag Lannoy bereits so schwer krank, daß er mit ihm gar nicht mehr verhandeln konnte. Der am 23. erfolgte Tod des Vizekönigs bereitete natürlich eine empfindliche Verzögerung. Ueber den Gang der dann von Veyre und Quiñones unter Moncada's Oberleitung geführten Verhandlungen wissen wir nichts; auch über den am 26. November abgeschlossenen Vertrag liegen nur unvollständige Angaben vor. Soweit wir ihn kennen**), vermissen wir in ihm jede präzise

*) Navagero den 27. Juli (Rawdon Brown 4, 76).

**) Hauptsächlich aus dem von Bucholtz 3, 121 ff. Mitgeteilten. Molini 1, 273 ff. gibt nur den auf die Geldzahlungen bezüglichen Passus; Pallavicino (Istoria del concilio di Trento 1, 171) spricht vom Konzil.

Bestimmung über das Verhältnis des Papstes zum Kaiser. Es scheint fast, man habe Clemens in dieser Hinsicht freie Hand gelassen und sich mit der Erklärung desselben begnügt, er samt den Kardinälen wolle mit aller Aufrichtigkeit den vom Kaiser über alles gewünschten allgemeinen Frieden betreiben und zur Reformation der Kirche und Ausrottung der lutherischen Ketzerei ein allgemeines Konzil ausschreiben, damit der wankende Glaube gekräftigt, die gespaltene Kirche wieder vereinigt und der allgemeine Kriegszug gegen die Ungläubigen ins Werk gesetzt werde. Als Bürgschaften hat der Papst den Kaiserlichen Ostia, Civitavecchia, Civitacastellana und Forli zu übergeben und eine Anzahl Geiseln zu stellen, darunter zwei Mitglieder seines mediceischen Hauses, Giberti und drei Kardinäle. Der ganze übrige Kirchenstaat, vor allem Rom, soll sofort dem Papst eingeräumt werden, nachdem er von den großen ausgemachten Geldzahlungen gewisse Raten entrichtet hat.

Wir haben schon gehört, daß es mit diesem Vertrage nicht viel besser ging als mit allen früheren, daß der Papst aus Rom entfloh, mit den Zahlungen stark im Rückstande blieb, dafür die Kaiserlichen noch monatelang ihr Wesen in Rom forttrieben. Schon ehe der Papst Rom verließ, wurden die kaiserlichen Führer von der Besorgnis gequält, es möchte ihrem Herrn übel bekommen, wenn sie seiner kategorischen Weisung gemäß den Papst freigäben. Besonders Moncada verhehlte nicht, daß ihm diese Generosität des Kaisers höchst bedenklich erscheine und er nur sehr ungern in den Vertrag gewilligt habe. Kaum war Clemens in Orvieto eingetroffen, so schienen diese Besorgnisse in Erfüllung zu gehen. Vertreter der Liga umringten und bedrängten ihn, während er Veyre so gut als Quiñones unter allerlei Vorwänden fern hielt. Civitacastellana wurde nicht übergeben, die Zahlungen blieben aus*). Inzwischen rückte das

*) Siehe die Berichte Moncada's vom 14. und 19. Dezember, Perez' vom 31. Dezember und 16. Januar bei Villa, Memorias p. 330 ff.

Heer Lautrecs vor, während die kaiserlichen Haufen in Rom immer wüster verwilderten. Im Papst aber kochte der Grimm über die erlittene Schmach. Als er am 14. Dezember seinem Herzen gegen König Franz Luft machte, war in dem langen Briefe alles mehr zu spüren als Verlangen nach Frieden. Ihm lag nur daran, den Vertrag mit dem Kaiser zu entschuldigen, der ihm durchaus nicht durch seinen Wunsch, sondern nur durch Gewalt und Notwendigkeit auferlegt worden. Der König werde sich über seine endliche Befreiung aus unerträglicher Schmach um so mehr freuen, da ihm und den anderen sein Wohlwollen jetzt mehr nützen könne, als da er gefangen gewesen, „zur Heilung so großer Wunden der elenden Christenheit und zur Herstellung des allgemeinen Friedens und der kirchlichen Angelegenheiten und zur Befreiung Deiner Kinder“. So hieß es freilich*). Wie aber war der Sinn?

Das „Wollen und Nichtwollen“ beherrschte den Papst jetzt gewiß so sehr als je, er verlangte nach Rache, aber er schrak vor dem Wege zurück, der sie bringen konnte. Die Verbündeten verhießen goldene Berge, konnte er aber nach den gemachten Erfahrungen ihrer Macht trauen? Wie lange zögerte doch Lautrec in Bologna! Er meinte wahrzunehmen, daß der französische Feldherr den Angriff auf Neapel nur widerwillig wage. Nun bedrängte der ihn durch Italiener und Franzosen, er solle sich für die Liga erklären. Wie konnte man das von einem so klugen Manne erwarten? Der heilige Vater hatte ja doch vor allem die Pflicht, für den Frieden zu sorgen. Der Kaiser hatte ihm wiederholt geschrieben, dieses Friedenswerk lege er ganz in seine Hand, und was konnte er den Verbündeten nützen, denen freilich seine besten Wünsche gehörten, er, der arme, entsetzlich ausgeraubte Papst? Hätten sie nicht die allgemeine Meinung für sich, er stehe auf ihrer Seite, thue für sie was er könne? Freilich, wenn der Kaiser, an den

*) Molini 1, 280 ff.

er den Bischof von Pistoja geschickt, nicht auf die von ihm geforderten Friedensbedingungen eingehe, dann werde er sich für die Verbündeten erklären, nachdem diese nämlich die gerechten Beschwerden des Papstes beseitigt haben würden. Die Venezianer hatten, wie schon bemerkt, Ravenna und Cervia besetzt, welche ihnen ein Jahrhundert lang gehört und erst Julius II. ihnen geraubt; sie meinten sich um Clemens so große Verdienste erworben zu haben, daß er ihnen diesen alten Besitz gönnen könne. Clemens aber dachte sehr anders. Die Verbündeten mußten für Rückgabe dieser beiden Städte sorgen. Sie mußten ihm auch die Rückgabe von Modena, Reggio und den anderen Plätzen verbürgen, welche der Herzog von Ferrara okkupiert habe. Sie mußten sich mit ihm darüber verständigen, wer das dem Kaiser zu entreißende Neapel regieren solle, und endlich für Ordnung in Florenz sorgen. Das seien die hauptsächlichen Wünsche Sr. Heiligkeit; eine Reihe anderer, von denen man jetzt nicht reden wolle, werde König Franz gewiß auch gern erfüllen*).

Frankreich und England unterließen nichts, um wenigstens einen dieser Wünsche, den auf Ravenna und Cervia bezüglichen zu erfüllen. Sie bestürmten Venedig förmlich, ja sie bedrohten es. Aber die Republik von S. Marco konnte sich nicht überwinden, jene beiden Häfen dem Besten Italiens zu opfern. Ende Mai 1528 sandte sie Contarini nach Viterbo, wohin Clemens neuerdings seine Residenz verlegt hatte, um dem heiligen Vater vorzustellen, er möge doch sein Herz nicht an so weltliche Nichtigkeiten hängen, und ihm das vermeintliche Recht Venedigs klar zu machen. Contarini hatte einen bösen Stand. Die Gesandten Frankreichs und Englands forderten nachdrücklich die Rückgabe der beiden Städte. Contarini setzte ihnen ausein-

---

*) Sanga (welcher jetzt Giberti's Stelle eingenommen) an den nach Frankreich und England gesandten Nuntius Gambara Orvieto, 9. Februar, und die dem Herrn von Longueval erteilte Antwort. (Lettere di Principi 2, 82 ff.)

ander, wie bedenklich ihr Verfahren sei. Dem Papste liege nicht sowohl an Ravenna und Cervia, als an Modena und Reggio und vor allem an Florenz. Werde Venedig genötigt ihm den Willen zu thun, so würden sich Ferrara und Florenz bedroht halten. Ob man es verantworten könne, diese beiden unentbehrlichen Genossen in dem Augenblicke unsicher zu machen, wo der Herzog von Braunschweig in die Lombardei heruntersteige, die Dinge in Neapel einen bedenklichen Charakter annähmen? Aber je ernster die Lage Italiens sich verdüsterte, desto leidenschaftlicher drang Clemens auf Ravenna und Cervia. Es schien, als wenn ihm jetzt das Heil der Welt an diesem Besitz hänge. Wo war die Begeisterung für die Freiheit Italiens geblieben, wo der Grimm auf die Kaiserlichen? Der Sieg neigte sich eben auf ihre Seite. Schon als er Andrea Doria Frankreich den Rücken kehren sah, rückte er leise, ganz leise zu ihnen. Er ließ zwar Doria dringende Vorstellungen machen, doch den alten Freunden treu zu bleiben, aber, sagte Sanga zu Ascanio Colonna, das sei nur eine leere Freundlichkeit gegen Frankreich; der Papst wisse ja wohl, daß alle Worte bei Doria verloren seien. Schon vorher hatte er dem kaiserlichen Agenten Muxetula zu verstehen gegeben, wenn Braunschweig gegen Süden vorrücke, werde er sich offen für den Kaiser erklären. Aber Braunschweig kam nicht, geriet vielmehr in arge Not, und in Neapel war doch noch nichts entschieden. Anfangs August meinen hier die Kaiserlichen, da die Franzosen, der Papst rüste sich zu Feindseligkeiten gegen sie; wenn wir aber die Sprache des Papstes selbst vernehmen, merken wir wohl, daß die Indignation gegen die Verbündeten, welche ihm Ravenna und Cervia noch immer nicht zurück verschafft, welche Ferrara höchst ärgerliche Freundlichkeiten erweisen*), bei ihm überwiegt. Franzosen und Venezianer, läßt er ihnen sagen, behandelten ihn so

*) Eben war die Vermählung des ferraresischen Erbprinzen Ercole mit Renée von Frankreich gefeiert worden!

schlecht, daß er sich nicht nur dem Kaiser, sondern sozusagen dem Teufel ergeben müßte. Wenn sie sich jetzt schon, wo es doch so zweifelhaft mit ihnen stände, so betrügen, was würden sie erst thun als Sieger*).

Nun kam die Vernichtung der Franzosen vor Neapel. Der tief blickende Contarini erkannte, daß damit nahezu die Entscheidung für den Papst gekommen sei. In den eindringlichsten Worten stellte er ihm seine Pflicht gegen Italien vor. Clemens erwiderte, er wolle jetzt nur noch an das Wohl der Christenheit denken, für Italien habe er nur zu viel gethan und sich damit lediglich zu Grunde gerichtet. Auch das Wohl der Christenheit, meinte Contarini ein anderes Mal, fordere, daß der Papst am Bündnisse fest- und die verderbliche Macht des Kaisers fern halte. Dieses Wohl dürfe er doch nicht seinem besonderen Interesse opfern, er müsse das Beispiel der Uneigennützigkeit geben. Die anderen Fürsten seien in der christlichen Republik wie Privatpersonen, ihm aber habe Christus die Sorge für das allgemeine Beste anvertraut. Das Wohl der Kirche hänge doch wahrlich nicht an diesem kleinen Kirchenstaate; ehe er bestanden, habe es eine Kirche und zwar eine herrliche Kirche gegeben. Sie sei die Gemeinschaft der Christen, jener Staat nicht mehr, als der jedes anderen italienischen Fürsten. Er rede wohl die Wahrheit, entgegnete der heilige Vater, die Welt aber sei so geworden, daß der Schlaueste und Geschickteste am meisten geschätzt werde. Der Weg, den Contarini empfehle, sei wohl der richtige, auf dem anderen liege der Ruin Italiens; aber die Welt habe für solchen Wandel keinen Sinn und der Rechtschaffene gelte für einen Dummkopf**). Was half es, daß Contarini auf die heilige Schrift verwies, die nichts als Wahrheit und Tugend predige, auf die mit dem Blute Christi erkaufte Kirche, welche der Papst als Statthalter

*) Lettere di Principi 2, 109 b. Man lese die klassische Relation Contarini's Albèri II, 3, 260 ff.

**) De Leva 2, 503 ff.

Christi stützen müsse! Sein Evangelium war die Klugheit der Welt.

Die übrigens dieses Mal den Papst das Interesse seiner Kirche besser wahren ließ, als wenn er dem frommen Venezianer gefolgt wäre, welcher den Vorteil Venedigs und die doch verlorene Unabhängigkeit Italiens mit dem Wohl der Christenheit verwechselte. Nach dem traurigen Ende des neapolitanischen Feldzuges konnte ein wirklich kluger Mann nicht wohl mehr daran zweifeln, daß der Kaiser trotz allem auch dieses Mal wieder in Italien Sieger bleiben werde. Und einem klugen Papste hätte es längst klar werden sollen, daß er mit seiner Feindschaft gegen den Kaiser die Kirche ins Verderben führe. Und wenn er, nachdem der Traum von Italiens Unabhängigkeit verflogen war, wenigstens mit seiner unglücklichen Heimat Mitleid empfand, so trieb das auf denselben Weg. Ein namenloses Elend herrschte von Neapel bis an die Alpen: überall Hungersnot, überall Verzweiflung, in manchen Gegenden neben dem großen der oft schrecklichere kleine Krieg zwischen Parteihäuptern, Städten, Landschaften. In Neapel war mit der Vernichtung des französischen Heeres der Kampf keineswegs beendigt. Französische und venezianische Hauptleute, von den einheimischen Gegnern der spanischen Herrschaft unterstützt, setzten an einer Reihe vereinzelter Punkte den Krieg um so verzweifelter fort, als in Neapel grausame Rache die Abgefallenen zu verfolgen begann. Im Kirchenstaat flammte der alte Haß zwischen Colonna und Orsini auf. Um Siena und Perugia wurde gerungen, in Florenz machten einander die Parteien die Herrschaft streitig. Und je aussichtsloser sich die großen Mächte um den aus tausend Wunden blutenden Körper Italiens befehdeten, desto sicherer zeigte sich der immer trostlosere Ruin des unseligen Landes als das einzige Resultat dieses Krieges.

Aber die unentschlossene Klugheit ließ den Papst nur sehr langsam aus der schwankenden Stellung zwischen den Parteien herauskommen. Konnte das Kriegsglück sich nicht doch noch einmal

wenden? War er der immer weiter entgegenkommenden Verheißungen des Kaisers wirklich sicher? Mußte er vor ihm nicht auch dann zittern, wenn er sie alle erfüllte? Aber auf der anderen Seite konnte ihm doch nur der Kaiser geben, wonach sein Herz verlangte. Ravenna und Cervia, das sah er wohl, bekam er durch die Verwendung von Frankreich und England nicht. Florenz war wie Ferrara durch die Liga gegen seine Ansprüche gesichert. Und der Kaiser konnte sofort gar viel für ihn thun. Er konnte ihm Ostia und Civitavecchia zurückgeben, ihm die Rückkehr nach Rom ermöglichen, die noch immer in Neapel festgehaltenen Kardinäle befreien. So ließ er es schon am 6. September zu, daß ihm die Kaiserlichen den Zelter als erneute Huldigung für Neapel zuführten, wogegen die Liga vergeblich gearbeitet. Am 5. Oktober verließ er Viterbo, um dem Wunsch der Kaiserlichen gemäß nach Rom zurückzukehren, nachdem den Tag zuvor Quiñones in Viterbo und Rom als Kardinal von S. Croce war verkündigt worden. Ueber die Bedeutung dieses Akts konnte niemand zweifelhaft sein. Mit ängstlicher Ungeduld erwartete Clemens die Rückkunft des neuen Kardinals aus Spanien, der ihm volle Sicherheit über des Kaisers Absichten bringen sollte.

Aber erst Anfang Januar 1529 traf S. Croce in Rom ein, und kaum war er da, so sank der Papst auf ein schweres Krankenlager. Wochenlang schwebte sein Leben in ernster Gefahr.

Um den Fortgang der Verhandlungen zu verstehen, müssen wir uns über die allgemeine Weltlage orientieren. Wenn es im Sommer 1527 und noch mehr seit den Vorfällen des Januar 1528 geschienen hatte, als würden sich nun Frankreich und England mit vereinten Kräften und unwiderstehlicher Energie auf die Länder des Kaisers stürzen, so war das keinen Augenblick geschehen. König Franz erschöpfte alle seine Mittel in Italien; gegen Spanien machte er nicht einmal einen Versuch und an der niederländischen Grenze brachte er es nicht über unbedeutende Einfälle hinaus. Hätten die Verbündeten

wirklich Ernst gemacht, so wären die Niederlande verloren gewesen. Aber England, welches sich überhaupt eigentlich nicht als im Kriege mit dem Kaiser befindlich ansah, weshalb auch sein Gesandter am spanischen Hofe weilte, wie am englischen der kaiserliche, England fand es gar nicht in seinem Interesse, diese für seinen Handel so wichtigen Gebiete mit Krieg zu überziehen, beschränkte sich vielmehr darauf, die niederländische Fischerei und Schiffahrt zu belästigen. Seine inneren Verhältnisse waren nicht danach angethan, von den Unterthanen große Opfer zu fordern. Das Volk wie der Adel sah mit Widerwillen auf das französische Bündnis, für dessen Förderung niemand Lust hatte, außerordentliche Lasten zu tragen. Eine Menge besonderer Umstände, wiederholte Mißernten, die furchtbare Plage des englischen Schweißes, kamen hinzu, die allgemeine Unzufriedenheit auf einen bedenklichen Punkt zu steigern*). König Heinrich war ganz von seinem Ehehandel erfüllt, und Wolsey hatte allmählich Grund, an die Behauptung seiner mehr und mehr durch eben jenen Handel bedrohten Stellung zu denken. Auch Englands Interessen wurden so in merkwürdigem Umfange an den Verlauf des Kampfes in Italien geknüpft. Denn der König konnte seinen immer heftigeren Wunsch, die Ehe mit Katharina gelöst zu sehen, nur mit Hilfe des Papstes zu erreichen hoffen, und auf diese Hilfe durfte er nur dann zählen, wenn die Liga in Italien siegte. Denn vom ersten Beginn des Handels an hatte der Kaiser die Sache seiner Tante Katharina durchaus zu seiner eigenen gemacht. Er meinte, die Ehre seines Hauses hänge daran, daß Katharina in ihrem ehelichen Rechte geschützt werde. Er verfolgte den Gang der darüber in England geführten Verhandlungen fast mit größerer Aufmerksamkeit, als irgend eine andere der vielen Sorgen, welche ihn fortwährend bedrängten. Katharina, so von dem

*) Siehe die lebendige Schilderung bei Brewer, The reign of Henry VIII. 2, 260 ff.

mächtigen Neffen gestützt, beraten, ermutigt, wies alle Zumutungen ihres ungetreuen Gemahls, freiwillig zurückzutreten, mit unerschütterlicher Beharrlichkeit zurück. Es wurde bald genug auch Karl klar, daß seine Tante nur durch eine widrige Entscheidung des Papstes aus ihrer Stellung verdrängt werden könne, wenn dieser nämlich den einst von Julius II. für ihre Ehe erteilten Dispens für ungültig erklärte. Je eifriger sich nun die englische Diplomatie bei Clemens bemühte, ihn zu dieser Erklärung zu vermögen, um so lebhafter wurde das Interesse des Kaisers, den Papst auf seine Seite zu ziehen und mit seiner Hilfe die englischen Anschläge zu vereiteln.

Die Zustände in England nahmen seit dem Frühling 1528 eine so widrige Gestalt an, Handel und Verkehr erlitten so ärgerliche Störungen, daß es wünschenswert erschien, wenigstens mit den Niederlanden auf freundlichen Fuß zu kommen. Und Margarete ihrerseits war so von tausend Schwierigkeiten gequält, von unbeschreiblicher Geldnot, von der nicht selten bedrohlichen Widerspenstigkeit namentlich der Prälaten und Städte*), daß sie selbst ohne die Zustimmung ihres Neffen am 15. Juni 1528 einen achtmonatlichen Waffenstillstand mit Frankreich und England abschloß. Denn König Franz, welcher den Anforderungen des italienischen Kriegs nicht mehr zu genügen vermochte, England um jeden Preis auf seiner Seite erhalten mußte, von einem Kampfe mit den Niederlanden nichts hoffen konnte, er hatte, wenn auch widerwillig, in den englischen Wunsch sich fügen müssen. Nun aber geschah es, daß an diesen ersten Akt sich alsbald weiteres knüpfte. Die von König Franz an den Kaiser gerichtete Herausforderung hatte zwar, wie natürlich, keine ernsten Folgen gehabt; man stritt sich monatelang über die Formalitäten des Zweikampfs und, da man sich selbstverständlich darüber nicht einigen konnte, schlief die Sache ein, indem der eine die Schuld auf den anderen warf. Der

*) Henne 4, 106 ff. 124 ff.

Kaiser hatte den seltsamen Handel außerordentlich ernst genommen*), mußte sich schließlich doch aber auch beruhigen. Inzwischen wurde die Lage der gefangenen französischen Prinzen recht unbarmherzig verschlimmert, so daß sich ihr Vater und noch mehr ihre Großmutter über das Schicksal der Kinder ernstlich zu beunruhigen Grund erhielten. Und wozu diese schwere Sorge länger tragen, da ja doch nach dem traurigen Ausgang des Unternehmens gegen Neapel unverkennbar für Frankreich immer mehr die Hoffnung schwand, gegen den Kaiser etwas auszurichten? Wenn so am französischen Hofe die Sehnsucht nach dem Ende dieses aussichtslosen Kampfes wuchs, so hatte Margarete allen Grund, diese Empfindung zu teilen. Schon im Frühling 1526 hatte sie den Kaiser gemahnt, wohl zu bedenken, wie die Niederlande die Last eines neuen Krieges tragen möchten. Auch jener Waffenstillstand erleichterte ihre Not nur ein wenig. Schwieg der Kampf auf der französischen Seite, so war er wieder um so heftiger mit dem Herzoge von Geldern ausgebrochen, und wenn auch ihren Waffen hier überraschendes Glück folgte, so drohte doch die Unmöglichkeit, die Truppen zu bezahlen, mit den ärgsten Verdrießlichkeiten. Die Soldaten meuterten, die immer wieder angerufenen Stände weigerten sich immer hartnäckiger. Nur mit grellen Verfassungsverletzungen konnte die Regentin die nötigsten Summen herbeibringen**).

Unter diesen Umständen fand die kluge Frau, es empfehle sich, eine Anknüpfung mit dem französischen Hofe zu versuchen, von dessen Stimmung sie wohl gehört haben mochte. Als sie

---

*) Man sehe, wie er die Gutachten aller spanischen Notabilitäten darüber einforderte (Coleccion de documentos inéditos 1, 47 ff.), wie noch Sandoval den Handel mit einer Ausführlichkeit schildert, als hätte er die größte Bedeutung gehabt. Sehr richtig schrieb Transsylvanus den 20. August an Alph. de Valdés: sentio exitum comicum potius quam tragicum futurum.

**) Henne 4, 192. 201 ff.

Herrn des Barres nach Paris schickte, um ihre Ratifikation jenes Waffenstillstandes zu überbringen, gab sie ihm den Auftrag, das Terrain zu sondieren. König Franz beschwerte sich gegen des Barres zwar bitter über das ihm vom Kaiser gethane Unrecht, sprach aber zugleich sein Bedauern aus, daß es gerade mit diesem Herrscher, dessen Freundschaft er mehr gesucht habe als die eines anderen Fürsten, zu heftigster Entzweiung gekommen sei. Noch weiter ging die Mutter des Königs. Sie beteuerte, alles gethan zu haben, um die Herausforderung zu hintertreiben; sie bejammerte das entsetzliche Elend, das dieser endlose Krieg über die ganze Christenheit bringe, und schloß mit der Erklärung, sie und Margarete hätten den natürlichen Beruf, alles für die Herstellung des Friedens zu thun*).

Des Barres war nicht lange nach den Niederlanden zurückgekehrt, als einer der vertrautesten Räte des französischen Königs, Bayart, in Mecheln erschien, um Verhandlungen mit Margarete anzuknüpfen. Er komme, sagte er, im geheimen Auftrage der Herzogin von Angoulême, ohne Wissen ihres Sohnes, des Königs Franz, um die Mittel für Herstellung des Friedens zu erwägen. Aber die von ihm überbrachten Vorschläge schienen Margarete so ungenügend, daß sie daraufhin den Kaiser nicht anzugehen wagte. Fünf Wochen später war Bayart schon wieder da. Jetzt, scheint es, hatte die Herzogin ihren Sohn bereits eingeweiht; die von ihr aufgesetzten Artikel, ließ sie sagen, seien das Aeußerste, wozu sie den König habe bestimmen können. Die Notwendigkeit des Friedens, nicht nur für die Kriegführenden, sondern für die ganze Christenheit, wußte Bayart beredt zu schildern: die Ketzerei fresse immer weiter um sich, der Türke drohe von neuem mit schwerem Unheil, nur die vereinigten Kräfte der Fürsten könnten die Christenheit retten. Wenn aber der Friede unentbehrlich, so könne er nur durch sie, Luise und Margarete, zu stande gebracht werden, da ihr Sohn

*) Le Glay 2, 676 ff.

und Neffe sich so gegeneinander erhitzt, daß sie schwer den Weg zu freundlichem Verkehr finden würden. Außerdem würde ihre geheime Verhandlung die Schwierigkeiten umgehen, welche sonst von den Verbündeten des Königs, namentlich von England und dem Papst, würden bereitet werden. Der König könne dann alle Schuld auf sie, seine Mutter, werfen. Margarete zog nun ihre Vertrauten zur Prüfung des von Bayart vorgelegten Entwurfs heran. Man einigte sich so ziemlich. Die Herren von Rosimbos und des Barres sollten sich jetzt zum Kaiser begeben. Aber nachdem sie in Paris mit König Franz und seiner Mutter geredet, kehrten sie noch einmal zu Margarete zurück und erstatteten dann am 31. Dezember einen ausführlichen schriftlichen Bericht an den Kaiser, worin ihm die großen Vorteile eines solchen Abkommens mit Frankreich ans Herz gelegt wurden: er werde aus seiner Geldnot gerettet, könne in Italien und Deutschland Ordnung machen, seinem Bruder Ferdinand die dringend nötige Hilfe leisten; auf der anderen Seite werde sich Frankreich durch ein solches Vorgehen England und Italien entfremden und, an Geld und Menschen erschöpft, lange Ruhe halten müssen.

Etwa zugleich mit diesem Bericht wird der Kaiser eine Botschaft seines Bruders Ferdinand erhalten haben, welche den Vorstellungen Margaretens erhöhtes Gewicht verleihen mußte. Der König von Ungarn hatte am 8. Dezember dem Gesandten des Kaisers D. Antonio de Mendoza und seinem Oberstallmeister D. Pedro de Cordova den Auftrag gegeben, zum Kaiser zu eilen und ihm die furchtbare Gefahr zu schildern, mit der ihn ein mit gewaltigen Rüstungen vorbereiteter Angriff des Türken bedrohe. Er selbst werde zwar die äußerste Anstrengung machen, den schrecklichen Feind abzuwehren; seine Kräfte reichten aber dazu von ferne nicht aus; nur der Kaiser könne Ungarn und Deutschland retten, die ganze Christenheit vor schlimmstem Verderben bewahren; aber es sei die größte Eile nötig*).

*) Gevay I, 2, 52 ff.

Lange ehe diese Botschaften in Toledo eintrafen, wo der Kaiser damals weilte, war er von einer bei ihm sehr auffallenden Ungeduld erfaßt worden, endlich persönlich in den großen Kampf einzutreten, dem er so lange aus der Ferne hatte zusehen müssen. Wir wissen ja, wie er seit Jahren den Wunsch hegte, nach Italien zu gehen, sich dort krönen zu lassen und dann im Reiche die Ketzerei niederzuwerfen. Die immer neu sich entgegentürmenden Hindernisse schien er indessen mit dem ihm eigenen Gleichmut zu ertragen. Aber im September 1528 fing ihm der Boden an unter den Füßen zu brennen. Er fand es durchaus nötig, in Italien einzugreifen. Er wollte nach Neapel fahren, um das, wie er noch meinte, ernstlich bedrohte Königreich zu retten. Und auch als er wußte, daß die dringende Gefahr dort glücklich beseitigt worden, hielt er an der Absicht fest, sich in den Mittelpunkt der Dinge zu stellen. Es drängte ihn, wie Oranien schreibt, „der ganzen Welt zu erkennen zu geben, was bisher nur wir, seine Diener, gewußt haben, daß er ein solches Herz hat, wie er hat“*). Seit er die Verbindung mit Doria gewonnen, war ja die Ueberfahrt nach Italien ziemlich gesichert. Und was könnte er da persönlich ausrichten? Würde er nicht rasch mit dem Papst ins reine kommen? Würde er nicht die Feinde schrecken, die Freunde ermutigen? Würde nicht sein Erscheinen in Italien sofort auf Deutschland wirken? War es nicht seit dem Beginn des großen Kampfes immer eine Hauptsorge Frankreichs gewesen, ihn von Italien fernzuhalten, immer der sehnlichste Wunsch des Bruders, er möge dahin gehen? „Der Kaiser kann überzeugt sein,“ schrieb Oranien, „daß seine Person allein so viel wert sein wird wie zehntausend Mann.“ Aber freilich, fügte er hinzu, würden auch große Zurüstungen nötig sein, um der Ankunft des Kaisers ihre entscheidende Wirkung zu sichern. Nicht nur für die Bezahlung der Truppen, sondern vor allem auch für ihre Er-

*) Papiers de Granvelle 1, 434.

nährung in dem überall von Hungersnot heimgesuchten Lande müsse gesorgt werden.

Wie eigentlich immer, hing auch jetzt wieder alles an der Geldfrage. Die Bewilligungen der castilianischen Cortes vom Frühling 1828 waren natürlich längst verzehrt. Die während des Sommers in Monzon mit den Cortes von Aragon geführten Verhandlungen *) ergaben wie gewöhnlich ein sehr bescheidenes finanzielles Resultat. Seit dem Frühling war Hurtado de Mendoza für den Kaiser am portugiesischen Hofe thätig, um vermittelst einer Abkunft über den Handel mit den Gewürzinseln eine beträchtliche Summe zu gewinnen. Aber die Portugiesen waren von unleidlicher Zähigkeit. Sie merkten wohl, wie es dem Kaiser auf die Finger brannte, und schleppten die Sache aus einem Monat in den anderen. Endlich im Dezember gaben sie eine Erklärung. Sie war so unbefriedigend wie möglich. Wir haben einen Brief des Kaisers vom 23. Dezember, worin er seinen Verdruß mit sehr ungewöhnlicher Lebhaftigkeit ausspricht. Seine ganze Rechnung war auf dieses portugiesische Geschäft gebaut und nun stürzt der schöne Bau ein. Seine Räte behaupten, er brauche 5—600000 Dukaten für die Reise. Er aber wird sich mit 300000 begnügen, ja, wären es auch noch 50000 weniger. Einen Monat später steht es noch ebenso. „Ich weiß nicht,“ ruft er, „woran zum Teufel es liegt, daß es mir bis jetzt trotz aller Mühe nicht gelungen ist, Geld zu finden, nur 300000 Thaler. Ich glaube, weil alle meiner Reise entgegen sind, machen sie mir so ärgerliche Schwierigkeiten. Am Abend meine ich alles in Ordnung gebracht zu haben, den anderen Morgen bin ich weiter entfernt davon als je. Gott weiß, wie schöne Geduld ich da brauche“ **).

Das Gesagte wird die Gesamtlage des Kaisers zur Genüge

*) Danvila 2, 80 ff.

**) Karl an Montfort, Toledo 23. Dezember 1528, 24. Januar 1529 (Papiers de Granvelle 1, 441 ff.). Vgl. die Berichte Mendoza's aus Lissabon bei Gayangos.

erklären. Wenn er sich fast ein Jahr vergeblich abmühte, 300 000 Dukaten zusammen zu bringen, wenn seine spanischen Hilfsquellen so erschöpft waren, daß er sich nur durch einen Handel mit Portugal helfen zu können meinte, wenn der Krieg Neapel verwüstet hatte, die Niederlande ihre Truhen fest geschlossen hielten, der Bruder alle seine Kraft gegen den Türken brauchte und lange nicht damit ausreichte, wie konnte er dann an eine energische Fortsetzung des Kriegs denken? Und wenn das nicht möglich war, so mußten jene Mitteilungen Margaretens und Ferdinands sogar seine Hartnäckigkeit in Geneigtheit zum Frieden umstimmen. Und wenn der Friede notwendig geworden war, so verstand es sich von selbst, daß er vor allem mit dem Papste zum Abschluß gebracht werden mußte.

Die Verhandlungen in Rom waren wie im Sommer 1527 so auch jetzt wieder sehr verschiedenen Personen anvertraut, einmal dem uns bekannten Kardinal von S. Croce, sodann einem hervorragenden Mitgliede des Rats von Aragon, Miçer Miguel Mai. Dieser Aragonese war ein Mann vom Schlage Juan Manuels, ein scharfer Kopf, ein kühner rücksichtsloser Charakter, nur dem Interesse seines Herrn ergeben. Kaum ist er in Rom eingetroffen, so durchschaut er die Lage vollständig. Die klugen Reden des Papstes und der Kardinäle täuschen ihn keinen Augenblick. Er hat alsbald alle Maßregeln getroffen, die Intriguen der Feinde, die schwankenden Bewegungen der Kurie ausspähen zu lassen. Mit dem stolzen Gefühl, einer zur Herrschaft berufenen Nation anzugehören, schreitet er sicher durch die Kabalen der Italiener, durch die Anschläge der Liga hindurch, immer das Ziel fest im Auge: der Papst muß gezwungen werden, dem Kaiser die Hand zu reichen. Aber wie wenig wird er da von S. Croce unterstützt, der „gewohnt ist mit allen Winden zu segeln“, dem der Papst mehr gilt als der Kaiser, und der, statt selbst fest zuzugreifen, alles von Gott erwartet!

Der Beginn seiner Thätigkeit fiel in die Zeit der schweren Erkrankung des Papstes. Mehr als einmal fürchtete man den

Tod desselben. Was sollte dann werden? Die Mehrzahl der Kardinäle, dem Kaiser feindlich, erklärte, dann würden sie Rom verlassen, um die Wahl des neuen Papstes frei vom kaiserlichen Druck vornehmen zu können, da Ostia und Civitavecchia noch von den Kaiserlichen besetzt seien. Es war umsonst, daß der Kaiser die bindendsten Zusagen erteilte, die Kardinäle sollten sich absoluter Freiheit erfreuen, er wolle keinen Parteipapst, sondern einen wirklichen Vater der Christenheit; umsonst, daß Mai diese Zusagen mit dem größten Nachdruck geltend machte. Denn S. Croce selbst erklärte, er würde dann mit den Kardinälen gehen. Alles kam darauf an, den Feinden durch die Rückgabe jener beiden Plätze jeden Vorwand zu entziehen. Oranien befahl sie, aber die in den Festungen kommandierenden Spanier weigerten sich sie zu räumen, ehe alle Forderungen ihrer Soldaten erfüllt seien. Noch war diese Schwierigkeit nicht beseitigt, so kam eine andere: die Nachricht von der festen Absicht des Kaisers nach Italien zu gehen. Sie verbreitete namenlosen Schrecken. Der Papst erklärte, er wolle vielmehr den Kaiser in Spanien aufsuchen. Wie oft hatte er das seit Jahren angekündigt! Jetzt schien es voller Ernst, aber Mai ließ sich nicht täuschen. Er will, schrieb er, dadurch nur die Reise des Kaisers durchkreuzen. Ist ihm das gelungen, wird er schon Gründe finden, zu Hause zu bleiben. Die Gesandten der Liga spannten jetzt alle Nerven an, den Papst festzuhalten. Es war ein unglaublich erbittertes Ringen um den kranken schwachen Mann.

„Ich kann nicht leugnen," schreibt Mai am 16. März, „daß der Papst jetzt eine Art guten Willen zeigt und eine richtige Vorstellung von der Macht und Klugheit des Kaisers hat. Zugleich aber fürchtet er die Verbündeten. Er sieht in beiden Teilen seine natürlichen Feinde und wünschte nichts mehr, als die Ultramontanen, wie er sie nennt, aus Italien zu entfernen. S. Croce sagte er schon voriges Jahr, wäre er gezwungen, zwischen dem Kaiser und König Franz zu wählen, so

würde er sich gewiß für jenen entscheiden. Aber auf der anderen Seite beklagt er sich über die in Spanien herrschende Unordnung, wo man nie erfüllt, was man verspricht." Dieses schwankende, zitternde Wesen galt es bald klug zu umschmeicheln, bald mit starkem Tritt zu schrecken. Clemens wollte durchaus bis zur Herstellung des allgemeinen Friedens neutral bleiben, Mai forderte kategorisch den Anschluß an den Kaiser. Er spähte alle Wünsche des heiligen Vaters aus, um sie mit der größten Zuvorkommenheit zu erfüllen. Die lange umstrittene Cruzada wollte Clemens dem Kaiser nur gewähren gegen ein Trinkgeld von 30000 Dukaten. Mai fand das höchst unwürdig, aber, schrieb er dem Kaiser, „dieser Mann ist so klein, so niedrig*), daß Ew. Majestät gut thut, ihm etwas zu geben". Die Liga, rief eines Tages der Papst, würde im äußersten Falle den Türken zu Hilfe rufen. Um so mehr, erwiderte Mai, müsse er sie wie das höllische Feuer meiden. Gewiß, fuhr Clemens fort, würden Frankreich und England den Kaiser in Spanien selbst angreifen. Da sehe er, lautete die Antwort, wie viel jenen Fürsten an Italien liege, in dem sie doch mit all ihrer Macht nichts ausrichteten.

Je länger sich der Kampf um den Papst unentschieden hinschleppte und je mehr doch zugleich die Wahrscheinlichkeit überwog, daß der Kaiser den Sieg davontragen werde, desto leidenschaftlicher bestürmten Franzosen und Engländer den armen Mann, von den Kardinälen ihrer Partei unterstützt. Als Mai Anfang Juni zusammen mit Andrea del Burgo, dem klugen Vertreter Ferdinands, dem Konsistorium der Kardinäle die Bitte um Hilfe der Kirche gegen den Türken übergeben hatte, die Gesandten der Liga alles dagegen aufboten, und einer ihrer Kardinäle erklärte, er wolle lieber unter den Türken als unter den Kaiserlichen leben, die schlimmer als jene, ließ Mai den Papst wissen, wenn er noch einmal von solchen Aeußerungen

*) Es muy bajo en gran manera.

eines Kardinals höre, so schwöre er, daß er ihn in seinem eigenen Zimmer töten werde. Er fügte hinzu, des Kaisers Feinde sollten sich doch nicht zu sehr über die Lutheraner wundern: denn wahrlich „rührten sie nicht an den Glauben, in vielen anderen Dingen, welche Rom angehen, haben sie Recht“*).

Man muß anerkennen, daß die Entscheidung für den Papst nicht leicht war. Wie stand doch in Italien alles noch so unsicher! In Neapel hatte Oranien noch immer die Feinde nicht aus Apulien vertreiben können. Die Art, wie die Kaiserlichen im Königreiche Rache übten, weckte allgemeine Entrüstung. „Drei Vierteile des Adels, jammerte S. Croce, werden auswandern, das ganze Königreich ohne Nutzen für Ew. Majestät zerstört werden.“ Karl aber schrieb: die Verräter in Neapel müssen gezüchtigt werden. Mit ihren Gütern stillte man den Geldburst der Soldaten. Im Kirchenstaate, in Florenz, um Mailand, überall wogte es unberechenbar hin und her. Wohl war längst Unsicherheit in die Reihen der Verbündeten eingedrungen. Mit den Herzögen von Ferrara und Urbino standen die Kaiserlichen in geheimer Unterhandlung. Mantua trat zu ihnen zurück. Sogar Graf Carpi suchte mit ihnen anzuknüpfen. Aber die Furcht vor Karls Erscheinen trieb sie alle wieder zusammen. „Ganz Italien,“ schreibt Mai am 11. Mai, „ist in Waffen. Trotz gegenseitigem Mißtrauen scheinen die italienischen Fürsten durch die gemeinsame Gefahr wieder verbunden zu werden.“ Alle Italiener, bemerkt er ein anderes Mal, werden durch den Abscheu über die von den Soldaten verübten Greuel zusammengehalten. Wie mußte dieses so empfindende Italien gegen den Papst stehen, wenn er, der es zum Kampfe aufgerufen hatte, ihm den Rücken kehrte? Und was hatte er von Frankreich zu erwarten? Und nun gar England!

Frühzeitig hatte König Heinrich, „der Verteidiger des

---

*) Mai an Karl den 5. Juni. Alle diese merkwürdigen Berichte bei Gayangos.

Glaubens", dem heiligen Vater erklärt, wenn er ihm bei der Auflösung seiner Ehe nicht behilflich wäre, so würde er nicht nur England, sondern auch andere Staaten von Rom losreißen. Clemens hatte im Juni 1528, als die Dinge in Neapel noch günstig für die Verbündeten lagen, den Kardinal Campeggi nach England geschickt, um zusammen mit Wolsey die Untersuchung über den Ehehandel zu führen. Campeggi war seit vielen Jahren so eng und durch so solide Bande an das englische Interesse geknüpft, daß König Heinrich von ihm die bereitwilligste Erfüllung seiner Wünsche hoffen durfte. Leider reiste der Kardinal aber so langsam, daß er in England erst eintraf, als das Glück sich in Italien für den Kaiser entschieden hatte. Natürlich hatte Clemens diesem Umschwunge sofort gebührende Rechnung getragen und Campeggi zu größter Vorsicht ermahnt. Und seitdem war er ja nun immer weiter auf die kaiserliche Seite gedrängt worden. Der Kaiser aber war jetzt offen als der Anwalt seiner Tante in Rom aufgetreten und hatte durch Mai und del Burgo mit immer stärkerem Nachdruck die Forderung erhoben, daß der Ehestreit nicht in England, sondern nur in Rom entschieden werden dürfe, und daß Clemens den von Julius II. erteilten Dispens im Interesse der päpstlichen Autorität selbst gegen alle englischen Drohungen aufrecht erhalten müsse. Im April und Mai wurde zwischen den Gesandten der Liga und den Vertretern des Kaisers um diesen Punkt mit äußerster Erbitterung gerungen. Die Engländer setzten dem armen Papste so zu, daß er einen bedenklichen Rückfall erlitt, und abermals die Gefahr seines Todes die ungemein komplizierte Lage noch mehr verwickelte.

Nichtsdestoweniger hatte sich Clemens, wenn ich nicht irre, bereits entschieden. Mitte März war plötzlich das alte Haupt der französischen Partei, der frühere Datar Giberti, welcher sich im Dezember 1527, den Händen der Kaiserlichen glücklich entronnen, nach seinem Bistum Verona zurückgezogen hatte, wieder in Rom erschienen. Eine Weile fürchteten die Kaiser-

lichen, er könne seine alte Macht über den Papst zurückgewinnen. Mit den Diplomaten der Liga sah man ihn in eifrigem Verkehr. Aber Anfang Mai verschwand er ebenso plötzlich, wie er gekommen war. Die Sache, welche er so lange mit so glühendem Eifer vertreten hatte, schien ihm wohl hoffnungslos. Sie war es.

Mai sah sich in der Lage, einen Wunsch des Papstes nach dem andern zu erfüllen. Ravenna, Cervia, Modena, Reggio und vor allem Florenz sollten dem Papste oder seinem mediceischen Hause zurückgegeben werden, ja dieses Haus durch Heirat mit dem kaiserlichen verbunden werden. Nun fanden es die Republikaner von Florenz zweckmäßig, den Papst, von dessen Entscheidung in diesem Augenblicke für das Schicksal Italiens fast alles abhing, persönlich auf das tiefste zu kränken. Wütend erklärte da Clemens einem der englischen Gesandten, er wolle lieber der Kaplan, ja der Stallknecht des Kaisers sein, als sich so von seinen Unterthanen behandeln lassen. Wenige Tage, nachdem er erfahren, daß seine erbittertsten Feinde Herren von Florenz geworden, beschloß er, den Bischof von Vasona nach Spanien zu senden, um dort mit dem Kaiser die langen Verhandlungen zum Ende zu führen. Er meinte, von den Franzosen im Besitz des Kirchenstaates bedroht zu sein*).

In all den endlosen Verhandlungen, welche Mai und S. Croce mit dem Papst führten, ist merkwürdigerweise von einem Punkte sehr lange nie die Rede, von dem man doch nach jener Instruktion Veyre's und dem Vertrage vom 26. November hätte meinen sollen, daß er eine wichtige Rolle spielen würde, von dem Konzil. Erst am 11. Mai bemerkt Mai, zu den Dingen, welche Clemens am meisten geängstigt, hätten die Nachrichten aus Deutschland gehört, wonach es dort so stände, daß sich ohne ein Konzil kaum Rettung hoffen lasse. Da nun sie (er und Andrea del Burgo) gesehen,

*) De Leva 2, 530 ff. Lettere di Principi 2, 172.

daß es ein sehr gefährliches Ding sei, dem Papste das aufbringen zu wollen, was man schwerlich erreichen werde, so hätten sie beschlossen, dieses lästige Hindernis aus dem Wege zu räumen, um nicht ihre sonstigen Verhandlungen unnötig zu erschweren. So habe denn Burgo am 24. April dem Papste gesagt, er möge sich doch nicht durch Furcht vor dem Konzil von der Verbindung mit dem Kaiser und König Ferdinand abschrecken lassen. Dem Kaiser liege mehr an der Ruhe der Welt, speziell Italiens, als an den Neuerungen und Seltsamkeiten, welche Konzile mit sich zu bringen pflegen. Gegen Luther würden sich ja auch andere Heilmittel finden lassen. So habe er gedacht, wenn man in Deutschland geeignete Personen teils durch die Stände, teils durch den Kaiser wählen ließe, und der Papst dann ebensoviele dazu schickte, so würden die wohl die Unruhen und Tollheiten der Lutheraner ohne Aergernis heilen können. „Darauf erhob sich der Papst aus seinem Sessel und rief: Wahrhaftig, Ihr redet die Wahrheit und sprecht klug, und dann würde man ihnen einige Dinge einräumen können, welche am wenigsten anstößig sind." Seitdem, bemerkt Mai, fanden wir ihn etwas offener und fröhlicher, und um ja diese günstige Stimmung nicht zu trüben, enthielten sie dem Papste die Meldungen vom Speierer Reichstage vor, wonach das Konzil immer unvermeidlicher schien*).

Mai hatte zwar betont, daß der Kaiser trotz diesem ihrem Verfahren völlig freie Hand habe, auf das Konzil zurückzukommen; aber die Erfahrung zeigte bald genug, daß der Herr über das Konzil genau so dachte wie seine Diener. Es gab ja so viele näher liegende Interessen, welche gewahrt werden mußten. Und hatte Burgo nicht Recht, wenn er von den mit einem Konzil verbundenen Gefahren sprach, Gefahren, welche vielleicht den Kaiser nicht viel weniger bedrohten als den Papst? Erinnern wir uns nun an die Ungeduld, mit der Karl schon

*) Siehe den betreffenden Passus aus Mai's Bericht im Anhang.

im vorigen Herbst die Fahrt nach Italien betrieben hatte, so begreifen wir, daß er den für dieses Unternehmen so wesentlichen Abschluß mit dem Papste nicht geneigt sein konnte, durch Beharren auf dem Konzil zu erschweren, mit dem es ihm wohl kaum jemals voller Ernst gewesen war.

Anfang Juni traf der Bischof von Vasona in Barcelona ein, wo Karl bereits am 30. April angelangt war. Am 10. Juni erteilte er Gattinara, de Praet und Granvelle Vollmacht, die Friedensverhandlungen zu führen. „Vasona," hatte Mai geschrieben, „ist ein vortrefflicher Mann und gut kaiserlich." Er brachte die so lange ersehnte Cruzada und andere Bewilligungen aus den Schätzen der Kirche mit*). So nahmen die Verhandlungen den erwünschtesten Verlauf. Schon am 23. Juni wurde der Vertrag über die Heirat des Herzogs Alessandro de' Medici, des Papstes Neffen, mit Margarete, der natürlichen siebenjährigen Tochter des Kaisers, abgeschlossen. Wenige Tage darauf war das große Friedensinstrument fertig. Am 29. Juni, dem Tage von Peter und Paul, wurde es von den beiderseitigen Bevollmächtigten unterzeichnet und noch denselben Tag vom Kaiser in der altertümlichen Kathedrale zu Barcelona beschworen.

Der heilige Vater, heißt es im Eingange des merkwürdigen Aktenstückes, hat mit tiefem Schmerz den trostlosen Zustand der Christenheit wahrgenommen, welche durch innere Zwietracht an den Rand des Abgrundes geführt wird. Da nun der schreckliche Feind, der Türke, sich rüstet, ihr Verderben zu vollenden, hat er sich entschlossen, an die Herstellung des unentbehrlichen Friedens Hand zu legen, zumal nur so der um sich greifenden Ketzerei Halt geboten werden kann. Von denselben Empfindungen ist längst der Kaiser erfüllt gewesen, der namentlich mit tiefster Betrübnis auf das von seinem Heere in Rom Gethane blickt.

---

*) Unter anderem auch endlich die Absolution für Ronquillo und die anderen, welche die Gerechtigkeit an dem Bischof von Zamora vollzogen hatten.

Er reicht deshalb dem heiligen Vater freudig die Hand, um durch ihren Bund den allgemeinen Frieden vorzubereiten. Zwischen Papst und Kaiser wird unauflöslicher Friede, Freundschaft und Bündnis bestehen, aber nicht zu irgend jemandes Verletzung, sondern zur Anbahnung des allgemeinen Friedens und zum Schutz ihrer beiderseitigen Rechte und Besitzungen in Italien. Der Papst wird mit Hilfe des Kaisers in seine rechtmäßige Herrschaft über Florenz wieder eingesetzt, er wird ebenso in den Besitz von Ravenna, Cervia, Modena, Reggio und Rubiera zurückgeführt werden. Dafür wird der Papst den Kaiser von neuem mit Neapel belehnen, von diesem Königreiche keine Steuern fordern, vielmehr 24 Kathedralkirchen der kaiserlichen Verleihung überlassen und den kaiserlichen Truppen freien Durchmarsch durch den Kirchenstaat auf dem Wege von und nach Neapel gewähren. Der Kaiser wird sich alsbald nach Italien begeben, die heiligen Füße Sr. Heiligkeit küssen, ihm den schuldigen Gehorsam für das heilige Reich leisten und vom Papste die Krone desselben empfangen. Der Streit um Mailand ist die Quelle aller italienischen Wirren. Um sie zu verstopfen, werden Kaiser und Papst sich so über die Zukunft Mailands verständigen, daß die Ruhe Italiens dadurch gesichert und die übrigen Fürsten um so mehr für den allgemeinen Frieden gewonnen werden. König Ferdinand wird in dieses Bündnis zwischen Papst und Kaiser aufgenommen, sonst aber darf keiner von ihnen ohne des anderen Zustimmung neue Bündnisse schließen. Venedig jedoch soll, sobald es Neapel völlig geräumt, dem Papste Ravenna und Cervia zurückgegeben und die Ansprüche Ferdinands befriedigt hat, in das Bündnis eintreten dürfen.

Da dem heiligen Vater viel mehr um geistliche als weltliche Dinge zu thun ist, er vor allem die Würde des apostolischen Stuhles und die christliche Religion zu schützen hat, viele aber von dem Glauben abgewichen sind und andere in denselben Irrthum zu verstricken suchen; da es nicht weniger dem

Kaiser am Herzen liegt, dieser tödlichen Krankheit ein geeignetes Gegengift zu bereiten, so verpflichten sich der Kaiser und sein Bruder, in aller Weise und mit größtem Eifer diesen Irrtümern entgegen zu arbeiten. Auch der Papst wird, als der gemeinsame Vater und Hirt, alle möglichen geistlichen Mittel darbieten. Wenn aber die Abgefallenen auf die Stimme des Hirten nicht hören und die Mandate des Kaisers nicht beobachten, so werden der Kaiser und der König von Ungarn und Böhmen gegen sie mit Gewalt einschreiten und die Christo angethane Beleidigung nach Kräften rächen, und Se. Heiligkeit wird dafür sorgen, daß die übrigen Fürsten sie dabei nach Kräften unterstützen. Der Kaiser verpflichtet sich zum Schutze der Person Sr. Heiligkeit, seines ganzen Hauses und des apostolischen Stuhles, aller Besitzungen und Rechte der Medici.

Zwei Zusatzartikel trafen über die zur Abwehr des Türken geeigneten Maßregeln Bestimmungen, der in gleicher Weise Italien und Ungarn bedrohe. Der Papst will, da seine Kirche an zeitlichen Mitteln erschöpft ist, wenigstens mit geistlichen Mitteln dazu mitwirken. Er wird die Gottlosen, welche den Türken heranlocken, mit dem Bann züchtigen, dem Kaiser und seinem Bruder aber den vierten Teil der geistlichen Einkünfte in ihren Ländern gewähren, doch so, daß sie ausschließlich zur Abwehr des Türken verwendet werden müssen. Da das kaiserliche Heer in Italien gegen denselben ziehen soll, erteilt der Papst allen, welche sich in Rom und dem Kirchenstaat gegen ihn und den apostolischen Stuhl versündigt haben, Absolution, damit ihre Sünden nicht den heiligen Zug schädigen. Da die dem Kaiser jüngst bewilligte Kreuzzugsbulle ihm nicht zu genügen scheint, wird sie der Papst erweitern*).

So traten Kaiser und Papst wieder zu engstem Bunde

*) Dumont IV, 2, 1 ff. Auch dieses Aktenstück, welches mit den Erklärungen und Schriften der Jahre 1526 und 1527 im schneidendsten Widerspruche stand, mußte Alphonso de Valdés als kaiserlicher Sekretär ausfertigen!

zusammen, um „als die beiden Leuchten, welche Gott zur Erhellung der Christenheit eingesetzt“, miteinander die christliche Republik zu regieren, der Kaiser als der „erstgeborene Sohn der Kirche, als Protektor und Schirmer der heiligen römischen Kirche und des apostolischen Stuhles und als das Haupt der Christenheit“. An den Dingen dieser Welt liegt ihnen wenig, sie tragen vor allem das Heil der Christenheit auf dem Herzen, sie wollen deshalb miteinander den allgemeinen Frieden herstellen, um dann die Kräfte der ganzen Christenheit gegen Türken und Ketzer zu kehren. Von Konzil, Reform der Kirche ist keine Rede mehr. Wie es war, so soll es wieder werden.

Inzwischen hatten sich Margarete und Luise unablässig bemüht, das von ihnen in die Hand genommene Friedenswerk zu fördern. Die gesamten Verhältnisse Europa's wie ihrer besonderen Staaten kamen ihrem Wunsche entgegen. Man möchte sagen: der Friede lag in der Luft. Schon im Januar drang in Venedig die Meinung durch, Frankreich wünsche den Frieden; die Signorie schloß sich diesem Wunsche von Herzen an, wenn der Friede nur nicht auf ihre Kosten, nur nicht durch den Papst herbeigeführt werde*). Der König von Ungarn mahnte überall, der ungeheuren Gefahr zu gedenken, welche jetzt vom Türken drohe. Die Zustände Frankreichs machten eine Fortsetzung des Krieges fast unmöglich. Der König erging sich gegen die Italiener wohl in großen Worten: bald, er wolle den Kaiser in Spanien angreifen, bald, er werde mit einem großen Heere nach Italien gehen; aber die Thaten waren um so kleiner. Florenz, Venedig, Saint-Pol drängten auf rasche und beträchtliche Geldsendungen, aber der französische Schatz war leer; nur mit den größten Anstrengungen konnten höchst ungenügende Summen zusammengebracht werden. Mit Anstrengungen, welche auf Frankreich wie eine unerträgliche Last drückten. Im Juli 1528 war ein fürchterliches Unwetter über

*) Rawdon Brown 4, 187.

einen Teil des Landes gegangen und hatte die ohnehin schon schlechte Ernte verschlimmert. Der Brotpreis erreichte eine beängstigende Höhe. Im April 1529 sah Lyon eine ernste Erhebung des hungernden Volkes. In dieser Not mußte die Regierung dennoch furchtbar drückende Auflagen fordern. Paris allein sollte 150000 Livres zahlen. Vom Klerus wollte man zwei Zehnten im Betrage von einer Million verlangen*).

Aber trotz all diesem Zwang der Verhältnisse hatten die beiden Frauen Not genug. Als die Herren von Rosimbos und des Barres, welche Margarete an den Kaiser geschickt hatte, mit den Weisungen desselben zurückkehrten, enthielten dieselben Forderungen, welche sie erreichen zu können verzweifelte. In einem ausführlichen Schreiben vom 26. Mai, einem glänzenden Beweise ihrer Umsicht und Klugheit**), legte sie Karl die Dringlichkeit der Umstände und die Notwendigkeit ans Herz, endlich zu einem Abschlusse zu kommen. Der Kaiser hatte unter anderem gefordert, wenn der Friede nicht erreicht werde, müßten auch die Niederlande wieder zu den Waffen greifen: das erklärte sie rundweg für unmöglich. Sie forderte für sich die Freiheit, in der persönlichen Verhandlung mit des Königs Mutter auf eigene Hand abzuschließen, ohne des Kaisers Zustimmung einzuholen. Sie setzte dann die Korrespondenz mit Luise in der Weise fort, daß sie ihr alle möglichen Beweise ihres Vertrauens gab und doch alle Vorteile auf ihrer Seite wahrte. Luise war mehr als je von der Notwendigkeit durchdrungen, ihren Sohn und ihr Land aus einer Krisis zu retten, welche eine abermalige Katastrophe herbeiführen konnte. Sie vertraute Margareten an, welche unermeßlichen Schwierigkeiten ihr bereitet

---

*) Journal d'un Bourgeois de Paris p. 364 f. Carducci, Paris 16. Februar (Desjardins 2, 1044 f.). Ich wundere mich, in dem eben erschienenen ersten Bande des Catalogue des Actes de François I. sehr wenige Spuren dieser Maßregeln zu finden.

**) Gedruckt bei Lanz 1, 300 ff. Karls Vollmacht für Margarete zur Unterhandlung des Friedens war Zaragoza 8. April datiert.

wurden, wie England und die Italiener die von ihnen beabsichtigte Zusammenkunft zu vereiteln suchten. Vor allem fürchtete sie Wolsey's Erscheinen bei dieser Konferenz. Man müsse, meinte sie, alles so lange geheim halten, daß der Kardinal keine Zeit finde, nach Cambrai zu kommen, wo die beiden Damen zusammentreffen wollten. Margarete möge auch ja den schönen Worten des Papstes nicht trauen. „Er ist," rief sie, „weder für Euch noch für uns, noch für die Kirche eine Wohlthat." Gewiß würden sie manchen schweren Streit miteinander durchfechten müssen, aber ihr guter Wille werde endlich doch zum Ziele kommen *).

So geschah es. Als die beiden Damen am 5. Juli in Cambrai eintrafen, hatte sich die Lage Frankreichs abermals um ein beträchtliches verschlechtert. Man wußte von der vernichtenden Niederlage Saint-Pols bei Landriano, man wußte vermutlich auch schon aus Barcelona, daß der Friede zwischen Kaiser und Papst entweder bereits geschlossen sei oder doch dicht vor dem Abschluß stehe; man wußte endlich, daß Karls Reise nach Italien keinem Zweifel mehr unterliege. Schon am 8. Juli schrieb der Florentiner Carducci, Frankreich werde sich auch den schwersten Forderungen des Kaisers unterwerfen, da die Befreiung der gefangenen Prinzen wichtiger erscheine als alles andere. Es kam dennoch so weit, daß eines Tages (es war am 24. Juli) die Franzosen sich zur Abreise anschickten. Margarete hatte von Frankreich Abtretungen verlangt, welche das französische Lager in die heftigste Aufregung versetzten **). Vielleicht nur, um dadurch, daß sie dann nachgab, die Gegner um so williger zu machen. Der König, welcher in der Nähe jagte, wurde allmählich von peinlicher Ungeduld ergriffen. Er fürchtete, der Kaiser habe ihn im Einverständnis mit dem Papste nur zum besten gehabt, er wolle ihn nur hinhalten, um unge-

---

*) Siehe die interessanten Berichte von Jean le Sauch, den Margarete an Luise geschickt. Gayangos p. 102 ff.

**) Carducci den 24. Juli.

hindert in Italien erscheinen und dort alles seinem Gebot unterwerfen zu können. Die Italiener schürten diese Stimmung unermüdlich. Der venezianische Botschafter und ein außerordentlicher Gesandter von Florenz eilten zu ihm, um von ihm ein Einschreiten gegen die zu große Nachgiebigkeit seiner Mutter zu erbitten. Aber was boten sie ihrerseits dem Könige für Aussichten? Was ließen ihre Leistungen in der Vergangenheit für die Zukunft hoffen? Der Kaiser stach wirklich am 27. Juli mit einem höchst stattlichen Geschwader in See. Wie konnte man ihm in Italien die Spitze bieten? Luise wollte um jeden Preis diesem entsetzlichen Kriege ein Ende machen, die Enkel aus der grausamen spanischen Haft befreien, in welcher sie nun schon über drei Jahre schmachteten. Aber Margarete ersehnte den Frieden ebenso. Der Fahrt ihres Neffen nach Italien sah sie mit Bangen entgegen. Sie wußte zu gut, wie es mit seinen Geldmitteln bestellt war, sie kannte die Gefährlichkeit des italienischen Bodens genau. Und nun kamen vom Hoflager des Königs Ferdinand aus Linz Nachrichten, welche die Hilflosigkeit gegen die unwiderstehlich durch Ungarn heranrückende Macht des Türken in den ängstlichsten Farben schilderten. Und doch, hieß es, sei die von den Lutheranern und Wiedertäufern drohende Gefahr noch größer. Nur die Eintracht der Häupter der Christenheit könne retten*).

Am 3. August unterzeichneten die beiden Damen den Frieden von Cambrai, welchen sie zwei Tage darauf feierlich beschworen. Margarete hatte über ihre Schwägerin einen vollständigen Triumph errungen. Manche der Punkte, welche sie selbst Ende Mai ihrem Neffen als unerreichbar bezeichnet hatte, waren nun doch von ihr gewonnen worden. Man pflegt zu

---

*) Carducci schreibt die Wiederanknüpfung der Verhandlungen besonders den eifrigen Bemühungen Schombergs zu, welcher schon am 9. Juli in Cambrai eingetroffen war. Die calliditá e astuzia di questo arcivescovo di Capua maladetto, klagt er am 24. Juli, habe den Abbruch verhindert.

sagen, der Kaiser habe durch diesen Frieden auf das Herzogtum Burgund verzichtet. Vielmehr hieß es im zweiten Artikel, was die durch den Madrider Frieden bestimmte Herausgabe des Herzogtums Burgund, der Grafschaften von Auxerrois und Masconnois angehe, „so wird der Kaiser im Interesse des Friedens sich herablassen, sich mit den Rechten zu begnügen, welche ihm zur Zeit jenes Vertrages zustanden, um sie auf freundschaftlichem und gerichtlichem Wege zu verfolgen; es werden diese Rechte und Ansprüche ausdrücklich für ihn und seine Erben vorbehalten". Ueberhaupt wurde dieses ganze Abkommen von Cambrai als eine Bestätigung und Wiederholung des Madrider Friedens formuliert: dieser Friede soll bis auf vier Artikel in Kraft bleiben. Eine Milderung erfuhr derselbe insofern, als Frankreich Burgund nicht herausgeben, Bourbon, oder vielmehr seine Erben, nicht in alle Besitzungen und Rechte wieder einsetzen mußte. Aber eine erhebliche Verschärfung lag darin, daß Frankreich in Madrid auf alle seine Ansprüche in Italien verzichten konnte, ohne damit feierliche Verpflichtungen zu verletzen, während es jetzt seine italienischen Verbündeten auf das rücksichtsloseste preisgab. Denn nicht allein König Franz, sondern auch seine Mutter hatte im Juni wiederholt und in feierlichster Weise den italienischen Gesandten ihr Wort gegeben, Frankreich werde ihre Interessen wahren, sie in den Frieden einschließen. Ja König Franz wiederholte diese Zusage noch im Moment des Abschlusses*). Statt dessen trug Luise von Savoyen kein Bedenken, in Artikel 43 die Verpflichtung zu übernehmen, daß dem Papst alle seine Städte und Plätze zurückgegeben, also Venedig und Ferrara genötigt würden, ihm Ravenna, Cervia, Modena, Reggio u. s. w. auszuliefern. Und was die noch von Venedig in Apulien besetzten Plätze anging, verhieß Frankreich gar in Artikel 24, wenn die Republik dieselben nicht in bestimmter Frist räume, werde es derselben seine

*) Carducci 26. Juni und 3. August (Desjardins 2, 1071 und 1099).

Feindschaft erklären und den Kaiser monatlich mit 30000 Thalern unterstützen. Einzig und allein auf Florenz hatte Frankreich eine gewisse, freilich mehr scheinbare als ernstliche Rücksicht genommen, indem Artikel 44 sagte: es werde dafür sorgen, daß sich Florenz vor Ablauf von vier Monaten nach erfolgter Ratifikation mit dem Kaiser verständige. Denn nachdem es dem Papste die Zurückgabe aller seiner Besitzungen zugesagt und in Artikel 27 die Verpflichtung übernommen hatte, sich in keiner Weise in die italienischen Händel zu mischen, verstand es sich von selbst, daß auch Florenz von Frankreich nur noch ohnmächtige Worte hoffen durfte. Ein Hauptziel der kaiserlichen Politik war also durch diesen Vertrag im vollsten Maße erreicht worden: Frankreich überließ Italien unbedingt dem kaiserlichen Einflusse.

Aber auch in betreff Deutschlands hatte sich Frankreich zu dem Versprechen herbeilassen müssen, sich in keiner Weise in die Angelegenheiten des Reichs zu mischen*). Allerdings, die großen militärischen Leistungen, zu denen sich König Franz in Madrid für den Kaiser hatte verpflichten müssen, waren bis auf eine unklare Bestimmung in Artikel 29 fortgefallen, und auch die Sätze der Einleitung, wonach sich die Kontrahierenden wegen der „großen Irrtümer und ketzerischen Unruhen", welche alle Tage zunähmen, und wegen des Angriffs des Türken zu diesem Friedenswerk geeinigt, damit alle christlichen Fürsten ihre Waffen gegen den Türken „und die anderen ungläubigen Feinde unseres christlichen Glaubens" vereinigen können — auch diese Sätze enthielten keine bestimmte Verpflichtung Frankreichs, dem Kaiser gegen Ketzer und Türken Beistand zu leisten. Aber auch für die deutschen Beziehungen war es doch erheblich genug, daß Frankreich auf eine Unterstützung Roberts von der Mark und des Herzogs von Geldern verzichtete.

---

*) Art. 27: ... ledit Seigneur Roy ne se meslera des prattiques en Italie, ny en Allemagne en quelque façon que ce soit, contre ny au prejudice dudit Seigneur Empereur.

Und vor allen Dingen hatte es für die bevorstehende Aktion des Kaisers in Deutschland die höchste Bedeutung, daß dieser Friede von Cambrai seiner Geldnot ein Ende zu machen verhieß. König Franz mußte als Lösegeld für seine beiden Söhne die Zahlung von 2000000 Sonnengoldthalern übernehmen. Davon sollten 1200000 Thaler in dem Augenblick entrichtet werden, wo die gefangenen Prinzen ausgeliefert würden. Mit 280000 Thalern wird Frankreich die Schuld des Kaisers an England tilgen und für den Rest die Besitzungen französischer Unterthanen in den Niederlanden verpfänden. Königin Eleonore wird in demselben Augenblick französischen Boden betreten wie die gefangenen Prinzen, um die Heirat mit König Franz zu vollziehen. Der Kaiser wird also auf dem französischen Throne eine eifrige Wahrerin seiner Interessen besitzen. Ja sogar nach dem fernen Norden dehnte der Friede die Erfolge des Kaisers aus: König Christian von Dänemark wurde in denselben eingeschlossen*).

Man begreift, daß König Franz sich sträubte, eine Urkunde zu vollziehen, welche für ihn eine empfindlichere Demütigung enthielt als selbst der Madrider Friede. Damals war er das Opfer des Kriegsunglücks gewesen, eines freilich auch keineswegs unverschuldeten. Welche Aussichten hatten sich ihm dann aber geboten! Mit England und Italien hatte er dem oft fast völlig hilflosen Kaiser gegenübergestanden. Sein Volk hatte ihm die Mittel zum Kampfe in einem ganz anderen Umfange geboten, als sie der Kaiser bei seinen Unterthanen fand. Aber mit unverbesserlichem Leichtsinn hatte er alle diese Chancen verdorben. Im Dezember 1528, als in Italien alles verloren zu gehen drohte, hatte König Heinrich den geistvollen französischen Gesandten Jean du Bellay gebeten, er möge seinem Könige doch vorstellen, daß er nur ein einziges Jahr seinem Vergnügen etwas weniger lebe und selbst nach der pünktlichen Besorgung

*) Dumont IV, 2, 7 ff.

seiner Geschäfte sehe*). Aber was konnten solche Mahnungen wirken, wo die furchtbare Züchtigung des Jahres 1525 nichts über ihn vermocht hatte!

Die Franzosen mußten von ihren verratenen italienischen Verbündeten die bittersten Vorwürfe hören: sie wüßten jetzt, was sie auf französische Versprechungen zu geben hätten**). Wenn der König sie damit zu beruhigen suchte, daß er beim Kaiser alles mögliche für sie thun werde, so waren sie zu klug, um solchen Worten den mindesten Wert beizulegen, wie ja denn auch in Wahrheit alle Bemühungen des Königs, einzelne Artikel des Friedens nachträglich zu mildern, zu gar nichts führten. Sie rieten ihren Obrigkeiten, da auf Frankreich gar kein Verlaß und von ihm nichts zu hoffen sei, sich so rasch und so gut als möglich mit dem Kaiser zu vertragen.

Wie sich auch König Franz sträubte, die große Entscheidung war in Barcelona und Cambrai gefallen. Als der Kaiser am 12. August in Genua landete, war er Herr der Situation. Allerdings widerstrebten noch die italienischen Gegner, allerdings verbanden sich Venedig und Sforza aufs neue zu gemeinsamer Verteidigung, allerdings zeigte sich Florenz entschlossen, die Unterwerfung unter die Medici mit letzter Kraft abzuwehren; aber in Wirklichkeit hatten die Feinde des Kaisers jetzt nur noch eine Hoffnung: den mit ungeheurer Macht durch Ungarn gegen Wien heranziehenden Türken, dessen Reiterscharen am 21. September vor Ferdinands Hauptstadt erschienen. Wäre es Suleimans ernstliche Absicht gewesen, wie Ferdinand einen Augenblick fürchtete, drei Jahre auf die Unterwerfung Deutschlands zu verwenden, so wurden abermals alle Aussichten des Kaisers zerstört: dann standen Italien und Frankreich voll neuer Zuversicht ihm gegen=

---

*) Le Grand, Histoire du divonce 3, 253 f.

**) Carbucci, den 5. August. Mit bösem Gewissen ging König Franz den Italienern möglichst lange aus dem Wege. Erst am 16. August konnten sie ihn sprechen. Seine Entschuldigungen waren die dürftigsten. Siehe Carbucci's Bericht vom 16. August.

über. Gleich die ersten Nachrichten vom Einbruch des Türken in Oesterreich brachten des Kaisers noch schwankende Erwägungen zur Entscheidung. Er konnte jetzt nicht mehr daran denken, Mailand und Venedig mit Krieg zu überziehen, er mußte den Frieden beschleunigen, wozu Ferdinand und Margarete aufs dringendste rieten.

Wie derselbe mit den einzelnen italienischen Staaten in doch noch langen und mühseligen Verhandlungen herbeigeführt wurde, braucht hier nicht erörtert zu werden*). Freundschaft mit dem Papste war jetzt für den Kaiser oberstes Gebot. Dem Papste zuliebe wurde Sforza, dessen zerrüttete Gesundheit seinen baldigen Tod hoffen ließ, als Herr Mailands geduldet, aber so fest an den Kaiser gebunden, daß neue Feindseligkeit von ihm nicht zu fürchten war. Dem Papste zuliebe wurden alle Bitten und Vorstellungen der Florentiner, welchen der Kaiser selbst in wohlthuender Weise zuneigte, abgewiesen und die kaiserlichen Heere am Arno versammelt, um die ruhmreiche Stadt zu brechen, welche seit Jahrhunderten an der menschlichen Bildung schöneren und mannigfaltigeren Anteil genommen hatte, als irgend eine andere. Dem Papste zuliebe wurden auch Venedig erträgliche Bedingungen gewährt.

Ende Dezember waren alle diese Verhandlungen ihrem Abschlusse zugeführt in jenem merkwürdigen, mehrmonatlichen Zusammenleben des Kaisers mit dem Papste. Karl hätte gern Neapel besucht und die Kaiserkrone in Rom empfangen. Aber Ferdinand fand das möglichst baldige Erscheinen des Kaisers in Deutschland so dringend nötig, daß dieser auf jene Wünsche verzichtete. Am 22. und 24. Februar 1530 wurden dann in Bologna jene wunderbaren Festlichkeiten gefeiert, welche nicht das heilige römische Reich deutscher Nation in voller Pracht auferstehen ließen, sondern ein ganz neues Wesen der Welt

*) Man sehe darüber die Aktenstücke bei Gayangos und Rawdon Brown und die Darstellung de Leva's.

offenbarten. Nicht deutsche Kräfte hatten ja den Kaiser nach Bologna geführt. Nicht der König der Deutschen, sondern der katholische König von Spanien, der Herr von Neapel und Sizilien, der Gebieter der Niederlande, der Herrscher der Indien empfing in jenen Tagen die lombardische und die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes. Nicht deutsche, sondern spanische und italienische und niederländische Große waren die Zeugen und Träger dieser pomphaften Erneuerung kaiserlicher Herrlichkeit. Ein wesentlich auf romanische Kräfte gestützter Kaiser schien hier die Epoche Karls des Großen zu erneuern. Die beiden Leuchten der Christenheit vereinigten noch einmal ihr Licht, die verwirrte Welt zur alten Ordnung zurückzuführen. Die Türken waren wie 1526, nachdem ihre nicht sehr energischen Angriffe an der tapferen Verteidigung Wiens gescheitert, vom deutschen Boden verschwunden: so konnten nun endlich Papst und Kaiser mit vereinigten Kräften die durch ihre Zwietracht großgezogene Ketzerei niedertreten.

Es mag ja sein, daß sich Clemens in der herzlichen Freundschaft mit dem gewaltigen jungen Herrn, der ihn zwar in tiefstes Elend gestürzt, aber auch aus demselben aufgerichtet hatte, beklemmt fühlte. Wie wunderbar hatte nichtsdestoweniger doch gerade ihm das Glück gelächelt! Aus dem Gefangenen der Engelsburg, gegen welchen sich Florenz empört, dem Venedig und Ferrara eine Stadt nach der anderen entrissen, der hilflos im Kirchenstaat umhergeirrt, war nun wieder das Haupt der Christenheit, der Herr des Kirchenstaats, der Schiedsrichter der italienischen Geschicke geworden.

Wie klein, wie sehr klein fanden wir diesen Medici fast in jedem Moment seines Papats! Immer nur auf die engen Interessen des italienischen Kleinfürsten bedacht, immer in all seinen klugen Rechnungen, seinen die Welt umspannenden Anschlägen durch die eigene angsterfüllte Seele gestört, überall der Schmied seines Unglücks, stand er nun doch da als der Triumphator, welcher den mächtigen Kaiser glücklich an seinen

Wagen gespannt. Wie in allem das denkbar stärkste Gegenstück zu dem Wittenberger Professor, der mit gewaltigem Wort sein Volk geweckt und dem nun trotzdem das Verderben sicher schien: der Florentiner immer mit ängstlich lauerndem Blick die ganze weite Welt auf die Chancen kleinen Gewinns prüfend, der Deutsche immer selbst von den größten Weltbegebenheiten völlig unberührt, jener immer mit gespitztem Ohr auf jedes Anzeichen sich ändernder Konstellationen lauschend, dieser immer nur in das vertieft, was er für seines Gottes Gebot hielt, jener, wenn es nicht anders ging, bereit, mit den Freunden des Türken selbst die verhaßte Macht des eifrig katholischen Kaisers abzuwehren, dieser in unbeirrter Gutgläubigkeit seine Deutschen aufrufend, sich unter die Fahne dieses Kaisers gegen den Türken zu scharen. Weltklugheit und Weltverleugnung waren sich nie in so klassischer Verkörperung gegenüber getreten, wie in diesem Clemens und in diesem Luther. Eine höchst kleinliche, höchst engherzige, von allen tieferen sittlichen Antrieben und Kräften entblößte Weltklugheit, die jetzt nichtsdestoweniger über alle Schwierigkeiten triumphiert zu haben schien.

Und doch hatte es der wunderbare Gang der Dinge so gefügt, daß die triumphierende Klugheit im Moment des Triumphes selbst sich eine unheilbare Wunde schlug. Als Clemens den Abschluß jenes Vertrags von Barcelona erfuhr, welcher ihm die Erfüllung aller seiner Herzenswünsche verhieß, stand er nicht länger an zu thun, was der Kaiser so lange vergeblich von ihm erbeten hatte: am 16. Juli rief er die Entscheidung des englischen Ehehandels vor sein Tribunal nach Rom. Damit verlor König Heinrich die letzte Hoffnung, im Einvernehmen mit Rom seine Ehe zu lösen. Jetzt that er, womit er lange gedroht: der „Verteidiger des Glaubens“ verwandelte sich in das Haupt einer neuen Ketzerei. Wolsey's Herrlichkeit brach schrecklich zusammen. England schickte sich an, dem stammverwandten Deutschland im Kampfe gegen Rom zur Seite zu

treten, wie tief auch die Kluft war, welche Ursprung und Verlauf der englischen Kirchenerneuerung von der deutschen schied. Des Kaisers an sich berechtigter Eifer, die Ehre seines Hauses zu hüten, hatte zwar den Papst gewonnen, seine Tante aber nicht gerettet und England in eine Bahn gedrängt, auf welcher es, wenn auch erst nach seinem Tode, der gefährlichste Feind seiner katholisch-spanischen Macht werden sollte.

Anhang.

1. (Zu Seite 439.)

Gemeinschaftliche Depeschen der drei venezianischen Gesandten Contarini, Navagero und Priuli.

Toledo, 6. Juli 1525. Havemo inteso da persona molto interessata del magnif^{co} Gran Cancellier che sua S^{ria} ha dimandato licentia ala M^{tà} Ces^{ea} et la ha habuta. Dà altri poi ci è stà ditto che ben paresse che lo Imperator alla prima li assentisse quasi di dar licentia che domandava, poi meglio considerata la cosa non ge la data . . . Dicono la causa del dimandar licentia esser, perche da alcuni secretarj li erano usurpate molte cose pertinente al carico suo, cose che li parea contra alla dignità sua et anche quel che meritava la longa servitù che haveva habuta con sua M^{tà}, che li havea ditto che li desse un memoriale di quel che dimandava, che vederia di far tutto quel che rechiedeva et che voleva che continuasse al ben servir che havea sempre fatto et faceva a sua M^{tà}.

Depesche der drei Oratores. Toledo, 9. Juli 1525. Ritornando mò alla cosa del M^{co} Gran Cancellier della qual dessemo noticia al Cons. de X perche alhora era molto secreta, hora mo è publica et resoluta bene integramente la significamo a V. Ser^{tà}. — Sua Magnificentia adunque vedendo che molte giurisdition sue erano usurpate da altri sene lamentò cum la M^{tà} Ces^{ea} essendo presenti il conte di Naryho (Narro?)*), governator

*) Ich vermute, es ist der Graf von Nassau gemeint.

di Brexa et monsignor die Beonea*). La Ces^{ea} M^{tà} li rispose che dovesse poner in scrittura tutte queste sue querele et mandargele et cosi sua Magnificentia fece. Dapoi un altro giorno vedute tutte il conseglio intervenendo anchora li Spagnoli, zoè il comendator mazor et Don Ugo de Moncada, prefata M^{tà} Ces^{ea} fece leger et la proposta de esso M^{co} Cancellier et la risposta sua, nella qual se diceva: che quelle lege di Spagna, in le qual se fundava lui Cancellier, non erano in uso da molti anni, et ala fine che a lei pareva cussi di viver. Il che fù tolto tanto a male dal ditto Mco. Cancellier che lì coram omnibus rechiese licentia, la qual la Ces^{ea} M^{tà} più presto ge la desse che negò. El giorno dapoi sua M^{tà} ripentita li mandò il governator di Brexa a casa sua facendoli intender, che molto li despiacea delle parole sequite et che havea desiderato che la proposta et riposta fusseno stà brusate, ma che lui li inviasse un' altro memorial di quel che rechiedeva, perche lo intenderia. Poi lo fece pregar che dovesse continuar questa Corte da Castiglia et conferirse a palazzo al conseglio. Prefato Cancellier le inviò el memorial, ma non volse ne continuar la Corte ne andar a palazo avanti che fusse espedito, et però non si ritrovò il primo giorno come di sopra dicemmo. Heri poi fù a disnar cum sua Mtia. lo episcopo di Osmo, confessor di Cesare et altri poi inviati da la Ces^{ea} M^{tà} li quali operorno tanto che la condusseno a palazo, dove, per quanto intendiamo et publicamente si divulga per la corte fù accolto dalla Ces^{ea} M^{tà} et abrazato amorevolessimamente et usateli quelle amorevole et honorevole parole se possono desiderar. Dapoi veduto tutto il conseglio sua M^{tà} coram omnibus disse pur parole honorificenti^{sse} di prefato M^{co} Cancellier promettendoli di farle tal mercede che tutto il mondo conosceria che molto lo amava et che grandemente seli tenea obligato. Siche speramo sua M^{tia} esser ritornata in major reputation che mai et hoggi il conte di Nansao (sic!) et lo Ill^{o} Vicere sono stati a mover sua M^{tia} a casa dove hanno insieme disnà.

Kopie aus dem Archiv der Frari verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Mor. Brosch.

---

*) In diesem Namen steckt ohne Zweifel Herr v. Beaurain.

2. (Zu Seite 510.)

Abrege du voiage fait par le Sr. de Langey en Ytalye.

(September 1526.)

Arrive a Venise je declaray au duc et Seigneurie la cherge que javois du Roy, leur excusay a mon pouvoir la longueur et tardivete de la gendarmerie françoise, surquelle longueur les seigneurs de leur conseil rejectoient toute la difficulte de lentreprise ditalie. Et au propos que me tint le duc, il leur sembloit que le Roy y procedast lentement pour nestre lentreprise de Milan a son nom et proffit. de quoy me dirent, si la longueur procedoit de ce coste, quilz vouloient bien y remedier, et que le Roy tant seulement demandast ce quil vouloit.

Nayant cherge de respondre a ce leur fyz entendre (ainsi que de Venise jescripvy) les causes et raisons de ceste longueur procedentes dinconvenient, non de propos delibere ou par dissimulation aucune, et que le Roy entendoit y proceder ouvertement et comme pour entreprise quil scavoit luy estre non seulement utile, mais tres necessaire. Que bien povoient ilz presumer que les gensdarmes françois checun en particulier par adventure yroient de plus grant courage si lentreprise se faisoit au nom et pour le proffit particulier du Roy. Ce non obstant quilz estoient pour y faire leur debvoir entierement et que bien tost en donneroient congnoissance.

Mais quant au Roy, combien que a mon advis il eust tresvoulentiers ou accepte ou demande ce party comme son propre et antien heritage, si on lui eust faict louverture, mais puys que desja il avoit aultrement capitule, jestois bien seur que pour quelconques grant proffit qui luy en peust venir il ne vouldroit riens demander en Italie plus que par les chappitres luy estoit accorde. Et quant ores on le luy offreroit, quil feroit grant difficulte de laccepter pour ne donner occasion de penser quil eust faict le long et difficulte la chose pour amener messieurs de la ligue a ceste raison. Si toutesfoiz il leur sembloit que ce fust le proffit de Italie et deulx en particulier davoir ung Roy de France voisin et amy, quilz en povoient escripre au Roy et entendre par luy sa volunte. Ce quilz me dirent vouloir faire, mais quilz vouloient scavoir la resolution de nostre Saint Pere, lequel desja leur en avoit escript.

Venu a Romme, nostre Saint Pere me fist les mesmes remonstrances de ceste longueur par laquelle lentreprise seroit non seulement retardee, mais rendue difficile, cousteuse, et dincertaine yssue: qui aultrement estoit de facile et seure execution, et toutes les foiz que jalloys vers luy qui estoit de deux jours lung, entroit tousjours en ce propos, blasmant ceste longueur, allegant les difficultez qui en sourdoient (sic!) mettant en avant sa paouvrete et impuyssance de longuement supporter ce faiz, et mesmes quil estoit contrainct de tenir a Romme gens de guerre pour sa seurete alencontre des Coulonnois qui le tenoient comme assiege, lesquelles choses il me prioit prendre comme vrayes remonstrances dung homme craignant que la puyssance ne puise longuement accompaigner le bon vouloir, non pas pour dissimulation ou couleur de varier ou se departir de la ligue ou faire paix a lempereur, ce que jamais il ne feroit, quant il debvroit estre chasse de son siege et sen fuyr en Avignon, desquelx motz il me usa deslors, disant dadventage quant il eust voulu se departir de ladicte Ligue quil le povoit faire quant domp Hugues luy apporta offres plus grandes que luy mesmes neust voulu demander. Mais pour allors ne me declara plus avant icelles offres, mais entra sur remonstrances que les choses de nouveau survenautes ont mestier de nouveau conseil.

Alors que la Ligue fut conclute ce que le Roy, Venitiens et nous checun en son droict fournissions en ceste entreprise, estoit (dist-il) suffisant pour la executer et mener a fin ce que maintenant ne peult suffire pour les difficultez survenues, qui sont telles et si grandes que lesperance den avoir bonne yssue estoit tres petite, si par le Roy ny estoit pourveu, en qui toute leur force estoit reduicte et fondee. Et pource que les gensdarmes françois checun en particulier pourroient aller plus froidement en guerre dautruy, que si cestoit ou propre nom et au proffit du Roy, il estoit bien dadvis pour leur donner meilleur courage, que le duche de Milan se conquist pour luy comme son propre heritage, se quil eust des le commencement du traicte mys en avant et faict accorder, si neust este pour lesperance quil avoit dexecuter plus briefvement lentreprise par le moyen du duc de Bar qui tenoit lors les chasteaux de Milan et de Cremonne. Ores, estant les choses reduictes en telz termes que dudict Sforce ne povoient esperer secours, il avoit faict remonstrer son intention aux Venitiens desquelx il attendoit response a ceste fin. Sur

ces propos luy fyz pareille response en substance que javois faict aux Venitiens. Et de ce temps pour eviter despense il fist appoinctement avecques les dictz Colonnois et renvoia les gens de guerre quil tenoit dedans Romme. Et ce fist-il contre le vouloir du conte de Carpy qui len desconseilla de tout son povoir. Aucuns jours appres, qui fut le vendredi XIIII^{e} de septembre, ung gentilhomme Neapolitain, lequel estoit venu expressement pour ceste cause, madvertit que les Colonnois levoient gens de cheval et de pied en la bruce*). Je le menay parler a nostre Saint Pere qui le congnoissoit et trouva son advis estre veritable. Parquoy delibera faire venir a Romme deux mille Suysses du camp. Le lendemain ayant eu nouvel advertissement de ce mesmes, et que larmee de mer de lempereur debvoit estre preste a Carthagene le XX^{e} du moys et que larcheduc estant a Yspruch debvoit avoir a ce mesme jour dix mille lansquenetz prestz a partir pour senvenir a Milan, il me manda que le dimenche matin je lallasse trouver a Belveder ou il me tint pres de deux heures, remonstrant les choses dessusdictes, qui luy donnoient grant craincte que les affaires se portassent mal, si non que le Roy voulust accepter que lentreprise et conqueste se fissent en son nom, et luy et Venetiens contribueroient a la guerre, en la sorte que jusques icy ilz ont faict par mer et par terre, que de sa part il y employeroit jusques au dernier de sa puyssance. Dune chose estoit-il trouble que son ambassadeur luy escrivoit que remonstrant au Roy les difficultez des choses et ses dangiers et necessitez, il luy sembla que le Roy ne les prist en bonne sorte, mais eust quelque souspeçon, que se fust pour fonder et colorer une occasion de se departir de la Ligue. Alors me declara il les offres que luy faisoit Domp Hugues de Montcade qui sont telz.

Que lempereur retyreroit son armee ditalie ou si au pape sembloit bon la emploieroit au service de leglise contre le duc de Ferrare. Et que jamais ne chercheroit, luy, de passer en Italie.

Quil laissoit Sphorce paisible au duche de Milan, mais pour lhonneur dudict empereur, affin quil ne semblast injustement et sans querele avoir voulu dejecter icelluy Sphorce, il demandoit que le different dentre lempereur et ledict Sphorce fust

---

*) Abruzzen.

commis a ung juge nomme par ledict empereur, lequel empereur bailleroit bonnes seurtez que ledict juge ainsi nomme par luy donneroit sentence en faveur et au proffit dudict Sphorce.

Que lempereur se contenteroit de remettre au jugement de nostredict Saint Pere le different du Roy et de Luy pour les reduyre en quelque bonne paix.

Que lempereur remettroit tout le povoir spirituel des eglises de Naples es mains de leglise et satisferoit de la pension annuelle', et aux parens dudict Saint Pere donneroit en icelluy royaulme telles duchez, comtez et principaultez quil vouldroit demander.

Lesquelles offres disoit ledict Saint Pere avoir reffusees tant pour estre adverty de la nature et façon de faire de Lempereur ou son conseil. Lequel certainement neust riens tenu de tout, mais avoit invente ceste maniere pour le destourner de la Ligue de France, comme aussi pour maintenir la Ligue faicte au Roy, laquelle il me dist vouloir garder inviolablement. Et a ceste cause quil vouldroit bien, puys que le Roy mavoit mande vers luy pour le oster de souspeçon, que je peusse prendre la peine de retourner devers le Roy pour aussi le oster du souspeçon ou il estoit el le asseurer que jamais il nabandonneroit son alliance quoy quil en peust luy advenir. Et si avecques le Roy il debvoit estre ruine, avecques luy il se releveroit. Quil scavoit bien que tout se pourroit ressourdre a la lonsgue, mais seulement il craignoit nestre puyssant a soustenir ceste attente, quoy quil en fust, quon orroit plus tost dire que pape Clement seroit depose ou chasse de Romme que dire quil eust abandonne lalliance du Roy, car il se remettoit du tout a luy ou de paix, ou de guerre, ou de treve. Sil semble au Roy avecques la continuation de layde que jusques icy ont faict pape et Venitiens povoir maintenir la guerre, il luy semble meilleur de la maintenir, attendu la infidelite de lennemy. Sil luy semble ne le povoir faire, quil en dispose comme il vouldra et que luy nen fera riens sinon par lordonnance du Roy.

Me dist dadvantage, si le Roy avoit aucun doubte quil ne fust pour luy observer ce quil promet, quil est prest de venir en Avignon pour plus lasseurer et que desja leust faict, sil neust crainct que son absence eust porte desfaveur a la Ligue. Jurant sur ce propos, que sil povoit venir en personne vers le Roy, en habit dissimule, quil le feroit aussi tost que me y

envoyer. Laquelle chose comme il ne peust faire me pryoit y venir et pryer le Roy de mettre en oubly toutes les choses passees qui le peuvent mettre en souspeçon.

Ce jour estant malade le Comte de Carpy sans lequel je ne voulu accorder ce voiage ne fut riens conclut. Le lendemain fut delibere mon partement et me bailler briefz de creance avecques instructions signees de la main de nostre Saint Pere et le consentement de la seigneurie de Venise, pour accepter ou demander tout ce que bon leur sembleroit. Le mardi me furent despeschez et delivrez les briefz, les instructions baillees es mains du dataire pour me bailler le mercedi. Quel jour survenant nouvelles de Hongrie, fut retarde mon partement et tout le jour jusques a une heure de nuyt fut empesche le conseil sur ce propos, a ce presens les ambassadeurs de Portugal faisant pour lempereur depuys la mort du duc de Suesse et celluy de larcheduc qui remonstra le dangier de Austriche. La fut conclut estant la paix necessaire entre lempereur et le Roy, quil seroit bon que le pape, pour les y induire, vint jusques en Avignon et le fist ascavoir aux deux princes pour se trouver a parlement pour ceste paix. Et me dist nostre dit Sainct Pere sortant du conseil quen mes instructions il en feroit ung article, mais que le Roy ce non obstant ne differast ou interrompist son entreprise.

Environ une heure appres luy vindrent nouvelles que les Colonnois avecques quattre ou cinq mil hommes estoient pres de Anagne et en propos de prendre ung chemin qui leur estoit sans propos, sinon quilz voulussent venir a Romme. Il ordonna quon fist le guet aux portes et que le matin suyvant on levast gens. Le quel fut mal faict aux portes, la levee nestoit plus a temps; entre doze ou treze heures du matin quelques troys cens Colonnois se saisirent de la porte de Saint Jehan-de-latran et puys de deux aultres voisines, et ce pendant faisoient entrer leurs gens de dehors a la file. Manderent aux citadins de Rome que homme ne se esmeust sur peine du sac. Ceste craincte du sac, ou peu damour quilz avoient au pape retint checun en sa maison. Les Colonnois se myrent plus avant jusques en la place Sainct Jehan et depuys jusques au capitolle et puys en place Judee, et la, environ les XVII heures, planterent laigle et firent le cry de par lempereur.

Le pape appres grandes altercations de son conseil se retyra

ou chasteau Sainct-Ange et fist retyrer le meilleur de son meuble. La vindrent vers luy les cardinaulx de Laval et Cibo ou Armellin qui avoient este parler auxdictz Colonnois et apporterent response telle que par les lectres que le Conte de Carpy escript au Roy par moy. Depuis retournerent et vindrent aultres de par Domp Hugues de Montcade offrans article de composition. Et ce pendant entrerent lesdictz Colonnois par force decà du Tybre que le pape faisoit garder et de la se acheminerent vers le palais du pape quilz saccagerent. Et lors je montay a cheval pour men venir ayant eu long propos avant que partir avecques nostre Sainct Pere qui me declara les articles quon luy proposoit, disant quil feroit veoir si le chasteau seroit garny de gens, vivres et munitions jusques a mon retour de devers le Roy et sil povoit, le tiendroit, non le povant tenir, quil accepteroit leurs conditions en intention de leur jouer de pareil jeu. Je luy parlay de ses gens du camp et de son armee de mer si les Colonnois le pressoient de les rapeller quil en feroit, luy faisant ouverture sil estoit contrainct de ce faire, quil seroit bon que Joannin de Medicis retint les gens du camp en son nom, comme capitaine dadventure, et messire Andree Dorie quittast son service et retournast au Roy. Le propos des gens du camp le trouva bon, de larmee disoit que pour commencement seroit bon que Andree Dorie se retyrast jusques a Ligorne et que par adventure si myeulx ne povoit luy mesmes se pourroit retyrer hors de Romme sur ladicte armee et sen venir en France.

(Bibliothèque nationale. Ms. Dupuy t. 45 fol. 35 ff.) Kopie durch die Güte des Herrn Dr. P. Friedmann besorgt.

3. (Zu Seite 630.)

Gattinara an Erasmus.

S. P. Vir clarissime. Quod in tam arduis negociis occupatus ad me scribere voluisti, non possum maximas tibi gratias non agere. Atque utinam ut agere, ita et referre possem. Videres profecto, quis sit meus erga te animus, et certe quem et tua pietas ac divina eruditio promerentur: quibus me adeo devinxisti, ut si quando ab hac molesta terrenarum rerum tractandarum sarcina animum revocare datur, in tuis lucubrationibus versari mihi iucundissimum sit. Ego certe pro com-

perto habui, te utriusque factionis homines habere adversarios. Admiror tamen te tantum virum huiusmodi hominum tanti facere maledicta: quum meo quidem iudicio Christiana respublica hac nostra tempestate in treis parteis secanda sit, quarum una, quae obturatis auribus mentisque oculis obcoecatis Romano adhaeret Pontifici, sive is bene, sive male aliquid iubeat decernatve: alia quae Lutheri partes mordicus tenet: Hi enim utriusque factionis homines quum suum negocium agant, nec recto iudicio quicquam iudicare possunt, nec aliquem ab eis dissentire patienter ferre, quorum laus quum vera sit ignominia, ita et eorum maledicentia ab his qui recte sentiunt pro vera laude reputanda erit. Addamus et tertiam his nimium contrariam partem: eorum videlicet, qui nihil praeter Dei gloriam et reipublicae salutem quaerunt. Unde ut nec turpia non vituperare, nec virtutem non laudare, nec ulli factioni toto, ut aiunt, pede adhaerere volunt, ob idque vix fieri potest, ut quum vera loqui instituant, obtrectatorum mordaces linguas fugiant. Si igitur habes utramque factionem adversam, id certe reipublicae causa dolendum erit, tua vero gratulandum, qui tertiam habes omnino tuam, quae tuas nunquam non praedicat laudes, a quibus laudari vera gloria est. Lutheranorum factionem ita semper oppressam optavi, ut omnino eradicaretur caeteraque corrigerentur mala: quod Caesaris nostri auspiciis futurum spero.

De pensione tua nil hactenus effectum est. Fiet tamen, ut credo, melius, quam tu forte optares. Interim tibi istic manendum censeo, dum hae silescant turbae: meque novo affectu inter tuos adnumerato. Vale. Granatae Calendis Octobris 1526.

Tuus ad vota amicissimus
Mercurinus Gattinara.

Kopie in der Korrespondenz des Beatus Rhenanus auf der Schlettstädter Bibliothek.

4. (Zu Seite 691.)

Bericht des Micer Miguel Mai an den Kaiser.

Rom 11. Mai 1529. . . . Por lo que arriba digo de lo que su S^ad^ siente lo del concilio, que dicen los de Alemaña, que se ha de hacer por fuerça para remediar lo de alla, visto que es materia peligrosa para hacerla tragar al papa, que en fin parece que no se puede assegurar desto, acorde con Micer Andrea de Burgo de quitarnos este obiecto de delante siquiera

por agora mientra negotiamos las otras cosas, pues no ay obligation para ello, y porque los ministros de V. M. no es razon que digan ni asseñalen cosa que no aya de ser pudiendose concertar de otra manera, parecio que Micer Andrea de Burgo era muy buen instrumento para ello, y asi a los 24 de Abril hablando con su S^ad^ le dixo confortandole a declararse por V. M. y por su rey, que no temiese del concilio, porque V. M. deseava mas el reposo del mundo, en especial de Italia, que no las novedades y extrañedades, que suelen traher consigo los concilios, y tambien por su persona, porque despues de haverse declarado por V. M. y hecho una buena amistad y buen parentado, V. M. seria el primero, que havia de defenderlo; y que en las cosas de Luthero no faltarian remedios, y que el havia pensado uno, que se hiciese una eleccion de personas en Alemaña nombradas parte por la tierra y parte por V. M. y otras tantas aqui nombradas por su S^ad^, y que se referiesen los unos a los otros, y que desta manera se podrian remediar los tumultos y locuras de los Lutheranos sin scandalo; y a esto se alço el papa de la silla y dixo: a la fe, que decis verdad y hablais cuerdamente, y no seria inconveniente, que en tal caso se le concediesen algunas cosas de las que son menos scandalosas; y de entonces aca le hallamos un poco mas abierto y mas alegre. Despues han venido cartas de la dieta, en que dicen, que aquello del concilio anda muy estrecho, y que el señor rey de Hungria se le promete, porque entre tanto tornen las missas, ahunque diz que algunos no quieren que se tornen, sino que se haga luego el concilio; y tambien ha parecido a Micer Andrea y a mi no decirlo al papa tan extenso y sacar la relation de la cifra algo mas corta para mostrarsela para seguir este intento que havemos començado. El qual como digo es tracto para sacar a este hombre poco a poco al camino de declararse, y aprovecha tanto, que ahunque pienso io, que V. M. terna por bien de señalar algo desto al nuncio, quando ay llegare, y pues V. M. es prevenido dello, mandaralo proveer, como fuere servido, porque de su parte la cosa esta integra, que yo ni he hecho ni dicho cosa, que obligue a V. M. mas a una cosa que a otra, ahunque fue de parecer y concerte, que el otro lo dixese, y tampoco Micer Andrea no lo dixo en nombre de la Mag. regia sino como de suio; y crea V. M., que esta y, quantas finezas ai en el mundo, son menester para hacer, que este

hombre se declare, bienque ahun con esta ni con dos docenas de otras no acabaremos, y ahun a V. M. le quedara su parte para con el nuncio.

Das Folgende: De letra de May. El nuntio se fue ante de aier y este correo no pudo ir con el ni la fusta, porque sperava el despacho del principe de Orange y no vino hasta ayer tarde.

Lo screvi a V. M. que dava una sedula de mi mano, porque si el indulto que daban general, no se mostrava ser dado otras veces, se revocasse en las tierras que no monstrariamos haverse dado, y pediomela S^ti Quatro quando me embio la menuta; despues no me lo han pedido; no se si es por olvido o porque les paresca, que no es menester; y en fin esta gente asi se ha de ganar de poco a poco, y en verdad que para no haver capitulado ahun lo han hecho harto bien.

Lo envie a demandar al papa repuesta de la carta que le di de V. M. de los 8 de henero, porque dias ha, que se le hablaba; me dijo que la haria, y agora me dixo que ya la havia dado al nuntio, sollicitando que me diese una copia a mi por mi descargo; me embio este breve, por la copia del qual, que me dieron, quede corrido, porque por cierto yo no pidia tal ni lo pensava, ni hasta agora ge lo tengo merescido, pero en fin paresce, questa en ese parecer, y lo mismo scrive al señor rey de Hungria de Micer Andrea, y dize que spera en Dios y en V. M. y buenos ministros, que adobaran lo que se gasto por los, que no lo eran.

Suplico a V. M. que pues terna alla la traza de lo que se ha tractado, y particularmente la relacion de passo en passo, que se resuelva y aprete alla lo que pora (!), y nos mande avisar aca de presto, porque con speranças de lo que ay ha de hacer el nuncio, aca nos dilataran.

Una relacion envio a V. M. de nuevas particulares y otra copia de una carta, que ayer ove de uno de Barleta, que scrive a un señor Romano. Nuestro señor, muy alto y muy poderoso señor, felicite a V. M. con tanta gloria como sus servidores deseamos.

Aus der Kopie des British Museum (Additional Mss. 28587 fol. 258b—261a) durch die Güte des Herrn Dr. Bernays besorgte Abschrift.

Inhalt.*)

Gattinara und Wolsey S. 3 ff. Der Krieg S. 28 ff. Karl und Adrian VI. S. 59 ff. Bicocca S. 81 ff. Inneres Leben S. 104 ff. Spanien S. 118 ff. Indien S. 154 ff. Das Reichsregiment S. 179 ff. Der Statthalter S. 196 ff. Papst, Reich und Luther S. 217 ff. Krieg und Diplomatie S. 247 ff. Clemens VII. S. 283 ff. Kaiser und Reich S. 301 ff. Pavia S. 346 ff.

*) Notiz für den Buchbinder. Dieses kurze Inhaltsverzeichnis ist nicht mitzubinden, da der zweiten Hälfte des Bandes ein ausführlicheres Verzeichnis über den ganzen Band beigegeben werden wird.

Güller